

Nullen.

Roman mit Randverzierungen.

— Zickzackgeschichten —
von

F. W. Hackländer.

ERSTE RANDVERZIERUNG.

Wo bei sinkendem Nebel die aufleuchtende Sonne so ernste Dinge zeigt, wie man sie gewöhnlich beim Anfang einer Geschichte nicht zu sehen wünscht.

Es war im Spätherbst, einer jener Tage, wo die entfliehende Dämmerung in graue Nebelschleier gehüllt, sich, obwohl besiegt, doch noch fest an die Erde klammert, hartnäckig immer und immer wieder den Kampf aufnehmend mit der Morgensonne und der Herrschaft des Tages.

Ein verzweifelter Kampf, bei dem die dichten Dunstmassen, selbst wenn sie das Schlachtfeld eine Zeitlang zu behaupten vermögen, doch dem Untergange geweiht sind, sei es durch die siegreiche Kraft der Sonne, die sie niederdrückt,

so daß sie zwischen den Bergen und Schluchten flüchtig umherirren, die versprengten Schaaren, in Form langgestreckter, weißer Nebelstreifen, oder daß sie als Thautropfen ihren Übermuth beweinen, oder daß die Besiegten sich verrätherischerweise hoch aufbäumen und in Verbindung treten mit trüben, schmutzigen Regenwolken.

Es ist ein Kämpfen und Angreifen, wie in einer wirklichen Schlacht, ein Vordringen und Zurückweichen, Dahinstürzen ganzer Nebelmassen, während sich andere glücklichere Wolkenbildungen auf Augenblicke emporschwingen, die siegenden, blitzenden Sonnenstrahlen verfinstern, um die Erde unter ihre trübe Herrschaft zu beugen. So steht der Kampf zuweilen in der Morgenfrühe, und die grauen Nebelgewänder hüllen Berg und Thal ein, Busch und Wald, einzelne Häuser und ganze Städte und wenn man sie von der Höhe herab betrachtet, so erscheinen sie uns wie ein wallendes Meer, immer noch wie kampfbereite Heerschaaren, aber langsam zurückweichend vor der Wucht der Sonne, deren Strahlen schon den weiten Himmel gereinigt haben, daß er in tief dunkler Bläue strahlt, lächelnd dem siegreichen Lichte, das nun, zum neuen allgemeinen Angriffe übergehend, das feindliche Heer langsam – langsam, unaufhaltsam niederdrückt.

Langsam, langsam, unaufhaltsam, und schon treten rings umher die fernen Höhen mit ihren Wäldern, Bergspitzen und schroffen Felszacken an das Tageslicht, glücklich leuchtend unter dem Gruße der Sonne, während die Nebelmassen, immer tiefer sinkend, jetzt einem gewaltigen Bergsee vergleichbar, zu unseren Füßen liegen.

Dabei aber scheint es uns jener Zaubersee zu sein, von dem das alte Märchen erzählt, denn wir vernehmen aus seiner Tiefe dumpfes, vielstimmiges Glockengeläute und bemerken endlich zu unserem Erstaunen, daß auf seinem Grunde eine große Stadt ruht, deren Kirchen, Paläste und Häusermassen zuerst dicht und grau verschleiert, erst nach und nach sichtbar werden, wobei die Glockentöne heller klingen, aber immer noch in ernsten langsamen Schwingungen zu uns herauftönen. Jetzt bescheint die Sonne die höchsten Thürme, aber statt auf heitere Farben, glänzende Wetterfahnen oder goldglitzernde Spitzen, Kugeln oder Kreuze, fällt unser Blick auf lang herabwallende schwarze Fahnen, die unheimlich, fast gespenstisch aussehen, so lange nur sie allein über dem grauen Nebelsee flattern, und die auch dann an Heiterkeit nicht gewinnen, wenn die Dunstmassen verschwunden sind, um als feuchter Thau das Straßenpflaster zu benetzen.

Ja, ernst, feierlich und trübe erscheint uns die gewaltige Stadt, indem wir, die Anhöhe verlassend, durch ihre Straßen wandelnd zahlreiche Volksmassen sehen, die sich, aber ohne Lärm, ohne Lachen und Plaudern, in langsamen Schritten Alle nach einer Richtung hinbewegen und zwar dem königlichen Schlosse zu, von dessen höchstem Thurme gleichfalls eine lange schwarze Trauerfahne niederhängt.

Die weiten Terrassen, die das mächtige Gebäude rings umgeben, sind mit ruhig wartenden und nur gedämpft murmelnden Menschenmassen angefüllt, besonders bei dem großen Eingangsthor, wo zahlreiche, schwarzgekleidete Dienerschaft, unterstützt von Kürassieren des Leibregiments die Haufen zu regeln scheinen, indem sie ihnen truppweise den Eintritt in's Schloß gestatten.

Alle diese Leute aber, die hier eintreten und dann später die Residenz auf der andern Seite noch ruhiger, noch stiller verlassen, tragen dunkle Kleidung, besonders die Frauen und Mädchen unter ihnen, die fast Alle in vollständigem Traueranzuge erscheinen.

Und alles Das gibt ein ernstes, ergreifendes, fast düsteres Bild, und steht in schmerzlichem Kontrast der leuchtenden Herbstsonne, deren milde Strahlen auf ewig einem Augenpaar verschwunden sind, welches sich im Tode geschlossen, betrauert von einem ganzen Volke, das in seinem Könige einen Beschützer, einen Sorger, einen väterlichen Freund verloren.

Man liest das in den ernsten, traurigen Gesichtern, mit denen sie die hallenden Gänge betreten, in dem Bemühen, so geräuschlos als möglich die weiten Treppen emporzuwandeln, in dem tiefen Athemzuge aus kräftiger Männerbrust, in dem Flimmern einer Thräne in Frauenaugen, sobald die Trauernden droben durch die beiden Flügelthüren eingetreten sind in die dunkle Schloßkapelle, deren Hunderte brennender Wachskerzen mit ihrem rothen, qualmenden Lichte gerade im Gegensatz zu dem blendenden, sonnigen Herbsttage eine so niederdrückende Wirkung ausüben, daß man lautes Schluchzen vernimmt, und häufig schwarz gekleidete Gestalten gegen Vorschrift und Etikette an dem schwarzbehangenen Katafalk niederknien sieht, um ein stilles Gebet zu verrichten.

Auf allen vier Seiten dieses Katafalks, dessen schwarz-samtene Behänge mit den schwer silbernen Fransen breit auf dem Boden niederfallen, bemerken wir weiße, marmoreähnliche Figuren, Todesengel darstellend, in der erhobenen Rechten düster glühende Wachsfackeln haltend, und

ebenso regungslos wie sie erscheinen die vier Offiziere des Leibkürassier-Regiments, die, wachhaltend, hier stehen, den gezogenen Pallasch gesenkt in der Hand, das Porteépée, sowie die metallenen Helmzeichen mit Trauerflor umwunden und ebenso die Feldbinde, die sie von der rechten Schulter gegen die linke Hüfte hängen haben.

Zwischen den Säulen, welche die Wölbung der Kapelle stützen, unterscheidet man in dem Dunkel kaum die hohen Gestalten der Palastgardisten in Traueruniform, schwarz mit Silber, ältere, langgediente Männer, deren Augen allein einiges Leben verrathen, denn diese richteten sich zuweilen mit schmerzlichem Ausdruck gegen das wachsbleiche, eingefallene Gesicht ihres Königs und Kriegsherrn, mit dem sie lange, lange Jahre Freud und Leid getheilt, dessen freundlichen Gruß bei rauschenden Festen sie mit einem vergnügten Lächeln beantworten durften, der ihnen ein gütiger, treuer Herr gewesen war, den sie als ernsten, festen Mann gesehen in schweren, sorgenvollen Zeiten, im heißen Gewühl der Schlacht.

Obgleich die Fenster der Kapelle verhängt waren, so stahl sich doch hie und da ein feiner Lichtstrahl in den düstern Raum, hier fast tröstlich wirkend im Verein mit den sanft gedämpften Schwingungen der Orgeltöne, unter welchen die dichtgedrängte Menge, selbst musterhafte Ordnung haltend, zu der einen Thüre hereinkam, um durch die andere ebenso geräuschlos wieder zu verschwinden. Und es gab ein ergreifendes Bild, diese schweigsam wogende Menge, aus der nur zuweilen ein leichtes Aufschluchzen erklang, so wie zu sehen war das Leuchten weißer Taschentücher, die gegen thränende Augen gedrückt wurden – dieser stumm fortflutende Strom, aus dem der hohe Katafalk mit seinen

Wachsfackeln, mit seinen Hunderten von brennenden Kerzen, umgeben von den regungslosen Offizieren und Palastgardisten, emporragte, wie ein Fels im Meere – »was er uns auch gewesen ist,« sagte und dachte Mancher, der sich nochmals an der Ausgangsthür umwandte, um zum letzten Male das bleiche, edle, ernste Gesicht seines königlichen Herrn zu sehen.

Dann erklang eine dumpf vibrirende Glocke, die Orgeltöne erstarben, die Flügelthüren wurden geräuschlos geschlossen und die draußen harrende, sich stets vergrößern-
de Menge auf weitere Nachmittagsstunden vertröstet.

Es war die Zwischenzeit, wo entweder durch den Oberceremonienmeister verschiedene Korporationen, Gruppen höherer Beamten oder Offiziere in kleineren Parteien eingeführt wurden, wo sich alsdann die wachhabenden Kürassieroffiziere, sowie die Palastgardisten lautlos und schweigend ablösten, während Hofdiener erschienen, die unhörbar einerschlichen, die brennenden Kerzen und Fackeln untersuchten, oder wo ein Aktschluß stattfand in diesem allerhöchst anbefohlenen und für die Menge so ergreifenden Schauspiel, in welchem Falle die Kerzen bis auf wenige ausgelöscht wurden, die Palastgarden in den Seitengängen verschwanden und sich die Kürassieroffiziere in einen anstoßenden Saal dieses Schloßflügels zurückzogen, um während des Zwischenaktes von ihrem immerhin angestrengten Dienste auszuruhen. Dieß war auch am heutigen Morgen der Fall, ohne daß man die Kerzen löschte; doch wurden die Flügelthüren zu beiden Seiten verschlossen, und wer in diesem Augenblick durch seinen Rang oder seine Stellung, oder durch irgend eine Protektion das Vorrecht hatte, noch hier verweilen zu dürfen, bewahrte von

dem ergreifenden Schauspiel wohl einen noch tieferen und mächtigeren Eindruck.

Da sah man alte Leute erscheinen in verblichener Invalidenuniform mit wohlverdienten Medaillen und Kreuzen, Männer, die militärisch grüßend sich dem Sarkophag näherten und mit verschlungenen Händen stehen blieben, bis sich ihre Augen langsam verdunkelten und über ihre Wangen dicke Thränentropfen herabließen. Auch alte Leute in Civil oder in der Hoflivrée kamen und gingen heimlich und verstohlen, und diese wagten sich schon näher heran, häufig an den Stufen niederknieend oder gar mit ihren Lippen die kalte Hand des Entschlafenen ehrfurchtsvoll berührend. So in diesem Augenblicke ein alter etwas gebückt gehender Mann mit weißem Haar, der den Fußboden so unhörbar berührte, daß er fast schwebend erschien, und der nun gleichfalls, an den Stufen niederknieend, ein stilles Gebet zu verrichten schien. Dieser alte Mann hatte schwarzseidene Kniehosen, gleiche Strümpfe, lackirte Schuhe mit silbernen Schnallen, war also in den unteren Theilen in vorgeschriebener Trauergala, während er statt des Frackes einen langen, dunkeln Rock trug, bis an das Kinn zugeknöpft, unter welchem man eine weiße Halsbinde hervorleuchten sah.

Jetzt erhob er sich schwankend aus seiner knieenden Stellung, ging die Stufen hinan, und nachdem er sich dreimal in tiefer Ehrfurcht vor dem hohen Todten verneigt, faltete er seine Hände, schaute eine Zeitlang kummervoll in das Gesicht des Verblichenen und flüsterte dann: »Eure Majestät wollen es mir nicht ungnädig aufnehmen, daß ich wiederholt eine ganz gehorsamste Klage vorbringe, die der arme Dippel nun einmal nicht verwinden kann – Eure Majestät

hätten mir das nicht anthun und dem alten Dippel vorausgehen sollen. Ach! es wäre ja meine Schuldigkeit gewesen und ich hätte es mit treuester Liebe gethan, und meinen allernädigsten, geliebten Herrn dort oben, wie sich's gebührt, erwartet – so aber« – hier brach dem alten Manne die Stimme und er schluchzte leise – »so aber habe ich nichts, als meine Sehnsucht, und komme mir vor, wie ein müder Reisender, der sich vergeblich plagt, einen rasch vorangeeilten Wagen zu erreichen, und ich hatt' es mir doch so süß und tröstlich vorgestellt, Eure Majestät droben, wie so oft hienieden zu empfangen und vielleicht begnadigt zu sein an der himmlischen Pforte wartend zu stehen.«

Da vernahm der alte Leibkammerdiener des Königs den tiefen sonoren Klang einer Stimme, die so unerwartet zu ihm sprach, daß er zusammenschreckend aufblickte, mit höchster Spannung lauschend, als die Stimme sagte: »Schon dieser gute und getreue Wunsch, mein lieber Dippel, ist, da er gewiß lange in Ihrem Herzen schlummerte, vorangeeilt, um zugleich mit den großen und schönen Thaten des edlen Entschlafenen zum Empfange bereit zu stehen. – Auch sollen Sie nicht vergessen, daß im Jenseits wahrscheinlich die Rollen gewechselt und Sie selbst später einmal dort empfangen werden, wie ein alter lieber Freund.«

Der Leibkammerdiener hatte, während die Stimme sprach, zuerst einen tiefen Athemzug gethan, worauf sich flüchtig ein trauriges Lächeln auf den Zügen des alten Mannes zeigte, als er unter einer leichten Verbeugung, die Stufen herabsteigend, zur Antwort gab: »Ach, Herr Hofmarschall, was Sie da eben zu sagen beliebten, könnte tröstlich erscheinen, aber für mich wäre es doch sehr schrecklich; denn wenn ich mir ein Wiedersehen im Jenseits vorstelle, so könnte es mich

doch nur dann vollkommen glücklich machen, wenn es im Bewußtsein des vergangenen irdischen Lebens stattfände.«

»Ein frommer Wunsch von Millionen, mein lieber Herr Dippel, und wer diesen festen Glauben hat, der mag wohl eine schöne Beruhigung darin finden – es würde aber auch sein Unbequemes haben, – doch wollen wir darüber hinweggehen, und ich will Ihnen nur mein Vergnügen ausdrücken, Sie wieder einmal allein zu sehen und hoffe, daß es Ihnen gut geht.«

»Heute noch recht ordentlich, Herr Hofmarschall! – und auch morgen noch,« erwiderte der alte Leibkammerdiener mit stockender Stimme, »dann aber –«

»Setzen wir uns zur Ruhe, wie manche Andere, oder halten uns wenigstens hinter den Coulissen, um zu sehen, ob beim neuen Dekorationswechsel ein Stichwort kommt, das uns paßt und genehm ist.«

»Für mich wird nichts Dergleichen kommen, Herr Hofmarschall! Daß Sie mich überhaupt hier noch sehen, liegt in einem dringenden Wunsche, den ich mir Sr. Excellenz dem Herrn Oberhofmeister auszudrücken erlaubt, hier nämlich als Hoffourier so liebe Dienste zu leisten, was mir auch gern bewilligt wurde, da im Schlosse drüben so sehr viel zu thun ist.«

»Und angenehmere Dinge, mein lieber Herr Dippel, da es genug Leute gibt, welche diese erlauchte Vergangenheit scheuen und es für ersprießlicher halten, sich im aufgehenden Lichte zu sonnen.«

»Ja wohl – ja wohl!«

»Was mich dabei freut, ist, daß wir Beide uns im gleichen Falle befinden; Sie besorgen aus Anhänglichkeit den Dienst eines der Herren Hoffouriere und ich fungire hier gleichfalls

auf meine Bitte als einfacher Kammerherr für meinen lieben Kollegen, den Grafen Stoltenhof, der es auch vorzieht, sich an den neuen Sonnenstrahlen zu erfreuen.«

»Das hätten Sie nicht thun sollen, Herr Hofmarschall,« versetzte der Leibkammerdiener in einem ernsten Tone – »doch bitte ich meine freimüthige Äußerung entschuldigen zu wollen, Herr Hofmarschall.«

»Diese Entschuldigung ist ganz unnöthig. Ihre Äußerung freut mich vielmehr, besonders durch den besorgten Ton, der aus Ihren Worten klang, und wenn Sie mir nebenbei noch eine Liebe erzeugen wollen, so nennen Sie mich unter Weglassung meines Titels mit meinem einfachen Namen.«

»Wie Sie befehlen, Herr von Rosenthal!«

»So ist's recht, man muß sich an Alles so früh als möglich und freiwillig gewöhnen.«

Herr von Rosenthal hatte das in seinem gewöhnlichen, gefälligen Tone gesagt, und wenn man sein allerdings, wie immer, bleiches Gesicht schaute, ja seine ganze sorglose Haltung ansah, wie er mit übereinander geschlagenen Armen an einer der dunkeln Marmorsäulen lehnte, so hätte man ihn insoferne bei allem Dem, was hier vorging, für einen ganz unbetheiligten Zuschauer halten können, den nur der Kummer um einen theuren Entschlafenen hier an diesen düstern Raum fesselte. Und dieser Kummer sprach aus seinen ernsten Blicken unter den zusammengezogenen Augbrauen, sowie aus den fest auf einander gepreßten Lippen, wenn er schwieg. Er war schwarz gekleidet von Kopf bis zu den Füßen, und selbst seine blendende Wäsche wurde durch eine gewaltige Trauermasche von Flor, sowie durch seine lang herabreichenden kohlschwarzen Favoris fast gänzlich bedeckt. Er hatte jetzt die Säule verlassen und sagte, indem

er auf den Kammerdiener zutrat und ihm seine Rechte reichte: »Es liegt für mich etwas angenehm Tröstliches darin, zugleich mit einem so Getreuen, wie Sie sind, den letzten intimen Dienst zu thun und ist es mir gerade so zu Muthe, als lebten wir noch in jener glücklichen Zeit, wo Sie so freundlich waren, mich zu protegiren, wenn ich befohlen wurde.«

»Für mich ist es allerdings der letzte Dienst, Herr von Rosenthal, den ich thue. Ein ehrenvoller, schöner, obgleich trauriger Dienst, und wenn Sie mich jetzt vielleicht mit einiger Verwunderung in meinem langen Überrocke sehen, so ist dieß nur in den Pausen der Fall, wo ich mir einbilden darf, daß ich zum ganz vertraulichen Dienste des allergnädigsten Herrn da bin, wo er mich gerne so zu sehen pflegte, ja mir anbefahl, nicht in meinem Fracke zu erscheinen, wie Seine Majestät stets zu thun geruhten in dieser letzten traurigen Krankheit.«

»Wie ich das verstehe, mein lieber Herr Dippel! Auch ich möchte keinen Krankenwärter um mich haben in goldgesticktem Frack, und Sie waren doch Seiner Majestät einziger und wahrer Krankenwärter.«

»Ich darf es mit Stolz sagen, daß mich der allergnädigste Herr dergestalt mit seinem Vertrauen beehrte, und daß ich nebenbei das traurige Glück genoß, bei seinem letzten Augenblick gegenwärtig zu sein.«

»Ganz allein, Herr Dippel? – wie man sagte« – fragte unbemerkt Herr von Rosenthal mit leiser Stimme.

Der alte Kammerdiener warf einen raschen Blick um sich her, eh' er zur Antwort gab: »Ganz allein, Herr von Rosenthal. Die allerhöchsten Herrschaften hatten sich in tiefster Ermüdung gerade für einen Augenblick zurückgezogen und weder die Leibärzte noch ich hatten eine Ahnung davon,

daß der letzte Augenblick so rasch und – dem Himmel sei es gedankt – so schmerzlos eintrat. – Seine Majestät erhob den Kopf ein wenig, bewegten die Lippen und nannten flüsternd den Namen der höchstseligen Königin. – Das schnitt mir eigentlich tief in die Seele, Herr von Rosenthal; denn wenn Ihre Majestät, die eine so edle und erhabene Dame war, noch gelebt hätte, würde der allergnädigste Herr diesen Namen wohl nicht vergeblich ausgesprochen haben.«

»Bemerkten Sie an seinen Gesichtszügen, daß ihm das schmerzlich war?«

Der alte Kammerdiener neigte seinen Mund zum Ohre des Fragers, ehe er mit geheimnißvoller Miene zur Antwort gab: »Im Gegentheil, Herr von Rosenthal, der Herr lächelte freudig, ja verklärt, und sagte deutlich: ›Ach, da bist Du ja!‹ Ja so deutlich, ich möchte fast sagen, so kräftig, daß ich mir die Bemerkung erlaubte, ob Seine Majestät irgend Etwas zu befehlen habe, worauf ich noch genau die Worte verstand: ›Danke – danke‹ – – es waren die letzten, und obgleich ich das deutlich sah, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, den allergnädigsten Herrn jetzt zu verlassen.«

»Und thaten recht daran, Herr Dippel, starb er doch mit seinen Phantasieen und auch sonst in der allerbesten Gesellschaft.«

Da wurde eine der Flügelthüren ein wenig geöffnet und im Strahle des Tageslichtes, der leuchtend hereindrang, bemerkte man einen Herrn in großer Uniform, einen Stab, auf dem die kleine goldene Krone schwarz verhüllt war, in der Hand tragend, und dieser Herr blieb, da er sich trotz der brennenden Wachskerzen erst an das Dunkel gewöhnen mußte, welches besonders in den Seitenschiffen der Kapelle herrschte, einen Augenblick stehen.

Diesen benützte Herr Dippel, um nach einer Verbeugung gegen den Hofmarschall so geräuschlos zu verschwinden, daß man hätte glauben können, er sei nur einer der Schatten gewesen, welche die düster flammenden Fackeln bei dem geringsten Lufthauch erscheinen und verschwinden ließen.

Dann kam der Herr in der großen Uniform näher, etwas mit den Augen blinzelnd, da er die schwarze Gestalt, die an der dunkeln Säule lehnte, nicht sogleich erkannte, und da sich Herr von Rosenthal, scheinbar in tiefe Betrachtung versunken, darin nicht stören ließ, um ihm entgegenzutreten, oder auch nur ein Lebenszeichen von sich zu geben.

»Ach, Sie sind es, bester Freund!« flüsterte jetzt der Herr in großer Uniform, als er nahe genug war, um den Andern zu erkennen; »ich glaubte nicht, Sie hier zu finden, sondern vermuthete, Sie, wie die übrigen Herrschaften, beim Frühstück.«

»Sie wissen, mein lieber Herr Baron von Schalken, daß ich mir das Frühstück schon längst abgewöhnt habe, und daß die jetzige schwere Zeit, wo wir Alle einen so kräftigen Hinweis auf das Jenseits erhielten« – hier erhob er den rechten Arm gegen den Sarkophag – »und dabei so sehr an unsere eigene Sterblichkeit gemahnt wurden, – daß dieser Augenblick nicht dazu gemacht ist, unserem sterblichen Leibe dergleichen irdische Dinge wie Frühstück und Ähnliches zu bieten, Dinge, die stets für unsern Geist etwas Erniedrigendes haben.«

»Streiten wir nicht darüber,« erwiderte der Andere in einem etwas gelangweilten Tone; »doch haben Sie Unrecht, ich darf Sie versichern, daß die Menüs ausgezeichnet sind unter der neuen Ära.«

»Und das sagen Sie hier im Angesicht des Sarkophags – jetzt schon sagen Sie das, denken Sie doch, wenn es der höchstselige Herr gehört hätte?«

Baron Schalken fuhr ein klein wenig zusammen, während er scheu zur Seite und etwas in die Höhe blickte und sagte: »Sie haben wahrhaftig eine Lust daran, die Aufregung eines armen Beamten noch zu vermehren, der so nicht weiß, wo ihm der Kopf steht. Werde ich doch nicht nur, um mich vielleicht eines unpassenden Ausdrucks zu bedienen, *à deux mains* gebraucht, sondern ich könnte sagen *à deux âmes*, denn ich kann Sie versichern, bester Hofmarschall, so oft ich hier in diesen jetzt doppelt geheiligten Raum trete, überflutet mein alter gewaltiger Seelenschmerz und kämpft mächtig an gegen die neuen Stimmungen der Seele, denen man sich angesichts dieses göttlichen Rathschlusses doch unmöglich zu entziehen vermag.«

»Vortrefflich gesagt,« versetzte Herr von Rosenthal mit einem kurzen Lächeln:

»Etwas dunkel zwar,
Doch es klingt recht wunderbar.«

»Und das ist in dieser Welt die Hauptsache, dann kommt das Verständniß schon von selbst, – – aber ich bin recht erstaunt,« fuhr er nach einer kurzen Pause fort, »Sie in der Zwischen- und Frühstückszeit zu sehen, oder sollten Sie das Bedürfniß fühlen, hier in einigen innigen Worten Ihren Dank zu stammeln für durch lange Jahre erhaltene Wohlthaten – geniren Sie sich durchaus nicht. Ich trete auf die Seite, und damit Sie sehen, was ich im Stande bin, für meine Freunde zu thun, soll es mir gar nicht darauf ankommen, Ihr stilles

Gebet an dem jetzt höchsten Orte vortrefflich in Szene zu setzen.«

»Sie wären dazu im Stande,« sagte Baron Schalken in einem erschrockenen Tone, – »nein, ich muß schon recht bitten, mich ruft nur der Dienst hieher, und ich erwarte meine Leute, um die Lichter löschen zu lassen. Es soll heute kein Empfang mehr stattfinden.«

»Ist es schon zu viel geworden?« fragte der Andere in dumpfem Tone, »oder wird mit den Lichtern gespart?«

»Ich glaube keines von Beiden, Herr von Rosenthal,« erwiderte Schalken etwas scharf, – »die Kapelle soll gelüftet werden, um später – doch darüber weiß ich nichts Genaueres, ich habe keine weiteren Weisungen von Baron Tönning.«

»Gut! – so kann auch ich mich wohl nach Hause begeben.«

»Ich glaube fast, mein lieber Herr Hofmarschall; wenn Sie es aber nicht eilig haben, so verlassen wir diesen ernsten Ort zusammen.«

»Mit Vergnügen leiste ich Ihnen noch einige Augenblicke Gesellschaft, biete Ihnen sogar später meinen Wagen an, der unten am Hauptportale hält.«

»Dafür danke ich herzlich,« sagte rasch der Andere.

»Sie danken? – nein! – obgleich mein Wagen vollständig geschlossen ist?«

»Ach, mich würde auch ein offener nicht geniren,« entgegnete Baron Schalken mit einer kleinen Verlegenheit, »doch habe ich hier im Schlosse noch dringend zu thun.«

»Wie Sie wollen; doch setzen wir uns einen Augenblick, ich bin etwas müde geworden.«

Damit ließ sich Herr von Rosenthal auf die unterste Stufe des Sarkophags nieder, während der Andere es vorzog, stehen zu bleiben.

»Nicht wahr,« sagte dieser nach einer kleinen Pause, »Sie boten sich freiwillig an, für den Grafen Stoltenhof hier Dienste als Kammerherr zu thun.«

»Freiwillig, um meine tiefe Anhänglichkeit zu bezeugen, auch um Niemand im Lichte zu stehen; was meine Funktionen als Hofmarschall anbelangt, so sind diese ja von selbst suspendirt und in den großen Strom des Oberhofmeisteramts geflossen.«

»Doch nicht durch klaren Befehl?«

»O nein! – wenn das wäre, würden Sie mich wohl kaum hier sehen; so lang ich aber da bin, möchte ich mich so gut als möglich nützlich machen.«

»Auch mein Amt als Hoftheaterintendant ist begreiflicher Weise wegen der Hoftrauer, und so lange als diese dauert, gleichfalls suspendirt – und doch gäbe es gerade für mich genug zu thun, um beim Wiederbeginn einer wahrscheinlich sehr veränderten Geschmacksrichtung gehörig Rechnung tragen zu können.«

Herr von Rosenthal hustete leicht hinter der vorgehaltenen Hand, dann wandte er seinen Kopf auffallend rückwärts in die Höhe, worauf Baron Schalken ziemlich verdrießlich sagte: »Mit Ihren ewigen Erinnerungen durch Worte oder Pantomimen.«

»Das macht meine lebhaftere Phantasie, ich denke immer, wenn wir gehört würden.«

Der Hoftheaterintendant zuckte leise mit den Achseln, ehe er fortfuhr: »Ich habe mich stets und auch früher nicht genirt, vernünftigen Änderungen das Wort zu reden, und

daß ein jugendlicher, geistvoller Monarch Änderungen be-
lieben wird, daran ist wohl nicht zu zweifeln.«

»Nein, an vernünftigen Änderungen ist nicht zu zweifeln,
mein lieber bisheriger Herr Hoftheaterintendant!« versetz-
te der Andere in so bestimmtem, ausdrucksvollem Tone,
daß Baron Schalken fast unmuthig erwiederte: »Wir werden
wohl nichts Besseres thun können, als diese Änderungen mit
Gemüthsruhe zu erwarten.«

»Ganz meiner Ansicht! Es sollte das auch durchaus keine
Anspielung sein – wollen Sie mir aber vielleicht eine kleine
Frage erlauben?«

Baron Schalken nickte schweigend mit dem Kopfe.

»Haben auch Sie sich zur Übernahme eines der Ceremoni-
enmeisterämter gemeldet, wie ich zu den Funktionen eines
Kammerherrn?«

»Nein – Baron von Tönning ersuchte mich darum – finden
Sie vielleicht etwas darin?«

»O, durchaus nicht, im Gegentheil, man kennt Ihr Ge-
schick als Hoftheaterintendant, Schaustücke und derglei-
chen zu arrangiren, und konnte das, wie man ja schon sehen
kann, in keine bessere Hände legen.«

Der Andere gab hierauf keine Antwort, wandte sich viel-
mehr rasch um, da eine der Flügelthüren leise geöffnet wur-
de und verschiedene Hofbediente erschienen, die sich in den
Räumen der Kapelle vertheilten. Herr von Rosenthal erhob
sich langsam, indem er sagte: »Gehen wir unseren Privatge-
schäften nach, ich habe jetzt doch wohl hier nichts mehr zu
thun.«

»Vorläufig nicht, doch werde ich mir erlauben, Ihnen wei-
tere Bestimmungen, sobald ich etwas erfahre, zugehen zu
lassen.«

Baron Schalken sagte das in einem recht wohlwollenden Tone, den er noch verstärkte, ja der ganz freundschaftlich klang, als er, den Anderen unter den Arm nehmend und bei Seite führend, hinzusetzte: »Sie wissen doch, bester Freund, daß um drei Uhr intimer Empfang bei Ihrer Majestät der Königin ist, wo der bisherige Hofmarschall, oder vielmehr der Hofmarschall des bisherigen Kronprinzen,« verbesserte er, »nicht fehlen sollte – nehmen Sie das als einen freundschaftlichen Wink.«

»Wofür ich herzlich danke, doch wird Graf Stoltenhof meine Stelle dort ebenso gut versehen, wie ich hier die seine – auch habe ich wahrhaftig ein paar recht dringende Geschäfte.«

»Wie kann man in solchen Augenblicken von anderweitigen, dringenden Geschäften reden – seien Sie nicht leichtsinnig, Rosenthal.«

»Auch widerstrebt es mir, den gerechten Schmerz der hohen Frau durch meine Gegenwart noch zu vermehren; nein, ich habe wirklich dringende Geschäfte, und wenn Sie mir irgend einen Freundschaftsdienst erweisen wollen, so wäre es der, über meine Abwesenheit, wenn Sie das für nöthig halten, ein paar entschuldigende Worte fallen zu lassen.«

»Recht gern! doch müßte ich etwas von Ihren dringenden Geschäften oder Gründen wissen.«

»Das steht Ihnen mit Vergnügen zu Diensten. Ich muß zu meinem Sattler –«

»Um Trauergeschirre zu bestellen?« forschte der Andere etwas mißtrauisch.

»Nein, mein Lieber – um nach meinen neuen Reisekoffern zu sehen.«

»Nach Ihren Reisekoffern?« fragte der Andere in größtem Erstaunen.

»Ja, nach neuen und sehr soliden Koffern, die ich mir nach meinem eigenen System sehr praktisch zu einer weiten Reise bestellte.«

»Und diesen Grund für Ihre Abwesenheit darf ich angeben?«

»Ich bitte Sie darum, und da Sie wissen, daß ich so ziemlich Alles erfahre, was über mich gesprochen wird, so wird es mir auch nicht verschwiegen bleiben, ob Sie wirklich die Freundschaft für mich haben, diesen meinen Grund laut und deutlich anzugeben.«

»Wenn Sie darauf bestehen,« versetzte Baron Schalken nach einem tiefen Athemzuge offenbar Erleichterung, »mit großem Vergnügen.«

»Und finden mich zu allen Gegendiensten bereit,« sagte Herr von Rosenthal lächelnd, worauf er sich nach einer freundlichen Handbewegung aufrechten Hauptes und im langsamsten Schritte gegen den ganz dunkeln Hintergrund der Kapelle verlor, nachdem er vorher nicht unterlassen, eine tiefe Verbeugung vor dem Sarkophag zu machen.

Dann verließ er die Kapelle durch die kleine Thüre der Sakristei, wozu er den Schlüssel aus seiner Tasche hervorzog, und blieb einen Augenblick zweifelnd stehen, welchen Weg er zum Hauptportal einschlagen sollte, wo sein Wagen stand. Er hätte durch einen Umweg bei der Kapelle vorbei, dann einen der stillen Schloßhöfe durchschreitend, ziemlich unbemerkt dorthin gelangen können, während die Korridors des Palastes noch immer angefüllt waren mit einer zahlreichen Menschenmenge, die sich mißmuthig und äußerst

langsam entfernte, als sie vernommen, daß der Trauerraum für heute nicht mehr geöffnet würde.

Für den Gang durch diese belebten Räume entschied sich Herr von Rosenthal nach kurzer Überlegung und betrat sie alsdann, um aufrechten Hauptes durch die Menge zu wandeln.

Er bot eine eigenthümliche, feierliche, fast düstere Erscheinung, als er so mit den bleichen Zügen langsam gehend hindurchschritt, diese schwarze Erscheinung, deren ernstes Gesicht durch den kohlschwarzen Bart fast unheimlich erschien, ohne Auszeichnung oder sonstigen Schmuck, mit den dunkeln glühenden Augen aufmerksam die Menge betrachtend, die allerdings bei seinem Erscheinen zur Seite wich, ihm dabei aber eine recht zweifelhafte Theilnahme schenkte, denn während Einige scheu und murrend zurücktraten, murmelten Andere unverständliche Worte, welche aber dem Ausdrücke ihrer Mienen nach wohl keine freundlichen Bemerkungen waren, und nur spärlich wurde er begrüßt durch eine leichte Verbeugung oder Abnahme des Huttes.

Dieß Alles schien ihn aber durchaus nicht zu bekümmern, wenigstens nicht im Mindesten zu verletzen, denn wenn sich seine düsteren Gesichtszüge vielleicht hie und da ein wenig veränderten, so geschah dieß allenfalls nur durch ein leichtes Zucken der Mundwinkel, welches man für den Beginn eines Lächelns hätte halten können, das aber wieder verschwand, ehe es zur Geltung kam.

So erreichte er in einiger Zeit das Hauptportal, um dort hinaustretend hinter den mächtigen Säulen gedeckt stehen zu bleiben, nicht um sich den Blicken der gaffenden Menge zu entziehen, ein Grund, der von selbst wegfiel, da sich

Aller Augen nach einer Staatskarosse mit den königlichen Insignien richteten, die mit dem Leibkutscher in großer Trauerlivrée und zwei Bedienten hintenauf von dem Gebäude des Staatsrathes herkam, und in welcher Equipage sich der junge Monarch befand, die herandrängende Volksmenge freundlich und leutselig grüßend. Es war dieß einer der ersten schönen, fast erhabenen Momente für den neuen Herrscher, denn das gute Volk, erregt und bewegt, auch erfüllt von tiefer Theilnahme, hatte den vielleicht nicht ganz richtigen Takt, diese Theilnahme unter Anführung einiger vertrauter Personen, sehr ergebener Beamten, Handwerker und königlicher Lieferanten, zu einer lärmenden Demonstration zu machen, in Folge deren die breite Straße vor dem Palaste nach ein paar schüchternen Versuchen endlich doch von einem brausenden Hochrufen ertönte, worauf der junge Fürst mehrmals freundlich mit dem Kopf nickte und ein kurzes Lächeln auf seinem blassen Gesichte sehen ließ, um alsbald wieder in die tiefe Ecke seines Wagens zu verschwinden.

Herr von Rosenthal ballte zuckend seine Finger zusammen und klemmte seine Unterlippe zwischen die Zähne, während ein düsterer Blick hinausflog zu der langen schwarzen Fahne auf der Höhe des Schlosses; dann murmelte er: »Wenn ich auch wahrhaftig stets bereit bin, jedes, selbst das kleinste Verdienst dankbar anzuerkennen, so mißfallen mir doch diese hier ganz unmotivirten Vorausbezahlungen – sie erschrecken mich. Sie haben etwas von einem Hosianna an sich und können zu dem Glauben verleiten, als begrüße man einen längst Erwarteten, heiß Ersehnten, der schon genug gethan, um diese Erwartung im Voraus zu rechtfertigen – ach! das verwöhnt, das macht begehrllich und erfüllt uns mit dem Bewußtsein eines Werthes, dem später keine

stille Huldigung mehr genügt – – immerhin – – sei es darum, vielleicht ist auch diese Begrüßung wie ein erquickender und befruchtender Regen, der auf ein gutes Samenkorn fällt, – das Samenkorn wäre wohl da, auch ein guter, gesunder Grund, nur zu üppig und anlockend für allerlei Unkraut, das da prächtig wuchern wird, um edle Keime zu ersticken oder doch zu stören – wer da die Sense führen dürfte und mähen – auch unter euch,« rief er mit spöttisch aufgeworfener Lippe gegen den kleinen Schloßflügel hinüber, wo der Kronprinz bis jetzt gewohnt, wo die Staatskarosse hielt und wo ein neuer Jubelruf die Luft zerriß. »Ja, schreit nur!« sprach er, düster hinüberblickend, »vor acht Tagen schrieeet ihr eben so, ja noch toller, als sich der jetzt so stille Herr in betrügerischer Rekonvalescenz am Fenster zeigte – wer kann es ändern,« setzte er achselzuckend hinzu; »es ist das eben einmal der Lauf der Welt und hat auch gewissermaßen seine Berechtigung. – – Der König ist todt – es lebe der König!«

ZWEITE RANDVERZIERUNG.

Mit leichten gefälligen Unterhaltungsranken, deren Früchte Goldkörner sind.

Herr von Rosenthal war nicht zu seinem Sattler gefahren, wie er dem Baron Schalken gesagt, sondern direkt nach Hause, und wenn wir ihm die Treppen hinauf folgen in den ersten Stock eines großen, schönen Gebäudes, wo sich seine elegante Privatwohnung befand, – eine Dienstwohnung hatte er nie bezogen, dort nur sein Bureau eingerichtet und seine Sprechstunden gehalten – so bemerken wir auf dem geräumigen Vorplatz etwas, das uns an jene Worte erinnert,

die den Hoftheaterintendanten in begreifliches Staunen versetzt, vier große neue Koffer nämlich von rothem Juchtenleder mit starken Messingbeschlägen, auf dem Deckel ein R von gleichem Metall mit der siebenzackigen Krone darüber.

Doch warf der Ankommende kaum einen flüchtigen Blick auf diese Reisegeräthschaften, die ihm vor Kurzem noch so wichtig erschienen, und als ihn der die Thür öffnende Kammerdiener darauf aufmerksam machte, sagte er in gleichgültigem Tone: »Gut! ich habe sie schon bemerkt; sie scheinen recht zu sein.«

Dann trat er in sein Schlafzimmer, zog mit Beihülfe des Kammerdieners seinen Frack aus und einen langen, weichen Schlafrock von dunkelblauem Sammet an, worauf er fragte, ob Jemand da gewesen sei. »Von Bekannten Niemand, Herr Baron. Nur ein Hoflakai mit der Meldung, daß um drei Uhr kleiner Empfang, aber in großer Uniform bei Ihrer Majestät der Königin sei. Auch habe ich darauf hin den Anzug Eurer Gnaden gerichtet und mit den Trauerzeichen versehen; wann soll ich den Wagen bestellen?«

»Du sagst, es war ein Hoflakai da, also keiner der Hoffou-riere? – Welcher Lakai war es?«

»Werner, Euer Gnaden.«

»Gut! In diesem Falle brauchst Du keinen Wagen zu bestellen. Sagte Werner sonst Etwas?«

»Nur, daß er in einer halben Stunde wiederkommen würde, weil er den Herrn Baron nicht angetroffen und auch vergeblich auf der Kanzlei gesucht habe.«

»Wenn er kommt, führe ihn sogleich herein. – Gibt es sonst noch Etwas?«

»Den Reisewagen ließ ich, wie Sie befohlen, zum Wagenfabrikanten bringen, damit er genau untersucht werde und

Alles, was nöthig ist, hergerichtet werde. – Auch sind die neuen Reisekoffer angekommen,« wiederholte der Kammerdiener in einem etwas schüchternen Tone.

»Ich meine, Du habest mich schon soeben darauf aufmerksam gemacht, und weißt doch, ich kann derartige Erinnerungen nicht leiden. Es klingt so absichtlich – oder geschah so absichtlich.«

Während Herr von Rosenthal dieß sagte, war er in seinen Salon eingetreten und hatte sich dort vor dem lodernden Kaminfeuer, das bei dem sehr kühlen Herbsttage von angenehmer Wirkung war, in einen Fauteuil niedergelassen und seinem Kammerdiener erlaubt, ihm zu folgen, weil seine letztgesprochenen Worte offenbar fragend geklungen hatten. Jetzt sagte er, sich langsam die Hände reibend: »Also lag wohl eine Absichtlichkeit zu Grunde? Und da ich Dich, mein lieber Friedrich, schon einige Mal zum Vertrauten meiner Handlungen machte, so will ich Dir auch dießmal sagen, daß ich bei dem besten Willen nichts zu sagen vermag. Wärest Du ein Kenner deutscher Literatur, so würde ich Dich an einen gewissen Herrn von Goethe verweisen, der einen gewissen Herrn Egmont ungefähr so sagen läßt: Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnerst er sich doch kaum, woher er kam. Und da auch ich mich in diesem Falle befinde, so kann ich nichts Anderes thun, als Dir vorläufig anempfehlen, meine Befehle mit Deiner gewohnten Umsicht und Klugheit auszuführen. Und diese bestehen im gegenwärtigen Augenblick darin, Jedem, der es

wissen will, die Überzeugung beizubringen, daß ich im Begriffe stehe, eine sehr weite und sehr lange dauernde Reise anzutreten. – Hast Du mich verstanden?«

»Gewiß, Herr Baron,« entgegnete der Kammerdiener und setzte mit sichtlich erheiterter Miene hinzu: »Danke auch herzlich für das gnädige Vertrauen.«

Dann zog er sich zurück, blieb jedoch stehen auf den Ruf seines Herrn, der ihn fragte: »Wir haben doch keine Schulden?«

»Keine, Herr Baron, denn wie Sie mir befohlen, ließ ich mir noch einige kleine offen stehende Rechnungen geben und habe sie heute Morgen bezahlt.«

»Gut, ich danke.«

Hierauf versank Herr von Rosenthal in ein tiefes Nachsinnen, das ziemlich ernster Art sein mußte, wie man an dem Niedersinken seines Kopfes sowie an seinen plötzlich sehr düster gewordenen Gesichtszügen bemerkte. Er stützte den Arm auf die Lehne des Fauteuils, legte den Kopf auf die Hand, und während sich dabei seine weißen Finger in dem Bart und Haupthaar vergruben, schien er nicht darauf zu achten, daß seine sorgfältig gepflegte Favoris, sowie seine Frisur dabei arg verzaust wurden. »Und warum das Alles?« fragte er sich selbst, seine dunklen Augen auf die rothe Kaminglut richtend. – »Warum dieselbe Komödie wieder von Neuem beginnen? – Vielleicht, um thatkräftig mitzuspielen, vielleicht auch nur, um echte Drahtpuppe zu werden, die jedem Zuge der Schnur folgt, und dann nicht im Stande zu sein, irgend Etwas zu leisten, mitspielend in dem großen Schattenspiel, das uns nach allerhöchster Laune bald hell, bald dunkel erscheinen läßt, bald ganz verschwinden. – Richtiger wäre es am Ende doch, nicht nur

den Reisenden zu spielen, sondern wirklich und mit Eklat fortzugehen, um aus einem dunkeln Winkel zu beobachten, und wieder zu erscheinen, wenn es Zeit ist – – oder wirklich alle Brücken hinter sich abubrechen. Und doch hält es mich mächtig hier zurück. – Ist es die Neugierde, Fäden, die ich angeknüpft, sich entwirren, oder noch weiter verwirren zu sehen? – Ist es die Lust an diesem glänzenden Nichtsthun, Hofleben genannt, oder ist es der Drang, wirklich etwas zu leisten und mit besten Kräften hier auf einem Felde zu arbeiten, das fruchtbringend zu werden verspricht, oder, – sei es auch nur,« setzte er mit einem kurzen, etwas bitteren Lächeln hinzu, »um sich das Vergnügen zu machen, Distelköpfe abzuhauen und Unkraut zu zertreten? Doch es geht mir vielleicht wie Jenem, der gerne fliegen möchte und keine Flügel mehr hat.«

Er sprach die letzten Worte mit einem tiefen Seufzer, unter welchem er sich rasch erhob und an das Fenster trat.

»Keine Flügel mehr hat,« wiederholte er, an den glänzenden Herbsthimmel hinaufblickend, doch setzte er gleich darauf im Ton des Selbstbewußtseins hinzu: »Ha, noch sind meine Schwingen nicht gebrochen, weder die des Körpers noch des Geistes – und wenn man mir einen genügend günstigen Raum gibt –« Er legte den Kopf auf die Hand, die er gegen die Fenstereinfassung gestützt hatte und sagte nach längerem Nachsinnen: »Ich habe nun einmal eine Schwäche für diesen jungen Fürsten und bin überzeugt, daß er lenksam ist und dabei geistreich genug, um es nicht übel zu nehmen, wenn man ihm bequeme Treppen baut, die er allenfalls mit verbundenen Augen hinansteigen kann, um sich droben in der Höhe anstaunen zu lassen und den bewundernden

Zuruf gläubig anzunehmen. Gott! – es ist ja in diesen gegebenen engen Verhältnissen so leicht, ein kleiner großer Fürst zu sein und sich hinauf zu stellen auf ein Piedestal, das andere gescheidtere Leute für uns zimmern und ich möchte wohl dieser Zimmermeister sein. O es ist ein großes Gefühl, die Hand zu führen, welche Großes thut und Segen spendet! Doch gehört dazu entweder das Gefühl der Furcht, das der Liebe, oder eines ganz unbegrenzten Vertrauens, und ich fürchte, wir haben an Kapital, was diese drei schönen Dinge betrifft, in letzter Zeit bedeutend verloren. – Ich sehe schon recht kühle Gesichter um mich her, und Mancher, den es früher förmlich gerissen hat, einen ehrfurchtsvollen Gruß anzubringen, scheint jetzt seinen Hut auf dem dummen Schädel festgeleimt zu haben. Aber Geduld – Geduld. Vielleicht nur ein Transpiriren allerhöchsten Mißtrauens gegen den redlichen Rosenthal. Dann wäre es unklug, die Schrauben des Vertrauens anziehen zu wollen. – Blicke also das der Liebe« – hier machte Herr von Rosenthal ein saures Gesicht, während er fortfuhr: »Ist vorderhand nichts damit; wäre für jetzt keines neuen Versuches werth, seit ich erfahren, daß man sogar moralische Anwandlungen wegen nicht Genossenem hat und man selbst das unschuldige Bild der schönen Ellen auf eine Rumpelkammer verwiesen, wo, habe ich allerdings nicht erfahren können, was mir zu denken gibt. – Doch fort mit der Liebe, es ist das eine zu gefährliche Schraube. – Blicke also die Furcht – die Schüchternheit, das Unbeholfene eines nicht einmal geringen Geistes, und wäre dadurch allerdings für einen geschickten Regisseur eine ganz vortheilhafte Stellung zu gewinnen; doch kann auch dieser Weg nur durch unbedingtes Vertrauen gelingen – und da fürchte ich

—«

Hier wandte sich Herr von Rosenthal rasch um, da er an einem leichten bescheidenen Husten seinen Kammerdiener erkannt hatte, der nun mit der Meldung auf ihn zutrat, daß der Hoflakai Werner draußen sei.

»So laß ihn hereinkommen.«

Herr von Rosenthal ging rasch gegen den Kamin, wo er sich wieder auf seinen Fauteuil niederließ, die Füße auf eine der blanken Gitterstangen stellte und leise vor sich hin pfiff.

Der Hoflakai Werner, welcher leise eintrat und langsam vorkam, war ein noch junger, schwächlicher Mensch mit einem glattrasirten, schlauen Gesichte, in dessen einem Mundwinkel stets ein halbverstohlenes Lächeln zu sehen war; gewissermaßen als ein Zeichen, daß er sich stets auf der Höhe der Situation befand und seiner jedesmaligen Stellung vollkommen bewußt war, wonach er mit großer Klugheit zu handeln pflegte. Hier blieb er ein paar Schritte hinter dem Stuhle ruhig stehen und wartete, bis Herr von Rosenthal den Kopf ein wenig herumwandte, gleichgültig fragend: »Hast Du etwas Neues, daß Du zum zweiten Mal kommst? – Tritt näher. – Du hast meinem Kammerdiener gemeldet, daß um drei Uhr Empfang bei Ihrer Majestät sei und hat es dabei wohl weiter nichts auf sich, als daß Du die Meldung machtest und nicht einer der Hoffouriere?«

»Gerade das, Herr Baron.«

»Ist dießmal von keiner Wichtigkeit, denn einer der dienstthuenden Ceremonienmeister hat mich direkt davon benachrichtigt.«

»Es ist aber bereits gleich drei Uhr, Herr Baron,« erlaubte sich der Hoflakai zu bemerken, wobei das Lächeln in dem einen Mundwinkel deutlicher wurde.

»Und was weiter?«

»O durchaus nichts, Herr Baron! Ich bitte nur, meine Bemerkung gnädigst verzeihen zu wollen. – Es sind eben schlimme Seiten, Herr Baron, und ein treuer Diener darf sich schon erlauben, nichts Wichtiges außer Acht zu lassen.«

»Um was ich dringend gebeten haben möchte.«

»Der Kammerdiener Seiner Majestät ließ vorhin in der Garderobe, als er mich entfernt glaubte, gegen den Herrn Schloßinspektor ein Wort fallen, das ich für wichtig genug hielt, es Euer Gnaden mitzutheilen.«

»Welcher Kammerdiener war das?«

»Herr Kammerdiener Schnabel.«

Herr von Rosenthal nickte mit dem Kopfe, worauf der Andere fortfuhr: »Er sagte nämlich, es solle allerhöchstem Befehle nach das strengste Geheimniß darüber bewahrt bleiben – – und da Seine Majestät entschlossen seien, ganz allein, zur bestimmten Zeit, ohne Begleitung die Kapelle zu betreten, so hoffe er, vor unberufenen Plaudereien sicher zu sein.«

»Hm!« ließ sich Herr von Rosenthal vernehmen, ohne indessen umzuschauen, und dann fragte er in etwas gleichgültigem Tone: »Heute ist doch Familientafel, wie gewöhnlich um sechs Uhr?«

»Um sechs Uhr, Herr Baron. Die allerhöchsten Herrschaften speisen allein.«

»Dauert bis sieben, halb acht Uhr,« sprach Herr von Rosenthal leise vor sich hin, »und von da bis zum Thee wäre vielleicht ein günstiger Zeitpunkt.«

»Zum Thee ist Seine Excellenz der Staatsminister von Wieneck befohlen, auch der Flügeladjutant Herr Oberst von Wieneck mit Frau Gemahlin.«

»Ach so!« sprach Herr von Rosenthal, um dann in Gedanken zu kombiniren, daß ein Besuch in der Kapelle, der begreiflicher Weise ganz außerordentlich erscheinen, uns darum auf's Strengste verschwiegen bleiben mußte, nach dem Thee, also in später Nachtstunde stattfinden würde; denn wie er die Reizbarkeit des jungen Herrschers zur Genüge kannte, so war er sicher, daß derselbe nach einem solchen Besuche nicht mehr in der Verfassung sein werde, vor irgend Jemanden zu erscheinen. War doch dieser Besuch schon an sich etwas so Außerordentliches, daß Herr von Rosenthal nach einem langen Kopfschütteln in tiefe Gedanken versank, ganz die Anwesenheit des pfiffigen Lakaien vergessend, der es endlich für seine Pflicht halten mochte, sich durch ein kurzes Hüsteln in die hohle Hand bemerklich zu machen. Dieß schien auch sogleich die gewünschte Wirkung zu haben, doch fuhr Herr von Rosenthal nicht, wie es ein Anderer vielleicht gethan hätte, rasch aus seinen Träumereien in die Höhe, vielmehr verschränkte er ruhig seine Arme, ließ den Kopf noch etwas tiefer sinken und sagte dann, indem er hörbar ein Gähnen unterdrückte: »Mich hat der angestrengte Dienst heute ermüdet, und fast wäre ich in Schlaf versunken, doch danke ich Dir für Deine Nachricht, und ist es mir im gegenwärtigen Augenblicke immerhin wichtig, dergleichen zu erfahren.«

»Und wenn ich Genaues erführe, Herr Baron, soll ich Ihnen weitere Meldung machen? – Wenn ich vielleicht die Stunde in Erfahrung bringen könnte?«

»Mir genügt das Faktum. Die Stunde ist ziemlich gleichgültig, ich danke Dir.«

Da diese letzten Worte von einer kurzen Handbewegung begleitet waren, so verließ der Hoflakai so geräuschlos das

Zimmer, daß man nicht einmal das Schließen der Thüre hörte, weßhalb Herr von Rosenthal noch eine kurze Weile wartete, worauf er hastig in die Höhe sprang, um ein paarmal rasch in dem Gemache hin und her zu gehen.

»Das ist wieder einmal eine jener bizarren Ideen, vor der man alle Achtung haben könnte, wenn man nicht wüßte, daß sie, aus einer krankhaften Reizbarkeit entstehend, keinen großen und günstigen Eindruck zurücklassen kann, vielmehr durch irgend einen Zufall jene Sucht nach Ungeheuerlichem, Übernatürlichem noch auf bedauernswerthe Art verstärken könnte. – Und wäre es ein Unglück, wenn diese Neigung verstärkt würde, wäre es nicht vielleicht ein Gewinn, wenn dieser Besuch auf geschickte Art benützt würde? – Ah, das ist ein Lichtpunkt, der zu denken gibt! – Und sollte er wirklich ganz allein gehen wollen – in dem Falle hätte ich seinen vorurtheilsfreien, männlichen Muth zu gering geachtet – oder ist vielleicht Wieneck zu seiner Begleitung bestimmt? – ich müßte ihn beneiden. Das wäre eine Partie für mich und würde mir auch gebühren, denn wenn die Sache ruchbar wird, was ja später nicht ausbleiben kann, so kommt sie jedenfalls auf meine Rechnung, da es heißen wird, Niemand anders als dieser Rosenthal ist im Stande, so extravagante Ideen zu souffliren – gut denn, suchen wir aus dieser Schuldenlast einige Zinsen zu gewinnen. – Das Wie kommt uns hoffentlich in einer Stunde der Erleuchtung. Haben wir doch heute Nacht Vollmond und da fühle ich mich jedesmal ganz besonders inspirirt und zu großen Dingen aufgelegt.«

Er war unter diesen Worten wieder an den Kamin getreten, wo er, nachdem er eine Weile gedankenvoll in die

Glut geschaut, die verbrannten und noch glimmenden Holzstücke mit dem Fuße zusammenstieß, um dann, sich umschauend, seinen wieder eingetretenen Kammerdiener mit einem fragenden Blick anzuschauen.

»Der Herr Baron Brenner ist draußen und fragte, ob der gnädige Herr zu sprechen seien?«

»Jedenfalls, führe ihn herein.«

Rosenthal nahm seine gedankenvolle Haltung nicht wieder an, zog vielmehr seinen Schlafrock fest in die Taille und ging dann mit raschen, elastischen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei er eine heitere Melodie vor sich hin summte, die er aber plötzlich unterbrach, als der Angemeldete eintrat, um ihm entgegenzugehen und zwei Finger seiner rechten Hand zur Begrüßung darzureichen.

Zwei Finger auf einmal, eine freundschaftliche Nüance, die Baron Brenner sogleich verstand, denn er ergriff diese Finger mit seinen beiden Händen, so gut sich das eben machen ließ, und schüttelte sie herzlich und kräftig, wobei er sagte: »Freue mich sehr in diesen schweren Zeiten, einen alten bewährten Freund nicht nur heiter, sondern auch wohlwollend gesinnt zu finden.«

»Wohlwollend? Mein lieber Baron Brenner, diese schöne Eigenschaft setze ich bei Ihnen voraus, da Sie mich so bald nach Ihrer Ankunft mit einem Besuche erfreuen, und bin entzückt darüber. Setzen wir uns und plaudern Eins, während wir seit Jahren wieder die erste Cigarre zusammen rauchen.«

»Plaudern mit tausend Freuden,« erwiderte Baron Brenner und setzte mit etwas melancholischer Miene hinzu:

»Was aber das Rauchen anbelangt, so bin ich darin ängstlich geworden. Man muß das bischen guten Magen, das Einem die vielen mißlichen Geschäfte noch gelassen haben, zu konserviren suchen, und ich traue dem Nikotin nicht.«

»Ah! eine Folge Ihrer interessanten diplomatischen Dinners – ja, man speist gut in Paris und Petersburg.«

»O ja! O ja! Aber man muß alles Das sauer verdienen,« versetzte der Andere, indem er sich mit bekümmelter Miene und etwas steif und schwerfällig niederließ. Überhaupt hatte der gute Baron Brenner, seit ihn Rosenthal nicht gesehen, ziemlich gealtert, sein Haar war stark ergraut, seine Backen hingen herab, wodurch unter den Augen schlaffe Runzeln entstanden waren, die zugleich mit dem ernstesten, kummervollen Blick von einer nicht allzu fröhlichen Vergangenheit der letzten Jahre sprachen.

»Wann sind Sie denn eigentlich angekommen?« fragte Herr von Rosenthal.

»Gestern Nacht.«

»Wohl in Folge des traurigen Ereignisses, welches das Land und uns Alle betroffen?«

»Wohl in Folge davon, wie ich mir nicht anders denken kann; aber ohne zu wissen, was man allerhöchsten Ortes mit mir vorhat. – Nun, ehrlich gesagt, ich bin erfreut, wieder hier zu sein, denn ich kann Sie versichern, mein lieber Rosenthal, so ohne irgend eine feste Stellung bei einer Gesandtschaft attachirt zu sein, nur um Erkundigungen einzuziehen, Berichte und Pässe zu schreiben, überhaupt um wie ein Packesel alle Dienste zu thun, damit sich die jungen Herren amüsiren können, das war ein unverdient hartes Brod, weißhalb ich auch meine Zurückberufung, mag nun kommen, was da will, wie das Ende einer Verbannung ansehe.«

»Jedenfalls glaube ich Ihnen gratuliren zu können, denn gewiß hat unser vortrefflicher Minister, Graf Wieneck, der Sie ja stets protegirte, all' die Wolken zu verscheuchen gewünscht, welche zwischen Ihnen und der neu aufgegangenen Sonne lagen.«

»Hoffnungen, – Hoffnungen – vielleicht trügerische Hoffnungen.«

»Unter denen wir vorläufig Alle vegetiren; wenigstens Viele und dabei sehr tüchtige Leute.«

»Ja, ja, das wird Alles seinen geregelten Gang finden, ich glaube nicht an große Veränderungen, und bin deßhalb auch, was mich anbelangt, einigermaßen bekümmert.«

»Gewiß ohne alle Ursache, mein lieber Brenner,« sagte Herr von Rosenthal, indem er sich behaglich in seinem Fauteuil ausstreckte. »Sie sind allerdings ein bischen in Ungnade gefallen, doch eigentlich nur bei Seiner höchstseligen Majestät, die es, und nicht mit Unrecht, etwas unangenehm empfand, daß Sie sich ziemlich rücksichtslos, verzeihen Sie mir den Ausdruck, dazu hergaben, der Vermittler zu sein zwischen nicht ganz berechtigten Mittheilungen aus der Staatskanzlei Seiner höchstseligen Majestät an Ihre allernädigste Herrin, die Frau Kronprinzessin.«

»Allerdings an meine Herrin, darin liegt aber auch gerade ein triftiger Grund der Entschuldigung.«

»Gewiß, und ich glaube, daß dieser Grund der Entschuldigung jetzt zur Geltung kommen wird.«

Baron Brenner schüttelte traurig sein Haupt, ehe er zur Antwort gab: »Kaum; Seine Majestät hat damals als Kronprinz den vielleicht allzu getreuen Diener seiner Gemahlin doch gar zu rasch und gründlich fallen lassen.«

»Was wollen Sie?« entgegnete Herr von Rosenthal achselzuckend. »Seine königliche Hoheit liebte es damals nicht, auch wegen der allerwichtigsten Dinge in sichtbare Opposition mit dem Könige zu treten.«

»Aber er hätte mich unter der Hand protegiren und bestens empfehlen können, that jedoch das Gegentheil, wie ich ganz genau weiß, denn er sagte unserem Gesandten in Paris bei dessen Hiersein, als zufällig die Rede auf das Personal, also auch auf mich kam: ›Brenner ist ein guter, unbedeutender Mensch, aber ein arger Schwätzer.‹ Nennen Sie das vielleicht eine Empfehlung?«

»Ich will das gerade nicht behaupten,« antwortete Herr von Rosenthal, indem er bedächtig die Asche seiner Cigarre abstieß, »will Ihnen aber im Vertrauen vielleicht zu einigem Trost mittheilen, daß er von mir sagte, ich sei ein geistreicher Seiltänzer, der die Höhe des Seiles mit seiner eigenen Erhabenheit verwechsle.«

»Ich verstehe das nicht ganz.«

»Werden aber doch fühlen, daß es kein Kompliment für mich sein sollte,« sagte Herr von Rosenthal mit sehr ernster Miene, um unter einem leichten Seufzer beizufügen: »Ja, mein lieber Brenner, es gibt in diesen Tagen Viele, die recht gefährlich auf dem Seile tanzen.«

»Sie doch nicht, mein Bester!«

»Ich allerdings nicht, weil ich früher bedächtig von dem Seile herabgestiegen bin.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte der Baron mit einiger Verwunderung, »sagte mir doch unser Gesandter beim Abschiede, – wir sprachen natürlich über die hiesigen Verhältnisse: ›Geben Sie Acht,‹ sagte Seine Excellenz, ›ich möchte

zehn gegen eins wetten, daß der Hofmarschall von Rosenthal unsern guten alten Tönning ersetzen wird.«

»Ah! Seine Excellenz scheinen die hiesigen Verhältnisse unter einer eigenthümlichen Färbung zu betrachten; aber diese Äußerung amüsirt mich immerhin, und es entzückt mich, daß Sie, lieber Baron Brenner, mich darauf hin sogleich mit einem Besuche erfreuten.«

Ob der Betreffende diesen leichten Stich fühlte, wissen wir nicht genau anzugeben, wenigstens ließ er sich nichts davon merken; doch wurde seine Miene noch ernster, da der Andere fortfuhr: »Wie ich Ihnen vorhin sagte, bin ich in der That und sehr bedächtigt von dem gefährlichen Seile herabgestiegen.«

»Sie erschrecken mich förmlich. Das soll ja wohl nicht heißen, daß Sie um Ihre Entlassung aus dem königlichen Dienste gebeten hätten.«

»Etwas derart, lieber Baron Brenner, man muß das Prävenire zu spielen verstehen. Die Bedienten bleiben, bis man sie fortschickt, unsereiner geht bei schicklicher Gelegenheit von selbst – haben Sie draußen meine Reisekoffer bemerkt?«

»Mit einigem Erstaunen, doch dachte ich mir, der allgnädigste Herr beabsichtige vielleicht, eine kleine Tour inkognito zu machen zur Zerstreung des allerhöchsten Kummers. Rosenthal versteht das schon einzurichten und den Herrn in diesen ersten schweren Wochen aufzuheitern.«

»Dafür sind andere Leute da, mein lieber Baron. Befähigtere Leute, wenigstens amüsantere. Die Schalken, die Stollenhoff, die Nellingen.«

Baron Brenner machte bei Nennung der beiden ersten Namen eine etwas verächtliche Handbewegung, um, bei Nennung des dritten aufmerksam geworden, zu fragen: »Wer

sind die Nellingen? Habe ich doch diesen Namen nie gehört.«

»Ich kann Ihnen darüber kein Kompliment machen, mein Lieber,« sagte Herr von Rosenthal mit auffallend ernster Miene, »und es scheint mir, als ob unsere Gesandtschaften sich wenig um gute Renseignements, was uns hier betrifft, kümmern. Die Freiherren von Nellingen sind zwei Brüder, im Alter ziemlich verschieden und ebenso in Temperament und Lebensweise; denn während der Ältere ein gesetzter Mann ist an oder in den Vierzigen, man weiß das nicht so genau, dabei kenntnißreich, ernst, von sehr gediegem Wesen, ist der Jüngere ein Bild der Schönheit und dadurch, sowie durch andere glänzende Eigenschaften, der brillianteste Kavallerieoffizier, den ich in meinem ganzen Leben gesehen. Ein Leo Wieneck von damals in der höchsten Potenz, gescheidt und dabei so klug, daß er Unüberlegten nicht klüger und geistreicher scheinen will, als er es zu sein vermag.«

»Nellingen –« sprach Baron Brenner in einem nachdenklichen Tone.

»Nellingen, zwei Brüder,« erwiederte Herr von Rosenthal kopfnickend, – »und wie man sagt und ihrem Leben nach glauben muß, ziemlich wohlhabend. – Der junge Offizier, Hugo Nellingen, zwanzig Jahre alt, ist begreiflicher Weise das *enfant gâté* der ganzen Damenwelt, während sein älterer Bruder Erwin nur ausnahmsweise in den großen Hofkreisen verkehrt, dagegen sehr häufig in den kleinen intimen Kreisen Ihrer Majestät zu finden ist. Sie schätzt ihn außerordentlich hoch, diesen ernsten Mann und tiefen Denker,

wie er sich gibt, besonders in jener mystischen, etwas frommen Richtung, für welche die hohe Frau bekanntermaßen ein wenig inklinirt.«

»Was das für schätzenswerthe Nachrichten sind,« rief Baron Brenner, »und wie dankbar ich Ihnen dafür bin!«

»Keine Ursache, nur Freundespflicht, auch etwas Egoismus; da ich überzeugt bin, wenn wir uns drüben wieder fänden, Du würdest mir das Gleiche thun, um mit Mephisto zu reden.«

»Und die sonstigen Freunde, wie geht es ihnen? Was macht unsere alte Gönnerin, die Pommerhausen?«

»Sitzt erwartungsvollst da wie ein Hündlein, spitzt die Ohren und würde wedeln, wenn es ihr möglich wäre. Man weiß noch nicht, ob wir wieder eine Obersthofmeisterin haben werden, daß es aber die Pommerhausen nicht wird, weiß ich ganz genau.«

»So hätte die Gräfin Wildenoff . . . «

»Glaube nicht. Die höchstselige Königin hat ihr ganz gewiß die brüske Art verziehen, mit der sie Abschied nahm, aber jetzt vergißt und verzeiht man hier nichts mehr.«

»Und sonstige Hofdamen von Geltung?«

»Ein Fräulein von Klettenberg aus dem Heimatland Ihrer Majestät genießt als eine strenge, lange und dürre Tugend das allerhöchste Vertrauen, hat mir gegenüber etwas vom Gretchen an sich, – doch zeigt mir Ihre erstaunte Miene, lieber Brenner, daß Sie mich vollkommen mißverstehen; ich bin in den Augen dieser Dame durchaus kein Faust, ihr wird nur in meiner Gegenwart: sie weiß nicht wie. – Dann haben wir noch ein Fräulein von Nickols, eine prächtige Blondine, die etwas von jener ideal schönen Hildegard Ferrner an sich

hat, nur ist sich die Nickols ihrer Schönheit bewußter und macht von diesem Bewußtsein reichlichen Gebrauch.«

»Und Gräfin Hildegard? vielmehr die jetzige Gräfin Wieneck, wie geht es dieser lebenswürdigen, herrlichen Frau?«

»Vortrefflich, wie sie es verdient. Leo Wieneck lebt heute noch mit ihr zärtlich wie in den Flitterwochen, und bedauert nur, sein Glück nicht ungestörter und ruhiger genießen zu können. Er ist Oberst, aber immer noch Flügeladjutant, was er auch allem Anscheine nach vorläufig bleiben wird.«

»Gehalten durch Seine Excellenz, meinen bisherigen hohen Chef, den Minister des Auswärtigen.«

»Nein, lieber Freund, gehalten durch sich selbst,« antwortete Herr von Rosenthal in trockenem Tone, »gehalten durch seine Persönlichkeit und durch die Gewißheit, daß er beim ersten schiefen Blick ruhig seinen Säbel abschnallen und sich mit großer Freude empfehlen würde.«

»Das sind glückliche Existenzen,« seufzte Baron Brenner, »und aus demselben Grunde wird doch wohl an keinen Wechsel des Oberstjägermeisters gedacht.«

Herr von Rosenthal nickte mit dem Kopfe, ehe er erwiderte: »Es ist beinahe der gleiche Fall; Ferner, ein älterer Herr und noch unabhängiger, ist auch bei Vornehm und Gering auf's Höchste geachtet durch seinen ehrenfesten, vortrefflichen Charakter, und nach Oben gefürchtet durch seine schroffe Rücksichtslosigkeit; so wird er gehegt und gepflegt wie ein Freund des Hauses, und es wird schon noch eine Zeitlang dauern, bis man sich gegenüber der öffentlichen Meinung stark genug fühlt, auch ihn entbehren zu können.«

»Also doch!« bemerkte Baron Brenner mit trübem Blick, »was für Chancen hat da unsereiner?«

»Wer kann das wissen, lieber Freund?« lachte der Andere, »nehmen wir an, Ihre Wagschale hinge wirklich ein bischen tief unten, so braucht es nur eines glücklichen Wortes, um Brenner, den guten unbedeutenden Menschen, aber argen Schwätzer, in die Höhe fliegen zu lassen.«

»Ja, wenn ich Ihre Talente, Ihre Menschenkenntniß hätte!«

»Was ich Ihnen als guten Rath davon abtreten kann, soll aus alter Freundschaft und christlicher Liebe gern geschehen.« – Herr von Rosenthal sagte das, indem er sich langsam erhob, da er das Eintreten seines Kammerdieners bemerkt hatte, nachdem er dem Baron ein Zeichen gemacht hatte, sitzen zu bleiben.

Der Kammerdiener bot seinem Herrn auf silbernem Teller eine Visitenkarte, die Herr von Rosenthal nahm, indem er ein paar Zeilen las, die auf der Rückseite geschrieben waren, und dann mit lauter Stimme sagte: »Richte meine Empfehlung aus und ich würde jedenfalls erscheinen.« Die Visitenkarte behielt er in der Hand, um sie, zu Brenner zurückkommend, auf den Kaminsims zu legen, während er, seine Worte von vorhin wieder aufnehmend, in freundschaftlichem Tone bemerkte: »Und wenn ich Ihnen jetzt schon einen Rath geben dürfte, so wäre es der, sich mit aller Energie um die Gunst der würdigen Klettenberg zu bewerben.«

»Sie ist unverheirathet?« meinte Baron Brenner nachdenklich, worauf der Andere lachend erwiederte: »*Par exemple* so habe ich es nicht gemeint, Sie müßten sich bewerben in geziemendster, ehrfurchtsvollster Weise, ebenso wie man sich einem Gnadenbilde naht; aber einem Bilde ohne Gnade, wenn man sich nicht zu den Guten und Anhänglichsten zu rechnen vermag. Doch werden Sie das schon zu machen

wissen. Dabei versäumen Sie nicht, sich als Opfer der Tyrannei des höchstseligen Herrn darzustellen. Ein Opfer, das gerade durch bewiesene Anhänglichkeit aus seiner Carrière gerissen wurde. Die Klettenberg ist für so Etwas empfänglich, da es früher, und auch wahrscheinlich jetzt noch, eine ihrer Hauptbeschäftigungen war, den höchstseligen Herrn zu hassen. Die Dame hatte ihre guten Gründe dafür.«

Herr von Rosenthal plauderte so, indem er, die Hände umeinander reibend, lächelnd hin und her ging, wobei ihm die Blicke des Anderen mit der größten Aufmerksamkeit folgten. – »Unser guter, seliger Herr,« fuhr er fort, »liebte es zuweilen, kleine pikante Späße zu machen, und sagte eines Tages: ›Ich bin ein alter Soldat und verstehe schon deßhalb die Klettenberg zu schätzen, denn sie dient mir als Lärmstange, ich sehe es sogleich an ihrem mehr oder minder zerzausten Kopfputze, sowie an der verschärften Strenge ihrer Blicke, wie ich mit meiner gnädigen Frau Schwiegertochter stehe.«

»Das war allerdings ein bischen stark, und Fräulein von Klettenberg erfuhr diese Äußerung?«

»Natürlich! Seine Majestät thaten diese Äußerung im Vertrauen zu zwei Personen, die ich Ihnen nennen könnte. Wußten also ganz genau, daß sie möglicherweise noch in derselben Stunde hinterbracht würde. – Doch jetzt wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen,« setzte Herr von Rosenthal hinzu, indem er gegen sein Schlafzimmers ging, »bitte Sie aber, ruhig sitzen zu bleiben, wenn Sie noch Zeit für mich haben. Ich möchte noch eine Frage an Sie thun.«

Nachdem er verschwunden war, schielte Barons Brenner nach der Visitenkarte auf dem Kamingesimse und da er diese, wenn er sich lang streckte, mit dem Finger zu erreichen

vermochte, so unterließ er nicht, die Karte rasch in die Hand zu nehmen, um auf der einen Seite zu lesen: »Oberstjägermeister Graf Ferrner«, auf der andern mit Bleistift geschrieben: »Es ist heute ihr Dinertag bei uns, bitte, fehlen Sie nicht wie schon so oft.«

Baron Brenner hatte die Karte eben so rasch, wie er sie genommen und gelesen, auch wieder hingelegt, wobei er sich bemühte, ihr, gegenüber dem scharfen Auge Herrn von Rosenthal's, genau die frühere Lage zu geben. Dann faltete er seine Hände und sagte gedankenvoll: »Er ist doch ein rechter Heuchler, da will er mich eine Ungnade glauben machen und steht doch mit diesem Grafen Ferrner, der sogar von der Königin wie ein schalloses Ei behandelt wird, auf so vertrautem Fuße. – Maske – nichts als Maske gegen mich – fürchtet vielleicht, ich wäre gekommen, seine Protektion zu beanspruchen – und warum nicht – mein Gott! es gibt Lagen im Leben,« fuhr er mit finsterem Stirnrunzeln fort, »wo selbst der Teufel Mücken frißt.«

»Wenn er hungrig ist,« hörte Baron Brenner plötzlich Rosenthal sagen, indem dieser mit einem verbindlichen Lächeln unter der Thüre seines Schlafzimmers erschien, – »so waren doch wohl Ihre Gedanken, Seine schwarze gehörnte Majestät betreffend, und füge ich mich so vollkommen in Ihre Intentionen daß ich Ihnen nochmals den dringenden Rath gebe, sich mit Fräulein von Klettenberg zu befassen, ihre Gunst zu erringen, wozu ich Ihnen sogar noch ein vortreffliches Mittel angeben will, das ist: auf mich ohne alle Rücksicht zu schimpfen, mir alles erdenkliche Böse nachzusagen – Laster, meinetwegen Verbrechen, nur keine Gemeinheiten, denn Sie wissen von früher her, daß ich in dieser Rubrik übler Nachreden etwas kitschlich bin.«

»Aber bester Rosenthal!« rief der Andere mit einem gut gespielten Erstaunen, »wie können Sie nur solche Worte reden? Wie sollte ich so wenig dankbar sein und Ihrer uneigennütigen Freundschaft vergessen!«

»Warum Sie das thun sollen?« rief Herr von Rosenthal lachend, »nun, weil Sie einen neuen und guten Weg bei Hof machen wollen. Mit neuem Fahrzeug segeln, wobei es doch eben so lästig als unnütz wäre, sich mit Dingen zu belasten, die hier keine Geltung haben. – Dankbarkeit und uneigennütige Freundschaft! Ein Pferd – ein Pferd, eine Million für ein Pferd!«

»Wahrhaftig!« rief Baron Brenner mit einer etwas affektirten Heiterkeit, »Sie sind noch immer der Alte, ewig Frische, geistig sprudelnd in unverwüsthlicher Jugend.« Worauf Herr von Rosenthal plötzlich sehr ernst werdend und nach einem beinahe düstern Blick in den Spiegel zur Antwort gab: »Ja, ich bin noch immer der Alte – der sehr Alte – der ungeheuer Alte und ich fühle, daß es Zeit ist, diesen Lebensabschnitt der hundert Jahre, wo ich unter Anderem auch das Glück hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, zu beschließen, und dann nach einer Umwandlung eine neue Periode zu beginnen – meine vierte.«

»Jede von hundert Jahren?« fragte Baron, Brenner mit einem fast ironischen Lächeln.

»Jede von hundert Jahren, ich liebe die vollen, geraden Zahlen.«

»So wären Sie also jetzt –«

»Vierhundert Jahre alt. – So ist es, mein Lieber, fehlen nur ein paar Wochen, und freue ich mich in der That, Sie vor meinem dießmaligen Verschwinden und damit wohl auf

Nimmerwiedersehen begrüßt zu haben; denn wenn ich einstens zurückkehre,« fügte er in einem ernsten Tone hinzu, wobei seine dunklen Augen in weite, weite Ferne starrten, »so werde ich Sie nimmer wieder finden, mein lieber Brenner. Man wird mich, wenn ich nach Ihnen frage, was gewiß geschieht, ich verspreche es Ihnen, auf den Friedhof führen und dort werde ich vor Ihrem prachtvollen marmornen Grabmale einige Thränen vergießen.«

»Das prachtvolle marmorne Grabmal ist immerhin eine hübsche Aussicht für mich,« sagte Baron Brenner mit einem etwas gedrückten Tone.

»Und erst die Worte, die in goldener Schrift darauf eingehauen sind!«

»Welche Worte, mein lieber Rosenthal?«

»Lassen Sie mich einen Augenblick hinschauen,« erwiderte der Gefragte in einem seltsamen Tone, während er sich in seinem Fauteuil lang ausstreckte und seine Augen schloß, indem er mit der Hand sanft über sein Gesicht und seinen langen schwarzen Bart herabfuhr. Seine Züge erschienen plötzlich so feierlich, auffallend ernst und dabei so sehr gealtert, daß ihn der Andere mit Staunen, fast mit Schrecken betrachtete.

»Diese Worte heißen,« flüsterte er alsdann kaum vernehmbar: »Hier ruht Freiherr von Brenner, Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter der glorreichen Regierung – –« Das Übrige verlor sich in einem unverständlichen Murmeln.

»Bravo! Bravo!« rief Der, dem diese höchst angenehme Prophezeiung galt, indem er sich bemühte, in Miene und Ton der Stimme so viel Heiterkeit zu legen, als ihm möglich war, – »Bravo! Bravo!«

»Worüber schreien Sie denn eigentlich Bravo?« fragte Rosenthal, mit plötzlich weit aufgerissenen Augen erstaunt um sich schauend.

»Nun, über Ihre Prophezeiung, daß ich einstens als Minister des Auswärtigen sterben würde.«

»Habe ich das gesagt?«

»Gewiß, so eben.«

»A – a – a – ah! dann ist es Ihnen auch vom Schicksal bestimmt, denn ich hatte einen jener Augenblicke, wo ich hell in die Zukunft sehe.«

»Aber lieber Rosenthal,« bat der Andere, den Zeigefinger seiner rechten Hand emporhebend, »wie kann man nur einen Scherz so weit treiben wollen! Ich, ein armer Pensionär, der froh sein wird, in irgend eine unbedeutende Stelle zu schlüpfen, – ich hier Minister werden?«

»Glauben Sie mir, oder glauben Sie mir nicht; Sie haben gerade hier in Ihrer Persönlichkeit alle Chancen. Folgen Sie meinem Rathe, setzen Sie sich fest in der Gunst der Klettenberg, bedenken Sie mich mit kleinen geistreichen Bosheiten, schonen Sie auch nicht das Andenken des höchstseligen Herrn, hängen Sie auf kluge Art den bewährten Freunden desselben, dem treuen Wieneck, dem alten Ferrner und Anderen bald heute, bald morgen etwas an. Nie viel – auf einmal – Sandkorn auf Sandkorn, und Sie werden unbedingt Ihren Weg machen, vorausgesetzt, daß Sie sich der Eigenschaften entschlagen, durch welche Sie ein wenig mißlieblich geworden. Plaudern ist Silber, oft auch gemeines Kupfer; Schweigen ist Gold, und wenn ich Sie so ansehe, lieber Baron Brenner, mit Ihrem wirklich liebevollen Äußern, Ihrer vornehmen gesetzten Art sich zu geben, so muß ich Sie offen versichern, daß das kein Gehäuse für einen Schwätzer

ist, und daß man unangenehm überrascht sein muß, diesen Baron Brenner anders zu sehen, als bedeutsam schweigend, nachdenklich, mit wichtiger Miene, häufig kaum durch ein Lächeln beistimmend. Ah! ich sage Ihnen, es ist von kolossaler Wirkung, im richtigen Augenblick geschickt und schweigend zu lächeln. Sie gewinnen dadurch auch Zeit zum Nachdenken, und können sich, wenn Sie ja einmal reden müssen, auf ein kurzes und gescheidtes Schlagwort vorbereiten. Überhaupt haben Sie keine Idee davon, wie uns solche Schlagwörter, besonders wenn sie humoristisch und witzig sind, vorwärts bringen; man bereitet sich im Stillen darauf vor, man läßt zum Beispiel bei der Hoftafel die Anderen plaudern, was sie mögen, den richtigen Augenblick erwartend, ein pikantes passendes Wort in die Konversation zu werfen. Das zündet wie eine Brandrakete. Alle sind froh, lachend wiederholen zu können, was Brenner wieder Geistreiches gesagt – dieser Brenner, der so lange verkannt wurde, dieser angenehme Brenner.«

Der Betreffende hatte in sprachlosem Erstaunen zugehört, und wenn er auch im Allgemeinen wußte, was von den Plaudereien Rosenthal's zu halten war, so fand er doch auch jetzt wieder Goldkörner darin, die er sich aufzupicken bemühte, wenn er auch gerade nicht so that. Vielmehr hatte er sich laut lachend erhoben und ging, seine Hände zusammenschlagend, ein paarmal auf und ab, indem er ausrief: »Nein, das ist doch zu arg, lieber Rosenthal, aber höchst ergötzlich, ungeheuer amüsam, und ich verdanke Ihnen eine heitere Stunde, die mir meine gedrückte Stimmung sehr erleichtert.«

»Und sollen mir noch mehr verdanken,« erwiderte der Andere mit seiner unerschütterlichen Ruhe, »thun Sie, wie

ich Ihnen gesagt, denken Sie an die Schlagwörter, selbst Männer von großem Geiste sind dadurch zur Geltung gekommen, und wenn es Ihnen je einmal daran fehlen sollte, – an den Schlagwörtern nämlich –« fügte er mit verbindlichem Lächeln hinzu, »so kommen Sie zu mir, ich helfe Ihnen gerne aus. Studiren Sie die bekannten ›Geflügelten Worte‹, auch Hoefers ›Wie das Volk spricht‹; letztere in doppelter Hinsicht, denn wir leben in einer Zeit, wo es auch bei Hofe nicht mehr gleichgültig ist, wie das Volk spricht. – Was nun das sehr mächtige Fräulein von Klettenberg anbelangt, so will ich Ihnen an diese ein paar gewichtige Worte mitgeben.«

»Sie? – an jene Dame, nach dem, was Sie mich über Ihre Stellung zu derselben merken ließen?«

»A – a – a – ah, natürlich kein Empfehlungsschreiben, nur eines der erwähnten Schlagwörter, bei richtiger Zeit anzuwenden. Sagen Sie ihr zum Beispiel einmal, aber tief empfunden mit etwas weicher Stimme, zum Beispiel so: ›Das Leben ist der Güter höchstes nicht – der Übel größtes aber ist die Schuld.««

»Die Schuld?«

»Ganz richtig, die Schuld!«

»Und Sie glauben in der That, daß das von erwünschter Wirkung sein könnte?« fragte Baron Brenner, nachdem er einigermaßen verblüfft gelächelt.

»Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, von entschiedener und für Sie vortrefflicher Wirkung. Aber Sie müssen mir unbedingt vertrauen und folgen. Es muß ein Moment sein, wo Sie glauben, daß jene Dame für eine kleine sentimentale Schwärmerei geneigt ist, wo sie vielleicht schmerzlich oder

auch nur wehmüthig bewegt von einer glücklichen Vergangenheit spricht. Gott – und welche unverheirathete ältere Hofdame liebt es nicht, von einer glücklicheren Vergangenheit zu sprechen! Also, mein lieber Baron Brenner, Sie werden Ihren Weg nach meiner Andeutung gehen, Sie werden reüssiren, und wenn Sie einmal Excellenz geworden sind, sich mit inniger Dankbarkeit des armen Rosenthal erinnern, dessen Rolle hier total ausgespielt ist, und den es in weite Fernen treibt, um sich vielleicht auf den Höhen des schneebedeckten Himalaya in einer neuen Lebensperiode mit der Zucht sanfter weichhaariger Ziegen zu beschäftigen.«

»Verzeihen Sie mir, verehrter Freund,« sagte Baron Brenner, nachdem er mit zusammengelegten Händen den Sprecher kopfschüttelnd eine gute Weile betrachtet, »wo hört in dem flimmernden Feuerwerk Ihrer Rede die Dichtung auf und wo fängt die Wahrheit an? Wie kann ich das köstliche Goldkorn erfassen, von dem schon Seine selige Majestät sagten, daß es in den extravagantesten Reden dieses amüsanten Rosenthal zu finden sei?«

»O, wie wahr sprach dieser höchst geistreiche Herr! – Ein Mann,« deklamirte er mit Pathos, »nennt Alles nur in Allen, ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen – besonders hier nicht, mein lieber Brenner,« setzte er in seinem gewöhnlichen Tone hinzu und fuhr alsdann fort: »Es ist das auch ein Schlagwort, das Sie sich aber hüten müssen, dem Fräulein von Klettenberg zu wiederholen. – Es könnte Ihnen die Augen kosten. – Doch Sie fragten mich nach den Goldkörnern in meiner Rede: für Sie sind das eben meine vortrefflichen Rathschläge, und was mich anbetrifft, so haben Sie diese Goldkörner auf meinem Vorplatze in anderer Gestalt stehen sehen.«

»Ihre Koffer? – In Wahrheit?«

»In voller Wahrheit,« sagte von Rosenthal, indem er seine Hände hinter den zurückgebogenen Kopf legte und an die Decke hinaufschaute, »ich will mich verändern wie unsere Kollegen, die andern Dienstboten sagen, ich will dieß neue Stück hier nicht mitspielen, denn die guten Akteurs sind alt geworden und der neue Nachwuchs taugt nichts. – Ich will reisen, reisen nach dem glücklich blühenden Süden. – Vielleicht reisen mit Zugvögeln, vielleicht auch auf den Strahlen eines wunderthätigen Bergkrystals. Ich habe Briefe aus Indien von einem meiner vertrautesten Freunde, jenem weisen Brahminen, der mich auffordert, zu ihm zu kommen, um meine Studien zu vollenden.«

»Und das Goldkorn in dieser Ihrer letzten Rede,« fragte Baron Brenner lauernd, »ist also Ihre unumstößliche Absicht, den Hof zu verlassen und zu reisen?«

»Ja, meine unumstößliche Absicht, verehrter Freund, und da ich weiß, wohin Ihre Frage zielt, so bitte ich Sie dringend, das aller Welt zu sagen, und wenn Sie Ihre nöthigen Besuche bei Hof machen und vielleicht morgen früh das Glück haben, bei dem allmächtigen Fräulein von Klettenberg vorzukommen, so können Sie dort nicht besser debütiren, als mit der Versicherung, daß Rosenthal seine Koffer packe.«

Baron Brenner hatte den Anderen kopfschüttelnd betrachtet, und da sich dieser jetzt aus seiner liegenden Stellung emporrichtete, um einen Blick auf die Uhr über dem Kamin zu werfen, so zog auch er die seinige hervor und sagte: »Jetzt wäre es aber unbescheiden, Ihre gewiß kostbare Zeit ferner in Anspruch zu nehmen.«

»Wie Sie wollen, lieber Brenner,« erwiderte Rosenthal seine Rechte erhebend und den Zeigefinger ausstreckend,

den der Abschiednehmende lachend ergriff, der sich aber durch eine kleine Biegung dieses Fingers festgehalten fühlte, während Herr von Rosenthal mit gleichgültiger Stimme sagte: »Warten Sie einen Augenblick, ich wollte Sie etwas fragen. – Was war es doch? – Ja richtig! Kamen Sie in Paris nie mit unserem früheren Bekannten zusammen, dem vortrefflichen Maler Arthur Weißner? Man sagte mir doch, er habe Italien verlassen, wo er mehrere Jahre gelebt, um über Frankreich wieder in die Heimat zurückzukehren.«

»Allerdings sah ich ihn, häufig sogar. Er wurde von Seiner Excellenz dem Gesandten bedeutend protegirt. – Verdient das auch – als Künstler.« –

»Sahen Sie auch Madame Weißner?«

Es lag etwas im Zusammenhang dieser Fragen, was Baron Brenner aufmerksam machte und ihn vermuthen ließ, daß Rosenthal entweder in der That von seinem Schwager nichts wußte, oder wenigstens affektirte, in keinem Verhältnisse zu stehen, weder zu ihm, noch zu seiner Schwester Ellen, weßhalb er auch keinen Anstand nahm, nach einem kleinen Achselzucken zu sagen: »Ich hatte leider keine Gelegenheit, Madame Weißner zu sehen, da diese, statt ihren Gemahl nach Paris zu begleiten, es vorgezogen hatte, am Luganersee zu verweilen, um später hier mit Ihrem Schwager wieder zusammen zu treffen.«

»Richtig, mit meinem Schwager. Ich hatte das beinahe vergessen. – Weißner befindet sich natürlicherweise in günstigen Verhältnissen?«

»In den allerglänzendsten, da ihm seine Bilder zu den fabelhaftesten Preisen ordentlich unter den Händen weggerissen werden.«

»Glücklich für ihn – verkehrte er in der sogenannten Gesellschaft der großen Welt?«

»Fast ausschließlich, doch vielleicht mehr, statt aus Neigung auf den Wunsch eines Begleiters, der ihm wie sein Schatten folgt, oder dem er seltsamerweise als solchem nicht von der Seite geht.«

»Also auch ein Künstler?«

»O – o – o – o, etwas Bedeutendes. Ein Talent ersten Ranges und schon durch seine Geburt auf eine Stufe erhoben, die unsereinem den Verkehr mit ihm angenehm, ja ehrenvoll macht. Ein Baron Reckenstein, von alter Familie, einer der schönsten, elegantesten und distinguirtesten Männer, die mir in meinem Leben vorgekommen.«

»Werden Sie das Glück haben, ihn hier wieder zu sehen?«

»Gewiß, mit Herrn Weißner, und ich freue mich sehr auf ihn. Das wäre auch ein Mann für Sie, Rosenthal. Gerade so, wie Ihr vorhin geschildertes Ideal, wonach ich mich richten soll; schweigsam, wo er sich nicht gerade unter Kunstgenossen befindet; geistreich lächelnd, wo er es nicht der Mühe werth findet, seine Ansichten preiszugeben, um dann plötzlich, auf einmal, in einer Fülle von Gedanken, mit einem Überfluß der glänzendsten Bilder und leuchtendsten Phantasieen die Unterhaltung an sich zu reißen; dabei das Bild eines schönen Mannes mit Umgangsformen, wie sie nur – ein Mann von wirklich guter Familie haben kann.«

»Der Mann kann hier Carrière machen.«

»Dabei Baron und Künstler!« rief der Andere enthusiastisch. »Ich sage Ihnen, es hat mir ordentlich wohlgethan, einem so hoch begabten Standesgenossen die Hand drücken zu können. Man thut das allerdings andern Künstlern auch,

doch mehr, um ihnen eine Artigkeit zu erzeigen, während bei dem Freiherrn von Reckenstein –«

»Sahen Sie Bilder von ihm?«

»Bilder von ihm? Nein, kein einziges. Wie sollte er auch dergleichen mit sich herumschleppen – und in Paris ruhte er aus von großen Entwürfen, durch deren Ausführung er die Welt in Erstaunen setzen wird, deren Schilderung doch das Großartigste war, was ich je gesehen.«

»Gehört, wollen Sie sagen?« warf Rosenthal mit seiner eigenthümlichen Ruhe ein.

»Nun ja, gehört. Aber mit einer Malerei durch Worte, die alles bis jetzt wirklich Dagewesene weit übertrifft. Ich kann Sie versichern, in einer kleinen, intimen Gesellschaft bei der Herzogin von Hamilton schilderte er uns einen seiner neuen Entwürfe, die allerdings bis jetzt nur in diesem grandiosen Kopfe existiren, Nero auf den Trümmern des brennenden Roms, ähnlich Piloty's bekanntem Bilde, aber in einer ganz anderen Erhabenheit der Komposition – und mit welcher Glut er uns das vormalte!«

»In Worten?«

»Natürlich – in Worten und doch nicht bloß in Worten allein. Reckenstein war so animirt, daß er uns vermittelt eines rothen, goldgesäumten Mantels der Herzogin und mit einem Lorbeerkranze, den ein paar liebenswürdige junge Damen um sein schönes Haupt wanden, den düsteren Kaiser so plastisch erhaben darstellte, wie er in seinem Bilde sein werde, daß uns Alle ein Schauer überlief.«

»Der Mann wird hier unbedingt Carrière machen.«

»Dann stellte er noch mit Beihülfe einiger Anwesenden eine Gruppe christlicher Märtyrer, wahrhaft ergreifend – erschütternd.« –

»Schade, daß ich diesen Mann nicht mehr sehen werde.«

»Das würde ich auch aufrichtig bedauern; und daneben ist dieser immense Künstler von einer liebenswürdigen Bescheidenheit. Gerade in jener kleinen Gesellschaft bat ihn die Herzogin von Hamilton um nur zwei Striche in ihr Album, wozu er sich sofort herbeiließ, indem er den prächtigen Kopf eines jungen Märtyrers kurz skizzierte, um alsdann das Albumblatt seinem Freunde Weißner zur künstlerischen Vollendung, wie er sagte, hinüber zu reichen. Kann man bescheidener sein?«

»Kaum,« meinte Herr von Rosenthal in einem sehr trockenen Tone. — »Und was that Weißner?«

»Nun, er führte diesen Kopf in der That recht hübsch aus, und da er hierauf auf Bitten der Herzogin seinen Namen dem des Freiherrn von Reckenstein anfügte, so hatte diese immerhin eine hübsche Erinnerung an zwei begabte Künstler. — Doch jetzt,« rief Baron Brenner, seine Uhr abermals hervorziehend, »halte ich Sie auch nicht eine Sekunde länger auf. Behüte Sie der Himmel — auf baldiges Wiedersehen!«

Dritte Randverzierung.

Ernste und heitere Erinnerungen auf schwarzgerändertem Trauerpapier.

Herr von Rosenthal hatte die Hand des Scheidenden nur leicht mit seinen Fingern berührt, und zwar mit einer recht matten Handbewegung; doch als sich die Thüre hinter Brenner geschlossen, beschrieb dieselbe Hand eine energische Kurve in der Luft, während die Lippen einen heftig zischenden Laut hören ließen — worauf er mit verächtlichem Tone

sagte: »Und doch wird diese Kreatur, dieser Träger echten blauen Blutes, seinen Weg machen und kann in der That wahrhaftig noch einmal Minister werden, wenn er pünktlich meinem Rathe folgt und sich nicht dümmer zeigt, als er wirklich ist.«

Seine Hand berührte eine kleine Glocke, die auf dem Tische stand, und als hierauf der Kammerdiener erschien, befahl er in einer Viertelstunde seinen Wagen und war selbst sogleich zum Ausfahren fertig, da ihn seine Toilette nicht weiter aufhielt, als daß er statt des Fracks seinen schwarzen Überrock nahm, statt der schwarzen Handschuhe andere lilafarbene, und daß er sich unter den prachtvollen, lebendigen Blumen, die in der Ecke auf einem Pflanzentische standen, etwas für die Jahreszeit Seltenes aussuchte, eine kaum aufgebrochene weiße Rosenknospe, die er in sein Knopfloch steckte, worauf er sich von seinem Kammerdiener einen weiten, dunkeln syrischen Mantel umgeben ließ, um nach dem Palais des Grafen Ferrner zu fahren. —

Das war ein alter, mächtiger Bau, aus jenen guten Zeiten herstammend, wo man noch nicht mit Raum und Steinen geizte, und wo uralte Geschlechter ihren Stolz darein setzten, für eine unendliche Reihe von Enkeln und Urenkeln zu bauen. Es war bereits vollkommen dunkel geworden, als Herr von Rosenthal anfuhr, und wenn dieß gräflich Ferrner'sche Haus, auf allen Seiten frei und in einem Garten liegend, selbst am Tage etwas sehr Ernstes, fast Düsteres hatte, so erschien es jetzt in der Nacht mit seinen dunklen, gewaltigen Quadern, seinem hohen, gewölbten Einfahrtsthore wie eine sichere Veste, wohlvertheidigt von dem grimmigen Wappenlöwen mit dem trotzigen Mordo, der, beleuchtet von starker Lichtflamme, den Eingang bewachte.

Wer aber das Innere des Hauses kannte, dem kam es vor wie einer jener alten, verdrießlich aussehenden Herren, die man bei näherer Bekanntschaft so liebgewinnt, um sich alsbald behaglich bei ihnen zu fühlen, welche unter der Maske des Griesgrams voll heiterer und lustiger Ränke und Schwänke sind.

Aus dem großen und sehr ernstesten Einfahrtsportal trat man sogleich durch hohe, wohlverschlossene Glastüren in eine glänzend erhellte, lichte und sanft erwärmte Halle mit breiter, prachtvoller Doppeltrappe, und wurde hier in dieser Halle nicht nur von dem geschwätzigem Murmeln eines Springbrunnens begrüßt, sondern auch von wohlerzogenen und gut gebildeten Dienern, die selbst auch einem minder vornehm aussehenden Gaste höflich und freundlich Rede und Antwort standen. Der Haushofmeister, Herr Fackler, würde ihnen im andern Falle auch sauber heimgeleuchtet haben, wie er zu sagen pflegte, und da es immerhin ein angenehmes Gefühl, selbst in wirklich vornehmen Häusern, oder in solchen, die es gerne sein möchten, von der oft sich vornehmer dünkenden Dienerschaft rücksichtsvoll empfangen zu werden, so würden wir manchem Hause gerne ein Auge, wie das des Herrn Fackler, wünschen.

Und diese Augen waren überall, häufig wo man sie gar nicht erwartete; heute aber, als Herr von Rosenthal in die Halle eintrat, oben am Treppengeländer sichtbar und forschend herabblickend, wobei der alte Mann eine Bewegung machte, als wolle er dem Gast ein paar Stufen entgegengehen, hob Herr von Rosenthal seine Rechte gebieterisch in die Höhe und rief mit lauter Stimme: »Verträge müssen gehalten werden, Herr Fackler!« worauf denn auch der Haushofmeister mit einer tiefen Neigung des Kopfes droben stehen

blieb; daß er so schwarz wie möglich gekleidet war, verstand sich von selbst, und nicht minder, daß seine ernste, fast traurige Miene nicht angenommen, sondern aus dem Herzen kam.

»Ich freue mich sehr,« sagte er, als Herr von Rosenthal oben ankam, »daß der Herr Hofmarschall uns heute nicht, wie so oft, verschmähen, denn wir haben einen Gast, der darauf begierig ist, in Ihrer Gesellschaft zu speisen, – Herrn Doktor Flinder.«

»Ah! das ist mir sehr angenehm, ich habe meinen guten Lebensretter schon lange nicht mehr gesehen. – Ist er schon da?«

»Im Salon der Frau Gräfin.« Damit ging Herr Fackler würdevoll voran, um ein Vorzimmer zu öffnen, durch welches Herr von Rosenthal in den bezeichneten Saal schritt. –

Mit dem Oberstjägermeister Grafen Willibald Ferner ging dort der alte Staatsminister Wieneck im Gespräche hin und her, während Graf Leo in der Oberstenuniform der königlichen Flügeladjutanten an einem der großen Fenster lehnte, um lächelnd auf seine junge, schöne, hellblonde Frau niederzublicken, deren edle, ausdrucksvolle Züge dem Treiben ihrer beiden lieblichen Kinder zugewandt waren, einem Knaben von vier Jahren, der mit seiner jüngeren Schwester beschäftigt war, auf dem Teppiche liegend ein mächtiges Bilderbuch durchzublättern, wobei aber die größte Freude der Beiden in dem meistens mißlingenden Versuche bestand, ihre gegenseitigen kleinen Händchen mit den herumklappenden Blättern zu treffen; doch war der Jubel groß, wenn Eines endlich einmal gefaßt und dann sogleich kräftig festgehalten wurde.

»Halt,« rief Leo Wieneck seinen Kindern zu, als Rosenthal eintrat, »laßt nun genug sein des grausamen Spiels und begrüßt unsern Gast, wie es sich gehört.«

Dazu waren denn auch die beiden Kinder mit so freundlicher Miene augenblicklich bereit, daß man deutlich daraus sah, wie gern der Angekommene im Hause gesehen wurde. Kinder und Dienerschaft sind darin ganz außerordentlich sichere Barometer.

Aber auch die Andern begrüßten ihn auf freundliche Art, Jeder nach seiner Weise, denn während sich Graf Ferrner grüßend umwandte und dazu sagte: »Es ist eigentlich komisch, daß man diesem Rosenthal einen Presser schicken muß, wenn man ihn haben will,« winkte der Minister freundlich mit der Hand und eilte ihm Doktor Flinder entgegen, um ihm seine beiden Hände zu reichen, während Leo Wieneck lachend sagte: »Gewiß haben Sie gewußt, daß der Doktor da ist.«

»Ich erfuhr das erst, als ich in's Haus trat,« entgegnete der Gefragte, sich dem Stuhle der jungen Gräfin nähernd, auf deren freundlich dargereichte Hand er ehrfurchtsvoll seine Lippen drückte, um dann, sich hoch und würdevoll aufrichtend, die beiden Kleinen mit den Worten zu begrüßen: »Ich erlaube mir, meinen tiefsten Respekt und meine ausgezeichnetste Huldigung dem Prinzen und der Prinzessin darzubringen.«

Beide lachten herzlich über diesen bekannten Spaß des ihnen gegenüber stets heiteren Rosenthal, dann fragte der Knabe: »Hast Du mir meine Trompete mitgebracht?«

»Ah! das würde sich in diesen ernsten Tagen nicht schicken, mein Prinz. Es ist keine Zeit der lustigen Musika, aber in den nächsten Tagen, wenn ich wieder komme, so soll die Trompete nicht fehlen.«

»Geht denn die ernste Zeit so bald vorüber?«

»Bedingungsweise ja, mein Prinz, wie Alles in diesem Leben.«

»Und dann darf ich lustig blasen?«

»Du gewiß und viele Andere werden aus vollem Herzen das Gleiche thun.«

»So, jetzt ist's genug,« sagte Leo Wieneck lachend, als der Kleine zu einer neuen Bemerkung den Mund öffnete. »Jetzt macht Großpapa Wieneck Euer Kompliment, und dann führe Du Deine Schwester hinüber.«

»So, speisen wir heute nicht ganz im Familienkreise?« sagte Rosenthal, an sich hinabschauend, »ich hatte mich in meinem Überrocke doch darauf eingerichtet.«

»Das nächste Mal wieder,« versprach die Gräfin, worauf sie ihre Kinder herzlich küßte, welche hierauf, nachdem sie in ähnlicher Weise bei allen Anwesenden die Runde gemacht, das Zimmer verließen.

Dann erschien Herr Fackler unter der Thüre, um mit einer tiefen Neigung seines Hauptes anzuzeigen, daß servirt sei.

Während der Tafel ging es, wie immer bei diesen kleinen Dinern, ungezwungen, einfach und um so gemüthlicher her, da Herr Fackler nur einen einzigen, alten, ganz vertrauten Diener zuließ und auch dafür sorgte, daß dieser nur dann anwesend war, so lange es durchaus nothwendig erschien.

»Was macht denn unser liebes, stilles Haus in Morfeld?« fragte Rosenthal den Arzt, nachdem dieser erzählt, daß es

ihn zur Residenz getrieben habe, um zum letzten Male die Gesichtszüge des verewigten, geliebten Herrn zu sehen.

»Allerdings still, wie immer,« gab er zur Antwort, »ja noch stiller als gewöhnlich, fast drückend einsam, da ich mich nur selten entschieße, Jemand für längere Zeit bei mir aufzunehmen; doch habe auch ich eine Saison wie jeder andere Kurort,« setzte er heiter hinzu, »die aber im Winter schlummert und sich erst im Frühjahr durch häufige Fragen ankündigt, ob ich Platz für Kranke hätte, da es dann eigenthümlicherweise Leute mit schweren Nervenleiden sind, die man mir anvertrauen will, oder gar solche mit geistigen Störungen.«

»Da wäre etwas zu machen mit einer großen Anstalt auf Aktien,« meinte Rosenthal, »klare Luft, Wasser und Gegend, ist vortrefflich, der Arzt nicht minder, und wenn wir in unserem Prospekt sagen, daß wir es hauptsächlich auf unfähig gewordene Gründer abgesehen haben und bei solchen schon Außerordentliches geleistet, so würde uns ein immenser Zulauf nicht fehlen.«

»Abgesehen von der soeben genannten Spezialität, die Kranken anbelangend,« sagte die Gräfin, »so wäre eine solche Anstalt unter Ihrer Leitung gewiß von großem Segen.«

»Und würde mich auch im höchsten Grade interessiren, wenn ich nicht als Arzt und Vertrauter bei meinen Bauern draußen eine gar so große und anstrengende Praxis zu besorgen hätte, bei der und auch sonst wohl Fälle von Geistesstörungen vorkommen, die mich dann immer in hohem Grade interessiren; erinnern Sie sich noch eines Vorfalls,« wandte er sich an Rosenthal, »wo in meinem Hause kurz

vorher oder am Tage selbst, als Sie nach dem Schlosse Seiner Excellenz übersiedelten, jenes eigenthümliche Zusammentreffen stattfand mit einer Dame aus der Stadt, ich will sie nicht nennen, und einem jungen Manne, der ihr auf so überraschende Art eine Liebeserklärung machte?»

»O ja, ich erinnere mich,« gab Rosenthal nachdenklich zur Antwort, »wurde doch ich, obgleich ganz unschuldig, mit in diese Geschichte verwickelt. Es war eine etwas ältliche Dame aus einem hiesigen sehr guten bürgerlichen Hause,« wandte er sich erklärend an die Gräfin, »die sich verfolgt sah von einem jungen Manne, ich weiß nicht mehr genau, ob an unseren verehrten Doktor oder an mich, um Schutz gegen jenen Exaltirten wandte. – Haben Sie später noch etwas über ihn erfahren?« fragte er den Arzt.

»Sogar sehr viel, denn mit einer kurzen Unterbrechung befindet er sich seit jener Zeit in meinem Hause.«

»Geheilt oder wenigstens beruhigt?«

»Ich glaube fast, wenigstens gibt er durchaus zu keinen besonderen Befürchtungen Anlaß. Er hat in meinem Hause ein kleines Zimmer, versieht Frühjahrs und Sommers die Gartenarbeit, macht sich auch sonst durch Allerlei sehr nützlich, und ist überhaupt ein stiller, ja ich möchte sagen, ein vertrauter Hausbewohner. Damals, kurze Zeit nach jenem Vorfall, erschien er bei mir in einem Zustande, daß es eine Sünde gewesen wäre, ihn fortzuschicken, weßhalb ich ihn behielt.«

»Und das war sehr edel von Ihnen, lieber Doktor, und bemerken Sie nichts an ihm, was Sie befürchten läßt, sein früherer Zustand möchte Wiederkehren.«

»Nein, und ich glaube das auch nicht; doch ist mir allerdings eine sehr komische fixe Idee zurückgeblieben, die in

einigem Zusammenhang mit seinem früheren Seelenzustande steht, er glaubte nämlich damals ein Vampyr zu sein und gezwungen das Blut seiner Geliebten zu saugen.«

»Eine gräßliche Idee.«

»Aber Geschmacksache, wieso Vieles, gnädige Gräfin,« warf Rosenthal lachend ein.

»Hat aber wacker gegen jenes schauerliche Bild angekämpft, und es auch so weit bezwungen, daß er sich mit der Vampyr-Idee auseinandersetzte, und das gespenstige Thier dadurch unschädlich machte, daß er es in seinen Magen einschloß, wo es sich leider heute noch befindet.«

»Gott helfe ihm!« sagte Rosenthal, »das wird im Stande sein, ihm Beklemmungen zu machen.«

Der Doktor verbeugte sich achselzuckend und mit einem Lächeln, als wüßte er jeder weiteren Einzelheit überhoben zu sein, weßhalb auch wohl der Oberstjägermeister die Worte einwarf: »Noch häufig sprach meine gute selige Mutter von Ihrem stillen friedlichen Hause, ja sie hatte Zeiten, wo sie glaubte von ihrem unheilbaren Leiden dort noch hergestellt zu werden.«

»Ja, es umfängt uns dort ein Gefühl tiefen Friedens, ein heimatlicher Hauch.«

»Wie oft denke ich an mein trauliches Gemach!« versicherte Rosenthal kopfnickend, »und wie oft erscheint es mir in Phantasieen und Träumen, mich oft gewaltsam zurückziehend; es ist, als hätte ich einen Zauberfaden am Fuße, der dort endet und sich immer mehr verkürzt.«

»Nun, nächsten Sommer, wenn wir draußen wohnen,« meinte Graf Ferrner, »könnten Sie ja abwechselnd bei uns und bei dem guten Doktor sein.«

»Nächsten Sommer,« rief Rosenthal achselzuckend, »wer kann auf so lange hinaus über seine Zeit gebieten, wer weiß, wo ich nächsten Sommer bin!«

»Ganz recht, daß Sie uns durch diese Äußerung auf einige neue Phantasieen bringen,« sagte lächelnd der Minister; »was hat es denn wieder zu bedeuten, lieber Rosenthal, daß Sie durch Schalken aller Welt verkünden lassen, daß Sie im Begriff seien, eine große Reise anzutreten? Wissen Sie auch, daß Seine Majestät das ziemlich ungnädig aufgenommen haben? Der König meinte mit einer unmuthigen Bewegung, er erinnere sich durchaus nicht, weder mit Ihnen von einer bevorstehenden Reise gesprochen, noch die Absicht ausgedrückt zu haben, Sie irgend wohin zu verschicken.«

»Ebenso die Königin,« versicherte die Gräfin Wieneck. »Ja, Ihre Majestät setzten mit etwas scharfem Tone hinzu: ›Es ist wieder einmal eine jener Willkürlichkeiten dieses Herrn, von Reisen zu reden, ehe man sich um einen Urlaub bekümmert.«

»Wie muß mir das schmeicheln,« sagte Rosenthal lachend, »daß man in so ernsten Zeiten Muße und Laune fand, sich mit meiner geringen Persönlichkeit zu beschäftigen!«

»Seien Sie ehrlich!« rief der Oberstjägermeister.

»Sie haben mit Ihrer Äußerung gegen Schalken nichts Anderes bezweckt.«

»Und auch Ihren Zweck vollkommen erreicht,« sagte Leo Wieneck; »denn als ich mich entfernen wollte, nahm mich der König in eine Fensternische und sprach zu mir, – soll ich Ihnen genau die allerhöchsten Worte wiederholen?« fragte er lächelnd und sich selbst unterbrechend.

»Genau die allerhöchsten Worte, wenn ich bitten darf.«

»Nun er sprach zu mir: ›Haben Sie auch schon gehört, daß er aller Welt vorlügt, er wolle reisen? Was will denn eigentlich dieser tolle Mensch wieder? Ich finde diesen Gedanken recht unverschämt und würde es für richtiger halten, daß er wartet, bis wir ihn fortschicken.«

Hier konnte sich Rosenthal nicht enthalten, laut zu lachen, dasselbe that Graf Ferrner, und selbst auf dem Gesichte des alten Diplomaten blitzte es humoristisch, während Leo Wieneck mit heiterer Miene fortfuhr: »Worauf ich in Ihrem Sinne zu handeln glaubte, als ich der Wahrheit gemäß zur Antwort gab, ich wüßte nur und nicht aus Ihrem Munde, daß Sie sehr gründliche und umfassende Reiseanstalten träfen. Sah ich doch Ihren Reisewagen in Arbeit, Ihre neuen immensen Koffer beim Sattler, und als ich gestern in Geschäften bei Herrn Mirbel war, zeigte er mir etwas erstaunt Ihr Schreiben, in welchem Sie sich über die beste Art der Anschaffung von Geldern nach Indien erkundigten.«

»Weiß Gott, daß Sie, wie immer, freundschaftlich für mich gehandelt haben! Meinen besten Dank dafür, denn —«

»Halt, Herr von Rosenthal,« unterbrach ihn lächelnd die junge Gräfin, »ein so trockener Dank genügt uns nicht!«

»So erlaube ich mir,« erwiderte Rosenthal, sein Glas erhebend, »zum schuldigen Danke auf das Wohl dieses erlauchten Hauses, seiner Kinder und Kindeskinde zu trinken.«

»Das wird nebenbei acceptirt,« meinte Leo Wieneck, »doch verstehe ich den Einspruch meiner Frau, sie will zum Danke etwas Wahrheit von Ihnen.«

»In fleckenloser Klarheit, wie Ihr berühmter Bergkrystall,« sagte der Staatsminister.

»Sie sollen uns sagen, was es mit Ihrer Reise für eine Bewandtniß hat.«

»Einem Wunsche, dem ich mich anschließe,« warf Doktor Flinder ein, »sei es auch nur, daß ich Hoffnung habe, Sie in Ihrem ersten Nachtquartier bei mir zu sehen.«

»So schmeichelhaft mir dieß allgemeine Verlangen ist, so kann ich doch Ihrem Wunsche, gnädige Gräfin, nicht in der Art entsprechen, wie der Herr Staatsminister angedeutet: klar und wahr, wie mein wunderbarer Bergkrystall.«

»Hab's nicht anders erwartet von diesem theuren Rosenthal,« lachte der Oberstjägermeister, »es war das nur ein richtiger Schuß in's Dickicht, ob edles Wild aufgeht, eine gute Jagd versprechend, oder nur gemeines Raubzeug, was wir Andere nennen: auf den Busch klopfen.«

»Beinahe so, Excellenz, wie ich unter so guten und edlen Freunden nicht verhehlen will, doch sind meine Reiseanstalten wahrscheinlich nicht vergeblich gemacht und Indien wird das Glück haben, mich nächstens wieder zu besitzen, denn ehe ich mich, um die allerhöchsten Worte zu wiederholen, fortschicken lasse, erlaube ich mir das Prävenire zu spielen, und um meine Pässe zu bitten.«

»Und Rosenthal hat Recht,« sagte der Oberstjägermeister kopfnickend, »und ist das, was er thut, zur Nachachtung bestens zu empfehlen; was mich anbetrifft, so habe ich um einen längeren Urlaub nachgesucht, um nach meinen eigenen, etwas vernachlässigten Jagdrevieren zu sehen.«

»Aber jetzt, im Herbst, lieber Papa, wo Hubertus herankommt?«

»Pah! es wird mit den dießjährigen königlichen Jagden so nicht viel werden, und ich will es gleichfalls probiren,

wie Rosenthal, nur auf andere Art, vielleicht daß die Stoltenhoffs, die Schalken, die Nellingen das gerade so gut machen, wie ich.«

»Woran ich nicht zweifle bei so großer Genügsamkeit und bei so vollkommenem Bewußtsein des eigenen Werthes,« warf Rosenthal leicht hin und blickte dabei so unbefangen um sich, daß sich der Oberstjägermeister nicht enthalten konnte, laut lachend zu sagen: »So viel ist sicher, es gibt Niemand, der nach rechts und links Grobheiten mit solcher Gelassenheit austheilt, wie Sie.«

»Durchaus keine Grobheiten, Excellenz, der Himmel möge mich davor bewahren; ich glaube eher ein Kompliment gesagt zu haben. Herr und Diener sollen sich ergänzen, um ein harmonisches Ganzes zu bilden. Je größer also der Herr, je unbedeutender braucht der Diener zu sein. Singt doch schon Uhland:

Ein großer Mann, ein kleines Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß Eins dem Andern helfen.

Weßhalb ich mir die Prophezeiung erlauben möchte, daß die sämtlichen mächtigen Schwerter, die ich hier um mich sehe, nächstens in die Scheide gesteckt werden.«

Da Alle herzlich lachten, fuhr Rosenthal in seiner merkwürdig unbefangenen Art, aber mit großem Ernste fort: »Deßhalb müssen wir Alle, die es gut meinen, auf genügenden Ersatz denken, und ich habe mich schon heute Nachmittag bemüht, einen neuen Minister des Auswärtigen aus der Tiefe des Gemüths zu konstruiren.«

»Und wie sieht er aus, Rosenthal? lassen Sie hören!« fragte heiter der alte Graf Wieneck.

»Er hat noch etwas von einem Homunculus, nur daß er vorderhand nicht leuchtet; doch wird sich das schon machen, wenn er lange genug in der Retorte sitzt. Präparirt habe ich ihn so gut wie möglich. Als Elixir der Schweigsamkeit *à la* Nellingen senior mit einem kräftigen Aufguß der bösen Zunge Rosenthal's habe ich ihm zur größeren Vervollkommnung Essenz Klettenberg angerathen.«

»Und sein Name?«

»Brenner.«

»Helf Ihnen Gott, Rosenthal, den Namen habe ich nicht erwartet,« sagte der Staatsminister.

»Pah, Excellenz, wer wird sich mit den gewöhnlichen Dingen abgeben! Große Zeiten erheischen außerordentliche Maßregeln; was früher vortrefflich war, genügt heute nicht mehr, und deßhalb packe auch ich meine Koffer und gehe nach Indien.«

Der Arzt hatte lächelnd, aber schweigend diesen Reden zugehört und legte jetzt seine Hand sanft auf den Arm Rosenthal's, neben dem er saß, um mit großer Ostentation nach dessen Pulsschläge zu fühlen, worauf er sagte: »Allem Anscheine nach, Verehrtester, muß ich Sie im nächsten Frühjahr wieder einmal scharf in die Kur nehmen; Ihre Nerven sind schrecklich aufgeregt.«

»Durchaus nicht mehr als gewöhnlich, lieber Doktor,« gab der Betreffende mit der Milde eines Kindes zur Antwort, »doch habe ich Ihnen ja schon gesagt, daß ich meine erste Station bei Ihnen nehmen will. Wie freue ich mich auf

Ihr ruhiges, harmloses Haus, im Gegensatz zu all' dem tollen, unfruchtbaren Treiben hier. – Daß ich reise, ist eine Gewißheit, die mich mit Trauer erfüllt, wenn ich diesen liebenswürdigen Kreis meiner verehrten Freunde und Gönner betrachte.«

»Und Rosenthal bittet um eine stille Thräne der Erinnerung,« sagte Leo Wieneck lächelnd.

»Hat uns aber durchaus noch nicht darüber aufgeklärt, ob er zum Reisen fest entschlossen ist,« forschte die junge Gräfin mit einiger Hartnäckigkeit. »Fragen wir ihn lieber, ob er bleibt, wenn man ihn freundlich ersucht.«

»Das ist allerdings eine Gewissensfrage, Erlaucht, doch will ich auch diese aufrichtig dahin beantworten, daß mich ein freundliches Ersuchen immer noch nicht zum Bleiben bestimmen kann, und könnte das nur unter einer einzigen Voraussetzung geschehen, wenn nämlich Seine Majestät zu mir sprächen: ›Lieber Rosenthal, ich kenne alle Ihre schönen Eigenschaften, Ihren Verstand, Ihren Geist, Ihren sprudelnden Witz, die ganze Distinktion Ihres Wesens, doch sind alle diese sonst so vortrefflichen Eigenschaften nicht im Stande, mir zu dienen, denn ich könnte selbst reichlich davon abgeben. Aber Sie besitzen einen andern Schatz, der nicht genug zu würdigen ist für einen jungen Fürsten, dem das Wohl seines Volkes am Herzen liegt, und welcher ein zweihändiges scharfes Schwert gebraucht, um das wuchernde Unkraut niederzumähen, das rings um ihn aufsproßt in seiner Sünden Maienblüte. Dieser Schatz ist neben Ihrem wunderbaren Bergkrystall Ihre böse, schneidige Zunge, und wenn Sie mir mit dieser dienen wollen, ehrlich, offen und rückhaltlos, so sollen Sie eine Stelle haben zunächst meinem Throne, so sollen Sie gekleidet werden in bunte, schimmernde

Pracht, mit Glöckchen am Kleid und an der Mütze, und in der Hand tragen Pritsche und Spiegel.«

»Lieber Rosenthal,« bemerkte der Oberstjägermeister nach einer kleinen Pause, welche dadurch entstanden war, daß Alle beinahe ernst vor sich niederblickten, betroffen durch den Ernst, welcher aus den lustigen Worten hervorklang; – »lieber Rosenthal, ich fürchte, Sie reisen, aber wenn Sie beim Beginn Ihrer Tour doch den guten Doktor besuchen, so erinnern Sie sich, daß in der Nähe von Morfeld mein Schloß liegt.«

»Wie könnt' ich so etwas vergessen, Excellenz?« erwiderte Rosenthal mit wirklich bewegter Stimme, indem er ernst vor sich hinschaute, weit, weit hinaus in die fernste Ferne, um dann nach einem tiefen Athemzuge zu sagen: »Ja, ich werde reisen, und es ist besser so; ich hoffe schon morgen früh meine letzten Vorbereitungen zu treffen, um der traurigen Feier, die uns bevorsteht, als ein freier, unabhängiger Mann beiwohnen zu können; der Art beiwohnen, daß ich mich, wenn Alles vorüber ist, in die königliche Gruft schleiche, um dort einem guten, edlen, erhabenen Manne, der nebenbei auch König war, meinen heißen Dank zu stammeln für erhaltene Wohlthaten.«

Herr von Rosenthal sprach die letzten Worte mit einer eigenthümlich vibrirenden Stimme; während er sich langsam und feierlich erhob und wie er mit einem düstern Blick sein Glas an die Lippen setzte und austrank, folgten Alle, von dem gleichen wehmüthigen Gefühle getrieben, seinem Beispiele, worauf sich die junge Gräfin rasch umwandte, nachdem sie durch Neigung ihres Kopfes ein Zeichen gegeben,

daß die Tafel als aufgehoben zu betrachten sei. Alle verfügten sich in den Salon zurück, um dort an dem lodernden Kaminfeuer Kaffee und Cigarren zu finden.

»Wie war denn überhaupt der intime Empfang heute Mittag bei Ihrer Majestät?« fragte Rosenthal den Oberstjägermeister, der aber mit einem ausdrucksvollen Achselzucken auf seine Tochter wies, die statt seiner zur Antwort gab: »O, es war sehr intim und doch wieder sehr zahlreich, da man sich begreiflicherweise zu dieser Intimität drängte.«

»So glänzte ich also durch meine Abwesenheit.«

»Wenigstens wurde Ihre Abwesenheit bemerkt, denn die Gräfin Pommerhausen, meine frühere Gönnerin, hörte ich laut genug sagen, um von der Königin verstanden zu werden: »Man kann ein geziemend würdiges Gefühl angemessener Betrübniß über einen allerdings großen Verlust im Herzen tragen, ohne damit Komödie zu spielen, wie dieser Rosenthal, der uns hier glücklicherweise mit seinem Anblick verschont.« Ihre Majestät streiften hierauf die Sprecherin mit einem wohlwollenden Blick, und die Klettenberg setzte sich sogleich mit einem Blick voll Engelsmilde neben ihre Freundin.«

»Gnädige Gräfin,« warf Doktor Flinder lächelnd ein, »ich hatte nicht gedacht, daß Sie so boshaft sein könnten.«

»Das nennt dieser gute Arzt boshaft sein,« lachte Rosenthal. »Man sollte Sie zwingen, unsere liebenswürdige Gräfin dafür sogleich um Verzeihung zu bitten. Ich bin überzeugt, daß es ein wundervoller Anblick gewesen sein muß, die Klettenberg und die Pommerhausen neben einander sitzend und sich süß anlächelnd zu sehen, ungefähr mit den gleichen Gefühlen, wie zwei Hyänen, die sich eine hübsche Leiche streitig machen. – O, ich hasse diese beiden Weiber;

die Klettenberg weniger, denn sie bezeugt mir aufrichtig und ehrlich ihre tiefe Abneigung, während die Andere, indem sie mit der einen Pfote kratzt, mit der andern den Arm streichelt, um im Flüstertone zu sagen, wie sie heute noch in der Kapelle gethan: ›Ach, Rosenthal, Welch' großer Verlust, was werden wir Alles noch erleben!‹ Schade, daß ich heute Mittag nicht plötzlich erschienen bin, um sie an diese Worte zu erinnern, doch hatte ich mir vorher schon, gerade in der Kapelle, ihre erneuerte Ungnade zugezogen; denn als sie dort im Übermaß des geheuchelten Schmerzes – wir Beide waren nämlich ganz allein – ihr Taschentuch affektirt an die Augen drückte, bot ich ihr für den Fall der Noth ein trockenes an, das ich stets für dergleichen Fälle in Bereitschaft halte.«

»Deßhalb haben Sie die neue Allianz mit der Klettenberg zu scheuen.«

»Ah, was das anbetrifft, bin ich vollkommen ruhig, denn erstens scheue ich gar nichts und zweitens ist diese Allianz doch nichts Anderes, als eine mangelhaft übertünchte Feindschaft, die stets wieder durchschlagen wird, wie ein solider Fettfleck.«

»Es ist doch schade, daß Sie nicht da waren, Herr von Rosenthal,« meinte die Gräfin, nachdem sie ihre kleine Tasse Kaffee geschlürft. »Wissen Sie wohl, wer heute sonst noch bei dem Empfang war? – Das wird Dich auch interessiren, Papa,« setzte sie lauter hinzu, ihr Haupt gegen den Oberstjägermeister wendend, der mit dem Minister leise plaudernd in einer Fensternische stand; »denke Dir nur, auf einmal öffnen sich die Flügelthüren und herein trat die Gräfin Wildenoff, heute noch eine wunderbar prächtige Frau, majestätisch wie –«

Als hier die Gräfin lächelnd stockte, beendigte Rosenthal ihren Satz mit den Worten: »wie eine echte Königin.« Zu gleicher Zeit hatten seine Augen mit einer blitzähnlichen Schnelligkeit das Gesicht Leo Wieneck's gestreift, der indessen unbefangen die Asche seiner Cigarre abstieß und dann ruhig sagte: »Ich muß schon gestehen, daß das Erscheinen unserer ehemaligen Obersthofmeisterin den gleichen Eindruck auf mich machte. Auch fand ich es begreiflich, daß Ihre Majestät sitzen blieben, indem Sie die Gräfin freundschaftlich an ihre Seite nöthigten.«

»Ich hatte noch nie das Glück, unsere junge Königin zu sehen. – Nicht wahr, sie ist nicht von großer imponirender Gestalt?«

»Gut aufgefaßt, vortrefflicher Arzt. Nein, sie ist eher klein und unansehnlich, während dagegen ihr Geist und ihr scharfer Verstand alles Andere überragt.«

»Hast Du auch unsern guten alten Tönning bemerkt?« fragte der Minister seine Schwiegertochter.

»Mit seiner Gemahlin?« erkundigte sich der Oberstjägermeister näher tretend.

»Mit der Gemahlin,« antwortete die junge Gräfin und setzte lächelnd hinzu: »Ich war in der That gespannt auf die Art, wie man sie empfangen würde. Es ging indeß Alles ganz gut, sie trat bescheiden, aber ungezwungen ein, hatte eine wunderbar elegante Trauertoilette, ein bischen kokett, und sah reizend aus, als sie mit niedergeschlagenen Augen eine sehr tiefe und tadellose Verbeugung vor Ihrer Majestät ausführte; allerdings erwiderte die Königin dieß Compliment mit eisiger Ruhe, doch ging der König freundlich auf die Tönning zu und sagte recht laut und verständlich: ›Es freut mich, liebe Baronin, Sie bei uns zu sehen.««

»Was mich wiederum von Seiner Majestät außerordentlich freut,« warf Rosenthal ein, worauf er in seiner impertinenten Weise fragte: »Und wie benahm sich das andere, mindere Geflügel gegenüber dem hübschen neuen Eindringling?«

»Pfui! Sie sind ein abscheulicher Mensch, Rosenthal,« gab die junge Gräfin scheinbar unwillig zur Antwort, was aber den Betreffenden nicht hinderte, ruhig fortzufahren: »O, ich sehe das ganz genau vor mir. Im gespreizten Hochmuth würdiger Mütter erstaunte Gesichter, die sich hinter dem rasch aufgeklappten Fächer verbergen, das Lächeln der Verzweiflung, wie sich jene unbefangen nähert, tödtliche Angst, ob Ihre Majestät nicht ernst und gemessen herüberschaut.«

»Tönning hätte das können bleiben lassen,« meinte der Oberstjägermeister. »Es gibt Aufforderungen, die man in der Voraussetzung stellt, daß ein vernünftiger Mensch ihnen nicht nachkommt. Darin ist Ihr Bekannter, Ihr Schwager, Rosenthal schon gescheidter.«

»Wer ist mein Schwager?« fragte dieser, worauf ihn Alle erstaunt anblickten und sich Doktor Flinder einer unmuthigen Bewegung nicht enthalten konnte.

»Nun, Ihr Schwager Arthur Weißner. Sie wollen doch diesen ausgezeichneten Menschen und großen Künstler nicht verleugnen?«

»Als letzteren gewiß nicht, doch hatte jene Ellen Unrecht, ihn zu heirathen. Sie paßt nicht zu einer Künstlerfrau.«

»Entschuldigen Sie, Herr von Rosenthal, sie paßt vollkommen zur Frau des edelsten, besten und bravsten Menschen, und so ist mir Herr Weißner geschildert worden. Wenn das freilich anders wäre, würde auch ich diese Ehefrau bedauern.«

»Das that ich von jeher und hatte meine Gründe dafür,« gab Rosenthal trocken zur Antwort. »Wo es sich um ein ernstliches Bündniß, also um den vollkommenen Ernst des Lebens handelt, hasse ich alle jene poetischen Schwärmereien, wodurch zwei Herzen einander nahe gebracht werden. Sie verkleiden mit trügerischem Grün den festen Käfig, Ehe genannt. Sie lassen glauben, man sänge frei im Walde seine fröhlichen Lieder, während man schon lange gefangen ist. Sie umkleiden die Ketten der Ärmsten mit Rosenguirlanden, und wenn Blume um Blume rasch abfällt, entdecken sie erst und um so schmerzlicher das kalte drückende Eisen. Nein, nein, für eine glückliche Ehe heißt es, ruhig und kalt überlegen und Alles erwägen.«

»Gott gnade dem armen Wesen, dem Sie diese Überlegung und diese Erwägung einmal zuwenden.«

»Das sage ich auch, gnädige Gräfin, und bin deßhalb fest entschlossen, so ledig als möglich zu bleiben.«

»Laßt ihm seine Phantasieen,« rief Leo Wieneck lachend, »wir kennen das Alles, und ich freue mich nur auf die indische Prinzessin, die Tochter jenes königlichen Zauberers, die er einmal heimführen wird.« –

»Wie kommst Du aber auf Weißner?« wandte er sich an den Oberstjägermeister.

»Nun, Weißner wurde auf Befehl Seiner Majestät dringend eingeladen, endlich nach der Heimat zurückzukehren, und ich finde es sehr begreiflich, daß man die Sterne der Kunst und Wissenschaft hier aufgehen lassen will.«

»Zum eigenen Amusement und um sich selbst zu verherrlichen. Weißner ist schon unterwegs, aber ohne seine Frau, und das ist es, was Seine Excellenz so richtig und vernünftig fand.«

»Sollte ich Ihnen mit dieser Äußerung wehe gethan haben, lieber Rosenthal?« fragte der Oberstjägermeister, indem er rasch näher trat und seine Rechte auf die Schultern des Andern legte.

»Mir wehe gethan, Excellenz? Durchaus nicht, ich finde das von Herrn Weißner so vernünftig, daß ich ihm selbst dazu gerathen hätte, wenn wir überhaupt auf diesem Fuß mit einander ständen. Es sollte mir sehr leid thun, die gute Ellen nicht recht bald bei uns zu sehen.«

»Und wie konnte sich Herr Weißner dazu entschließen?« fragte Doktor Flinder in besorgtem Tone, während er rasch näher trat.

»Wer weiß, ob dieser Entschluß nicht auf gegenseitiger Übereinkunft beruht,« meinte Rosenthal ruhig, »daß er ohne seine Frau kommt, ist sicher. Sie bleibt vorläufig am See von Lugano, was auch eine sehr schöne Gegend ist.«

Ob er diese Worte absichtlich in einem bitteren Tone sprach, während er sich langsam erhob und nach einem Seitentisch hin ging, um sich dort eine kleine La Ferme anzuzünden, wissen wir nicht genau, doch hatten seine Worte einen unangenehmen Eindruck hervorgebracht, so daß sich Doktor Flinder kopfschüttelnd an das Kamingesimse lehnte und die junge Gräfin eben ein anderes Gesprächsthema anschlagen wollte, als Rosenthal zurückkommend sagte: »Deßhalb aber kommt Weißner doch nicht allein. Er bringt uns eine neue und sehr gute Acquisition, einen ausgezeichneten Künstler, dabei sehr eleganten, schönen und lebenswürdigen Menschen, der, wie gesagt, ein großer Künstler ist, und dabei das Glück hat, Baron zu sein. Ich frage Sie, ob der zu uns passen wird.«

»Kennen Sie ihn?«

»Ich kenne Jedermann, gnädige Gräfin, schon durch meinen wunderbaren Bergkrystall, und Sie werden die nächsten Tage Gelegenheit haben, zu bemerken, ob ich Ihnen von dem Freiherrn von Reckenstein zu viel gesagt – – doch nun muß ich um Erlaubniß bitten, mich zurückziehen zu dürfen. Ich fühle es deutlich, daß mein alter, treuer Freund, der volle Mond, soeben am Horizonte auftaucht. Die beste Zeit zu meinen Studien und Beobachtungen. – Ich wünsche allerseits einen vergnügten Abend.« Damit küßte er der Gräfin die Hand und verließ dann den Salon und gleich darauf das gräflich Ferner'sche Haus.

»Wie er sich merkwürdig gleich bleibt, dieser Rosenthal,« sagte der alte Minister, als der Betreffende verschwunden war, »stets ein paar Goldkörner in dem oft unverständlichen Wust seiner Reden! Und er ist bei vielen Gelegenheiten so klug, daß er oft bittere Wahrheiten in weicher Umhüllung eingibt.«

»Glauben Excellenz,« fragte der Doktor, »daß zwischen Arthur Weißner und seiner Frau wirklich ein Zerwürfniß stattfindet, man konnte so etwas aus dem bitteren Tone errathen, mit dem Rosenthal von seinem Schwager sprach.«

»Ich weiß nichts Näheres,« erwiderte Graf Wieneck, »Du wohl auch nicht, Leo?«

»Direktes und Genaueres habe ich gleichfalls nicht erfahren, hatte aber neulich betreffs Weißner einen ganz eigentümlichen Besuch.«

»Ah! jene seltsame Person, die alte berühmte Malerin,« warf die junge Gräfin ein.

»Ja, die berühmte Angelika; ich habe nie ein sonderbareres Geschöpf gesehen, doch war es mir interessant, ihre Bekanntschaft zu machen, und ich empfing sie natürlich,

wie es einer so bedeutenden Künstlerin zukommt, war aber dabei genöthigt, einem Reitknechte, der sie meldete, einen strafenden Blick zuzuwenden, denn er und die übrigen Dienerschaften lachten hinter ihr drein; konnte ihnen das so eigentlich nicht übelnehmen, denn ihr Anzug war gar zu komisch, unten mit einem Frauenrocke versehen, trug sie darüber eine vollständige Jägerjoppe und hatte auf ihrem grauen Filzhut Gemsbart und Spielhahnfedern. Man hätte sie für eine jener reisenden musikalischen Tyrolerinnen halten können. Auch war sie in ihrem Benehmen gerade so ungenirt wie jene, ließ sich sogleich auf einen Stuhl nieder, und als ich meine Cigarre weglegen wollte, sagte sie freundlich: ›im Gegentheile,‹ und bat sich selber eine aus, obgleich sie mir hier versicherte, daß sie gewöhnliche nur Pfeifen rauche.«

»Es hätte mich gleichfalls interessirt, sie kennen zu lernen,« sagte Doktor Flinder, »ich weiß, sie war mit Weißner sehr vertraut und kannte auch Ellen.«

»Auf diese kam sie denn gleich zu sprechen mit großem Interesse, während sie Weißner nur flüchtig und nebenbei erwähnte und dann auch nur in Beziehung auf dessen Frau, ob er sie lieb und freundlich behandle, ob sie ein glückliches Familienleben führten, und ob ich ihr nicht Gewißheit geben könne, daß Beide in kurzer Zeit zurückkehren.

»Das konnte ich nun allerdings nicht, sagte ihr aber, Weißner sei von Seiner Majestät berufen worden und zweifle ich nicht, daß ihm hier bedeutende Arbeiten zugewiesen würden. Dann kam ich auf ihre eigenen Bilder zu sprechen und sagte, daß wir schon lange den Wunsch hätten, etwas von ihr zu besitzen, worauf sie an den Fingern nachrechnend sagte, vor drei bis vier Jahren würde es ihr nicht möglich

sein, einen neuen Auftrag zu übernehmen, gestattete mir aber gnädigst, sie einmal in ihrem Atelier zu besuchen.«

»Worauf Du Dir immerhin etwas einbilden darfst,« sagte Graf Wieneck, der seinen Hut genommen hatte und Abschied nehmend vor der Gräfin stand, »denn ich weiß, daß sie noch vor Kurzem den Besuch des Kronprinzen mit der Bemerkung refüsirte, sie habe nichts, was würdig genug sei, Seiner Königlichen Hoheit vorgestellt zu werden.«

»Adieu, mein alter Freund!« wandte er sich an den Oberstjägermeister, diesem die Hand reichend, »auf Wiedersehen morgen bei einem schweren Gange, und dann wollen wir sehen, ob auch wir wie Rosenthal Reisevorbereitungen machen werden.«

Doktor Flinder verließ mit dem Staatsminister den Salon und fragte ihn: »Glauben Euer Excellenz in der That, daß Rosenthal rücksichtslos seine hiesigen Verbindungen abbrechen wird?«

»O ja, ich glaube daran, wenn man ihm Gelegenheit zu der Wahrnehmung gibt, man sehe es nicht ungern, wenn er auf eine schickliche Art verschwinde, und Rosenthal hat in diesen Dingen eine gar feine Nase. – Wollen Sie mit mir fahren, Herr Doktor?«

»Danke, Excellenz, ich ziehe es vor, zu Fuß zu gehen.«

»Auf Wiedersehen denn, Adieu, mein lieber Fackler.«

Der alte Haushofmeister machte unten an der Treppe eine sehr tiefe Verbeugung, worauf die beiden oben Genannten das Haus verließen.

Rosenthal war, nachdem er das Ferrner'sche Palais verlassen, einen Augenblick unschlüssig stehen geblieben und hatte dann eine vorüberfahrende Droschke angerufen, die

ihn in kurzer Zeit vor ein ansehnliches Gebäude führte, dessen hohe Fenster im ersten Stock erleuchtet waren. Dort hinauf begab er sich und trat kaum eine Minute später in das elegante Gesellschaftslokal, wo sich die Herren der ersten Gesellschaft, sowie junge und reiche Offiziere für einige Abend- und Nachtstunden zu versammeln pflegten. Hier geschah, was in allen ähnlichen Klubs zu geschehen pflegt. Man las Zeitungen, man spielte eine kleine oder große Partie, meistens harmloses Whist oder l'Hombre, häufig aber auch jenes Spiel mit drei Kartenhäuschen, wo die Betreffenden denn mit der größten Spannung die mittlere Karte mit der rechten oder linken verglichen, – Namen nennen Dich nicht – in guter Gesellschaft; wo hübsche Haufen von Gold und Papier von Einem zum Andern wandern.

Hier in diesen eleganten Sälen wurde auch getrunken, geraucht, geplaudert und gelacht, einfach oder fein soupirt und hieher ging man auch wohl für kurze Zeit, um einen Bekannten zu finden, mit dem man zu reden hatte.

Letzteres schien auch heute Abend in der Absicht Rosenthal's zu liegen, denn als er von der Garderobe in das Vorzimmer trat, wo sich der Sekretär des Klubs aufhielt, mit seinem großen Buch und den auszugebenden Spielmarken beschäftigt, ging Rosenthal zu jenem alten würdigen Herrn, der im schwarzen Frack und der tadellosen weißen Halsbinde die hohe Rangklasse dieser Gesellschaft dokumentierte, und fragte ihn nach ein paar Freunden und Bekannten, welche Fragen von dem Sekretär mit einem einfachen Kopfnicken oder Kopfschütteln beantwortet wurden.

Dann schlenderte Rosenthal durch die Konversations- und Spielzimmer, zuweilen mit einem Bekannten einige Worte plaudernd, oder einem der Spieler irgend eine Bemerkung

machend, blieb auch hie und da recht sichtbar an einer der offenen Flügelthüren lehnend, benahm sich überhaupt wie Jemand, dem es darum zu thun ist, ein paar müßige Abendstunden zu verbringen. Endlich aber, nachdem er die ganze Zimmerreihe auf diese Art durchwandert, schlüpfte er un-gesehen zu einer Thür hinaus, welche auf die Diensttreppe führte, die er aber nicht benützte, sondern durch einen langen, spärlich erleuchteten Korridor eilend wieder bei der Haupttreppe ankam, wo er seinen Mantel nahm und das Haus rasch verließ.

Auf der Straße angekommen, that er auch nicht wie ein geschäftiger Mensch, den es nach Hause drängt, um Studien zu machen, wie er seinen Freunden angegeben, sondern er ging langsam scheinbar ohne Zweck wie Jemand, dem es darum zu thun ist, seine Zeit zu vertrödeln. Rosenthal hatte sich immer weiter von den königlichen Schloßgebäuden entfernt, beständig dicht unter den helleuchtenden Gaslaternen gehend, woher es kam, daß er erkannte oder erkannt wurde, wenigstens grüßte er zuweilen mit einem flüchtigen Kopfnicken oder mit einer Handbewegung. Ein paarmal trat er auch in Tabakläden, deren Besitzer ihn ehrerbietigst grüßten, wo er eine Cigarre kaufte, anbrannte, um sie vor der Thür wieder wegzuwerfen. So immer weiter gehend, ließ er den Mittelpunkt der Stadt hinter sich, verließ diese dann durch ein alterthümliches Thor, ein Überrest ehemaliger Festungswerke, das man wegen seiner malerischen Bauart geschont hatte.

Hinter demselben erhob sich der Weg zu den früheren Außenwällen, die jetzt als Spaziergänge benützt wurden, jenseits welcher sich ein alter, nun verlassener Friedhof der Stadt weit ausbreitete. Dieser lag schon ziemlich erhöht und

bot einen freien Blick auf die umliegenden Berge. Rosenthal ging bis zur Umfassungsmauer dieses alten Friedhofs, auf welche er seine Arme stützte und hinaus gegen die Berge schaute, über welche die volle Mondscheibe in außergewöhnlicher Klarheit leuchtend schwebte. Lange schaute er dorthin, tiefer Gedanken voll, immer ernster und ernster werdend, um endlich, nach einem langen, fast schmerzlichen Seufzer, die Augen mit der Hand zu beschatten.

Wem ist es nicht gerade so ergangen beim Erblicken des leuchtenden Mondes, beim innigen Versenken der Gefühle und Träume in das Bild jenes ruhelosen, still wandernden Zeugen unserer Leiden und Freuden, wem hat nicht schon sein mildes Licht erzählt von vergangenen Tagen, von erfüllten Hoffnungen, von schmerzlichen Entsagungen, wer wurde nicht schon weich gestimmt, wenn er in die Mondscheibe blickte? Dabei denkt man an geliebte Augen, die in weiter Entfernung vielleicht gerade jetzt unter ähnlichen Gefühlen in jenen leuchtenden Spiegel blicken, der in seinen milden Strahlen uns so gern zauberhafte Bilder aus der Vergangenheit sehen läßt; – und wer hat dabei nicht schon an geschlossene Augen gedacht wie sie so sanft ruh'n – tief unter Moos und Steinen?

Auch Rosenthal mochte wohl Ähnliches denken, als er rückwärts schauend seinen Blick langsam über die mondbeschiedenen Kreuze und Steine gleiten ließ, dabei vor sich hinmurmelnd: »Glücklich, wer allen Lug und Trug dieser Welt hinter sich hat!« um dann gleich darauf, seiner leichtlebigen, elastischen Natur gemäß, alle trüben Bilder von sich abzuschütteln und sehnsuchtsvoll in den Mund schauend auszurufen: »Heute aber leuchtest Du mir noch, alter Freund und Gefährte, und daß Du gerade in dieser Nacht in

so wunderbarer Klarheit auf mich herabblickst, soll mir ein gutes Zeichen sein, – hilf, Samiel, die Frist ist gewonnen!« –

Ein paar Augenblicke blieb er hierauf noch an der Kirchhofmauer lehnen, wobei er seine Uhr hervorgezogen hatte, und die Entfernung des leuchtenden Gestirns vom Rande der Berge genau mit dem Auge maß und darnach, auf das Zifferblatt blickend, etwas zu berechnen schien. Dann warf er eine Seite seines dunklen Mantels über die linke Schulter, so daß dadurch sein halbes Gesicht verdeckt wurde, worauf er den Rückweg antrat.

Aber nicht durch das alte Thor und die belebten Straßen der Stadt, sondern in weitem Kreis um letztere herum, auf der tief gelegenen Sohle eines alten Festungsgartens, der, außen von einer hohen Mauer begrenzt, im Gegensatz zu dem leuchtenden Mondlichte, in so tiefen Schatten gehüllt war, daß selbst ein aufmerksamer Beobachter die schwarze, rasch vorübereilende Gestalt kaum entdeckt hätte.

Aber hier gab es in dieser Stunde keinen Beobachter, für Spaziergänger war es keine Jahreszeit, und Alles, was sich von Schaulustigen auf der Straße befand, trieb sich in der Nähe des königlichen Schlosses umher, wo die hohen, weißschimmernden Gestalten der Kürassiere, wie immer bei feierlichen Gelegenheiten, regungslos auf ihren Pferden an dem Schloßportale hielten, wo aber heute statt wie bei Festlichkeiten lustig glitzernde Gaslichter, rothglühende, qualmende Pechflammen ihr ungewisses, melancholisches Licht verbreiteten; ja dazu läuteten jetzt noch in später Abendstunde die Glocken der Kirchen, und wo sich von den weit entlegenen Kasernen her Trommelwirbel hören ließ, klang es dumpf, wie bei einem Begräbniß.

Nachdem Rosenthal einen ziemlich weiten Weg gemacht, zeigte ihm das rothe Leuchten der Pechflammen zwischen Häusern und Buschwerk, daß er sich wieder in der Nähe des königlichen Schlosses befand, doch war er tief unter demselben angelangt, wo die Fundamente der Schloßkapelle auf einem uralten Mauerwerk ruhten, dessen Fuß aus mächtigen Quadern bestand, die von der Flut des vorbeiströmenden Flusses bespült wurden.

Hier mußte er langsam und vorsichtig gehen, um einen möglichen Weg zu finden, der ihn dicht an dem alten Mauerwerke hin zu einer Stelle führte, wo sich eine ziemlich große Öffnung befand, die, mit einem schweren, massiven Eisengitter verschlossen, in die königliche Gruft führte.

Rosenthal wußte, daß dieses Gitter zur Bequemlichkeit der Arbeiter heute geöffnet worden war und bis morgen offen bleiben sollte. Auch hatte man, um Aufsehen zu vermeiden, von der Flußseite Geräthschaften hereingeschafft und dazu einige Bretter an den Quadern befestigt, auf denen man ohne Gefahr in jene Öffnung gelangen konnte.

Es war nicht dieser immerhin noch unsichere und schwankende Steg, der Rosenthal einen tiefen Athemzug thun ließ, als er ihn betrat und hastig dahinschritt, um rasch vor die Öffnung zu gelangen. Es war auch nicht das nur leise ächzende Gitter, was ihm auf unerklärliche Art die Brust zusammenschnürte, weniger noch die Furcht, hier vielleicht noch Arbeiter zu finden, sondern er mußte all' seinen Muth, all' seine kalte Entschlossenheit zusammenraffen bei dem Gedanken, sich hier allein in stiller Nacht und tiefer Dunkelheit zwischen den metallenen Särgen durchfühlen zu müssen, um die kleine, schmale Treppe zu finden, welche aufwärts in die Sakristei führte.

Doch war er noch nie vor eben so Ernstem zurückgewichen und hatte auch hier nach einem leichten unwillkürlichen Schauer seine vollkommene Ruhe wieder gefunden, die Treppe bald erreicht, und als er sich gleich darauf von der Sakristei in die matt beleuchtete Kapelle begab, empfand er kein anderes Gefühl mehr, als er betrete einen ihm wohlbekannten und durchaus nicht unbehaglichen Raum.

Wenn er wegen etwas Sorge hatte, so war es, zu dieser allerdings ungewöhnlichen Zeit durch irgend einen der Diener überrascht zu werden, der hier vielleicht noch zu thun hatte; doch konnte er auch darüber ziemlich ruhig sein, da er wußte, daß für einige Stunden selbst die Wachen zurückgezogen worden waren, auch sämtliche Diener, um den stattfindenden Besuch in keiner Weise zu stören.

Und doch schien ihm etwas schier auf dem Herzen zu liegen, ja ihn mit Sorge, fast Angst zu erfüllen, und das zeigte sich am deutlichsten, als er sich jetzt nach ein paar kurzen, schweren Athemzügen dem Sarkophage näherte, die Stufen hinanschritt und dann auf der obersten derselben auf seine Kniee niederglitt, nachdem er zuvor die kalte Hand des Todten ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen berührt.

Was er hierauf mit tief gesenktem Haupte und gefalteten Händen leise vor sich hinsprach, klang allerdings nicht wie ein Gebet im gewöhnlichen Sinne, doch waren es ernste Gelöbnisse, die gerade auf seinen Lippen nicht ohne Bedeutung waren.

»Wenn etwas Frevelhaftes darin liegt,« murmelte er, »so soll der Zweck die Mittel heiligen, und daß meine Zwecke,

so eigennützig sie erscheinen mögen, doch aus den Gefühlen stammen, Deine oft schmerzlich ausgesprochenen Wünsche, erhabener Herr, nach Deinem Tode erfüllen zu helfen – weiß ich und gelobe es feierlich – Amen.«

Dieses Amen sprach er in einem besonders eigenthümlichen Tone lauter aus und er schien dann zu erschrecken über den Hall dieses Wortes in dem hochgewölbten Raum. Ja er blickte scheu auf das bleiche Gesicht des todten Königs, als sehe er dort ein Bewegen der Lippen und als sei das Amen nicht aus seinem eigenen Munde gekommen, doch näherte er sich gleich darauf wieder dem Lager und seine Hand erhebend sagte er: »Ich spreche es nochmals feierlichst aus, daß ich nur das Gute und Erhabene will, ohne irgend welche sträfliche Nebenabsichten, und daß ich selbst das Opfer sein werde, wenn es mir mißlingen sollte.«

Nach einem langen, innigen, wehmüthigen Blick auf die Züge des Entschlafenen stieg Rosenthal die Stufen wieder hinab und trat zu einem der durch lange Vorhänge verhüllten Fenster, wo er sich vermittelst einer Leiter, die zum Lichtenanzünden gebraucht wurde, rasch und gewandt etwas zu schaffen machte, indem er unten einige Schnüre verknüpfte, oben ein paar andere länger durchgleiten ließ, dann mehrere in einen einzigen Knoten vereinigte und mit einem Leitfaden versah, den er in einen ganz dunklen Winkel der Kapelle führte, um dort mit seiner auf solche Art hergestellten Maschinerie einen Versuch zu machen.

Dieser schien auch zu seiner Zufriedenheit auszufallen, denn sobald er anzog, öffneten sich geräuschlos die dunklen Fenstervorhänge zu einer ganz kleinen Spalte, worauf der intensiv leuchtende Mondstrahl einen schwebenden Engel bei der Orgel auf der Emporkirche so plötzlich mit weißem

Licht umgab und scharf umgrenzte, daß Rosenthal selbst fast nicht ohne Grauen bemerkte, wie die Gestalt beweglich geworden, und getragen von den ausgebreiteten Flügeln langsam herabzuschweben schien.

Nachdem er gleich darauf durch einen andern Zug an der Schnur Alles wieder in Dunkel gehüllt, sprach er leise vor sich hin: »Die andere Wirkung wird wahrlich nicht geringer sein, wenn nur Zeit und Stunde richtig zusammentreffen. – Nach dem Stande meiner Uhr und wie ich seine nervösen, oft düstern Phantasieen kenne, wohl möglich. – Es ist jetzt halb elf Uhr, bis Mitternacht kann der Mond dort stehen, wo er stehen soll. – Und nun wollen wir einen der Strahlen desselben benützen, um noch für eine Stunde in belebtere Gegenden hinüberzugleiten.«

Nach diesen Worten verließ er die Kapelle auf demselben Weg, wie er gekommen war, und wer die Gewandtheit gesehen hätte, mit der er vor dem Gitter der fürstlichen Gruft auf die schwanken Bretter und um die Ecke des alten Mauerwerks in den seitwärts befindlichen tiefen Nachtschatten huschte, hätte ihn wahrlich für ein unheimliches, übernatürliches Wesen halten können, für einen gespensterhaften, grausigen Vampyr.

– – – – Hatte ihn Jemand gesehen? – – Er selbst war vom Gegentheil überzeugt; wir aber dürfen es nicht verschweigen, daß einer der wachhabenden Kürassier-Offiziere, der sich im Gegensatz zu den heißen, durch viele Lichter dunstigen Schloßzimmern an der kühlen Nachtluft der herrlichen Mondnacht erfrischte, gerade in diesem Augenblicke seitwärts an der Schloßkapelle lehnte, auf den unter glitzernden Mondlichtern leuchtenden Fluß hinabblickend, mit

einem Mal entsetzt zurückfuhr, als eine dunkle faltige Gestalt an dem Gitter der Fürstengruft erschienen und dieses Wesen um das alte Mauerwerk herumschwebend verschwinden sah – ja schwebend, darauf hätte er einen Eid ablegen mögen; – schwebend über der leichtbewegten Flut, die murmelnd und klatschend an den Quadern vorüberstrich.

Daß dieser Offizier durchaus nicht unbeherzt war, bewies er dadurch, daß er sich trotz eines unwillkürlichen Grausens rasch aufraffte, die Kapelle umging, um an dem Straßeneingang derselben unter das dort befindliche Vordach zu treten.

Da sah er die Gestalt wieder, schwarz und faltig, wie sie rasch dahingleitend den tiefen Schatten zwischen den anstoßenden Schloßgebäuden zu erreichen strebte. – Plötzlich aber blieb sie stehen, wandte den Kopf spähend herum und das zweite Erschrecken des Offiziers war wahrlich kein geringes, als er in das ihm wohlbekannte bleiche Gesicht des Herrn von Rosenthal zu blicken vermeinte. Dann war die Gestalt verschwunden, als wenn die Erde sie verschlungen hätte.

Ein paar Augenblicke blieb der Offizier überrascht, entsetzt, wie angefesselt stehen, aber schon in der nächsten Minute hatte er einen Entschluß gefaßt. Er war überhaupt keiner Derjenigen, die ein langes Überlegen und Zaudern lieben. »Rasch drauf und dran« war sein Wahlspruch, und so nahm er auch jetzt den Pallasch unter den Arm, den Weg zwischen die Füße, nicht um jener ihm so unheimlich erschienenen Gestalt nachzueilen, sondern um einen Ort zu erreichen, wo es möglich, ja sicher war, Rosenthal zu dieser Stunde zu finden, oder im anderen Falle gleich die Gewißheit zu haben, daß er sich in dem Gesicht jenes gespensterhaften Phantoms nicht getäuscht. Seine Wache zu verlassen,

machte ihm dabei keinen Skrupel, denn dieselbe war für ein paar Nachtstunden suspendirt worden, und lange auszubleiben hatte er ohnedieß nicht im Sinne.

So erreichte er das Haus, in welchem sich der früher erwähnte Klub befand, und oben im Vorzimmer angekommen, ging er sogleich zu dem Sekretär, denselben nach einer freundlichen Begrüßung befragend, ob der Herr Hofmarschall von Rosenthal zufällig anwesend sei.

»Allerdings, Herr Lieutenant,« erwiderte der alte Herr, »Herr von Rosenthal spielt, wenn ich nicht irre, im dritten Zimmer und war so eben bei mir, um neue Spielmarken zu nehmen.«

»So war er schon früher da?«

»Ja, Herr Lieutenant, schon vor mehr als einer Stunde hatte ich die Ehre, hier mit dem Herrn Hofmarschall zu reden.«

An der Wahrheit dieser Aussage war nicht im Geringsten zu zweifeln, denn sowohl der Sekretär des Klubs selbst, als sein Buch und seine Uhr waren ihrer Pünktlichkeit wegen sprüchwörtlich geworden.

Und doch trat der Kürassier-Offizier, nachdem er Helm und Pallasch abgelegt, kopfschüttelnd in die Gesellschaftszimmer, um gleich darauf Herrn von Rosenthal zu sehen, der in seiner bekannten Ruhe ohne jegliche Aufregung einen Whist mit dem Strohmann spielte.

Das war allerdings unerklärlich, fast beängstigend für den jungen Offizier, denn jetzt, als er mit klirrenden Schritten näher trat und der Betreffende langsam seinen Kopf herumwandte, waren es wieder ganz genau dieselben ernstesten und bleichen Gesichtszüge.

Mochte nun etwas von diesem Staunen oder ungewöhnlichen Ernste auf dem Gesichte des Kürassier-Offiziers sichtbar sein, genug. Herr von Rosenthal lächelte ihm freundlich zu und sagte dabei: »Recht so, Baron Nellingen, daß Sie Ihre unterbrochene Wache verlassen haben, um ein wenig in die Gesellschaft zu gehen.«

Der Angeredete verneigte sich schweigend.

»Wenn Sie uns auch hier begreiflicherweise nicht heiter finden werden, so doch in einer Laune, welche auch Ihnen die trübe Wolke von der Stirne scheuchen wird; wollen Sie vielleicht in unserer Whistpartie eintreten?«

»O, ich danke recht sehr, Herr Hofmarschall, ich möchte doch nicht auf diese Art eine nur ganz kurze Abwesenheit von meiner Wache verlängern.« – – – Dann sagte er nach einer Pause: »Es ist eigentlich nur ganz zufällig, daß ich überhaupt hier bin, ich erging mich vorhin in der kühlen Nachtluft zuerst dicht im Umkreis der Schloßkapelle und kam allmählig immer weiter, bis mich diese gastlich erleuchteten Fenster unwiderstehlich anzogen.«

Bei diesen Worten beobachtete er scharf die Gesichtszüge Rosenthal's, der indessen auf's Unbefangenste auf die Karten blickte, gerade ein sehr interessantes Spiel dirigierend, wobei er immer noch Zeit behielt, dem jungen Offizier freundlich lächelnd zuzuwinken und dabei zu sagen: »Ich hätte es an Ihrer Stelle gerade so gemacht. Nur würde ich mich nach genossener Einsamkeit bei der namentlich von der Flußseite her etwas trübseliger scheinenden Schloßkapelle hier ein wenig häuslich niederlassen. Ich empfehle Ihnen einen Punsch von Maraskino, der ganz eminent ist, ganz eminent.« Dieß sagend, legte er den Rest seiner Karten auf den Tisch, und fügte lächelnd bei: »Hier sind die drei

letzten Atouts, Treffaß und der freie Karozehner, also Großschlemm!«

»Zu dem Resultate,« sagte einer der Mitspielenden in etwas verdrießlichem Tone, »hätten wir eigentlich nicht nothwendig gehabt, Sie zum Spiel zu nöthigen.«

»Hoffentlich aber zur glänzenden Revanche,« entgegnete Rosenthal lächelnd, indem er aufstand, um sich am brennenden Lichte des benachbarten Tisches eine frische Cigarre anzuzünden.

Dabei aber, so gleichgiltig auch seine Gesichtszüge erschienen, sandte er doch einen forschenden Blick aus seinen Augenwinkeln dem in's Nebenzimmer gegangenen Kürassier-Offizier nach, um zu bemerken, daß dieser sich zu einem älteren Herrn auf eines der Sophas setzte.

Dieser ältere Herr war Erwin von Nellingen, der Bruder des jungen Lieutenants, dessen Kleidung: schwarzer Frack und weiße Halsbinde, anzeigte, daß er aus einer gewählten Gesellschaft kam.

»Du warst heute Abend bei der Königin?« fragte Hugo von Nellingen.

»Ich komme daher, hatte aber noch die Ehre, Seine Majestät auf einem kurzen Spaziergang durch die Straßen begleiten zu dürfen.«

»Gab es etwas Neues?«

»Nichts Besonderes. Fast die ganze Konversation drehte sich um das Ereigniß des morgigen Tages.«

»Man wird auch dort zufrieden sein, wenn das vorüber ist?«

»Ohne allen Zweifel. Wie auch Du und Deine Kameraden. – Aber wie kommt es,« fragte er, seinen Bruder anschauend, »daß Du hier bist?«

»Unsere Wache wurde für ein paar Stunden suspendirt. Niemand weiß den Grund.«

»A – a – a – ah so!« machte Erwin von Nellingen kopfnickend.

»Weißt Du etwas?«

»Nichts Genaues. Nur schien mir der König, der den ganzen Abend sehr nervös aufgeregter war, in einer fast fieberhaften Stimmung, als ich mit ihm durch die dunkeln Straßen ging. Kam auch auf sein Lieblingsthema zu reden, das Herinragen der Geisterwelt in unser Leben, sei es im Traum oder in der Wirklichkeit. Schien mir dabei mehrere Mal etwas anvertrauen zu wollen, besann sich aber jedesmal eines Anderen und fragte mich endlich plötzlich: ›Glauben Sie, daß man zu dieser Stunde Rosenthal irgendwo auffinden könnte?«

»Rosenthal?« fragte der junge Offizier erstaunt.

»Rosenthal,« bestätigte der Andere. »Natürlich bot ich mich an, ihn zu suchen, doch dankte mir der König dafür in einer auffallenden Hast und Erregung, indem er mir sagte: ›Nein, nein, ich will das durchaus nicht. Er kam mir nur so in den Sinn, weil heute Abend einigemal von ihm die Rede war.«

»Und war das der Fall?«

»Ja, bei der Königin, wenn auch nicht gerade in freundlichen, so doch in angenehmen Worten. Man erwähnte seines neuen Schwindels, Jedermann von seiner Reise etwas vorzufabeln, merkwürdigerweise sagte der König einmal: ›Etwas dergleichen sähe ihm schon ähnlich,‹ und wir fürchteten schon, Rosenthal habe seinen Zweck erreicht und durch seine Unverschämtheit ein neues Interesse erweckt, weil es mir auch später höchst angenehm war, daß der König,

als ich mich erbot, nach Rosenthal zu sehen, seinem Dank die ziemlich verächtlichen Worte hinzufügte: »Glauben Sie ja nicht, daß es mich interessirt, diesen Menschen zur außergewöhnlichen Stunde zu sehen.«

»Dann kamst Du hieher und fandest Rosenthal am Spielische?«

»Nicht sogleich, ich hielt mich im Lesezimmer auf, als ich aber dann ging, sah ich ihn drüben, wo er jetzt noch sitzt.«

Nun drängte es Hugo von Nellingen allerdings, seinem Bruder von jener eigenthümlichen Erscheinung zu sprechen, die er zu haben geglaubt, doch war er, besonders was Rosenthal anbetraf, begreiflicherweise schon ziemlich zweifelhaft geworden, und dann kannte er auch zu gut die Neigung seines älteren Bruders, dergleichen geheimnißvolle übernatürliche Dinge mit seiner für dergleichen schwärmenden Zähigkeit zu ergreifen und nicht mehr loszulassen, um ein Faktum klar zu stellen, das kaum klar zu stellen war, weshalb er schwieg, ja sich kurz darauf erhob, um, nachdem er seinem Bruder die Hand gereicht, das Klubgebäude zu verlassen.

Im Vorbeigehen sah er Rosenthal immer noch ruhig bei seinem Spiele sitzen, nur schien er gerade einiges Unglück zu haben, denn er legte die Karten auf den Tisch und sagte: »Plagen wir uns nicht weiter mit dieser Partie; Sie haben Revanche für meinen großen Schlemm und wenn es Ihnen recht ist, so machen wir jetzt den letzten Rubber. Es geht ohnedieß schon stark auf Mitternacht. – Franz!« rief er dem Kellner zu, »Ihre Uhr dort zeigt wieder einmal verzweifelt schlecht, sie ist fast eine halbe Stunde im Rückstand.«

Ob nun der Kellner in Anbetracht, daß es ihm selbst spät genug erschien, um seine Nachtruhe herbeizuwünschen,

heimlich den Zeiger um eine halbe Stunde vorrückte, genug, die Uhr schlug so unbegreiflichrasch nach der von Rosenthal eben gemachten Bemerkung die Mitternachtsstunde, daß dieser fast erschrocken seine Uhr hervorzog, um sie aber gleich darauf mit einem zufriedenen Lächeln wieder einzustecken.

Bald darauf war auch der letzte Rubber beendet, man tauschte die Marken aus und dann ging Rosenthal in das Vorzimmer, um dort dem Sekretär der Gesellschaft nach der sehr praktischen englischen Sitte seine Marken zu bezahlen oder in's große Buch eintragen zu lassen.

»Schon so früh, Herr Hofmarschall?« fragte der alte Mann, indem er seine Notizen machte.

»Was nennen Sie früh, mein lieber Herr Markus? Haben Sie nicht so eben vernommen, daß die Mitternachtsstunde solide Leute zum Nachhausegehen mahnt?«

»Schon so spät?« erwiderte der alte Mann, seine Uhr hervorziehend, »ist wenig mehr als halb Zwölf.«

»So freue ich mich in der That, Ihren unfehlbaren Chronometer auf einem kleinen Irrthum zu ertappen.«

»Es ist allerdings möglich, Herr Hofmarschall, man wird eben alt, Menschen und Uhren.«

»Gute Nacht, Herr Markus!«

»Herr Hofmarschall, ich habe die Ehre, Ihnen eine geruh-same Nacht zu wünschen.«

VIERTE RANDVERZIERUNG.

In verworrenen Arabeskenfäden, die vom Monde beschie-nen uns seltsame Gebilde zeigen.

Daß die Schloßkapelle mit der königlichen Residenz in einer solchen Verbindung stand, um ohne in's Freie zu treten von der einen in die andere gelangen zu können, glauben wir dem geneigten Leser schon mitgetheilt zu haben, und wenn auch der Weg durch die verschiedenen inneren Höfe um einen der Schloßflügel herum ein weiterer war, als durch die stillen Hallen und Korridors, so zogen doch Viele selbst am Tage den weiteren Weg vor, und jetzt in der Nacht gehörte schon eine ziemliche Unbefangenheit oder besser gesagt der Mangel jedes Vorurtheils dazu, um ohne Gesellschaft von der Schloßkapelle aus in den entgegengesetzten Theil der Residenz zu gelangen.

Wie von so vielen alten Schlössern, erzählte man auch von diesem seltsame Dinge von hörbaren Schritten, unsichtbaren Gestalten, von unheimlichem Räuspern und Seufzen, und daß auch hier die Sage von der weißen Frau nicht fehlte, war eben so selbstredend, als daß es Leute gab, die einen feierlichen Schwur darauf abgelegt hätten, ihr begegnet zu sein oder sie gesehen zu haben, und gerade hier im östlichen Flügel, wo sich die Schloßkapelle befand, die mit ihrer nächsten Nachbarschaft der königlichen Familiengruft schon deßhalb keine Gegend war, wo man sich nächtlicher Weile ohne ganz besonderen Grund aufhielt.

Um so mehr war es denn bemerkenswerth, in der heutigen Nacht zwischen zwölf und ein Uhr die Thüre der Kapelle, welche in's Freie führte, etwas hastig öffnen zu sehen, um von einem Manne, der heraustrat, noch hastiger, ja mit Zeichen des Schreckens wieder hinter sich – in's Schloß geworfen zu werden. Ja, so rücksichtslos auf diesen Ort und auf das, was sich gerade jetzt an diesem Ort befand, daß es bei der tiefen Stille der Nacht laut über den kleinen Platz,

der sich neben der Kapelle ausbreitete, schallte und dröhnte. Dann blieb dieser Mann, eine ziemlich große, aber etwas schwächliche Gestalt, wohl eine halbe Minute wie überlegend stehen, ehe er seinen dunkeln Mantel fest um sich herumziehend den Weg einschlug, der durch die Schloßhöfe führte. Diesen verfolgte er mit raschen Schritten, umging den nördlichen Flügel und schien sich hier nach dem Hauptportale wenden zu wollen, änderte aber seinen Weg, um längs der Residenz vorüberwandernd eine Terrasse zu erreichen, welche ziemlich hoch über dem Fluß gelegen die königlichen Gärten dominirte und einen prachtvollen Blick sowohl auf den ruhig vorbeifließenden Strom, als auch auf die Ebene, in welcher die Stadt lag, sowie auf die fernen Berge gewährte.

Es war eine wundervolle Nacht, taghell hätte man sagen können, denn der volle Mond stand in unbeschreiblicher Klarheit an dem gänzlich wolkenlosen tiefblauen Himmel.

Auf der Terrasse befanden sich mächtige Bäume, in deren engstem Umkreise die schon herbstlichen Blätter den Boden bedeckten, die Zweige dadurch lichter und durchschimmernder machten, so daß die Mondstrahlen bis zum Mittelpunkt der Terrasse zu dringen vermochten, um dort das eherne Reiterstandbild eines Ahnherrn des königlichen Hauses, der in voller Rüstung auf seinem Streithengste saß, so scharf zu beleuchten, daß man die ernstesten Gesichtszüge unter dem aufgeschlagenen Visir deutlich zu erkennen vermochte.

Aber auch rings umher auf die weite Ebene, auf die fernen Berge, auf die schlummernde Stadt warf der volle Mond sein mildes, beruhigendes Licht, und wenn er die dahingleitende Flut silbern aufleuchten ließ, wenn die vergoldeten

Wetterfahnen des Schlosses bläuliche Strahlen von sich warfen, so erschienen dagegen die Theile der massigen Gebäude, die im Schatten lagen, tief dunkel, fast schwarz, so vor Allem die Umrisse der Schloßkapelle auf dem hier vom Flusse gebildeten stilleuchtenden Hintergrunde, und dabei war es eigenthümlich, daß eins der langen schmalen Chorfenster, von einem scharfen Streiflichte des Mondes erfaßt, so hell aufleuchtete, als sei das Innere der kleinen Kirche von tausend Lichtern erhellt.

Dahin richtete der einsame Spaziergänger, nachdem er bis an den Rand der Terrasse vorgegangen war, seine starren Blicke und hauchte nach einer langen Pause in kaum vernehmbaren Tönen:

»Wenn ich mein Ohr anstrenge, so glaube ich immer noch jenes furchtbare Amen zu hören, das mein Herz so tief erschütterte. – Nein, es war keine Täuschung, es war entsetzliche Wahrheit. – Wenigstens entsetzlich für den ersten überwältigenden Augenblick, während es mir andertheils – wenn es wahr wäre, – wenn es wahr sein könnte, als eine Bürgschaft gilt, daß meine ausgesprochenen Hoffnungen, Wünsche und Versprechen gehört worden sind, und ich dafür gewissermaßen in Eid und Pflicht genommen wurde. – – Ja, in Eid und Pflicht, die ich gewissenhaft nach meinen besten Kräften halten werde.«

Dann kehrte er sich langsam um, als wollte er die Terrasse verlassen, blieb aber in der halben Wendung plötzlich und unter einem leichten Zusammenzucken stehen, denn wenige Schritte von ihm im hellen Mondlichte auf einer Stelle, von der er wußte, daß sich eben noch Niemand dort befunden, stand eine lange dunkle Gestalt und schaute regungslos

mit übereinandergeschlagenen Armen in die mondbeglänzte Landschaft.

Hätte diese Gestalt, wie er selbst, dicht an einem der mächtigen Bäume gestanden, so wäre es möglich gewesen, daß er sie vorhin übersehen hätte; vorgetreten, so lange er da war, konnte sie auch nicht sein, denn bei der stillen Nacht würde er jeden Fußtritt auf dem mit dürren Blättern bedeckten Boden gehört haben, auch sah Jener durchaus nicht so aus, als sei er hierher geschlichen.

Immerhin lag etwas Unheimliches in dieser Erscheinung, und der Andere, der sich ohnedieß in einem aufgeregten Zustande befand, schien im ersten Augenblicke Willens zu sein, sich langsam gegen den Baum zurückzuziehen und alsdann die Terrasse zu verlassen, vielleicht hatte er auch sonstige triftige Ursache, dieß zu thun, denn es gibt Lagen und Verhältnisse, in denen es unangenehm sein kann, in der Mitternachtsstunde ganz allein irgend Jemanden auf die eben beschriebene Art zu begegnen.

Und der einsame Wanderer hatte wohl Ursache, dieß zu vermeiden, weßhalb er sich auch, mit einiger Scheu seitwärts blickend, dem schützenden Baumstamme näherte. – Doch gibt es Augenblicke, nicht nur bei Kindern, sondern auch bei erwachsenen und recht vernünftigen Menschen, wo uns etwas Unheimliches abstößt, um uns gleich darauf mit unwiderstehlicher Gewalt wieder anzuziehen, wo es uns unmöglich ist, etwas seltsam Unbegreifliches in unserem Rücken zu lassen, fürchtend, es möge schwebend und schleppend hinter uns drein kommen; wo wir es dagegen als eine Erleichterung unserer Seele betrachten, selbst widerstrebend darauf los zu stürzen und dann glücklich zu sein, daß wir uns getäuscht.

Wenn nun auch der einsame Wanderer nicht gerade auf die dunkle Gestalt losstürzte, so trat er doch nach einem tiefen Athemzuge neben seinem Baume hervor, um mit hörbaren, auf dem dürren Laube rasselnden Schritten die Terrasse zu verlassen, wobei er indessen in wohlbegreiflicher Spannung seitwärts blickte.

Dabei nahm es ihm eine Centnerlast von der Brust, als sich jetzt die Gestalt langsam umwandte, dann ihre Arme sinken ließ und sich tief verneigte vor dem Herankommenden, dessen ernstes, ja finsternes Gesicht, sich nun unter einem erleichternden Lächeln aufhellte.

»Ich hätte es mir fast denken können,« sprach er zu sich selber, aber so laut, daß es der Andere hören mußte, »daß dieser mitternächtliche Mondbeschauer Niemand anders sein könnte, als Rosenthal.«

Da aber diese Worte nicht direkt an den Genannten gerichtet waren, obgleich er sie wohl verstanden, so hütete er sich, anders, als durch eine zweite Verbeugung jene Bemerkung zu erwiedern, um, ehrfurchtsvoll seinen Hut abnehmend, ruhig stehen zu bleiben, wie Jemand, der es für schicklich hält, auf solche Art einen weit höher Gestellten an sich vorübergehen zu lassen.

Dieß schien der Andere auch nach einer leichten Begrüßung mit der Hand thun zu wollen, doch blieb er plötzlich stehen, trat auf Rosenthal zu und fragte in einem nicht unfreundlichen Tone:

»Aber sagen Sie mir um's Himmelswillen, was treiben Sie hier in der Mitternachtsstunde? Doch halt, ich sehe es Ihrer sarkastischen Miene an, daß Ihnen die gleiche Frage auf den Lippen liegt, und will Ihnen deßhalb nur sagen, daß es mir

nach den vergangenen schweren Tagen ein Bedürfnis war, einsam in der stillen Nacht frische Luft zu schöpfen.«

»Weßhalb ich um so mehr und recht innig bedaure, hier Euer Majestät so leicht zu begreifenden Drang nach stiller Einsamkeit und frischer Luft gestört zu haben.«

»Wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir in dieser eigentümlichen Stunde jede Titulatur bei Seite lassen, ich wünsche das so, und wenn Sie weiter nichts hier zurückhält, so begleiten Sie mich bis zum Schlosse. Ich habe genug der Stille und Einsamkeit.«

Daß diese Worte dem einsamen Wanderer recht aus der Seele kamen, sind wir dadurch berechtigt anzunehmen, daß er sie sonst wohl nicht an Rosenthal gerichtet hätte; doch empfand er das dringende Bedürfnis, mit irgend einem menschlichen Wesen zu reden, wenn ihm vielleicht auch mancher Andere lieber gewesen wäre. Ja, er schien so wenig Neigung zu fühlen, jetzt schon nach seinem Schlafgemach in das Schloß zurückzukehren, daß er an Rosenthal vorbei dicht an die Balustrade der Terrasse trat, dort eine Weile in die hellschimmernde Landschaft hinaussah und dann sagte: »Wahrlich, eine prachtvolle Nacht!« worauf er den Kopf rückwärts wendend hinzusetzte: »und ist es diese Nacht allein, was Sie zum Spazierengehen vermochte?«

»Ich möchte mir die Bemerkung erlauben,« erwiederte Rosenthal, in gemessener Entfernung stehen bleibend, »daß ich eigentlich nicht spazieren gegangen bin, nur den Weg bis hieher zurückgelegt habe, um an dieser Stelle mit so viel freierer Aussicht meine Beobachtungen zu machen.«

»Ihre Beobachtungen – ohne alle Instrumente?«

»Ich gebrauche keine Instrumente, mir genügt die schöne, volle, klare Mondscheibe.«

»Ach ja, ich erinnere mich Ihrer phantastischen Ideen, – nun, was beobachten Sie denn in solcher Nacht, oder was erzählt Ihnen denn die volle Mondscheibe? – Aber kommen Sie näher, es ist nicht nöthig, hier in der stillen Mitternachtsstunde laut zu reden.«

»Mondscheinerzählungen sind gar seltsame Dinge und würden das laute Sprechen auch nicht gut vertragen,« bemerkte Rosenthal mit einem eigenthümlichen Lächeln, indem er sich näherte.

»Setzen Sie sich.«

Der junge Fürst hatte sich auf die Balustrade niedergelassen und sank mit einem Anflug von Müdigkeit, ebensowohl körperlicher als geistiger, etwas in sich zusammen, während er unter einem leichten Seufzer die zusammengelegten Hände auf seinen Knien ruhen ließ.

»Wenn Sie aber mit Ihren Beobachtungen noch nicht zu Ende sind, oder meine Anwesenheit Sie in denselben stört, so sagen Sie es gerade heraus.«

»Im Gegentheil, ich bin unendlich glücklich, gerade jetzt in die Züge meines allergnädigsten Herrn schauen zu dürfen, es erleichtert meine Beobachtungen.«

»Bitte, keine Komplimente und auch keine Phantasieen, es klingt ja wahrhaftig, als hätten Sie sich in Ihren Beobachtungen mit mir beschäftigt.«

»Wie Jedermann in dieser wichtigen und schweren Zeit.«

»Ah ja, man beschäftigt sich mit mir, um zu überlegen, wie man aus Manchem, was mir neu und ungewohnt ist, seinen eigenen Vortheil zu ziehen vermag, man beobachtet mich, Alles, was ich thue und spreche, um Vergleichen anzustellen, und ich hasse das.«

»Es gibt aber auch Leute, die nicht so handeln, die wohlmeinend und mit gutem Herzen beobachten, wie zum Beispiel ich so eben. – Warum soll ich es nicht eingestehen?«

»Indem Sie den Mond betrachten?« fragte der Sitzende mit einem ironischen Lächeln.

»Der Mond ist mein guter alter Freund und erzählt mir Mancherlei.«

»Hat er Ihnen denn heute Abend etwas auf mich Bezügliches erzählt?«

»Gewiß.«

»Darauf wäre ich begierig,« gab der Andere zur Antwort, indem er sich zu einem kurzen, leichten Lächeln zwang. »Erzählen Sie mir das, Rosenthal, frei und offen, es wird mich unterhalten, zerstreuen, und ich bedarf einiger Zerstreuung, ehe ich den Versuch zum Schlafen mache; wie gesagt, frei heraus, Rosenthal, erzählen Sie mir eines Ihrer artigen Märchen, wie Sie zuweilen früher gethan.«

»Früher waren wir Beide jünger und unbefangener, mein heutiges Märchen würde ernster klingen.« Er sagte das, indem er bei den Worten »wir Beide« eine gleichsam entschuldigende Verbeugung machte.

»Nun gut, wenn es ernster klingt, finde ich es der Zeit und Umständen angemessen.«

»Wollen Sie mir vorher die Frage erlauben, ob Sie nicht so eben selbst Mondscheinbeobachtungen gemacht?«

»Hier auf der Terrasse?«

»O nein, an einem engeren und viel ernsteren Orte.«

»Bei Gott,« rief der Andere, sich rasch aufrichtend und fast betroffen in Rosenthal's ruhiges, fast düster erscheinendes Gesicht schauend, »wenn Ihr Märchen so anfängt, so könnte das allerdings sehr ernster Natur sein.«

»Aber groß und erhaben. Ich habe Ihre Entschlossenheit bewundert, ich habe hier mit Ihnen die Schwere jenes Augenblicks empfunden und werde deren Folgen segnen.«

»Das klingt seltsam und übernatürlich. Mir graut fast vor Ihnen. So flattern also die seltsamen Dinge, die man von Ihnen und über Sie gehört, nicht unhaltbar in der Luft wie schwebende Sommerfäden, so wäre es Ihnen möglich, einen allerdings unbegreiflichen Zusammenhang zu finden und festzuhalten mit fernliegenden Dingen?«

»Zu finden und festzuhalten; – ja, aber nur durch Inspirationen des Augenblicks, wie eben jetzt, wo ich mich mit aller Kraft der Seele mit Ihnen, mein gnädigster Herr, beschäftigt habe.«

»Seien Sie ehrlich, Rosenthal, ich weiß selbst und habe es auch häufig von meinem Vater gehört, daß Sie fast unbegreifliche Gaben der Beobachtung und Kombination haben; man hat mir Beispiele erzählt und ich habe es selbst erfahren, daß Sie im Hereintreten irgend eine plaudernde Gruppe mit Einem Blick überschauten, um alsdann, sich in das Gespräch mischend, die Konversation, in der von Ihnen selbst die Rede war, da fortzuführen, wo die Anderen bei Ihrem Erblicken betroffen schwiegen. Antworten Sie mir ehrlich, war das so eben mehr als eine Divination, mehr als eine glücklich erfaßte Muthmaßung?«

»Es war eine Inspiration des Augenblicks, von der ich so eben die Ehre hatte mit Ihnen zu reden.«

»Gut denn, so will ich, daß Sie mir in geraden, bestimmten Worten, in klaren Andeutungen das wiederholen, was Sie in dieser Nacht, mich betreffend, beobachtet haben. – Ich will es – ich befehle es Ihnen,« setzte der junge Fürst mit einer leicht bebenden Stimme hinzu, »schonen Sie mich

selbst so wenig, als meine Gefühle, und glauben Sie ja nicht, daß ich es Sie entgelten lassen werde, einen abermaligen Schauer in mir erregt zu haben.«

»In dem, was ich zu sagen habe, brauche ich durchaus keine Schonung zu beobachten. Ich sollte mich im Gegenteil hüten, nicht als Schmeichler zu erscheinen, indem ich Ihnen meine tiefgefühlte Bewunderung ausdrücke, wenn ich Ihnen sage, daß die edlen, wahren und tief empfundenen Worte, die Sie vorhin im leisen Gebete sprachen an der sterblichen Hülle eines erhabenen Mannes, der uns Allen lieb und theuer war und in segensvollem Andenken bleiben wird, wenn ich Sie versichere, daß diese Worte einen fast überwältigenden Anklang in meinem Herzen fanden.«

»Worte – Worte, ich will bestimmt ausgesprochene Worte hören!« rief der Andere, sich langsam, erhebend, wobei er mit seiner Rechten die Balustrade ergriff und in unbeschreiblicher Spannung auf Rosenthal blickte, dessen aufwärts gerichtetes bleiches Gesicht unter den leuchtenden Mondstrahlen ein übernatürliches, fast geisterhaftes Ansehen gewann. – – »Worte, ich will bestimmte Worte!«

»– – – Anerkennend die große und schwere Aufgabe, die Ihnen geworden, und deren Last fühlend, baten Sie um Kraft und Erleuchtung von Oben und legten das feierliche Versprechen ab, nach besten Kräften zu thun und zu wirken, unbeirrt von äußeren Einflüssen, einen geraden, redlichen Weg zu gehen.«

»Ja – ja!« hauchte der Andere kaum verständlich.

»– – – Auch Ihrer Fehler gedachten Sie, Ihres Mangels an Thatkraft und Beständigkeit, Ihres leicht erregten und noch

rascher wieder nachlassenden Temperaments, Ihrer Schwäche, heute irgend etwas hastig zu ergreifen, um es morgen wieder unbekümmert fortzuwerfen.«

»Ja, ja.«

»— — Und da Sie den Edelmuth und die Charaktergröße hatten, diese kleinen Schwächen offen und wahr zu bekennen, so wurde Ihnen scheinbar ein sichtbares Zeichen der Erhöhung, so nahmen Sie, erschüttert, wie Sie im tiefsten Innern waren, es als eine übernatürliche Erscheinung, als sich die Leiche Ihres erhabenen Vaters unter dem plötzlich eindringenden scharfen Mondstrahl zu beleben und zu erheben schien.«

»Ja, ja, — furchtbar zu beleben schien, — und sich wirklich belebte. — Ich sah mit Schauern, wie sich seine Lippen bewegten.«

»— — Dieselben Lippen, die ein hörbares Amen sprachen.«

»Entsetzlich, Rosenthal, entsetzlich, daß es so war, und furchtbar, es von Ihnen wiederholen zu hören.«

Während der junge Fürst dieß sprach, hatte er seine Hände krampfhaft vor das Gesicht gepreßt, und sein Athem ging so tief und schwer, daß seine Worte kaum verständlich waren, als er nach einer Pause hinzufügte: »— — Eine Aufklärung, Rosenthal, geben Sie mir darüber eine glaubwürdige Aufklärung, und seien Sie meiner unbegrenzten Dankbarkeit gewiß. — Eine Aufklärung, die mich, wenn auch mit tiefer Bewegung, doch ohne Schauer an die jüngstverflossene Stunde zurückdenken läßt.«

»Ich vermag das mit dem besten Willen nicht, mein gnädigster Herr, fangen Sie Ihre Selbstüberwindung an bei diesem Unerklärlichen, Geheimnißvollen. – Warum denn gerade ein Schauer bei dem fühlbaren, aber immerhin durchaus nicht Entsetzen erregenden Hereinragen der Geisterwelt? – oder wenn Ihnen die Wahrheit zu drückend erscheint, so nehmen Sie das Geschehene als eine Täuschung Ihrer aufgeregten Sinne, als eine trügerische Vision. – Vielleicht war es auch nichts Anderes.«

»Und das sagen Sie mir, Sie, dessen Worte, dessen unbegreifliches Wissen mich so eben einen geheimnißvollen Kreis berühren ließ, der meine Seele anzieht, um sie gleich darauf wieder schauernd abzustoßen?«

»Ich glaube das, bin aber eben so fest überzeugt, daß es nur unbestimmte Gefühle sind, hervorgerufen durch die mond- und schauererfüllte Mitternachtsstunde, die aber mit ihrem unheimlichen Treiben vorübergleitet, um uns mit dem ersten Hahnenschrei, mit der erwachenden Morgenröthe alles Das vergessen zu lassen, was jetzt unsere Seele erfüllt. Hoffen wir darauf, und auch Sie, gnädigster Herr, werden einen vollständigen Trost in solch' völligem Vergessen finden.«

»Nein, nein!«

»O doch, glauben Sie mir, es gibt Dinge, die man leicht vergißt, wenn man sie vergessen will und vergessen muß – wie ich diese für mich so hochwichtige Stunde, – hochwichtig durch die vertrauliche Unterredung mit meinem allernädigsten Herrn, und auch diese werden Sie vergessen müssen, ebenso wie das Unbegreifliche, das in meiner Person an Sie herantrat, – sammt dieser Person selbst, dem wunderlichen, tollen Rosenthal.«

»Nie, nie werde ich alles Dieß vergessen,« rief der junge Fürst, seine Hand ohne Zaudern erhebend, »weder diese Stunde, noch Sie, der mir in so unbegreiflicher und inniger Weise nahe getreten.«

»So kann ich hoffen, daß mein gnädigster Herr mir vielleicht ein nicht unangenehmes Andenken bewahren wird?«

Rosenthal sagte dieß, indem er sich tief verbeugte und dann eine Bewegung machte, als wolle er ehrerbietig zurückkehren.

»Ah, Sie sprechen wie ein Scheidender,« erwiderte der Andere, und zum ersten Male seit dieser eigenthümlichen Unterredung hatte seine Stimme den bisherigen düsteren und schwermüthigen Ton verloren. »Sie wollen also auch mir gegenüber die angefangene Rolle fortspielen?«

»Keine Rolle, mein gnädigster Herr, kein Spiel, ich handle nur aus bester Überzeugung, wie ich muß. – Darf ich wahr gegen Sie sein?«

»Seltsame Frage nach diesem mitternächtlichen Zusammentreffen.«

»Nun denn – – ich gehe, weil ich mich nicht gern fortzuschicken lasse.«

»Ah!« rief der Fürst fast bestürzt, »meine eigenen Worte von neulich; doch soll mich bei Ihnen gar nichts mehr wundern, ich will aber eben so offen sein: ja, ich habe das gesagt und war entschlossen, so zu handeln.«

»Sie sehen also, gnädigster Herr,« erwiderte Rosenthal, »an welch' leichtem, dünnem Faden die Existenz, wenn wir so sagen wollen, von Männern hängt, die Ihnen schon genugsam Beispiele treuer Ergebenheit gaben.

»Ich danke Ihnen für diese Lehre, sie soll wahrlich nicht ohne Frucht bleiben.«

»Wovon ich überzeugt bin, soweit es Ihr gutes, edles Herz anbelangt, und Ihr eigenes Urtheil; ich weiß aber eben so genau, wie leicht es ist, auf dieses Urtheil einen verderblichen Einfluß zu üben.«

»Zugestanden – doch könnte sich nicht Jemand finden, der Muth und Kraft hätte, der uneigennützig und ehrlich genug wäre, diesem Einfluß entgegenzuarbeiten?«

»Sie wollen sagen, der den Versuch machte, diese vergebliche Riesenarbeit zu unternehmen, ein zweiter Sisyphus.«

»Ähnliches habe ich noch nicht gehört, Rosenthal.«

»Und werden es kaum ertragen können.«

»Doch – doch, nach dieser Stunde, und weil ich will. – – – Haben Sie nicht Lust, mir häufig ähnliche Dinge zu sagen?«

»Hätten Sie Lust und Geduld, sie anzuhören?«

»Von Ihnen – ja – – hier ist meine Hand darauf, – – schließen wir einen vielleicht segensreichen Bund in dieser für mich so denkwürdigen und wichtigen Stunde.«

Rosenthal ergriff nicht ohne sichtbare Bewegung die ihm dargereichte Rechte, ja er beugte sich tief darauf hinab, als wolle er sie mit seinen Lippen berühren, was aber der Andere energisch verhinderte, indem er dabei sagte: »So reisen Sie also nicht, und ich sehe Sie morgen zur weiteren Besprechung bei mir.«

Doch richtete sich Rosenthal nach diesen Worten mit einem leichten Kopfschütteln in die Höhe, worauf er erwiderte: »Sie werden mir wohl trotz dieses geschenkten gnädigen Vertrauens die Ihnen vielleicht seltsam erscheinende Bitte gewähren, meinen Reiseplan vorläufig nicht ändern zu müssen, wenigstens meine Vorbereitungen zu treffen, und wie bisher geschehen, darüber zu reden.«

»Wozu das?«

»Sie haben mir ein großes und kostbares Vertrauen bewiesen, gnädiger Herr, was ich aber nur zu verdienen und nutzbringend zu machen im Stande bin, wenn Sie die Gnade haben, mich meinen eigenen Weg gehen und nach bester Überzeugung handeln zu lassen. – Betrachten Sie mich als Ihren General, der die heilige Pflicht hat, Sie zu schützen und die Feinde zu schlagen, was ich aber nur dann zu thun im Stande bin, wenn ich meine Truppen nach eigenem Ermessen aufzustellen vermag.«

»Gut, so stellen Sie Ihre Truppen auf, wie Sie mögen,« erwiderte der junge Fürst, nicht ohne einen Anflug von heiterer Laune, worauf der Andere in gleicher Weise zur Antwort gab: »Gut, Rosenthal wird also reisen, wahrscheinlich nach Indien, um dort einen der befreundeten Brahminen zu besuchen. Da aber Rosenthal vielleicht einige Rücksicht verdient, so wird ihm seine Entlassung als Hofmarschall in Gnaden gewährt.«

»Ich hoffe, Rosenthal treibt ein ehrliches Spiel.«

»Gewiß, mein gnädigster Herr, ein ehrliches und treues Spiel, weßhalb vielleicht Rosenthal erwarten kann, daß ihm diese freundliche Entlassung Allerhöchstselbst angekündigt wird.«

»Gut, gut, spielen wir diese Komödie,« rief der junge Fürst, indem er sich lächelnd seine Hände rieb, »das soll morgen geschehen, und ich sehe Sie alsdann bei mir.«

»Wenn Sie mich entlassen, mein gnädigster Herr, und sich ohne Bedauern darüber aussprechen, um was ich dringend bitten möchte, so haben Sie in nächster Zeit die beste Gelegenheit, zu erfahren, wie man über den guten Rosenthal überhaupt denkt, und erfahren vielleicht so viel Schlimmes

über ihn, daß Sie sich doch veranlaßt sehen, ihn reisen zu lassen.«

»Nein, nein, Sie werden nicht reisen.«

»Es geschähe das von meiner Seite ohne allen Groll, mit den besten Segenswünschen für das Glück meines königlichen Herrn.«

»Reden wir darüber nicht weiter, – – abgemacht. – Wollen Sie mich bis an's Schloß begleiten?«

Rosenthal verbeugte sich etwas zögernd, worauf der Andere rasch hinzusetzte: »Nein, nein, bleiben Sie, trennen wir uns lieber hier, man wird mich vielleicht am Schloßportal erwarten, und auch meine Wachen brauchen Sie heute Nacht nicht mit mir kommen zu sehen.«

»Ich halte das jedenfalls für das Richtigeste.«

»Also auf Wiedersehen morgen, Rosenthal.«

Der junge Fürst reichte ihm abermals seine Hand und wandte sich zum Gehen, hielt aber nach einigen Schritten an und sagte, wieder zurückkommend: »Ich muß Sie in dieser Stunde noch um einen großen Dienst bitten. – Ich ließ da drüben – Sie wissen, welchen Ort ich meine – mein Taschentuch liegen, und möchte nicht, daß es morgen früh dort gefunden würde. – Vermöchten Sie es wohl über sich, es dort zu holen und bei sich zu behalten, bis wir uns wiedersehen?«

»Ich hole es augenblicklich.«

»Hier ist der Schlüssel zur äußeren Thüre. – Gehen Sie ohne alle Emotion?«

»Ohne jede andere als die begreifliche, die ein so ernster und feierlicher Ort bedingt. – Doch möchte ich mir in Betreff des Taschentuches auch eine kleine Bitte erlauben.«

»Wollen Sie es behalten? – – gern.«

»Nur in einem Falle bäte ich darum, und dann als einziges Andenken an diese mir unvergeßliche Stunde. Sie erscheint mir wie ein schöner Traum, vielleicht Ihnen in diesem Augenblicke gerade so, aber Träume erblasen und verschwinden, lassen auch wohl, so herrlich sie uns anfangs erscheinen, beim Erwachen eine trübe Erinnerung zurück; das könnte auch bei Ihnen der Fall sein, mein gnädigster Herr, und wollen Sie dann die Gnade haben, mir das Tuch zu lassen, als Zeichen, daß Sie das Andenken an diese Stunde gänzlich ausgelöscht zu sehen wünschen.«

»Darüber können Sie ruhig sein, Rosenthal,« erwiderte der junge Fürst in einem herzlichen Tone, »ich werde es in der Frühe bei Ihnen holen lassen.«

»Und somit einen bis zum Tode Getreuen erworben haben.«

Die Schritte des rasch davon Eilenden verhallten auf der Terrasse und Rosenthal blieb in der stillen, hellen Nacht allein, dem Verschwundenen in tiefem Sinnen nachblickend; endlich sprach er vor sich hin: »Die Würfel sind gefallen, und so günstig für mich als möglich, ich gelobe aber dabei, das Spiel nach besten Kräften treu, offen und wahr weiter zu führen. Ist es doch eine große und gewiß segensvolle Aufgabe, die ich mir gestellt. – Ob ich sie durchzuführen vermag, wer weiß es. – Jedenfalls will ich dieser Aufgabe treu bleiben bis zum Gelingen oder bis zu meinem Untergange. – – Was sagst du dazu, alter Freund und Begleiter?« rief er aus, nachdem er sich umgewandt und lange in den Mond geblickt, der sich schon sehr dem Horizonte genähert hatte. »Ist es vielleicht Unheil verkündend, daß du nicht mehr hell und strahlend hoch oben am Himmel stehst, sondern

dich schläfrig und in düsterer Glut dem Nebelbette zuwendest, um dich müde und verdrießlich darauf zu lagern? – Soll das vielleicht Untergang bedeuten oder nur einen neuen Abschnitt in meinem Leben? – – Nehmen wir das Letzte an, und empfangen meinen freundschaftlichen Gruß zum fröhlichen Ausgang und Wiedersehen.«

Er winkte mit der hoch erhobenen Rechten hinüber und sagte, den Kopf aufwerfend und sich rasch umwendend: »Nun noch einen Gang zur Schloßkapelle, man wird mit mir zufrieden sein und es vielleicht irgendwo da droben empfinden, daß man sich in Rosenthal doch nicht geirrt hat.«

FÜNFTE RANDVERZIERUNG

in Blumenguirlanden voll Rosenketten mit wenigen und dürftigen Blüten und viel scharfen Dornen.

Wenn wir gute Bekannte nach einem Zwischenraum von einigen Jahren wiedersehen, und besonders wenn wir durchaus keine Nachrichten über sie erhalten konnten, so betreten wir das Haus oder die Wohnung derselben mit einer leicht begreiflichen Befangenheit. Kann es uns doch geschehen, daß wir auf die Erkundigungen nach dem Befinden des vielleicht längst verstorbenen Hausherrn mit vorwurfsvollem Erstaunen betrachtet werden, oder von diesem selbst, natürlicherweise, wenn er sich noch am Leben befindet, bei einer Erkundigung unter einem etwas frostigen Lächeln zur Antwort erhalten: »Meine arme Frau starb schon vor zwei Jahren, wie alle Welt weiß.«

Laß Dir das wohl schmecken, hüstele hinter der vorgehaltenen Hand und suche Deinen Fehler zu verbessern, indem Du sagst: »Gott, wie vergeßlich ich bin, oder eigentlich, wie

schlecht ich mich ausgedrückt habe! Wollte ich mich doch so dringend als freundschaftlich nach der verehrten Frau Mama erkundigen.«

Ein Achselzucken – statt des bitteren Lächelns, ein recht mitleidiges, und die herben Worte zur Entgegnung: »Sie wissen also wirklich nicht, daß meine gute Mutter schon mehrere Jahre vor meiner armen, unvergeßlichen Frau starb?«

Dann laß es genug sein des grausamen Spiels, verstumme zerknirscht, kürze Deinen Besuch ab und wenn Du künftig nach jahrelanger Unterbrechung wieder einmal ein früher befreundetes Haus besuchst, so erkundige Dich genau nach allen Verhältnissen, auch ob die Söhne und Töchter gut gerathen oder bestens verheirathet sind, ja sogar, ob der grüne Papagei mit seinem unausstehlichen Schreien noch lebt, und der kleine süße Hund ›Quick‹, der stets eine so große Anhänglichkeit an Deine Waden bewiesen.

Indem wir aber in dieser wahrhaftigen Geschichte es wie früher unternommen haben, Dich, geneigter Leser, vortrefflich zu führen und möglicherweise ohne Anstoß, so wollen wir auch jetzt, vor dem uns wohlbekanntem Hause des Bankier Mirbel angekommen, Dich nicht dort eintreten lassen, ohne Dich gründlich zu unterrichten, ob hier, bildlich gesprochen, der grüne Papagei noch schreit, oder Quick noch in die Waden beißt.

Um mit dem Chef des Hauses, Herrn Mirbel, anzufangen, so war derselbe allerdings, wie wir Alle, um einige Jahre älter geworden, hatte sich aber so vortrefflich konservirt, daß er eben so jung wie damals aussah; sein kurzes und immer volles Haar stand ohne Veränderung heute noch starr

und struppig in die Höhe, und sein Teint erschien viel rosig und frischer, mehr einer chronischen weißen Halsbinde zufolge, die er sich angelegt hatte, um würdiger präsidiren zu können in den Sitzungen des deutsch-chinesischen Bankvereins, in welche Aktiengesellschaft sich das früher so solide Bankhaus Mirbel und Compagnie umgewandelt hatte. Auch that diese weiße Halsbinde ihren guten Dienst beim Vorsitz mancher gemeinnützigen Vereine zur besseren Straßenreinigung, zur Unterstützung älterer Honoratiorentöchter, schwachsinniger Kinder, zur Verbesserung unmoralischer Dienstmädchen und zur Bekleidung nackter, kleiner Neger im fernen Afrika. Auch war Herr Mirbel Kommerzienrath geworden, und manches farbige Bändlein in seinem Knopfloch legte ein vollgültiges Zeugniß seiner Verdienste ab.

Doch waren auch seit jenen Zeiten unterschiedliche Schatten durch sein Leben gezogen; so zum Beispiel hatte er seine vortreffliche Mutter verloren, und war dadurch insofern ein Riß in seinem Familienleben entstanden, als seine beiden Schwestern Aurelie und Seraphine, deren uns wohlbekannte bittere Feindschaft, aus den entgegengesetztesten Neigungen und Lebensansichten herrührend, nicht mehr wie damals von der mütterlichen Autorität häufig verglichen wurde und damit bald zu einem gänzlichen Bruche gediehen war, worauf Beide nach einer Auseinandersetzung über das elterliche Vermögen das Haus ihres Bruders verlassen hatten, um in zwei ziemlich weit von einander entfernten Stadttheilen gesonderte Wohnungen zu beziehen.

Es war Beiden unerträglich geworden, zusammen unter einem Dache zu leben, denn Tante Aurelie, die ihr Harfen-spiel noch immer stark kultivierte und dazu jetzt nur ausschließlich geistliche Lieder sang, die sich noch schwärzer als schwarz kleidete, hatte mit jener verletzenden Milde in Ton und Augenniederschlag gesagt: »Wie kann es mir wohl sein, Thür an Thür neben einer Person, die, wenn sie auch meine Schwester ist, bei ihrem Alter doch noch so thut, als sei sie ein junges, unschuldiges, liebebedürftiges Mädchen, sich deßhalb in Weiß und Rosa kleidet und süße Augen macht, wo irgend ein junges oder altes männliches Geschöpf ihren Sündenpfad kreuzt!«

Ja, sie hatte sich unterstanden, das schreckliche Wort Sündenpfad auszusprechen, und als es dabei fast zu handgreiflichen Auftritten gekommen wäre, mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit sich Anspielungen erlaubt auf einen armen, jungen Menschen niederen Standes, dessen ausgesprochene Geistesverwirrung nicht einmal im Stande gewesen sei, von bösen Gelüsten abzuschrecken.

Natürlich war hierauf Seraphine in eine tiefe Ohnmacht gefallen, woraus sie die dröhnenden, triumphirenden Harfenklänge lange nicht zu erwecken vermochten, bis sie endlich mit einem lauten Aufschrei in die Höhe fuhr, ihre Schwester eine elende Kreatur nannte, die unter dem Deckmantel heuchlerischer Frömmigkeit alles Das wirklich thue und treiben möchte, dessen sie sie fälschlich beschuldige, wenn – wenn – »Aber warte nur, warte nur, es gibt noch eine ewige Gerechtigkeit, welche auch Dir die scheinheilige Larve abreißen wird!«

Dann verließen Beide das elterliche Haus, und Herr Mirbel mußte das achselzuckend zugeben, fand sich auch in

diesen Verlust umso besser, als beide Schwestern ihre Feindschaften nicht auf den Bruder ausdehnten, sondern mit ihm in fleißigem, natürlich unter sich streng abgesondertem Verkehr blieben. Besonders Tante Seraphine, die nach dem Tode ihrer Mutter sich gewissermaßen mütterlich zur Beschützerin ihrer Nichte aufgeworfen hatte, dieses Amt aber gegenüber von Helene mehr wie eine etwas ältere Freundin versah.

Was nun Helene, die jetzige Frau von Mittow, anbelangte, so hatte sie insofern durch das Wegziehen ihrer beiden Tanten für sich eine behaglichere Wohnung gewonnen, als Herr Mirbel seiner einzigen geliebten Tochter den ganzen zweiten Stock des Hauses einräumte, in welchem Aurelie und Seraphine gehaust, ja Letztere war so freundlich gewesen, die ganze Einrichtung ihrer zierlichen Rosaboudoirs der Nichte dazulassen, für Jene als Erinnerung an die liebende Tante, für sich selbst aber, um gründlicher vergangene Tage zu vergessen, die so schön hätten sein können, wenn nicht das Schicksal so herb eingegriffen hätte in ihr süß aufkeimendes Liebesglück.

Helene war in ihrer Ehe nicht so glücklich geworden, als sie es erwartet hatte, waren doch ihre Gefühle zu Mittow nie zu einer wirklichen Liebe gediehen, ja Ausstellungen, die sie und mit Recht an seinem etwas leichten, burschikosen Charakter, seinen Sitten, Angewohnheiten, auch häufig seiner Lebensweise machen mußte, hatten sich nicht vermindern können, denn Mittow war in diesen Dingen unverbesserlich, besaß aber dagegen auch gute Eigenschaften. Er liebte seine Frau als die Begründerin des für ihn ungeheuren Glückes, als ein reicher, flotter Kavallerieoffizier leben und seinen Neigungen für Jagd, Hunde und kostbare Pferde

ungehindert folgen zu können; auch war er stolz auf seine Frau und freute sich aufrichtig, wenn Helenens vollkommen entwickelte Schönheit überall gerechtes Aufsehen machte; auch war er bei beschränktem Gesichte harmlos wie ein Kind, ließ sich leiten, nahm gute Lehren geduldig an, ohne sie indessen zu befolgen und ohne daß jene Leitung irgend etwas genutzt hätte.

Er hatte sich mit Rosenthal – oder vielmehr Rosenthal hatte sich mit ihm und der Baronin auf die vernünftigste Weise gestellt. Nach geschehener Versöhnung sah man sich auf freundliche Art in Gesellschaften oder bei sonstigen Begegnungen, auch unterließ es Rosenthal, der sehr häufig in Geschäftsangelegenheiten zu Herrn Mirbel kam, nicht, oben im Hause pflichtschuldigst seine Karte abzugeben, ja sogar hie und da einen Besuch zu machen, doch nur zu Zeiten, wenn er versichert war, Herrn von Mittow ebenfalls zu Hause zu finden. Dann aber plauderte er nach seiner Art unbefangen, und wer ihn ohne irgend welchen Zwang kommen und gehen, auch mit Helenen sonstwo verkehren sah, hätte unmöglich glauben können, daß früher einmal ein so herber Riß nach kurzer Annäherung stattgefunden hätte.

So auch heute, als ein eleganter Landau, von zwei prachtvollen Pferden im langsamen Schritt gezogen, gegen das Mirbel'sche Haus fuhr, neben welchem Genannter auf einem starken englischen Pferde ritt, die Zügel nachlässig haltend, während er seine rechte Hand auf das Polster des Wagens stützte, um mit den darinsitzenden Damen zu plaudern.

Es waren zwei Damen im Fond des Landau, während Herr von Mittow auf dem Rücksitze saß, mit Kennermiene Rosenthal's wirklich schönes Pferd betrachtete, dabei versichernd, daß er zu einem Handel nicht abgeneigt wäre.

»Da Sie ohnedieß reisen, lieber Herr Hofmarschall, so könnten Sie mir wohl die Vorhand lassen.«

»Du hast aber doch wahrlich Pferde genug,« sagte Frau von Mittow lachend, »denken Sie sich nur, Herr von Rosenthal, er hat neulich den Papa ersucht, noch einen zweiten Flügel als Stallgebäude bauen zu dürfen.«

»Weißt Du, Kind, das verstehst Du nicht,« meinte dagegen Herr von Mittow mit einer Protektorsmiene, »ich bekümmere mich auch durchaus nicht um die Anzahl Deiner Toiletten. – Unsereins kann nie Pferde genug haben: zum Gebrauch, zum Tausch, oder zum Handel. – Nicht wahr, Rosenthal?«

»Allerdings, es kommt das auf Neigung und Verhältniß an.«

»Verflucht, richtig bemerkt!« lachte Herr von Mittow, »auf Neigungen und Verhältnisse, und da beide bei mir glänzend bestellt sind, bei uns, nicht wahr, Helene? – so bitte ich an mich zu denken, wenn Sie Ihren Zebra abgeben wollen. – Teufel auch! das wäre ein prachtvolles Pferd für die nächsten Frühjahrsrennen.«

»Ähnliches bemerkte gestern auch der Lieutenant von Nellingen, der für Zebra schwärmt.«

»Ah, Rosenthal, Sie sprechen ja förmlich wie ein Handelsjude, der seine Waare hinauftreiben will.«

»Nur mit dem kleinen Unterschiede, mein lieber Herr von Mittow, daß der Handelsjude seine Waare anpreist, um sie besser verkaufen zu können, während ich das thue, um Ihnen zu sagen, daß ich so sehr die Vorzüge meines Pferdes schätze, um es mir um keinen noch so hohen Preis feil machen zu lassen.«

»Aber wenn Sie nach Indien reisen?«

»So nehme ich Zebra mit mir, ich habe einen wunderbaren Box für ihn konstruiert.«

»So reisen Sie wirklich nach Indien?« fragte Frau von Mittow, ihn unter einem Augenaufschlag rasch von der Seite betrachtend. »Das wird Ihre Freunde betrüben, besonders Ihre Frau Schwester?«

»Richtig, was habe ich doch neulich von Ihrer Schwester gehört?« polterte Mittow in seiner rücksichtslosen Art heraus. — »Ja, ja, jetzt erinnere ich mich, es soll ja ein bedeutendes Zerwürfniß gegeben haben mit diesem theuren Weißner — ja, so eine Künstlernatur ist flatterhaft und unbeständig, überhaupt taugen alle diese wildaufbrausenden heftigen Leidenschaften nichts. — Habe ich Recht oder Unrecht?«

Rosenthal schaute ihn bei dieser Frage mit einem eigenthümlichen Plick an, wobei ein kurzes Lächeln um seine Mundwinkel spielte. Seine genauen Bekannten verstanden dieses Lächeln und nahmen es für das, was es war, für ein fernes Wetterleuchten. Hier aber mochte ihm der betreffende Gegenstand so äußerst geringfügig erscheinen, daß er Mittow allerdings voll anschauend mit einem nachlässigen Achselzucken sagte: »Ich weiß wahrhaftig nicht, wovon Sie reden, Herr Rittmeister.«

»Vorderhand wollte ich nur von uns reden, von mir und Helene,« erwiderte Mittow mit seiner gewöhnlichen Keckheit, »wollte nur sagen, daß bei uns eigentlich nie von einer wilden, aufflammenden Leidenschaft die Rede war, während wir doch jetzt mit einander leben wie ein paar Turteltauben, nicht wahr, Lele?« Es war dieß nach seiner Art

ein Schmeichelname, dem aber seine junge Frau keinen besondern Geschmack abgewann; auch heute zuckte es un-muthig um ihren hübschen frischen Mund, während sie sich auffallend gegen Rosenthal wandte, der ihr in einem verbindlichen Tone herzlichen Dank sagte für ihre freundliche Theilnahme an dem Schicksale der Madame Weißner, hinzufügend: »Doch muß ich zugestehen, daß Herr von Mittow dießmal mit seiner Bemerkung über jene Dame nicht ganz Unrecht hatte, denn jenes bekannte Wort, daß man nicht vorsichtig genug sein kann bei der Wahl seiner Eltern, läßt sich auch auf die Wahl einer Gattin oder eines Gatten ausdehnen.«

Hier lachte die junge Frau so herzlich, daß man zwischen ihren etwas starken rothen Lippen die weißen Zähne durchschimmern sah, was aber ihren Gemahl nicht abhielt, den Kopf aufwerfend hinzuzufügen: »Dieses Mal gibt man Ihrer Schwester die Schuld, Herr von Rosenthal, sie soll schrecklich eifersüchtig sein und eifersüchtige Weiber sind ein Greuel für jeden verständigen Mann.«

»Darin thun Sie der Madame Weißner Unrecht,« gab Rosenthal mit großer Ruhe zur Antwort, »ich glaube nicht, daß sie eifersüchtig ist, wogegen sie ein sehr reizbares Nervensystem hat, zuweilen ein Bischen nachtwandelt, auch leider so hellsehend ist, daß sie es deutlich einsieht, sie habe jene oben erwähnte Vorsicht in der Wahl ihres Gatten gar zu sehr vernachlässigt – muß sich aber dabei mit so vielen andern Ehen trösten. Meine Dame, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.« Darauf berührte er, gegen Herrn von Mittow gewendet, seinen vor der Dame abgezogenen und wieder aufgesetzten Hut und ritt in langsamen Schritten von dannen.

»Hol' ihn der Teufel!« brummte Mittow ihm nach, »man weiß nie, ob man über seine Worte lachen oder sich ärgern soll. – Kam es Dir nicht auch so vor, Helene, als hätte er wieder eine seiner Spitzfindigkeiten an den Mann bringen wollen? – nun, mir kann es gleichgültig sein. Er ist eine gänzlich verblichene Größe und wir werden ihn, Gott sei Dank, bald los sein. Seinen Abschied hat er bereits und die allerhöchste Ungnade dazu.«

»So ist es wirklich wahr?« fragte Frau von Mittow in einem theilnehmenden Tone. »Unwiderruflich, und Dich dauert das wohl?«

»Ich wünsche Niemanden etwas Unangenehmes.«

»Und ich,« sagt jetzt die andere junge Dame, die bisher schweigsam gesessen, »würde mein aufrichtiges Bedauern darüber aussprechen, wenn ich Herrn von Rosenthal näher gekannt hätte.« Sie sagte das in gutem Deutsch, aber mit einem Accent, der an eine Engländerin erinnerte, was Miß Stanley auch in der That war und unmöglich bei ihrem scharf ausgeprägten britischen Gesichtsschnitt hätte verleugnen können. Sie war groß, fast etwas zu schlank, hatte hellblondes Haar, einen blendenden Teint, schöne große, glänzende Augen, wogegen ihre Nase hart und knochig war und ihre Unterlippe etwas schlaff herabhing, besonders wenn sie schwieg; »er ist sehr liebenswürdig und geistreich, dieser Herr von Rosenthal, und es thut mir leid, daß er sich bei Mama nicht hat vorstellen lassen.«

»Wenn er das nur wüßte,« lachte Mittow, »ich bin fest überzeugt, er würde den Fehler wieder gut machen und dabei in einen anderen verfallen, der Ihrer Frau Mama minder angenehm wäre.«

Damit waren sie am Hause angekommen, und als der Wagen hielt, sprang Herr von Mittow, welcher dergleichen Kraftstücke liebte, über den Schlag hinaus, um diesen alsdann zu öffnen und die beiden jungen Damen aussteigen zu lassen. Er bot Miß Stanley den Arm und führte sie in's Haus und die Treppen hinauf, während Helene folgte.

Oben traten sie in den Salon Helenens, ein großes sehr elegant eingerichtetes Gemach neben dem reizenden Rosaboudoir der Tante Seraphine. Helene legte den Hut ab und warf einen flüchtigen Blick auf ihren Schreibtisch, wo ein paar erbrochene Briefe, ein aufgeschlagenes Modejournal und einige Visitenkarten lagen, während sich Miß Stanley auf einer Chaiselongue recht bequem niederließ. Daß die beiden Damen reich, elegant und modisch gekleidet waren, bedürfte keiner Erwähnung, wenn wir nicht anführen müßten, daß der Anzug der Frau von Mittow, obgleich einer jungen, vornehmen Dame vollkommen würdig, auch mit allen den Extravaganzen der heutigen Mode ausgestattet, doch fast bescheiden abstach gegen die raffinirt gesuchte Einfachheit des durch den Stoff so reichen Kostüms der Engländerin. Diese trug ein Kleid von schwarzer Seide mit Überwurf und Taille von eben solchem Sammet, reich mit schwarzen Guipüren besetzt, die in Zeichnung und Ausführung wahre Kunstwerke genannt werden konnten. Den Schmuck, welchen Miß Stanley trug, mußte man erst suchen, so wenig oder gar nicht fiel er in die Augen, dann aber erstaunen über die Pracht der schwarzen, in ciselirten Stahl gefaßten Perlen ihrer Ohrgehänge, Brosche, Armband und Halskette.

Helene hatte sich ihrer Freundin gegenüber in einem kleinen Fauteuil niedergelassen, während Herr von Mittow, die Sporen zusammenschlagend und leise pfeifend, auf und ab

ging, worauf er, sich an einen prachtvollen Flügel lehrend, lachend sagte: »Es war nichts als der reinste Schwindel von Rosenthal, als er vorhin sagte, Nellingen hätte gleichfalls Absichten auf den Zebra, denn erstens verkehren Beide gar nicht zusammen, und zweitens würde sich der gute Nellingen wohl hüten, ein Pferd besitzen zu wollen, das ihn wenigstens seine zweitausend Thaler kostete.«

»Er überläßt das leichtsinnigeren und reicheren jungen Leuten,« entgegnete Helene nicht ohne einen Anflug von Spott.

»So ist Baron Nellingen nicht reich?« fragte Miß Stanley.

»Man weiß das nicht genau, ich halte ihn nicht für reich, er treibt keinen Aufwand mit Pferden und Hunden, er spielt nicht, und zu allen besonderen Ausgaben muß man ihn fast gewaltsam nöthigen.«

»Das wäre vielleicht nur ein Beweis, daß er euren sogenannten noblen Passionen keinen Geschmack abgewinnen kann,« warf Helene achselzuckend ein, »und ich weiß nicht, ob eine künftige Frau von Nellingen deßhalb gerade zu bedauern wäre.«

»Ja, ja, aber auch der Sinn für die hierauf bezügliche Passion scheint ihm gänzlich zu fehlen,« sagte Herr von Mitow, in einem etwas rohen Tone lachend, »vielleicht daß er durch Zuvorkommenheiten und durch Schmeicheleien aller Art verwöhnt ist, um sich überall abzuwenden, vielleicht daß er streng tugendhaft auf die Rechte wartet.«

»All' dergleichen Tadel in Deinem Munde verwandelt sich unwillkürlich in Lob,« erwiderte Helene mit einem raschen Streifblick auf ihre Freundin, »worüber ihr die Achseln zuckt, finden wir schätzenswerth, nicht wahr, Miß Stanley?«

Hier lachte Mittow laut auf, indem er zu der Engländerin sagte: »Lassen Sie sich von meiner Frau nichts einreden, sie hätte Lust, sich einen Kuppelpelz zu verdienen; es wird ihr glücklicherweise auch nicht gelingen, glücklicherweise für Sie Miß Stanley, denn glauben Sie mir, Nellingen ist kein Mann, mit dem eine junge Dame von Ihren Verdiensten glücklich werden kann.«

»O, Herr von Mittow,« gab die Engländerin zur Antwort, »ich kenne Ihre Art zu spotten, und weiß wohl, was Sie unter meinen Verdiensten verstehen!«

»Meinetwegen, Miß Stanley, ich nehme nie ein Blatt vor den Mund, und halte es auch für ein großes Verdienst, so immens reich zu sein, wie Sie.«

»Laß ihn, Arabella, Du weißt, daß es vergebliche Mühe ist, mit ihm zu streiten.«

»Zugestanden, und da ich das selbst am besten weiß, so habe ich die Ehre, mich den beiden Damen ganz gehorsamst zu empfehlen. Zu Tische komme ich nicht, theure Lele, wenn Du es gnädigst gestattest. Es ist heute Sitzung im Wettrennverein, woran sich ein großes Diner reiht, dem wahrscheinlich ein kleines *jeu* folgt, weshalb es spät werden kann. – Behüt' Dich Gott!«

Damit machte er eine leichte Verbeugung gegen Miß Stanley, welche diese junge Dame durch eine noch leichtere, sehr langgezogene Neigung des Kopfes erwiderte, worauf sie ihre dünnen weißen Finger ineinander schlang und unter den herabgesenkten Augenlidern, eigenthümlich lächelnd, einen forschenden Blick auf Frau von Mittow warf. Diese hatte ihrem Manne mit einem langen und nichts weniger als freundlichen Blicke nachgesehen, wobei sie tief aufathmend ihre rothen Lippen gegen einander preßte, um

dann zwischen den geschlossenen Zähnen hindurch in einem dumpfen Tone zu sagen: »So geht es bei uns täglich. Morgens mit dem Frühesten ruft ihn sein Dienst, oder wenn das nicht ist, die Nothwendigkeit, sogleich frische Luft zu schöpfen, in's Freie, dann kommt er zum zweiten Frühstück, ist vielleicht so gnädig, eine kleine Stunde mit mir spazieren zufahren, um endlich, wie eben jetzt, für den Rest des Tages und wahrscheinlich für einen großen Theil der Nacht zu verschwinden.«

»Wahrscheinlich? – das mußt Du doch wissen?« fragte Miß Stanley mit einem etwas scharfen Tone.

»Ich sollte es wissen, aber ich weiß es nicht. Du kennst ja unser Appartement. – Er wünscht mich durch frühes Aufstehen nicht zu stören.«

»A – a – a – ah so,« sagte die junge Engländerin mit einem lang gedehnten Tone.

»Ja, so ist es,« rief Helene aufspringend, »und das ist noch nicht Alles. Wenn ich Dir Alles sagen wollte, so würdest Du bittere Thränen über mein Schicksal vergießen.«

Sie machte einen raschen Gang durch das Zimmer, um dann, mit zusammengelegten Händen vor ihrer Freundin stehen bleibend, mit erregter Stimme fortzufahren: »Und angesichts solchen Glückes hast Du immer noch Lust, vielleicht eine ähnliche Niete zu ziehen?«

»Pah, mein Kind,« erwiderte die Andere mit einem kalten Lächeln, »ich zweifle nicht daran, daß das vielleicht möglich ist, doch würde ich es verstehen, selbst aus einer solchen Niete noch etwas zu machen. – Das hast Du allerdings nicht verstanden. Du hast Dir einen Mann gekauft, hast aber dabei vergessen, daß, was man sich in ähnlicher Waare kauft, uns

leibeigen gehört, und daß man Leibeigene oder Sklaven fest an der Kette halten muß.«

»O, wie Du Recht hast, aber ich habe nicht Deinen Charakter. Mich versöhnt jedes einigermaßen freundliche Wort, die kleinste Zuvorkommenheit, – nur ein Schein von Güte und Liebe.«

»Dann hättest Du allerdings vorsichtiger sein sollen, mir könnte das schon gleichgültiger sein; ich weiß genau, was ich will, mache mir auch keine Illusionen. Ich brauche einen Mann von schönem Namen und guter Familie, der mich in die Welt führt, der mein Reisemarschall ist und von dem es selbst abhängt, ob ich ihn begleite oder er mich, im letzten Falle als dienstbarer Geist mit sehr verkürzter Kette; doch glaube ich mit Nellingen vortrefflich auszukommen.«

»So denkst Du im Ernst daran, diesen von allen Damen bevorzugten Günstling des Königs zu heirathen?« fragte Helene erstaunt.

»Ihn oder einen Andern, doch am liebsten Nellingen; er gefällt mir, und wenn er, wie Dein Mann sagte, in der That nicht reich ist, so sehe ich gar nicht ein, weshalb meine Millionen und er mit seinem schönen Namen nicht zu vereinigen wären. – Glaube mir, mein Kind, er würde für mich passen.«

»Aber Du kennst ihn ja kaum?«

»Graf Leo Wieneck, den wir vergangenen Sommer in Baden trafen, war so freundlich, mir ihn dort auf einem der Kursaalbälle vorzustellen, er tanzt vortrefflich, war beim Souper charmant und lebenswürdig, so daß ich ihn veranlassen konnte, mit mir ein Vielliebchen zu essen.«

»Das Du alsdann absichtlich verlorst, um ihm irgend eine Kostbarkeit zu verehren.«

»Ich war Willens, das zu thun, hatte mir auch schon bei Mortimer aus London, der zufällig in Baden war, eine artige Reitpeitsche für ihn gekauft. Mortimer spekulierte damit auf den Kaiser von Rußland, dem aber tausend Pfund für eine solche Spielerei zu theuer erschien.«

»Und Du kauftest diese Reitpeitsche?« fragte Helene fast erschreckt.

»Du kannst sie bei mir sehen, denn wie ich Dir schon sagte, fand ich es damals passender, mein Vielliebchen nicht zu verlieren. Es blieb bis heute unentschieden.«

»So wird es der Baron Nellingen lange vergessen haben.«

»Durchaus nicht, und da er es nicht vergaß, ist er gezwungen, mindestens einmal jeden Tages an mich zu denken.«

»Wie so, das verstehe ich nicht. Du siehst ihn doch nicht täglich, wodurch er sich allerdings vielleicht an Dich und auch an Dein Vielliebchen erinnern könnte.«

»Wir trafen dabei ein Arrangement, wie es in England zuweilen gebräuchlich ist,« erwiderte Miß Stanley, indem sie ihre kleinen und ausnehmend zierlichen Füßchen auf die Chaiselongue zog, um sich bequemer auszustrecken, »man trifft in diesem Falle die Übereinkunft, daß jeder der beiden Betreffenden irgend ein frisches Baum- oder Pflanzenblatt bei sich trägt, und da dieß jeden Tag erneuert werden muß, so ist man nicht nur gezwungen, an seinen Gegner zudenken, sondern dieser Gegner hat auch das Recht, den Andern überall zu kontroliren, ja kontroliren zu lassen, was ich vorigen Winter von Rom aus häufig that.«

»Das ist in gewissen Fällen allerdings eine hübsche Idee,« sagte Helene lächelnd, um gleich darauf mit einem Seufzer beizufügen: »doch muß man sich bei diesem Spiele für Jemand interessiren.«

»Oder die Absicht haben, Interesse zu erregen, was bei diesem immerhin gefährlichen Spiele selten ausbleibt.«

»Und darauf spekulirst Du?«

»Wenigstens darauf, nicht vergessen zu werden, und damit ist immer schon etwas gewonnen. Ist es doch auch stets ein Vorwand, sich seinem Gegner unbefangen mit einer Frage zu nähern, thue das auch häufig und zittere jedesmal bei dem Gedanken, Nellingen könnte sein frisches Blatt vergessen haben, und ich mein Vielliebchen gewinnen; freilich steht sein Diener in meinem Solde, um ihn täglich daran zu erinnern. Aber jetzt will ich mich bei der nächsten passenden Gelegenheit ohne den grünen Talisman finden lassen.«

»Um absichtlich zu verlieren?«

»Ja, um ihm ein Andenken zu verehren.«

»Eine Kleinigkeit – Deine Reitpeitsche.«

»Vielleicht die auch; doch habe ich an Rosenthal's Zebra gedacht.«

»Den er nicht verkaufen will.«

»Den aber Baron Nellingen wünscht, wie Du gehört, und den Rosenthal schon hergeben wird, wenn man ihm jeden Preis dafür bewilligt.«

SECHSTE RANDVERZIERUNG.

Erinnerungen und Bilder ernster und heiterer Art in Kohlenzeichnungen, bunten Farben mit Worten.

Hier wurde die Thür des Balons leise geöffnet und ein Diener trat ein, der Frau von Mittow zwei Karten präsentirend, wobei er in ehrfurchtsvollem Tone sagte: »Der Herr Kommerzienrath lassen bei der gnädigen Frau anfragen, ob Sie die beiden Herren empfangen wollen.«

»Wünscht es Papa?« fragte Jene, nachdem sie gelesen, »ich habe eigentlich keine Lust, Jemanden zu sehen.«

»Je nachdem es Jemand ist,« sagte Miß Stanley in gleichgültigem Tone, ihre Hand nach den Karten ausstreckend, welche ihr der alte Diener ehrerbietig überreichte, dann aber, nachdem sie laut gelesen: »Freiherr von Reckenstein – »Arthur Weißner«, richtete sie sich hastig auf und sagte in lebhaftem Tone: »Die darfst Du nicht abweisen, liebe Helene; an dem Freiherrn ist mir allerdings nichts gelegen, aber den Maler Weißner muß ich sehen und kennen lernen. Es ist doch derselbe, der jene fabelhafte Miß Ellen geheirathet hat?«

»Deine Landsmännin, allerdings, die Schwester Rosenthal's.«

»Pah, Unsinn, als ob Rosenthal die Ehre hätte, ein Engländer zu sein! – doch gleichviel, führen Sie die Herren herauf. Nicht wahr, Helene, Du thust mir schon einen Gefallen?«

»Der Herr Kommerzienrath werden die beiden Herren selbst heraufbegleiten,« versicherte der alte Diener, ehe er mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer verließ.

Darauf lehnte sich Miß Stanley wieder in die Kissen der Chaiselongue zurück, und als Helene, in einen Spiegel schauend, leicht mit den Händen über ihr volles schwarzes Haar fuhr und dabei lächelnd die bequeme Lage ihrer Freundin erblickte, sagte diese, den Kopf zurücklegend: »Papa Mirbel nimmt mir das nicht übel; er weiß, daß ich häufig müde bin, und was die Andern denken, darum bekümmere ich mich nicht.« Doch schien sie sich wenigstens so viel um die Andern bekümmern zu wollen, um sich durch einen raschen Blick zu überzeugen, daß ihre feinen Füßchen kokett

unter ihrem Kleide hervorschauten und ob ihr etwas spärlicher Oberkörper, eine möglichst vortheilhafte Rundung zeige. Dann, als sich die Thür öffnete, langte sie nach einem Zeitungsblatt und blickte so lange aufmerksam hinein, bis sie sah, daß sich Helene erhob und bis ihr der alte Kommerzienrath so nahe gekommen war, daß er sie mit sanfter Gewalt daran verhindern konnte, sich aufzurichten, wobei er ausrief: »Ruhig bleiben, ganz ruhig bleiben, ich will es und im Nothfall befehle ich es, kraft Autorisation der Mama, Sie müssen sich schonen, und diese beiden Herren werden schon verzeihen, daß Sie ihnen nicht entgegentreten wie mein liebes Kind Helene, deren Gesundheit allerdings, und Gott sei Dank, nichts zu wünschen übrig läßt. – Herr Baron von Reckenstein – Herr Professor Arthur Weißner – Beide sehr berühmte Künstler – – Miß Arabella Stanley.«

Beide Herren verbeugten sich, worauf die junge Engländerin mit einem sehr wohlwollenden Lächeln sagte: »Ah, auch der Herr Baron ist Künstler? – um so anerkennenswerter, da man sonst nicht häufig bei Stand und Reichthum ein solch' ehrenvolles Streben findet,« – worauf sie mit einem flüchtigen Blicke auf den Anderen hinzusetzte: »in Herrn Weißner begrüße ich eigentlich einen berühmten Bekannten, indem ich mich erinnere, daß Ihr Name in Rom in dem Munde eines Jeden war, der sich für Kunst interessirte.«

Der Bankier hatte selbst ein paar Sessel herbeigeholt, und als die beiden Herren sich gesetzt, erwiederte Arthur Weißner: »Obwohl ich Ihren Namen, Miß Stanley, als den einer kenntnißreichen und bedeutenden Kunstfreundin häufig gehört, hatte ich doch nie das Glück, Ihrs Bekanntschaft zu machen, freue mich aber jetzt doppelt, Sie persönlich kennen zu lernen.«

»Siehst Du, Arthur,« warf der Freiherr von Reckenstein lächelnd ein, »das ist das Glück eines berühmteren Namens und komme ich mir in meiner angeborenen Bescheidenheit wieder einmal vor wie der Schatten, der einem glänzenden Lichte folgt.«

Er sagte das aber durchaus nicht in einem bescheidenen Tone, auch nicht mit einer bescheidenen Miene, sondern viel eher wie der Bedeutendere, welcher den Anderen freundlicher Weise auch etwas gelten läßt, weßhalb es sehr begreiflich war, daß Miß Stanley, obgleich ihr der Künstler Reckenstein gänzlich unbekannt war, erwiderte: »Sie sind in der That zu bescheiden, Herr Baron, denn Der, dessen Name neben dem des Herrn Weßner so zur Geltung kommt, wie der Ihrige, braucht sich wahrhaftig für keinen begleitenden Schatten auszugeben.«

»Sie bleiben im Winter bei uns, Herr Baron?« fragte Helene, »und ich freue mich sehr darauf, von Ihren Kunstwerken bewundern zu können.«

»Wenn nur Ihre Freude nicht zu Wasser wird, gnädige Frau,« versetzte der Freiherr mit einem selbstgefälligen Lächeln, »denn ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich vor vielen Entwürfen dazu kommen werde, den Pinsel in die Hand zu nehmen. Das rasche und viele Arbeiten überlasse ich meinem berühmteren Freunde Weßner. Er schafft leicht, und was er schafft, ist in jeder Beziehung Gold, während ich mich häufig mit meinem Bewußtsein und der Ehre begnügen muß.«

»Danken Sie Gott, Herr Baron,« sagte Helene in freundlichem Tone, »daß Sie so gestellt sind; man sagt, sonst sei die Künstlerlaufbahn oft eine recht dornenvolle, nicht wahr, Herr Weßner?«

»Gewiß, gnädige Frau, sie ist das für jeden strebenden Künstler, selbst dann, wenn ihn die prosaischen Dornen des Lebens nicht ritzen.«

»Wogegen ich von mir rühmen kann,« rief der Freiherr in jovialem Tone, »daß mich sämmtliche Dornen der Künstlerlaufbahn schon tüchtig geritzt haben. – Ihren Worten nach, meine Gnädige,« wandte er sich direkt an Frau von Mittow, »halten Sie mich für einen reichen Mann, der sich aus purer Liebhaberei mit der Kunst beschäftigt; doch da mir alle Verstellung und Heuchelei, alle Großthuerei fremd ist, da ich stets ohne Maske bin und rede, so muß ich mich Ihnen als einen recht armen Baron vorstellen, der nichts als seine Kunst hat und einige Dutzend vollwichtiger und rein erhaltener Ahnen, – worauf ich indessen keinen großen Werth lege, obgleich die Reckenstein schon zu den Zeiten der ersten Kreuzzüge ein uraltes Geschlecht waren.«

»Erlauben Sie, Herr Baron,« warf lächelnd der Kommerzienrath ein, »das ist immerhin ein tüchtiges Kapital, jedenfalls eine ausgezeichnete Empfehlung.«

»Für Manchen, ja, für mich ist das eher hinderlich und ich gäbe etwas darum, wenn ich einfach Reckenstein hieße – der Maler Reckenstein, wie mein glücklicherer, Freund dort nur Weißner heißt. Ich bin und bleibe der Baron, der nebenbei Kunst treibt, während ich ohne Überhebung von mir sagen kann, daß ich ein Künstler bin, der nebenbei Baron ist.«

Die junge Engländerin hatte ihm, als er so unumwunden von seiner Armuth sprach, einen flüchtigen, aber recht forschenden Blick geschenkt, und schien mit dem Ergebniß desselben zufrieden zu fem, denn sie sagte mit einem gewinnenden Lächeln: »Ich sehe durchaus nicht ein, warum

diese beiden immerhin schönen Eigenschaften nicht nebeneinander bestehen könnten, und wenn nicht vereinigt, so doch getrennt die rechte Anerkennung finden sollten. Habe ich nicht recht, Herr Weißner?»

»Gewiß, mein Fräulein, Reckenstein ist aber häufig von einer ganz übertriebenen Bescheidenheit, und hat doch so große und schöne Eigenschaften, daß er auch, selbst ohne Baron und Künstler zu sein, immerhin ein ganz bedeutender Mensch wäre.«

»Pah, Du könntest mich schamroth machen,« lachte der Betreffende, wozu er aber durchaus keine Anstalten machte, sich vielmehr mit sehr selbstgefälliger Miene erhob, um ganz ungenirt nach einem Bilde zu gehen, das seine Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Miß Stanley's Blicke folgten ihm um so ungehinderter, da in diesem Augenblicke Herr Mirbel etwas in seine Brieftasche schrieb und Frau von Mittow ihr Album herbeigeholt hatte, um Herrn Weißner eine flüchtige Skizze zu zeigen, die Papa vor Jahren für sie erworben. Deßhalb konnten Miß Stanley's Blicke um so ungehinderter dem Freiherrn folgen, wobei sie sich gestehen mußte, selten oder nie einen schöneren Mann gesehen zu haben. Seine imposante und dabei doch biegsame und elegante Gestalt war von übergewöhnlicher Größe und doch dabei von tadellosem Ebenmaß, mit Ausnahme der Hände und Füße, die fast etwas zu klein erschienen. Soviel man von seinem Kopfe vor vielem Barte sehen konnte, war derselbe nicht unedel geformt, sowie auch die nicht unangenehmen Züge seines Gesichtes, dessen untere Partien allerdings von dem eben erwähnten dunkelblonden Barte bedeckt waren, der auf's Sorgfältigste gepflegt, wellenförmig bis auf die Mitte seiner Brust herabfloß.

Auch war die Stirn hoch, breit und frei, und hätte man an seiner ganzen Erscheinung vielleicht nur aussetzen können, daß seine großen blauen Augen etwas glanzlos und ohne geistigen Ausdruck waren.

»Ein recht gutes Bild,« sagte er jetzt, vor dem Gemälde ein paar Schritte zurücktretend, wobei er unter dem Beifügen, daß die Figur des Knaben leider etwas steif behandelt sei, mit dem ausgestreckten Daumen ein paar Kurven in der Luft beschrieb, so in seinen Gedanken das Bild verbessernd.

»Ja, ja,« sagte er alsdann mit einem mehrmaligen Kopfnicken zu Miß Stanley zurückkehrend, »wenn man nur Alles so auf die Leinwand brächte, wie man es im Kopfe hat, aber wie oft bebt die Hand zurück, wenn man im Begriffe ist, die geistreichsten Entwürfe festzuhalten!«

Er warf sich seufzend in einen Fauteuil, welcher dicht bei der Chaiselongue stand, und als er hierauf seine Nägel betrachtete, erwiederte die junge Engländerin lächelnd: »Ich kann mir nicht denken, daß Ihre feste Hand zurückbebt, obgleich dieselbe sehr klein ist, fast zu klein für einen Mann.«

»Ein Erbfehler, mein Fräulein,« erwiederte er, affektirt die Achseln zuckend, »auch darin beneide ich meinen Freund Weißner, seine kräftigen Finger machen kräftigere Striche, und das ist immer ein großer Vortheil.«

»Aber die Hauptsache ist doch wohl der Geist, welcher in den Strichen liegt.«

»Das ist eine so große und tiefe Wahrheit, mein Fräulein,« erwiederte Freiherr von Reckenstein, »daß Sie mir wohl gestatten, Ihnen anerkennend dafür die Hand zu küssen.«

Er that das auch ohne weitere Umstände, und wir sind nicht genau im Stande, anzugeben, ob sich seine Bescheidenheit sträubte, den Vergleich zwischen Strichen und Geist

ganz zu seinem Vortheile auszulegen, glauben es aber kaum, denn seine selbstgefällige Miene sah nicht darnach aus; auch rief er gegen seinen Freund gewendet, der mit Frau von Mittow an einem Nebentischchen stand, in heiterem Tone: »Sei nicht eifersüchtig, Arthur, daß ich hier Anerkennungen einkassire, die eigentlich Dir, dem weit Berühmteren, gehören, doch weißt Du, daß ich alles das für Dich in meinem Herzen zu guten Zinsen anlege.«

»Sie kennen sich wohl schon lange?« fragte Miß Stanley.

»Eine Ewigkeit, mein Fräulein, unserem in der That innigsten Freundschaftsbündnisse nach zu urtheilen, jedoch nach menschlicher Berechnung nur wenige Jahre, in denen sich aber, was Verständniß, kräftiges Zusammenarbeiten, gegenseitiges Ergänzen anbelangt, wohl ein halbes Menschenalter zusammendrängt.«

»Wie entzückend muß es sein, mit solchen Kräften gemeinschaftlich zu arbeiten!«

»O gewiß,« gab der Freiherr zur Antwort, indem er sich in nachlässiger Unbefangenheit so gegen Miß Stanley beugte, daß er mit der Hand den prachtvollen Guipüresatz ihres Oberkleides erreichen konnte, den er leicht aufhob, um die wunderschöne Zeichnung desselben zu betrachten, während er fortfuhr: »Ja ich glaube ohne Überhebung zu reden, wenn ich meine Ansicht ausspreche, daß etwas ganz Kolossales erreicht werden könnte, wenn es uns möglich wäre, nicht nur in Kombinationen gemeinschaftlich zu arbeiten, sondern auch mit Griffeln und Pinseln auf die Leinwand; was allerdings schon versuchsweise, aber von Seiten meines berühmteren Freundes nicht mit der nöthigen Ausdauer geschah; – Arthur,« rief er hinüber, »ich erwähne so eben

Miß Stanley gegenüber Deinen häufigen Mangel an Ausdauer, bedauernswerth bei Deinem riesigen Talent.«

»Immer zu,« lächelte der Maler, indem er in dem Album weiter blätterte, wobei er mit Frau von Mittow leise plauderte.

»Und so ergänzen wir uns gegenseitig,« sagte der Freiherr von Reckenstein, »ich trage in seine Kompositionen meine größere Lebenserfahrung hinein, meinen weltmännischen Geist, wenn ich mich ohne Selbstlob so ausdrücken dürfte, wogegen Arthur mit seiner geübteren, markigeren Hand das öfter überwuchernde geistige Element meines viel geringeren Talentes glücklich zu dämpfen versteht.«

»Eine beneidenswerthe Existenz für Sie Beide,« entgegnete die junge Engländerin, »wie freue ich mich darauf, später einmal in Ihr Atelier eindringen zu können, in diese köstlichen Geheimnisse Ihres gemeinschaftlichen Wirkens!«

»Was mich anbelangt, mein Fräulein, so bin ich darin so zugänglich wie möglich; aber Arthur setzte er mit lauter Stimme hinzu, »wacht wie ein Tyrann über die strenge Klausur seines Ateliers – hast Du es gehört, mein Lieber?«

»Gewiß, und auch verstanden.«

»Nun,« meinte Miß Stanley mit einem leichten Aufwerfen ihres Kopfes, »wenn Herr Weißner die Güte haben wollte, mein Porträt zu malen, so müßte er mich doch in seinem Atelier zulassen. – Und welcher Gewinn,« setzte sie lächelnd mit leiserem Tone gegen den Freiherrn hinzu, »ihn dabei von Ihrem Geist und Rath unterstützt zu wissen, denn« – – hier zögerte sie ein paar Sekunden, um dann mit kokettem Augenaufschlag hinzuzufügen: »ich habe wahrhaftig nicht den Muth, Sie selbst zu bitten, mein Bild zu malen.«

»Und doch müßte das geschehen,« lachte der Freiherr, »um Sie, mein Fräulein, intimerweise bei uns zuzulassen, denn Arthur, mein berühmterer Freund, malt schon lange keine Porträts mehr, während ich, ein ärmerer und unbedeutenderer Künstler, darauf angewiesen bin. – Ja, ja,« fuhr er laut und fröhlich fort, »sehen Sie mich immerhin so zweifelhaft an, es ist und bleibt doch die Wahrheit, der Freiherr von Reckenstein komponirt, zeichnet, malt für's tägliche Brod und macht sich eine Ehre daraus.«

Als er so sprach, fuhr er mit der feinen Hand über seinen langen, prachtvoll gewellten Bart, wobei es gewiß nicht absichtlich war, daß er einen werthvollen Brillanten, den er an einem unscheinbaren Goldreife am kleinen Finger trug, im funkelnden Lichte blitzen ließ.

Da sich aber Miß Stanley sehr gut auf dergleichen Steine verstand, so erwiderte sie lächelnd, in den Scherz eingehend: »Gut, Herr Baron, ich nehme Ihr Anerbieten an und will, daß Sie mich malen. – Hast Du's gehört, Helene?« rief sie zu ihrer Freundin hinüber, »ich habe doch noch meine Aversion gegen alle Sitzungen überwunden und den Herrn Baron gebeten, mich zu malen.«

Dieser verbeugte sich leicht, wobei er einen scharfen Blick über das Gesicht und die Gestalt der jungen Engländerin gleiten ließ, und dann mit einer halben Wendung zu Arthur sagte: »Wärest Du in diesem Falle nicht auch für ein lebensgroßes Porträt der Miß Stanley? Schau Du Dir das einmal an, wenn das Fräulein so gütig sein will, sich einen Augenblick zu erheben, und stelle sie ein Bischen, wie Du meinst, damit ich aus der Entfernung urtheilen kann.«

»Ach ja, thun Sie das, Herr Weißner,« bat Helene, mit dem Maler näher kommend, »wie mich das amüsirt!«

Die junge Engländerin hatte sich rasch erhoben, ihre linke Hand auf den Rand der Chaiselongue gestützt, worauf Weißner ein wenig an ihrer Stellung korrigirte, sowie ihren Kopf etwas wandte, um ein Vortheilhafteres Dreiviertel-Profil ihres Gesichtes zu erlangen.

Der Freiherr war unterdessen zurückgetreten, die Augen mit seiner linken Hand beschattend, während er mit dem Daumen der rechten ähnliche Kurven in der Luft beschrieb, wie vorhin vor dem Bilde; dann sagte er: »So meine ich, wäre die Haltung vortrefflich, und wollen wir das rasch ein Bischen skizziren;« er griff an seine Brusttasche, um gleich darauf achselzuckend hinzuzufügen: »ich kann mich leider noch immer nicht daran gewöhnen, stets das Handwerkszeug bei mir zu führen, darin ist Arthur schon ganz anders; leihe mir einen Augenblick Dein Skizzenbuch, oder weißt Du was, mache die paar leichten flüchtigen Striche, nachdem ich noch etwas Weniges, aber sehr Nothwendiges an der Drapirung des Gewandes geändert.«

Worin aber diese nothwendigen Änderungen bestanden, war nicht leicht abzusehen, denn Alles blieb so ziemlich, wie es gewesen, obgleich der Freiherr mit einem großen Aufwande von Bewegungen die Stellung der jungen Engländerin, wie er sagte, durchkorrigirte, wobei er ein paar Mal gewiß unabsichtlich ihre Hand berührte.

Arthur hatte sich mit seinem Skizzenbuch an den Platz begeben, wo sein Freund gestanden, schaute einen Augenblick prüfend hinüber und dann flog der Bleistift leicht und gewandt über das Papier.

Nachdem dieß ein paar Minuten gedauert, trat der Freiherr dicht neben seinen Freund, und als dieser dann sagt: »Meinst Du nicht so?« nahm ihm der Andere Skizzenbuch

und Stift mit den Worten aus der Hand: »Erlaube mir ein paar kleine, aber sehr nöthig scheinende Änderungen; – hier – hier – und da – auch könnte man die Gesichtszüge ein bischen schärfer angeben und die Haltung ein klein wenig korrekter machen. – – – So – – – das genügt zum Entwurf im Großen und zur Vorarbeit, um das Fräulein nicht unnöthig zu ermüden.«

»Darf ich die Skizze sehen?« bat Helene schüchtern.

»Warum nicht, wenn Sie sie als solche und das flüchtige Werk eines Augenblicks betrachten wollen; gestatten Sie mir aber vorher noch einige wenige Striche,« sagte der Freiherr, worauf er so that, als korrirte er das Blatt noch einmal durch, um es alsdann der Frau von Mittow zu überreichen, indem er achselzuckend hinzusetzte: »nehmen Sie es aber für das, was es ist, für weniger als einen flüchtigen Entwurf – für ein Nichts!«

»Ah! sieh' her, Helene!« rief diese im Tone der höchsten Überraschung, – »nein, wie das schön und ähnlich ist – prachtvoll!«

Auch Miß Stanley, die rasch herbeigeeilt war, blickte erstaunt und zugleich befriedigt in das Skizzenbuch, denn da sah man allerdings nur mit wenigen Strichen ihre Gestalt so vortheilhaft als möglich aufgefaßt, und ihre Gesichtszüge, obgleich bedeutend verschönert, doch in sprechender Ähnlichkeit.

»Ah, Herr Baron,« sagte sie, nachdem sie die Zeichnung lange angeblickt, den Zeigefinger unter einer freundschaftlichen Drohung erhebend, »man kann auch die Bescheidenheit zu weit treiben, ja, hätte ich nicht das Versprechen, von Ihnen gemalt zu werden, dieses Blatt sollte mir um keine Summe feil sein, hoffe es aber doch noch zu erwerben.«

»Es steht ohne Weiteres zu Ihren Diensten,« erwiderte der Freiherr lächelnd seinen Bart streichend, »wenn nämlich mein berühmterer Freund nichts dagegen hat, da Papier und Bleistift sein Eigenthum sind.«

Arthur Weißner verbeugte sich, und da er zu gleicher Zeit nach seinem Hute langte, so verstand auch sein Freund diese Bewegung und nahm den seinigen ebenfalls, worauf er sich mit einem ungezwungenen vornehm kordialen Händedruck, sowohl von Miß Stanley als auch von Frau von Mitow verabschiedete.

Diese wandte sich hierauf an Weißner und sagte zu ihm mit freundlichem Blick und bittendem Tone: »Ich habe mich einer großen Unart gegen Sie anzuklagen und muß mir noch recht spät erlauben, dieselbe wieder gut zu machen, indem ich mich nach dem Befinden Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin erkundige.«

Der Freiherr ließ bei dieser Frage seine Augenlider etwas herabsinken, wobei sein Gesicht einen Ausdruck annahm, wie bei Berührung einer unangenehm tönenden Saite, und wandte sich dann rasch gegen die junge Engländerin, als der Maler mit einer etwas gezwungenen Verbeugung zur Antwort gab: »Ich danke für Ihre freundliche Erinnerung, gnädige Frau, Madame Weißner befindet sich, wie ich denke, außerordentlich wohl, nach Ihren letzten Briefen wollte ich sagen, sie hat es vorgezogen, noch etwas im Süden zu verweilen, bis ich mich hier – eingerichtet habe, – sie verweilt augenblicklich am luganer See.«

»Doch hoffe ich,« warf Miß Stanley rasch ein, »meine schöne, mir als so liebenswürdig geschilderte Landsmännin im Laufe des Winters kennen zu lernen; jetzt, da ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft habe, soll mir Madame Weißner

nicht entgehen, denn Sie werden doch hier nicht wieder wie in Rom in so gänzlicher Abgeschlossenheit leben wollen; ich hatte nur ein einziges Mal dort das Vergnügen, Ihre Frau aus der Entfernung zu sehen.«

Der Maler verbeugte sich stumm, da sein Freund für ihn zur Antwort gab: »Wir Künstler sind ein eigenthümliches Geschlecht; Freiheit und gänzliche Unabhängigkeit gehört mit zu unserer nothwendigen Lebenslust, selbst goldene Fesseln und Rosenketten beengen uns, besonders meinen berühmteren Freund, dem in gewisser Beziehung die leichtere Art des Lebens und des sich Gehenlassens abgeht, und muß man ihm darin seinen Willen lassen – zuerst kommt die Kunst, dann die süßen Annehmlichkeiten unseres Daseins,« fuhr er mit einer Verbeugung fort, um im zwanglosen Tone hinzuzusetzen: »und endlich auch das Geschäftliche, weßhalb ich mir im eigenen Interesse zu sagen erlaube, daß ich Ihnen sogleich schreiben werde, sobald ich so weit bin, Sie zu einer ersten Sitzung bei mir sehen zu können.«

»Wozu deßhalb schreiben, Herr Baron?« fragte die junge Engländerin in unbefangenen Tone. »Besuchen Sie mich; auch Mama wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Sie reichte ihm die Hand, und nachdem die Thür sich hinter den beiden Herren wieder geschlossen hatte, meinte Frau von Mittow lachend: »Was denkst Du, wäre der Herr Baron von Reckenstein nicht gleichfalls der Mühe werth, ein Vielliebchen *à la* grünes Blatt mit ihm zu essen?«

Einen Augenblick blieb Miß Stanley die Antwort schuldig, da sie nachdenkend vor sich hinblickte, und sagte dann in einem ruhigen geschäftlichen Tone: »Nein, nein, das müßte anders angefaßt werden, ich will sehen, wie er sich bei

den Sitzungen benimmt, und hoffe dabei zu erfahren, was überhaupt an ihm ist – er ist ein tadellos schöner Mann, ein beau, und bei Denen muß man mit großer Vorsicht zu Werke gehen, und genau untersuchen, ob nicht Alles falsche Vergoldung ist – ehrlich gesagt, Helen', ist und bleibt es immer noch – Rosenthal, der den größten Eindruck auf mich gemacht.«

»– Ja, ich begreife es,« seufzte die kleine Frau, indem sie sich abwandte, um ihr Album zu schließen und wegzulegen.

Auf der Straße angekommen schob Arthur Weißner seinen Arm unter den des Freundes, und als sie so mit einander fortgingen, sagte dieser: »Es scheint das ein ganz angenehmes Haus zu sein – diese Mirbels. Reich?«

»Sehr reich.«

»Kinder?«

»Nur Frau von Mittow, die Du gesehen.«

»Und wer ist Mittow?«

»Ein an sich sehr unbedeutender und etwas leichtsinniger Kavallerieoffizier, der die reiche Erbin wohl nie bekommen hätte ohne Schwester des Kommerzienraths Mirbel, welche diese Partie zu Stande brachte, nachdem Mittow das Glück gehabt, Rosenthal im Duell und gewissermaßen zur Ehre der Familie schwer zu verwunden.«

»Ah, bei welchem Du Zeuge warst; – wie es mich verlangt, Deinen Herrn Schwager Rosenthal endlich einmal zu sehen!«

Weißner machte eine unmuthige Bewegung, ehe er zur Antwort gab: »Laß die Klugheit walten und mäßige Dein Verlangen; je später Du mit ihm zusammenstößest, um so

besser wird es sein. Jedenfalls vergiß nicht, daß ich die Vorhand habe, und das Terrain hier und ihn genau genug kenne, um mit äußerster Vorsicht zu Werke zu gehen.«

»Zugestanden, aber vergiß auch Du nicht, daß er ein elender Kerl ist, der von Deiner heißblütigen Jugend, von Deiner naiven Künstlernatur profitirte, um seine Maitresse an den Mann zu bringen.«

»Du weißt, Egon, daß mich diese nicht ganz korrekte Auffassung verletzt,« erwiderte der Andere in einem etwas barschen Tone, »ich bin unglücklich genug geworden durch ein Zusammenwirken furchtbarer Umstände und Zufälligkeiten – sei so barmherzig, mich nicht zu dem Glauben zu zwingen, ich sei nichts, als das lächerliche Opfer eines elenden Intriguenspiels.«

»Nennen wir das meinetwegen eine großartige Komödie,« spottete der Freiherr von Reckenstein; »ein erhabenes Schauspiel, in welchem hohe und allerhöchste Personen ihre Rollen mit Kunst und Geschick darstellen.«

»Egon!«

»Nun ja, ich schweige, Du sollst Recht behalten, bis Du endlich einmal Dein vollkommenes Unrecht oder Unglück einsiehst. – Reden wir von etwas Anderem. Was wollte ich doch fragen? Ist der alte Mirbel ein Enthusiast?«

»Durchaus nicht, er ist ein klarer, ruhiger und besonnener Geschäftsmann.«

»So hat es also wohl seine Richtigkeit mit den vielen Millionen dieser Miß Stanley?«

»Ich zweifle nicht im Geringsten daran. Erinnerst Du Dich nicht mehr, wie letzten Winter in Rom bei dem Feste, das Torlonia gab, der Fürst sie selbst zum Souper führte?«

»Du hast Recht, das heißt in's Verständliche übersetzt: »ein Kreditbrief ohne Grenzen«. — Doch wohin gehen wir eigentlich?« fragte Reckenstein stehen bleibend.

»Ich habe in Erfahrung gebracht,« sagte Arthur Weißner, »daß mein ehemaliges Atelier mit einem andern daneben zufällig zu haben ist, und wenn es Dir gefällt, wollen wir beide nehmen. Es drängt mich, meine trüben Gedanken durch Arbeit zu verjagen.«

»Ein guter Gedanke – gehen wir!«

Bald hatten sie die stille Straße erreicht, wo in einem großen, aber unansehnlichen Hause Weißner vor Jahren gemalt, wo er Miß Ellen gesehen, wo er so unglücklich gewesen, und dann so glücklich geworden; wo er den schönsten Traum seiner Jugend verlebt, einen Traum voll Liebeslust und Liebesglück, aus dem er jetzt so furchtbar erwacht war, oder vielmehr gewaltsam aufgerüttelt worden, daß ihm in jähem Schrecken darüber all' die lieben Gestalten und Bilder, die damals seine Seele erfüllt, heute wie koboldartige, teuflisch grinsende Larven erschienen.

Und doch erging es ihm, als er das Haus wieder betreten, wie es Manchem, ja Jedem mit fühlendem Herzen in ähnlichen Verhältnissen ergeht. Der dunkle Hausflur, die alten Treppen füllten sich plötzlich für ihn mit lebendigen, ach so lieben, wenn gleich wehmüthigen Erinnerungen. War es ihm doch, als sei es gestern geschehen, daß er freudestrahlend heimkehrte, nachdem er sein erstes großes, ehrenvoll prämiirtes Bild verkauft, als der Name des jungen Künstlers plötzlich berühmt geworden, als er mit so unendlicher Lust und Liebe arbeitete, bis – bis – sie erschienen war, die mit ihrer unaussprechlichen Anmuth und Schönheit so zerstörend in sein Leben griff.

Aber auch auf ihr Bild wirkten die wohlbekanntesten Räume mild und beruhigend, und als er langsam, mit gesenktem Haupte die Treppen hinaufging, war es ihm gerade, als husche ihre Gestalt an ihm vorüber, nicht übermüthig froh oder siegesbewußt nach erreichtem Ziele, sondern bleich bekümmert mit verstörtem Blick, wie sie damals diese Stufen hinabgeflohen war, mit dem festen Entschluß, ihn, den sie doch so unendlich liebte, als seiner unwürdig, nicht wieder zu sehen.

Ja, dieses Bild wurde so furchtbar lebendig in ihm, daß er plötzlich stehen blieb und gedankenlos in's Leere starrend kaum vernehmlich flüsterte: »Sie war es ja doch, die vor mir floh und fliehen wollte, weit über das Meer hinüber auf Nimmerwiedersehen.«

Der Freiherr von Reckenstein war ein paar Stufen tiefer gleichfalls stehen geblieben und sagte nun im trockenen Tone mit einem kalten Lächeln: »Ganz recht, mein Lieber, das war am Ende des zweiten Aktes des gewissen Schauspiels, aber im dritten kam die kunstvoll eingeleitete und so famos gelungene Entsündigung, wo man sich wieder finden ließ, nicht von Dir gesucht, sondern Dich droben erwartend, eine rührende Szene der unglaublichsten Art – gehe doch – und sei kein Kind!« fügte er mit einem verächtlichen Achselzucken bei; »dergleichen Orte, wie dieß alte Haus hier, wo man gelebt, geliebt und gelitten, sind stets mit solchen Phantomen bevölkert; schau klar um Dich, thue einen tiefen Athemzug, rufe herzhaft – Alles vorüber! – und sie verschwinden.«

»Allerdings, sie verschwinden,« stöhnte Arthur schmerzlich tief aus der Brust.

»Dann Sorge auch dafür, daß sie nicht wieder kommen,«
erwiederte der Andere in aufmunterndem Tone; »sei ein
Mann und zerreiß' vollends die schmähhlichen Ketten, die ich
Dir lockern half.«

»Mit Deiner Hülfe – ja – denn ich fühle es unter Beben,
wie die Erinnerung mich wieder mit festen Fäden zu um-
spinnen droht – und hier in diesem Hause so begreiflich,«
setzte er, wie sich entschuldigend, hinzu.

»Nun ja, so laß das auch jetzt überwunden sein; vorwärts
und aufwärts!«

»Hoffentlich ja,« sagte Weißner, und setzte so leise hin-
zu, daß es der Andere nicht verstand: »aber droben, droben
werde ich noch einen harten Stand haben mit den Geistern
verschwundener Tage.«

Weißner eilte dem Baron, stets zwei Stufen auf einmal
nehmend, die Treppen des Künstlerhauses hinan, seinem
Freunde weit voraus, hastig, unruhig, woher es denn wohl
auch kam, daß er droben an der Thüre seines ehemaligen
Ateliers tief und schwer athmend stehen blieb, mit scheu-
em Blick die weißgetünchten Wände des Vorplatzes über-
schauend, wo er an flüchtigen, halbverwischten Kohlenstri-
chen noch Spuren kleiner Differenzen sah, die er mit Freun-
den gehabt, über die Verkürzung eines Armes, über den
Ausdruck eines Kopfes oder die schwierige Wendung einer
Hand, – o welch' schmerzliches Zurückrufen einer fröhlich
verlebten Jugend und Künstlerzeit – Alles vorüber!

An der Thüre des Ateliers war ein Zettel angeklebt, auf
dem die Worte standen: »Zu vermieten. Auskunft wird ne-
benan gegeben Mittags zwischen zwölf und ein Uhr.«

»Das stimmt nun gerade nicht mit der Zeit,« meinte der
Freiherr von Reckenstein, der langsam nachgekommen war

und ebenfalls gelesen hatte, »weßhalb wir wohl wieder un-
verrichteter Sache abziehen müssen. – Wer mag nebenan
wohnen?«

»Jemand, der, wenn er uns öffnet, für Dich gleichfalls von
großem Interesse sein wird – laß Dich überraschen.«

Damit trat er an die Nebenthür und that in Zwischenpau-
sen drei kurze Doppelschläge, ein Geheimzeichen, das denn
auch sogleich seine Wirkung that. Die Thüre öffnete sich zu
einer kleinen Spalte, um dann unter einem Ruf der Überra-
schung weit aufgerissen zu werden, worauf eine eigenthüm-
liche Erscheinung auf der Schwelle erschien, dem Gesichte
und den Körperformen nach eine Frau, während der Anzug,
eine etwas schmierige Jagdjoppe, besonders aber ein kurzer
Pfeifenstummel, für das andere Geschlecht sprachen. In der
einen Hand hielt dieses Wesen Malstock und Palette, in der
anderen einen Pinsel, den es aber jetzt quer in den Mund
nahm, um zur Begrüßung eine Hand darzubieten, die denn
auch von Weßner mit seinen beiden ergriffen und kräftig
geschüttelt wurde.

Dann traten alle Drei in das Atelier, der Freiherr mit ei-
nigem Staunen, das sich indessen noch bedeutend vergrößerte,
als er nach flüchtigem Kopfnicken, ohne den Hut ab-
zunehmen, in seiner ungenirten Art vor eine Staffel trat, auf
der ein fast fertiges, ziemlich großes Bild stand, zwei elegan-
te, gesattelte Reitpferde darstellend, deren Zügel von einem
riesigen Neufundländer mit den Zähnen gehalten wurden,
während Reitpeitsche und Handschuhe am Boden lagen.
Die Landschaft stellte links einen ausgefahrenen staubigen
Feldweg vor mit überhängenden dichten Buchenzweigen,
unter deren Schatten die Pferde standen, während rechts
ein Haag, aus Stangen und gespaltenen Brettern bestehend,

ein eben umgepflühtes Ackerfeld zeigte, und sah man hier ein schweres Arbeitspferd mit einem Ochsen am Pfluge gespannt, letzterer neugierig über den Zaun hinweg die fremden vornehmen Herrschaften beschauend, während neben dem tief gesenkten Kopfe des Ackergaules ein kleiner weißer Rattenfänger stand, aufmerksam die Ohren spitzend; auf dem Ackerfelde aber, welches an helle Wiesenflächen grenzte, die sich bis zu einem fernen Höhenzuge ausdehnten, wogte und flimmerte die sonnige Glut eines heißen Herbstmittags.

Und wie war das gemalt? Während den Beschauer förmlich die Kühle des Buchenschattens erfrischte und er den Dunst schon abgefallener gelber Blätter roch, fühlte man drüben die sengende Hitze, sowie den eigenthümlichen Duft, der den frisch aufgebrochenen Erdschollen entströmt.

Der Freiherr warf einen fast verlegenen Blick auf die seltsame Gestalt, die bei Weißner stand und mit ihm plauderte, dann zog er langsam seinen Hut, ging zu den Beiden und sagte: »Da mein guter Freund vergessen, mich Ihnen vorzustellen, so muß ich das schon selber thun – Freiherr von Reckenstein, auch etwas Maler, der Ihnen seine Freude ausdrückt, die Bekanntschaft einer so großen und berühmten Künstlerin gemacht zu haben.«

»Wir fanden uns in Rom,« schaltete Weißner ein, als sich Angelika etwas linkisch verbeugte, »und ich kann Dich versichern, daß Reckenstein so vortreffliche Eigenschaften besitzt, um es auch unter uns vergessen zu machen, daß er nebenbei Freiherr ist.«

»Leider ist, muß ich hier sagen,« meinte der Betreffende; »wär' ich doch glücklicher, wenn ich mich Ihnen einfach als

Maler Reckenstein hätte vorstellen können und als solcher gekannt wäre.«

»Das wird Alles noch kommen,« sagte Angelika kurz lächelnd, »denn wenn Der da,« dabei zeigte sie mit ihrem Pfeifenstummel auf Weißner, »Sie bei mir als Künstler einführt, so muß schon was an Ihnen sein. Setzen Sie sich doch und auch Du, Weißner.« Damit streifte sie, nachdem sie Malstock, Palette und Pinsel irgendwo untergebracht, einige Mappen und Blätter von einem Divan, dessen Überzug zerrissen und ziemlich unsauber war, und als sich die Beiden niedergelassen, fuhr sie, vor Arthur stehen bleibend, fort: »Weißt Du auch wohl, mein Lieber, daß Dir körperlich die italienische Luft nicht gut gethan hat? Du siehst wahrhaftig schlecht und bekümmert aus, auch ist Dein sonst so reiches Haar da oben stark gelichtet.«

»Arbeit, Angelika – viele Arbeit und Sorgen.«

»Ei was, Arbeit und Sorgen, bei Deinem Namen! Meinst Du, wir hätten keine Nachricht von Dir, wir wüßten nicht, welch' Aufsehen Deine Bilder selbst in Rom gemacht? – also brauchst Du nicht unter Sorgen zu arbeiten, und was andere Sorgen anbelangt, so hast Du doch wahrhaftig kein Recht, davon zu reden, Du Glücklicher, der auch darin das große Loos gezogen, und ich finde es schändlich von mir, daß ich mich jetzt erst nach meiner guten, lieben, treuen Ellen erkundige.«

Als die Malerin das sagte, belebten sich ihre trockenen, harten Gesichtszüge augenscheinlich auf außergewöhnliche Art, um aber alsdann plötzlich einen starren, erstaunten Ausdruck anzunehmen, als Weißner in kaltem, gleichgültigem Tone zur Antwort gab: »Es geht ihr gut, wie ich denke, ich will Dir später davon erzählen.«

»Lieber jetzt gleich,« erwiderte Angelika, wobei sie ihre Hand auf Weißner's Schulter legte; doch war dessen Aufmerksamkeit durch eine leise Berührung seines Freundes vielleicht absichtlich gerade jetzt erst auf etwas in dem Gemache gelenkt worden, wohin nun auch Arthur so auffallend seine Blicke richtete, daß sich selbst die alte Malerin umwenden mußte.

Dieses Etwas saß oder hockte vielmehr oben auf einer hölzernen Staffeleitreppe, und war ein Mann in mittleren Jahren, von kurzer gedrungener Gestalt, gesundem rundem Gesichte, fahlblondem Haar und röthlichem Vollbart. Er trug einen Anzug von braunem, schon etwas abgeschabtem Wollenstoffe, an den Füßen beschmutzte, breit ausgetretene Schuhe, und schien es in Bezug auf Wäsche durchaus nicht genau zu nehmen, denn das Einzige, was man von diesem Artikel an ihm sah, bestand in einem gelben Hemdkragen, der vorn von einer strickähnlichen schwarzen Halsbinde zusammengehalten wurde. Bis jetzt hatte er von den Fremden durchaus keine Notiz genommen, sondern saß da, unbeweglich, starrte in's Zimmer hinein und rauchte mit bewunderungswürdiger Kraft und Ausdauer eine Cigarre, die er abwechselnd bald in den linken, bald in den rechten seiner saftigen Mundwinkel rollte.

»Ah so,« sagte Angelika in gleichgültigem Tone, den Blicken der Beiden folgend; »das ist auch ein Kollege und ein tüchtiger obendrein, komm' herunter, Melber!« befahl sie alsdann, und setzte hinzu, als sich die braune Gestalt langsam in Bewegung setzte und dann näher kam: »Dieß ist Arthur Weißner, von dem Du weißt, und das ist ein anderer Mann, der gleichfalls malt.«

»Freiherr von Reckenstein,« nannte sich dieser, wobei er mit vornehmer Miene die Augenlider etwas herabsinken ließ. Doch weder Name noch Miene schien einen besonderen Eindruck auf Herrn Melber zu machen, wogegen er sich mit einer grinsenden, etwas verlegenen Freundlichkeit gegen Weißner wandte und ihm seine Hand darreichte, die, obgleich etwas schmierig und schweißig, auch mit Trauernägeln versehen, doch von dem Freunde Angelika's, allerdings mit einiger Vorsicht, ergriffen wurde.

»Der gute Melber,« sprach die alte Malerin, ihn leicht am Kopfe tätschelnd, »hat ein großes Talent, enormen Fleiß und tüchtige Studien gemacht, doch hat er einmal etwas läuten gehört, von Spezialitäten in der Kunst und dergleichen, und hat das nicht so verstanden, daß man Historia, Genre, Landschaft, Obst und Blumen, und was es noch mehr gibt, auseinanderhalten soll, sondern er warf sich speziell auf die Heuschrecken und brachte es darin zu einer fürchterlichen Virtuosität. Du mußt das später zeigen, Melber-Heuschrecken und Grashüpfer, Du lieber Gott, wer kauft Heuschrecken!«

»Allerdings, wer kauft Heuschrecken!« pflichtete der Freiherr aus Artigkeit gegen die große Künstlerin bei, während der Betreffende ein Gesicht machte, wie ein tüchtig ausgescholtener Schulknabe.

»Dann versuchte er es mit Kieseln, bunte, glatte, trockene, oder von krystallhellem Wasser sanft überrieselte, – ah – ah, aber gleich so, daß die Vögel zum Saufen hinfliegen, – doch verwandeln sich selbst die schönst gemalten Kiesel nicht in Brod und man kann dabei verhungern.«

»Gewiß – was ist ihnen Hekuba!« – lächelte gefällig der Freiherr.

»Nun wohl, dann wurde er einen Schritt gescheidter und begann Stoffe zu malen. – Na – ihr werdet das sehen, Stoffe zum Schreien entzückend, ich fürchte mich auch nicht vor einem alten Sammet oder einem schweren Atlaßkleide, und eben so wenig Du, Weißner; – 's ist aber Alles Schund dagegen, bringe auch davon etwas mit, Melber!« befahl Angelika, und als er gehorsam nach einer Ecke ging, wo verschiedene Bilder verkehrt an der Wand standen, fuhr sie achselzuckend fort: »Prächtige Stoffe malt er allerdings, aber auf die verrückteste Art von der Welt, zum Beispiel einen Tisch oder eine Stollage, wo Atlaß, Sammet, Leinwand, Spitzen bunt durcheinander liegen wie in einem Modewaarenlager, wer kauft denn so etwas – gib her, Melber!« Dabei nahm sie dem Herankommenden ein kleines Bild aus der Hand, auf welchem sich eine unübertrefflich gemalte grüne Heuschreckenfamilie, Thiere der größten Gattung, befand.

»Greulich schön,« sagte der Freiherr, während Weißner das kleine Gemälde mit beistimmendem Kopfnicken betrachtete.

»Kiesel mit Wasser,« lachte Angelika, ein zweites Bild zeigend, und nach Betrachten desselben schaute Weißner nachdenklich auf Herrn Melber und sagte dann: »Sie haben allerdings ein großes Talent.«

»Nun schaut aber seine Stoffe!« rief Angelika, den dritten Rahmen in recht günstigem Lichte haltend, worauf der Freiherr einen lauten Ausruf der Bewunderung nicht zu unterdrücken vermochte und wahrhaft enthusiastisch ausrief: »Beim Himmel, ist das mit einer Meisterschaft gemalt, Herr Melber, ich mache Ihnen mein tiefgefühltes Kompliment!«

Ja, er reichte ihm nach diesen Worten seine Rechte, nachdem er vorher seinen neuen Handschuh mit einiger Besorgniß betrachtet, ehe er sie in die schmierige Pfote des Künstlers legte.

»Diese drei Bilder hätte er allerdings gut verkaufen können, es gibt auch solche Narren, doch behielt ich sie zu einem höheren Preise als Studien für mich und entschloß mich dabei, etwas aus ihm zu machen. Er zeichnet jetzt Figuren nach meiner Anleitung und hat ein Bild beinahe fertig, das ihr auch sehen sollt, und womit er einen besseren Weg betritt. – Da schaut her!« Sie drehte ein Bild um, das auf einer zweiten Staffelei verkehrt stand, eine kleine, reizende Komposition und vortrefflich gemalt. Ein junges Mädchen, in schweren weißseidenen Stoff gekleidet, zwischen Grün an einem Bache stehend, in dem ein kaum merklicher Wasserschleier über leuchtende Kiesel fließt, während ein paar dunkelblaue Libellen auf einem schräg hereinfallenden Sonnenstrahl spielen. »Figur und Kopf sind allerdings von mir,« sagte Angelika.

»Auch Grün und Himmel kannst Du nicht verleugnen,« meinte Weißner; »aber Du hast Recht, sein Talent auf solche Art zu unterstützen.«

»Ganz mein Gedanke,« sagte eifrig der Freiherr, »warum soll man einander nicht aushelfen; warum soll man sich scheuen, auf solche Art aus einem guten Bilde ein Meisterwerk zu machen?« Er sagte das, aber nur mit flüchtigem Blick auf die Komposition Melber's, während ihn die gemalten Stoffe desselben, von Angelika vor ihr eigenes Bild gestellt, auf's Höchste zu interessiren schienen, besonders ein veilchenblauer Sammet, dessen Falten und Brüche aber auch in einer nie gesehenen Wahrheit leuchteten.

»Das wäre ein Stoff für Miß Stanley's Kleid,« dachte er, »so gemalt, müßte das Aufsehen erregen; – und warum sollte ich es nicht so malen – lassen – von diesem Melber, der mir ein armer Teufel zu sein scheint? – eine vortreffliche Idee, fangen wir an, ihn uns geneigt zu machen.« Er ging auf den Betreffenden los, wobei er sein Cigarrenetui hervorzog und Melber von dem Inhalt anbot, indem er sagte: »Wahrhaftig, ich habe heute einen glücklichen Tag, so in diese volle schöne Kunstwelt hinein zu fallen.«

»Da schaffen wir denn hier mit einander,« sagte Angelika in gleichgültigem Tone zu Weißner, »ergänzen uns gegenseitig, denn ich finde kein Arg darin, mir von ihm etwas Sammet oder Seide malen zu lassen, wohnen auch drüben Thür neben Thür, und wenn es mir auch einerlei ist, ob man darüber Glossen macht, so wollen wir doch der bösen Welt die Freude nicht gönnen, und haben deßhalb beschlossen, uns in den nächsten Tagen zu heirathen.«

Hätte der Neufundländer auf dem Bilde der alten Malerin plötzlich zu bellern angefangen, so würde Arthur Weißner und selbst der Freiherr nicht mehr überrascht gewesen sein, als sie es durch diese Worte waren; ja, Arthur fuhr fast erschrocken zurück, als er ausrief: »O, Du machst einen Spaß, Angelika, Du, welche stets die Rosenketten oder Fesseln verlachtest, die man Ehe nennt, – sage, daß Du gescherzt hast.«

»Durchaus nicht,« entgegnete sie ruhig lächelnd, »Du nennst das Ehe, nun gut, es ist vor den Augen der Welt so etwas; – ich aber heiße das Kunstgenossenschaft.«

»Unglaublich, Angelika.«

»Ich habe mir nun einmal vorgenommen, aus diesem guten Melber etwas Tüchtiges zu machen, und damit ich mich

vor allen unangenehmen Nachreden bewahre, heirathe ich ihn eben und halte ihn fest – ist's nicht so, Melber?«

»Ja,« grinste dieser freundlich.

»Und schon in den nächsten Tagen?« fragte der Freiherr in besorgtem Tone; »da werdet; Sie wahrscheinlich eine längere Hochzeitsreise machen. Wie würde ich es bedauern, Sie nach so kurzer Bekanntschaft wieder zu verlieren!«

»Hochzeitsreise? Daran habe ich nicht gedacht, und auch Melber nicht, hätte auch bei meinen vielen Bestellungen keine Zeit dazu. Überhaupt,« fuhr sie fort, »ist das ja bei uns nur eine bloße Ceremonie. Wir gehen auf's Rathhaus, lassen uns dort kopuliren und speisen nachher mit ein paar guten Freunden, wobei ich an Dich gedacht habe, Arthur.«

»Angelika in Brautkranz und Schleier!« rief dieser schon herzlich lachend, »wer mir das vor einer Stunde gesagt hätte; aber ich nehme Deine Einladung an, sei es auch nur, um Dich im bräutlichen Schmucke zu sehen.«

»Unsinn – bräutlicher Schmuck, darüber hatte ich schon eine kleine Differenz mit Melber.«

»Du wirst doch weiße Seide tragen?« fragte Weißner lustig, »meinen Sie nicht auch, Herr Melber.«

»Schwarze hatte ich ihr vorgeschlagen,« kicherte dieser, »doch hat sie für uns Beide zwei neue Joppen gekauft und grüne Hüte mit Gamsbart und Spielhahnfeder.«

»Damit man nicht wissen soll, wer von euch Beiden der Mann oder Herr im Hause ist,« platzte Weißner krampfhaft lachend heraus, »das ist ja eine unglaubliche Idee, Angelika.«

»Es ist meine Landestracht,« erwiderte die alte Malerin in ernstem Tone; »und ich habe mich einmal an die Joppe

gewöhnt, doch mäßige Deine Heiterkeit, – ich habe eingesehen, daß das dumme Volk eine solche Pietät nicht zu würdigen versteht, und werde deßhalb die neue Joppe erst beim Essen tragen. Bist Du nun zufrieden?«

»Mir könnte es am Ende gleichgültig sein, aber es würde mich doch amüsiren, Dich im Brautschmuck zu sehen.«

»Nun gut, die Freude sollst Du haben,« gab Angelika mit einem ernsten Kopfnicken zur Antwort; »ich habe da unter meinen Kostümen das Hochzeitskleid einer österreichischen Erzherzogin aus dem siebenzehnten Jahrhundert, die von meiner Gestalt gewesen sein muß. Das werde ich anziehen, er in der Joppe repräsentirt Tyrol und ich das Reich. Ich meine, das wäre eine glückliche Zusammenstellung – wollt ihr das schöne Kleid sehen?«

Da bei dieser Frage auf ihrem Gesichte keine Spur von Scherz oder Ironie zu entdecken war, so mäßigte auch Weißner seine Heiterkeit und entgegnete, ihr die Hand reichend: »Nein, ich danke Dir, Angelika, ich will mich vollständig überraschen lassen, nehmt aber Beide meinen herzlichsten Glückwunsch.«

Eines Ähnlichen entledigte sich auch der Freiherr von Reckenstein, und meinte dann, seine Uhr hervorziehend, gegen Arthur gewendet: »Zeit ist Geld, und möchte ich doch, wenn es Dir recht ist, einen Blick in die Ateliers werfen.«

Angelika nahm stillschweigend einen Schlüssel von der Wand, und nachdem sie ihre erloschene Pfeife wieder angezündet hatte, dampfte sie voraus.

Da trat denn nun Weißner nach jahrelanger Abwesenheit wieder in die alten, bekannten Räume, und die Bilder, die ihn schon beim Eintritt in's Haus umschwebt, drohten ihn

hier vollständig zu überwältigen; da standen seine Staffeleien, die er seinem Nachfolger überlassen; auch einige der alten, hochlehnigen Stühle, und dort in der Ecke der alte Divan, dessen Anblick ihn am tiefsten ergriff, denn auf ihm hatte Ellen geruht in jener seligen Zeit, wo er die Unbekannte für eine vornehme Dame aus den höchsten Gesellschaftskreisen gehalten – war es ihm doch damals, selbst unbewußt, zum größten Theil die glänzendste Eroberung gewesen, was seine Leidenschaft entzündet und die ersten Fesseln um sein Herz gelegt. Alles vorbei!

Der Freiherr fand die Räume, das größere Atelier und ein kleineres nebenan für sich, ganz nach seinem Geschmack, und da er sich bei ähnlichen Veranlassungen nie um die Prosa des Miethpreises oder ähnlicher Kleinigkeiten zu kümmern pflegte, so überließ er das auch heute seinem berühmteren Freunde, schützte ein paar dringende Geschäfte vor und ging, um ihn in diesen Verhandlungen auch nicht im Geringsten zu geniren. Angelika hatte sich auf den Divan niedergelassen und rauchte schweigend aus ihrer kurzen Pfeife, wobei sie sich das Kinn mit der rechten Hand rieb und zuweilen aus den Augenwinkeln nach Weßner hinblickte, der, in den wohlbekanntem Räumen hastig hin und her gehend, bald hier bald dort etwas mit Aufmerksamkeit betrachtete oder zu suchen schien. »Es scheint,« sagte Angelika, »der Anblick Deines ehemaligen Ateliers macht Dir keine besondere Freude.«

»Nein, nein – – ich hätte nicht gedacht, daß Alles das so schwer auf mich drücken würde.«

»Das machen die leeren Wände und wird schon anders werden, wenn Du Dich mit Deinen sieben Sachen wieder

engerichtet hast, und wenn Deine liebe, gute Frau hier sitzen wird, wo ich jetzt sitze, um Dir zuzuschauen und mit Dir zu plaudern, – ja, ja, es taugt nichts, wenn man allein ist.«

Er fuhr hastig mit der Hand aufwärts über die Stirn, biß sich auf die Lippen, um erst nach einer Pause in rauh klingendem Tone zu erwiedern: »Ja, darüber wollte ich mit Dir reden, es ist nicht Alles mehr, wie es war – und wie es vielleicht sein sollte.«

»Hm,« machte sie mit einem kurzen Lächeln, »das kommt mir auch so vor, hoffe aber bei Gott nicht, daß meiner guten Ellen ein Unglück passirt ist.«

»Sie allein scheint Dich zu interessiren, und für das, was ich erlebt habe, für meinen Seelenschmerz, hast Du wenig Theilnahme.«

»Nun, es däucht mich, das wird so innig zusammenhängen, daß meine Theilnahme für Eines auch für das Andere gilt. – Ich hoffe, Ellen befindet sich wohl.«

»Vollkommen wohl, wie ich nicht anders weiß.«

»Du bist allein hierher zurückgekehrt?«

»Ja, mit meinem Freunde.«

»Mit dem, der eben hier war,« sagte die alte Malerin mit dem ausgestreckten Daumen nach der Thür weisend.

»Ja – – Ellen blieb am Luganersee zurück, weil sie sich vor dem nordischen Winter fürchtet.«

»So – nur deßhalb,« bemerkte Angelika in gedehntem Tone, »wenn Du mir das als einzigen Grund angibst, so muß ich damit zufrieden sein und werde nicht weiter fragen.« Sie stieß ruhig die Asche in ihrem Pfeifenkopf zusammen, erhob sich und fragte, indem sie sich zum Gehen wandte: »Du nimmst also das Atelier wieder und wirst wahrscheinlich in diesen Tagen einziehen wollen?«

Darauf gab er nicht sogleich eine Antwort, sondern senkte seinen Kopf tief in die beiden Hände, wobei man aber an seinen tiefen hastigen Athemzügen einen schweren inneren Kampf bemerkte, der sich endlich, durch einen schmerzlichen Ausruf Luft machte, und ihn zu gleicher Zeit hastig in die Höhe trieb. »Ich hoffe, daß wir Freunde sind und bleiben, Angelika!« rief er dann leidenschaftlich aus, »und hoffe auch, daß Du nicht Partei gegen mich nimmst, der ich schon so namenlos unglücklich bin – Ellen hat mich betrogen.«

»Ah, das kann ich kaum glauben!«

»Du weißt das gerade so gut, wie ich selber, ihre ganze Liebe zu mir war eine fortgesetzte Kette von Täuschungen und Heucheleien. Sie fand es nützlich und bequem, ihr vergangenes Leben mit meinem guten Namen zu bedecken.«

»Ah, dahin zielst Du, und Du erfuhrst von ihrem früheren Leben mehr, als sie Dir selbst eingestanden?«

»Nun!« rief er aufbrausend, »ich meine, es brauchte weiters nichts, als das, um meine Anklage von soeben, um meinen entsetzlichen Schmerz zu rechtfertigen.«

»Ja, wenn Du das Alles nachher erfahren hättest, so sähe ich Grund zu einigen Klagen. Wie kannst Du Dich aber darüber beschweren, in einen Abgrund gesprungen zu sein, der frei und offen vor Deinen Augen lag, vor dem man Dich gewarnt – ich selbst – weil ich Dein leichtbewegliches, wankelmüthiges Herz kenne. – – Gewarnt aus Liebe zu ihr, die zu edel, zu gut war, – trotz alledem zu rein – die zu erhaben und großartig dachte, um als Lohn an Deiner Seite so namenlos unglücklich zu werden.«

»Du sprichst immer nur von ihr,« erwiederte er mit Bitterkeit, »Du denkst nur an ihr selbstverschuldetes Leiden, nicht an das meine.«

»Ich denke nur als Weib, wenn ich auch eine Joppe trage und meine Pfeife rauche; ich denke an ihren Seelenschmerz, wenn ich mir vergegenwärtige, welch' fürchterlicher Schlag es für sie gewesen sein muß, als sie, nachdem Deine Liebe erkaltet, dieß zuerst erfahren mußte aus schwachen Zeichen und Andeutungen, die nicht einmal aufrichtig und ehrlich waren, als sie fühlen mußte, daß ihre eigene Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von Dir nicht so hoch gehalten wurden, um als Schild zu dienen gegen Dein schwaches Herz.«

»Ich habe ihr nie einen Vorwurf darüber gemacht,« murmelte er, finster vor sich hinblickend.

»Zum Teufel, davon bin ich überzeugt,« erwiderte Angelika unter einem scharf klingenden Lachen. »Du haft Dich begnügt, sie nach und nach Kälte und Abneigung fühlen zu lassen, Du hast nie mit ihr offen und ehrlich gesprochen, und hast sie dadurch tausendmal mehr gemartert, als wenn Du ihr gesagt hättest: ›Ich bin nicht stark und muthig genug, um die Folgen eines Schrittes zu tragen, den ich freiwillig und mit voller Überlegung gethan.««

»Ja, diese entsetzlichen Folgen,« sprach er, weich werdend, indem er seine Augen mit der Hand bedeckte.

»Nun, und worin bestanden diese entsetzlichen Folgen?« fragte die alte Malerin in rauhem Tone; »wäret ihr nicht glücklich bei und durch euch, war Dir Ellen nicht mit voller treuer Liebe zugethan, oder hat sie vielleicht durch auffallendes Wesen, durch Stolz und Übermuth die Augen und das Urtheil der Welt auf sich gezogen?«

»Nein,« gab er kurz zur Antwort, um nach einem raschen Gang durch das Zimmer mit aufgeworfenem Kopfe hinzuzufügen: »Es bedürfte des Letzteren nicht, um die Augen der

Welt auf sich zu ziehen; die Frau des Malers Weißner erregte auch ohne das genügende Aufmerksamkeit.«

»Durch ihre Schönheit, durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr anspruchsloses Wesen.«

»— Um Fragen hervorzurufen,« fuhr Weißner fort, als habe er die letzten Worte Angelika's überhört, — »Fragen nach ihrer Herkunft, nach ihrer Vergangenheit, die sich sogenannte gute Freunde beeilten, nach eingeholter sorgfältiger Erkundigung zu beantworten.«

»Sogenannte gute Freunde,« erwiderte Angelika mit dem gleichen scharfen Lachen, wie vorhin, »von der Sorte wie Der, den Du mitgebracht hast.«

Weißner zuckte unmuthig mit den Achseln, ehe er zur Antwort gab: »Folgen, die zerstörend in mein Leben, in meine Arbeiten griffen, die meine Stellung draußen unerträglich machten, die meinen häuslichen Frieden untergruben, die mir die Wahl ließen, alle Welt zu brüskiren, oder zu Hause ein elendes Leben zu führen.«

»Und das Erstere wagtest Du allerdings nicht, wagtest Du nicht um ein so theures Gut, wie Ellen?«

»Ja, ich hab' es gewagt,« rief er heftig, »ich habe Trotz geboten aller Welt, um es zu erleben, daß man achselzuckend sprach von Maler Weißner und seinem schönen Modell, denn,« setzte er zähneknirschend hinzu, »Niemand mochte mir die Dummheit zutrauen, ein Weib geheirathet zu haben, das lange die Maitresse eines Anderen gewesen.«

»Pfui, ein häßliches Wort, Arthur,« sprach die alte Malerin mit Abscheu, — »entsetzlich klingend in Deinem Munde. — Darin ein scharfes Messer, um jedes noch so innige Band zu zerschneiden — o, was muß die arme Ellen gelitten haben!«

»Immer und immer wieder die arme Ellen!« versetzte er wild mit dem FuÙe stampfend, – – »und für mich hast Du kein Wort des Trostes oder des Mitleides.«

»Nein,« sagte sie kalt, – – »in dieser unserer ersten Unterredung über diese traurige Geschichte gewiß nicht. Mitleid gehört ihr allein, deren Lebensglück Du schonungslos zerstört.«

»Pah!« sagte er verächtlich, »der kleine Rest, der ihr davon noch übrig geblieben war! – gegen alle Opfer, die ich gebracht, meine gesellschaftliche Existenz, meinen guten Namen. – – Welcher Weg stand mir offen!« murmelte er nach einer kleinen Pause durch die zusammengebissenen Zähne, während er finster vor sich niederblickte; »welches Ziel wäre für mich zu hoch gewesen, welche Zukunft stand vor mir in kühnem Flug zu allem Schönen und GroÙen, während ich jetzt an den Boden gefesselt vergeblich die riesenhaftesten Anstrengungen mache, um mich aus dem Dunstkreis des Gewöhnlichen, ja des Gemeinen zu erheben.«

Die alte Malerin pfiff leise vor sich hin, nachdem er bebend vor Aufregung also gesprochen, und ging dann nach einer Ecke des Zimmers, wo sie ihre kurze Pfeife über einem blechernen Spucknapfe ausklopfte und dann von dort her fragte: »Also Du bist gesonnen, das Atelier oder vielmehr beide wie früher zu nehmen?«

»Ja,« antwortete er kurz und barsch.

»Der Miethpreis ist ziemlich bedeutend gestiegen.«

»Was frage ich darnach!«

»Und Dein neuer Freund wird das kleine Atelier nehmen?«

»Ja, mein neuer Freund wird es nehmen,« erwiderte er mit scharfer Betonung des Prädikats, »Gott sei Dank, daß

ich ihn meinen Freund nennen kann; er versteht wie Keiner meine trostlosen Verhältnisse, bei ihm finde ich Rath und Hülfe, auch Mitleid und Theilnahme. – Ja, Mitleid und Theilnahme!« setzte er mit einem finsternen Blick auf Angelika hinzu.

Doch schien sie weder diese heftig ausgestoßenen Worte, noch jenen Blick verstanden zu haben, denn sie erwiderte mit großer Ruhe: »So will ich denn den Miethvertrag für Dich besorgen, wenn es Dir so recht ist,« und dann verließ die alte Malerin stumm mit dem Kopfe nickend das Atelier, ohne sich weiter nach ihm umzuschauen.

Einen Augenblick blieb er mitten im Gemache stehen, ihr wild nachblickend, dann aber sich eines Anderen besinnend, eilte er rasch an die Thür, laut ihren Namen rufend, vernahm aber keine andere Antwort, als nebenan das Umdrehen des Schlüssels im Schlosse.

SIEBENTE RANDVERZIERUNG.

Sonnenstrahlen, leuchtende Sterne, farbige Ränder und der Tempel der Hoffnung.

Die Stadt hatte nach den traurigen Feierlichkeiten der letzten Tage, nach dem lebhaften Treiben auf den Straßen, in den Kirchen und Häusern recht bald wieder ihren gewöhnlichen ruhigen Charakter angenommen.

Es war ein Bild, wie es uns das bewegte Meer bietet, wenn nach tagelangem dumpfen Murmeln und Grollen ein günstiger Wind die Wogen mit überraschender Schnelligkeit ebnet, die grauen düsteren Wolken zerreißt, um rasch wieder

den blauen Himmel erscheinen zu lassen, von dem man geglaubt, daß er sich noch lange einhüllen werde in schlappende Trauerschleier – ja, um in unserem Gleichniß fortzufahren, erschien der Dahingeschiedene wie ein in Nebel und Dunst rasch verschwindendes, sagenhaftes Fahrzeug, das Interesse kaum so lange rege erhaltend, bis es mit seinen halbgesenkten Segeln und seinem langen Trauerwimpel unter der Horizontlinie versunken war, worauf dieß allgemeine Interesse, mit einem Male sich umwendend, der neuen Sonne entgegenflog, die in prachtvollstem Glanze erschien und plötzlich Alles mit strahlendem Licht übergöß.

Ach, und es waren solide Goldstrahlen, die herniederflossen, die eine reiche, glückliche Zukunft verhiessen gegenüber der vergangenen Zeit, welche etwas karg gewesen war, die, mit unbegreiflicher Blindheit geschlagen, nicht im Stande gewesen, zu begreifen und zu würdigen all' die außerordentlichen Verdienste, die jetzt mit einem Male wie Pilze nach fruchtbarem Regen zahllos sichtbar wurden, die verflossene Ära der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit anzuklagen.

Sonne, Gold und Sterne, wohin man blickte; auf treuer, bisher unbekannter Hofbrust, an breitem buntem Bande, als farbiges Anhängsel mancher bisher trostlos weißen Halsbinde, als üppige Saat emporsprießend aus so lange unfruchtbar gebliebenen Knopflöchern, als wohlverdiente Titel und Würden, als goldene Wappenschilder es laut verkündend, daß hier unter dem Löwen und Eichhorn der tadelloseste Frack verfertigt werde, der beste Kaffee zu verkaufen sei, und die Hühneraugen am solidesten und ungefährlichsten ausgeschnitten würden.

Glückselige Zeit nicht nur für wirkliches Verdienst, sondern eine Zeit, wo auch endlich die getreue Mittelmäßigkeit zur Geltung kam, und wo nur alte Zöpfe und verbissene Melancholiker seufzend auf die vergangene Zeit zurückblickten; davon mit Bedauern oder ja mit Sehnsucht zu reden, wagte man nur im vertraulichsten Kreise, und wo Zwei oder Drei bei einander standen, frisch mit dem neuen Orden dekorirt, da konnte man sicher sein, daß die neue, glänzende, Alles versprechende Gegenwart mit warmem Händedruck und leuchtendem Blick gefeiert und mit Befriedigung der aufgehenden Sonne gedacht wurde.

Aber auch die wirkliche, immerhin recht hübsche, etwas segensreiche und fruchtbringende Sonne that in diesen schönen, glanzvollen Herbsttagen ihr Möglichstes, um finstere Schatten zu verbannen und Lust und Freude über Berg und Thal und damit auch über die Menschen auszugießen.

Es war eine Lust, durch die Straßen der Residenz zu flaniren, den vielen Fremden zu begegnen, und wenn es für Manchen hier sowohl als auch in Gesellschaften einigermaßen peinlich war, den immerhin zahlreichen, der allgemeinen Landestrauer wegen, Schwarzgekleideten zu begegnen, so machten dagegen die vielen neuen bunten Bänder einen ganz andern Eindruck, ungefähr den der Morgenröthe eines heitern Tages, und man konnte sicher sein, daß jene dunklen übrig gebliebenen Schatten in Kurzem verschwinden würden.

Man hatte auch die Wahl, es mit Hell oder Dunkel zu halten, oder mit beiden zugleich, indem man hier mit trübem Blick einen verstohlenen Händedruck wagte, um gleich darauf mit strahlender Miene jenem Glücklichen zuzuwinken, der, das rothe Band im Knopfloch, dort aus dem Atelier des

Hoffriseurs trat, um wohl gekämmt zur Dankesaudienz zu eilen.

Von dem Hoffriseur konnte man es nicht verlangen, ernste Trauerwaaren auszulegen, denn er besaß keine dunkel gefärbte Pomade oder schwarze Waschwämme, und das Einzige, was er in diesem Fache leistete, war der Verkauf von Trauerschleifen, die von Solchen getragen wurden, die doch etwas thun wollten, um weder durch zu Viel, noch zu Wenig anzustoßen.

Um sich eine solche Trauerschleife zu kaufen, trat ein großer und schöner Mann in den Laden des Hoffriseurs, und da er hier, bei einem Spiegel vorübergehend, leicht mit der Hand über seinen langen, prachtvollen Bart strich, so war es verzeihlich, daß ihn der Chef des Etablissements, seine Absicht verkennend, in eins der Seitenkabinette führte, wo ein eben nicht beschäftigter Gehülfe heißhungrig mit Scheere und Brenneisen klapperte.

Da der Eingetretene nichts dagegen zu haben schien, sich einer kleinen Haarkorrektur zu unterwerfen, so ließ er sich auf einem der Sessel nieder, worauf ihn der Gehülfe in den weiten Pudermantel hüllte, um alsdann den Chef selbst zuzulassen, dessen leuchtende Blicke eine wahre Gier verriethen auf dieß wundervolle Haupt- und Barthaar.

»Befehlen Sie nur ein wenig Bürste,« lispelte der Hoffriseur, »oder würden mir der gnädige Herr eine kleine Korrektur mit der Scheere gestatten?«

»Ich bitte darum, wenn es Ihnen gefällig ist.«

»Wünschen Sie zur Trauermiene gestutzt zu werden, oder darf ich mir erlauben, eine kleine Nüance der Heiterkeit anzubringen?«

»Bringen Sie etwas Frohsinn an,« lachte der Betreffende, »die Zeiten sind ohnedieß ernst genug, auch bin ich ein Fremder.«

Der Hoffriseur schmunzelte, als wolle er versichern, daß diese Bemerkung überflüssig gewesen sei, denn über einen solchen Kopf könne man unmöglich im Zweifel sein, worauf er sagte: »Also etwas Frohsinn und warum nicht! Man kann mit Ernst der vergangenen Tage gedenken, ohne deßhalb eine Trauermiene anzunehmen. Alles Irdische ist vergänglich, und was uns gestern als das Allerhöchste erschien, ist es heute nicht mehr. – Eine Thräne der Vergangenheit, – ein froher Blick in die Zukunft.« Ritsch, ratsch machte dazwischen die Scheere, klapperte dann wie ein Trauergeläute, um gleich darauf hell und lustig zusammenzuklingen, nachdem der Haarschnitt beendet war.

»Ich danke Ihnen,« sagte der große schöne Mann, in den vor ihm hängenden Spiegel blickend, »Sie haben wirklich aus meinem Kopfe etwas gemacht, und ich empfehle mich Ihrer ferneren Protektion – ich verstehe mich darauf, denn auch ich bin Künstler.«

»Doch nicht –« fragte der Hoffriseur mit besorgtem Blick, aber der Andere unterbrach ihn rasch mit den Worten: »Nein, nur Maler, weiß aber als solcher, was wir Leuten Ihres Talentes zu verdanken haben, und verstehe es vollkommen, und gratulire Seiner Majestät zu einer so festen und kundigen Hand.«

»Ja, ich habe das unverdiente Glück,« sagte der Hoffriseur mit niedergeschlagenen Augen.

»Weßhalb ich Ihnen um so dankbarer bin, daß Sie selbst sich mit meiner geringen Persönlichkeit beschäftigten.«

»Nur ein Vergnügen für mich,« erwiderte der Andere, »ein wahres Kunstvergnügen, denn solch' ein Phänomen von prachtvollem Haar- und Bartwuchs hat man nicht häufig das Glück unter die Finger zu bekommen. – Euer Gnaden sind also fremd hier?«

»Ja, mein lieber Herr Hoffriseur, und kam gerade zu einer höchst interessanten Zeit.«

»Interessant traurig, oder wehmüthig interessant.«

»Man muß sich zu trösten wissen und denken, wie der Dichter sagt:

Und scheint die Sonne noch so schön,
Am Ende muß sie untergehn.«

»Allerdings recht tröstlich, besonders bei dem fortgesetzten poetischen Gedanken, daß die Sonne, hinten untergegangen, vorne wieder aufging, klar und strahlend – Glück verheißend und erquickend – ah, ich bin überzeugt, wir gehen einer großen, bedeutenden Zeit entgegen, einer Zeit, die selbst das verborgene Verdienst hervorzuziehen und zu würdigen weiß.«

»Waren Sie früher schon Hoffriseur?«

»O nein! Ein alter schwacher Kollege, der zugleich Kammerdiener war, hatte das Glück, Seiner höchstseligen Majestät alle sechs bis acht Wochen das Haupthaar schneiden und es täglich ein bischen auffrisiren zu dürfen, genügend für die Bedürfnisse einer vergangenen Zeit,« setzte er unter einem leichten Schmatzen bei halbgeschlossenen Augen hinzu, – »während jetzt« – hier leuchteten seine Blicke – »auch das in einem anderen großartigen Style betrieben wird.«

»Und erwartet man auch sonst noch den Wechsel anderer bedeutender Persönlichkeiten bei Hofe, Veränderungen, wie sie in ähnlichen Fällen nicht auszubleiben pflegen?«

»Man glaubt dieß kaum,« gab der Hoffriseur mit wichtiger Miene zur Antwort, »man ist so überzeugt von der Liebe und Pietät Seiner Majestät gegen Ihren höchstseligen Herrn Vater, daß man Veränderungen nur aus den allerzwingendsten Gründen erwarten zu können berechtigt ist. Alle unsere obersten Hofstellen sind, man kann wohl sagen, auf's Vortrefflichste besetzt, lauter gediegene Persönlichkeiten, die sich des allerhöchsten Vertrauens schon seit langen Jahren erfreuten, und dieses Vertrauen verdienten.«

»Aber wahrscheinlich sind diese ehrwürdigen Persönlichkeiten ältere Herren?«

»Allerdings, es sind recht alte Excellenzen darunter.«

»Hm,« meinte der Andere, »so werden, dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nach, doch einige Veränderungen nicht unmöglich?«

»Unmöglich allerdings nicht, – auch glaubt man« – hier schien der Hoffriseur zu fühlen, daß er sich einem Fremden gegenüber auf ein etwas schlüpfriges Terrain zu begeben im Begriffe gewesen, weßhalb er einen leichten Hustenanfall affektirte, den der Mann mit dem schönen Barte zu würdigen verstand, denn er glitt von dem eben berührten Thema durch die Frage ab: »Nicht wahr, Graf Wieneck ist Minister des Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten?«

»Auch Ordenskanzler,« vervollständigte der Hoffriseur.

»Ist auch wohl als Minister des Hauses mit dem Departement der schönen Künste und Wissenschaften betraut, soweit Seine Majestät für Ihre Person dieselben zu pflegen geruhen?«

»O nein, das ist die Sache Seiner Excellenz des Herrn Obersthofmeister, Baron von Tönning. Ein höchst liebenswürdiger alter Herr.«

»Alt?«

»Aber mit einer jungen und geistreichen Gemahlin.«

»Hübsch?«

»A – a – a – ah,« machte der Hoffriseur mit einem Schnalzen der Zunge, wobei er den Mund wie ein Karpfen spitzte.

»Beweis, daß Seine Excellenz einen guten Geschmack haben, was uns armen Künstlern zu Gute kommt.«

»O! einen gediegenen Geschmack, Sie sollten die Schloßeinrichtungen sehen, und besonders die neuen Parkanlagen am Flußufer hinter der Residenz.«

»Alles Schöpfungen Seiner Excellenz?«

»Mittelbar wenigstens. Der Herr Obersthofmeister weiß seine Leute zu wählen.«

»Was wohl das Richtige ist.«

»Ordnet auch hie und da selbst etwas an, so gerade in den letzten Tagen einen kleinen Tempel dicht am Strome, der allerdings,« setzte der Hoffriseur leiser hinzu, »einige Anfechtungen erlitten, doch ist es eine bekannte Thatsache, daß man es nicht aller Welt recht machen kann.« Damit trat er unter gewandter Entfernung des Pudermantels einen Schritt zurück, wobei sein selbstgefälliger Blick mit leichter Verbeugung sagen zu wollen schien: »Schau mein Werk an und staune.«

Nun konnte dieß aber auch in der That als gelungen betrachtet werden, was selbst der Betreffende durch eine freundlich dankende Neigung des Kopfes ausdrückte, hierauf aus seinem Portemonnaie ein kleines Goldstück nahm

und es dem Hoffriseur mit den Worten einhändigte: »Bitte es mir auf ein Abonnement zu notiren.«

»So dürfte ich mir Ihren werthen Namen ausbitten.«

»Hier ist meine Karte,« gab der Andere zur Antwort, und nachdem er kurz grüßend den Laden verlassen, las der Hoffriseur: »*Le Baron Egon de Reckenstein, Artiste*,« welch' letzteres Wort dem gewandten Geschäftsmann ein zweifelhaftes Kopfschütteln entlockte.

Der Freiherr hatte sich indessen gegen das königliche Schloß gewendet, blieb aber plötzlich an einer Straßenecke stehen, um einen Reiter zu betrachten, dessen Persönlichkeit, wie das auffallend schöne und elegante englische Pferd, das er ritt, eine solche Aufmerksamkeit wohl verdiente. Das Pferd ging im Schritt und war ausgezeichnet durch seine langgestreckte edle Figur, besonders aber durch die freie und kräftige Schulterbewegung, ein Pferd edelster Rasse. Der Reiter saß ziemlich nachlässig im Sattel, weil er soeben mit einem vorübergehenden höheren Offizier ein paar Worte gewechselt und ihm seine brennende Cigarre zum Anzünden gereicht. Er war von hoher und schlanker Gestalt, hatte ein interessantes Gesicht, dessen auffallende Blässe noch mehr hervorgehoben wurde durch dunkle, eigenthümlich leuchtende Augen und kohlschwarze, lang herabgehende Favoris.

Zufällig blickte auch er nach dem Fremden hin und schien ihm diese Erscheinung werth, sein Augenglas einzuklemmen, um es aber gleich darauf wieder fallen zu lassen und weiter zu reiten.

Der Freiherr blickte ihm noch einen Augenblick nach und murmelte dann: »Nach der Schilderung Arthur's muß das Rosenthal sein,« wogegen dieser in ähnlicher Weise dachte:

»So könnte jener Freiherr von Reckenstein ausschauen, von dem mir Brenner erzählt.«

Beide setzten hierauf ihren Weg in entgegengesetzter Richtung fort, und da uns Rosenthal's Schritte für den Augenblick nicht interessiren, so wollen wir dem Andern folgen, der nach Durchwandeln einiger Straßen den königlichen Park betrat und dort unter den mächtigen, uralten Bäumen nachdenklich lustwandelte. Es waren schöne, geschmackvolle Anlagen, durch welche er langsamen Schrittes ging, in angenehmer Abwechslung von langen, schattigen, oder sanft in großen Kreisen laufenden Alleen, rechts und links mit sehr natürlich aussehenden Waldwiesen, auf denen einzelne riesige Bäume herrliche Gruppen bildeten. Zur Abwechslung leuchtete dann hie und da aus dem Grün der dunkle Spiegel kleiner Seen, den weiße Schwäne durchzogen, auch sah man Spielereien, wie z. B. eine kleine Waldkapelle, oder mit Benutzung eines felsig aufsteigenden Terrains eine malerische Ruine von oben herabblickend. Übrigens war im Ganzen hier gerade nichts besonders Neues, auch nichts außerordentlich Großartiges, wogegen Alles einen angenehmen lieblichen Charakter hatte und sich mit den vortrefflich schattigen Wegen zu einem behaglichen Spaziergang verband, der gerade jetzt durch die herbstlichen Schattirungen an Mannigfaltigkeit gewann.

Einzelne Spaziergänger, Reiter und elegante Equipagen kamen dem Freiherrn entgegen, und eine der letzteren mit einem Vorreiter in königlicher Livrée und vier prachtvollen Schimmeln erregte seine Aufmerksamkeit, so daß er stehen blieb und den beiden Damen in der Equipage eine tiefe Verbeugung machte, welche von der einen Kleineren durch eine freundliche Neigung des Kopfes erwidert wurde, während

die Andere, eine lange, hagere Gestalt, steif und unbeweglich sitzen blieb.

Die kleinere Dame hatte ein kluges, lebhaftes Gesicht mit etwas scharfem Blick, dunkles Haar und war, wenngleich einfach, doch so ausgesucht vornehm gekleidet, daß der Freiherr von Reckenstein überzeugt war, sein sehr ehrerbietiges Kompliment würdig verwendet zu haben.

»Wer waren die beiden Damen? fragte er einen in der Nähe beschäftigten Gartengehülfen.

»Ihre Majestät mit der Hofdame Fräulein von Klettenberg.«

»Besten Dank!«

Die neuen Anlagen, welche sich gegen den Fluß hinabzogen, waren in ihren jungen Pflanzungen noch ziemlich schattenlos, gewährten aber dafür einen weiten Blick auf den breiten Strom mit seinen sanft aufsteigenden Ufern der andern Seite und boten ein bewegtes Bild durch zahlreiche kleine und größere Boote, sowie durch die auf- und abziehenden Dampfer.

Die Säulenhalle dort unten auf jener felsigen Anhöhe mußte der kleine Tempel sein, von dem der Hoffriseur gesprochen, und dorthin lenkte der Spaziergänger seine Schritte, fand auch, als er näher kam, daß die leise Anspielung des vortrefflichen Haarkünstlers auf den Geschmack dieses sehr herausfordernd dastehenden Bauwerkes seine volle Berechtigung hatte, denn der Tempel war von einer gräßlichen Konstruktion und diente obendrein noch als Schutzdach einer stümperhaften Figur, die in lange, wie

durchnäßt ausschauende Gewänder gehüllt, ihr nichtssagendes Gesicht stromaufwärts wandte und dabei vergebliche Anstrengungen machte, sich gefällig und zwanglos auf einen vergoldeten Anker zu stützen. –

»Jedenfalls haben wir es hier mit der personifizirten Hoffnung zu thun,« sprach der Freiherr lachend zu sich selber, »und da wir es mit dieser Göttin nicht verderben dürfen, so könnte es nicht schaden, einen kleinen Entwurf von ihr und Umgebung zu notiren. Wer weiß, wozu das nützen kann.«

Er zog sein Skizzenbuch hervor und sah sich nach einem bequemen Platz zum Sitzen um.

Dort war allerdings eine Bank gerade so hingestellt, als wolle sie zum Betrachten des Kunstwerkes einladen, und obgleich diese Bank nicht ganz unbesetzt war – eine Dame saß an einem Ende derselben, – begab sich der Freiherr doch dahin – obgleich oder weil, wissen wir nicht genau anzugeben, kam aber im letzteren Falle nicht auf seine Kosten, denn beim Nähergehen erwies sich die Dame als weder jung noch schön, aber in Anbetracht dieser mangelnden Eigenschaften etwas auffallend jugendlich gekleidet.

Sie machte versuchsweise Miene, sich zu erheben, doch als der Freiherr den Hut zum Gruße tief senkte, wobei er sein auffallend reiches Haar sehen ließ und dabei mit anmuthigem Lächeln sagte: »Ich wäre untröstlich, mein Fräulein, wenn Sie sich durch mich in Ihrer beschaulichen Ruhe stören ließen,« da wandte sie ihm ihre großen, etwas ausdruckslosen Augen eine Sekunde lang zu, um dann mit niedergeschlagenen Blicken schüchtern verschämt sitzen zu bleiben, zeigte aber ihre Verlegenheit dadurch, daß sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmchens Löcher in den sandigen Boden bohrte.

»Raum für Alle hat die Erde,« rezitierte der Freiherr etwas gewagt, worauf er sein Skizzenbuch aufschlug und zu zeichnen begann.

Da wir berechtigt sind, ihm über die Achsel zuzuschauen, was die ältliche Dame vielleicht auch gern gethan hätte, so müssen wir von der Arbeit des berühmten Künstlers sagen, daß dieselbe nicht die kräftigen, frischen und derben Striche zeigte, die wir an geistreichen Skizzen so gerne bewundern, sie war vielmehr in jener kleinlichen, süßlichen, geleckten Bleistiftmanier entworfen, die wenig Geist und viel Behagen zeigt und gern angewandt wird von jungen Damen mit einigem Talent, die es lieben, sich auf solche Art, mit passender Unterschrift versehen, in das Album einer Freundin zu verewigen.

Dabei saß die hohe Gestalt des Freiherrn dicht auf das Skizzenbuch herabgebeugt, sein Werk bald von rechts, bald von links mit geneigtem Kopfe betrachtend, wobei er zuweilen eine Pause in seiner Arbeit benutzte, um den garstigen Bleistiftstaub mit seinem feinen Batisttuch von den Fingern zu entfernen.

Endlich schien er fertig zu sein, und als er das Skizzenbuch offen neben sich legte, ertappte er dabei einen sehnsüchtigen Blick der ältlichen Dame auf die Zeichnung, und obgleich sie in großer Verwirrung rasch ihren Blick gegen die Wolken erhob, hätte der Künstler nicht der höfliche und lobbedürftige Mann sein müssen, um nicht der Dame mit einer freundlichen Miene das Skizzenbuch hinüber zu bieten.

Sie erschrak sichtlich, als er das that, ja sie erröthete auffallend, wenn es nicht ihr rasch vorgehaltener rosa Sonnenschirm war, der ihren etwas gelblichen Teint so veränderte. Doch faßte sie sich, bog sich etwas gegen den stattlichen Mann mit dem schönen blonden Barte, nahm aus seiner Hand das Skizzenbuch, um gleich darauf enthusiastisch auszurufen: »O mein Gott, wie das wundervoll schön ist! Welch' herrliche Zeichnung! Wie ist es nur möglich, in so kurzer Zeit ein so zauberhaftes Bild zu schaffen!«

»Sie sind sehr gütig,« sagte der Freiherr geschmeichelt, »diese flüchtige Skizze für etwas Gutes zu halten. Ich warf sie auf's Papier, weil mich der Gegenstand anzog.«

»Ach ja, ein reizender Punkt!« flüsterte sie, »der schöne Strom, der Blick in die Ferne, mit der Hoffnung im Vordergrund.«

»Sehr gut gesagt, mein Fräulein! Vortrefflich gesagt! Gerade so dachte ich selber und wüßte als Unterschrift nichts Besseres. Erlauben Sie, daß ich Ihre Worte meiner Zeichnung beifüge?«

Sie blickte verschämt vor sich nieder, wobei sie ihren breiten Mund zierlich zusammenzog und ihre großen wässrigen Augen zu Boden senkte, sich aber dann rasch erhob, als wenn sie jetzt plötzlich das Unschickliche einsähe, nicht nur mit dem fremden Manne auf einer Bank gesessen zu sein, sondern auch mit ihm geplaudert zu haben, und wenn sie das auch durch eine verbindliche Verbeugung wieder gut zu machen suchte, blieb doch der Effekt derselbe: sie enteilte, um mit dem Dichter zu reden, wie ein verscheuchtes Reh, und zwar gegen eine sehr anständige Equipage hin, die der nachblickende und ehrfurchtsvoll grüßende Freiherr jetzt erst, halb im Gebüsch verborgen, entdeckte.

»Wen hatten wir da?« fragte er lachend, »und was haben wir hier?« setzte er mit einem Blick auf die Bank hinzu, wo die Dame ein kleines zierliches Büchlein, rosa mit Gold, hatte liegen lassen. – – Ah! Visitenkarten! – – Gut, so kann ich wenigstens den Namen meiner neuen Bekannten erfahren, – – – Seraphine Mirbel – Brückenstraße Nro. 4. – – Vielleicht eine Verwandte des vortrefflichen Bankiers – seine Tochter unmöglich – vielleicht seine Schwester – gut, behalten wir dieses Buch und bringen es in einer müßigen Stunde zurück.«

Er schob das kleine Etui in die Tasche und war im Begriff, es mit seinem Skizzenbuch gerade so zu machen, als er dort, wo vorhin der Wagen des Fräulein Mirbel verschwunden war, einen Herrn mit einer sehr elegant gekleideten jungen Dame am Arm erscheinen sah, was an sich nichts Besonderes gewesen wäre; doch folgte diesem Paare ein Mann von der königlichen Parkwache und zwar mit ehrerbietig abgezogenem Hute, einer Rückenhaltung, die dazu paßte, was den Freiherrn auf die Vermuthung brachte, daß er es mit Niemand Geringem zu thun habe.

Der Herr – er war schon ziemlich bei Jahren – blieb jetzt stehen, indem er an den Gartenbeamten eine Frage stellte, die derselbe, gebeugt näher tretend, mit tiefster Devotion zu beantworten schien.

»Glück muß man haben,« sprach der Freiherr zu sich selber, nachdem er die Gruppe drüben mit einem flüchtigen Blicke richtig kombinirend erfaßt, um alsdann nach einer raschen Wendung, hoch aufgerichtet stehen bleibend, so zu thun, als zeichne er emsig und unbekümmert weiter, wobei er dachte, nach der Schilderung des Hoffriseurs und der demüthigen Geleitung des uniformirten Mannes könnte das

der Obersthofmeister Baron Tönning sein, der in seinem Reiche spazieren geht, um sich hier an seiner Lieblingsschöpfung zu erfreuen. – »Gut, er soll mich auf meinem Posten finden.«

Das Knirschen des Sandes, sowie das eigenthümliche Rauschen eines den Boden leicht berührenden schwerseidenen Gewandes ließ ihn endlich und am richtigen Zeitpunkte aufschauen; denn als er dieß that und fast zu gleicher Zeit den Hut mit einem respektvollen Gruße lüftete, befand sich der alte Herr mit der jungen und sehr schönen Dame wenige Schritte von ihm, sie anmuthig grüßend, er etwas förmlich ein Gleiches thuend, wobei seine hoch emporgezogenen Augenbrauen, sowie die etwas herabhängende Unterlippe seinem verlebten Gesichte den Ausdruck des Erstaunens gaben.

Doch wollte er vorüberschreiten und würde dieß auch wahrscheinlich gethan haben, wenn die junge Dame nicht mit unverkennbarer Neugierde nach dem Skizzenbuche hingeblickt hätte, welches der Freiherr und gewiß ganz zufällig so in der herabgesunkenen linken Hand hielt, daß man die Zeichnung deutlich zu sehen vermochte; ja die junge Dame machte sichtlich eine Schwenkung gegen den auffallend schönen Mann, und schien zu gleicher Zeit durch einen Druck auf den Arm des alten Herrn diesem ein Zeichen gegeben zu haben, – denn der alte Herr öffnete seinen Mund, sagte: »Hm – ja erstaunlich –« und fragte dann, leicht mit der Hand seinen Hut berührend: »Ah, Sie zeichnen hier an dieser abgelegenen Stelle des Parkes?«

Diese Frage war indessen in einem Tone gethan, der ebensoviel ein bischen Theilnahme ausdrückte, als auch wie eine Aufforderung klang, geziemende Antwort zu geben einem Manne, der hier wohl das Recht, ja die Pflicht hatte, eine solche Frage zu stellen.

Statt aller Antwort aber reichte der Betreffende der jungen Dame sein Skizzenbuch unter einer tiefen, eleganten Verbeugung, und erst, als diese in entzücktem Tone ausgerufen: »Sieh' doch, wie das deliziös gemacht ist!« sagte der Freiherr: »Nur ein flüchtiger Versuch, die wirklich auffallende Schönheit dieses malerischen Punktes wiederzugeben.«

»Hm – ja – recht hübsch!« meinte nun auch der alte Herr und fragte dann, nachdem er den Künstler einen Augenblick mit gespitztem Munde angestarrt: »Und Sie finden diesen Punkt in der That der Mühe werth, ihn zu zeichnen?«

»Ah, der Mühe werth!« wiederholte der Andere mit einem leisen Tone des Vorwurfs, »erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen die Versicherung zu geben, daß ich mit Kennerblicken den ganzen Park durchwandelte, bis ich diese ebenso großartige, als liebenswürdige Schöpfung fand.«

»Und nicht nur so reizend zeichneten,« bemerkte die junge Dame lächelnd, »sondern auch mit einer so schönen poetischen Unterschrift versehen, – höre doch« – – dann las sie: »Wie prachtvoll der herrliche Strom, der Blick in die Ferne, mit der Hoffnung im Vordergrund!«

Der alte Herr nickte schweigend und wohlgefällig, mit dem Kopfe, während der Andere bescheiden sagte: »O! es sind das nur einfache Bemerkungen, die ich meinen Skizzen gern beifüge, um mich später lebhaft an dergleichen reizende Punkte wieder zu erinnern.«

»Sie sind Künstler?« fragte der alte Herr mit einer Protektorsmiene, »gestatten Sie mir wohl, Ihr Buch zu durchblättern?«

»Mit Vergnügen, doch ist noch sehr wenig darin.«

»A – a – a – ah!« rief jetzt der alte Herr mit dem Ausdruck großen Erstaunens, da er zufällig den Entwurf zum Porträt der jungen Engländerin, von der Hand Weißner's aufschlug.

»Miß Stanley,« sagte die junge Dame, »welch' prachtvolle Zeichnung, mit wie wenig Strichen gemacht, und doch wie frappant ähnlich!«

»So malen Sie auch Porträts?«

»Man muß eben Alles treiben, auch bedingt eben mein eigentliches Fach, die Historienmalerei, daß man die Hülfsmittel des Porträts und der Landschaft nicht vernachlässigt. Man stellt heutzutage große Anforderungen und wir Künstler müssen uns gewaltig zusammennehmen, um nicht im Strome der Mittelmäßigkeit unterzugehen.«

»Sie sind ein Fremder?«

»Erst seit zwei Tagen hier.«

»Würden Sie es für unbescheiden halten,« fragte der alte Herr weiter, »wenn ich Sie um Ihren Namen bäte?«

»Im Gegentheil, mein Herr, was kann einem Künstler lieber sein, als durch solche Vermittlung bekannt zu werden!«

Er begleitete diese Worte mit einer eben so eleganten, als ehrfurchtsvollen Verbeugung, wobei er eine Visitenkarte hervorzog und sie dem alten Herrn überreichte, dessen Gesichtszüge nach Lesung des Namens ein ebenso außerordentliches als angenehmes Erstaunen zeigten; während die deutlich sichtbare Überraschung auf dem schönen Gesichte der jungen Dame ein sehr freundliches Lächeln hervorrief.

»Ah, Herr Baron! es freut mich jetzt doppelt, die Bekanntschaft eines vortrefflichen Künstlers gemacht zu haben, der zu gleicher Zeit der Träger eines so schönen Namens ist, oder vielleicht dürfte ich sagen: es freut mich, in dem Träger eines so alten Namens einen so gediegenen Künstler zu begrüßen; gestatten Sie mir dagegen, mich Ihnen gleichfalls vorzustellen – Obersthofmeister Baron Tönning – und – meine Frau.«

»Ah, Excellenz!« rief der Freiherr mit einem vortrefflich gespielten Erstaunen, »wie glücklich schätze ich mich, durch meine kleine, unbedeutende Arbeit das Auge eines so bekannten und hochgerühmten Protektors der schönen Künste auf mich gezogen zu haben! Ja ich bin stolz darauf, zu diesem schönen Ziele gelangt zu sein, ohne irgend welche empfehlende Vermittlung, da ich dergleichen überhaupt hasse.«

»Vortrefflicher junger Mann,« erwiderte im wohlwollendsten Tone der Obersthofmeister, ihm die Hand reichend, »lassen Sie sich bei mir sehen und gestatten Sie mir, in meinen Kreisen für einen Künstler zu wirken, der mit so viel Bescheidenheit, einem so großen Namen ein so reiches Talent, einen so soliden Geschmack verbindet.«

Er begleitete diese Worte mit einer Handbewegung gegen die Zeichnung des wunderlichen Tempels und ging dann mit herzlichem Gruß, groß als Protektor, groß als Schöpfer der Hoffnung am Flußufer, ebenso wie der Hoffnung, die er in der Brust des strebsamen jungen Mannes geweckt hatte, von dannen, wobei er es begreiflich zu finden schien, daß der Freiherr von Reckenstein einen ehrerbietigen Kuß auf die ihm dargereichte kleine Hand der schönen Obersthofmeisterin drückte.

ACHTE RANDVERZIERUNG

in Goldstücken mit echten funkelnden Edelsteinen.

Die Fenster des Apartements, welches die höchstselige Königin bewohnt hatte, gingen auf einen kleinen, mit Bäumen bepflanzten und mit Blumen geschmückten Platz, lagen fern ab vom geräuschvollen Verkehr der Stadt, und waren aus diesem Grunde gewählt worden, weil die hohe Frau, wie wir wissen, häufig an Migräne gelitten und deßhalb diesen ruhigeren Theil des Schlosses vorgezogen hatte; auch fürchtete sie sich vor den Staatsgemächern, wo der höchstselige König wohnte, die sich gegen den breiten Strom befanden, allerdings eine prachtvolle Aussicht boten, dafür aber durch blendendes Licht, starke Flußwinde und feuchte Luft, wie die Königin behauptet hatte, ihre Migräne verschlimmerten und ihr Anfälle von Rheumatismus zugezogen, von welchem Übel sie trotz ihrer hohen Stellung nicht verschont geblieben war.

Sie hatte aus den angeführten Gründen schon vor Jahren ihr kleineres, aber immerhin sehr behagliches Apartement bezogen, das über den Zimmern ihres Sohnes, des damals noch jungen Kronprinzen, gelegen, ihr auch bessere Gelegenheit bot, mit mütterlicher Sorge über den einzigen Sohn zu wachen.

Dann starb die hohe Frau, und der König, dem sie stets eine treue, nachgiebige und anhängliche Lebensgefährtin gewesen war, nachgiebig auch in streng häuslichen Angelegenheiten, trotzdem ihr Verstand, ihr Geist und ihre Lebenserfahrung weit nicht an die großen Eigenschaften ihres Gemahls reichten, betrauerte sie innig und aufrichtig, und da

er in dem strengen Winter nach ihrem Tode einen kleinen Gichtanfall zu spüren vermeinte, so nahm er Besitz von den Gemächern seiner verstorbenen Gemahlin, und war dabei liberal genug, die großen Staatsgemächer gegen den Fluß seinem Sohne und der jungen Kronprinzessin einzuräumen; ließ Beide sich, ganz nach ihrem Belieben dort einrichten, wenn auch diese Einrichtung seinem gediegenen und solid einfachen Geschmacke nicht besonders zusagen mochte, denn die Prinzessin, einem kleinen Fürstenhause entstammend, war auch nicht anders, als wie man es häufig in geringeren Verhältnissen findet, und schien durch den Glanz und Pracht der Umgebung, ja durch ihr sehr hohes Wesen es vergessen machen zu wollen, daß die Aussicht auf eine Königskrone, für sie, die unbedeutende Tochter eines kleinen Hauses, immerhin ein großes Glück zu nennen war.

Wer sie aber stets des Gegentheils versicherte und sie glauben machte, daß sie durch ihren Geist, durch die Liebenswürdigkeit ihrer Person es eigentlich sei, welche dem in seinen Häuptern schon alternden Königshause neuen Glanz und Aufschwung verleihe, war ihre erste Hofdame, Fräulein von Klettenberg, die sie von Hause mitgebracht, und die, mit einem scharfen, wenn auch nicht gerade gutmüthigen Verstande begabt, als erste Dame und einflußreiche Rathgeberin ihrer Herrin, so recht in der Seligkeit schwelgte, vom bescheidenen Esel auf das reichgezäumte hohe Pferd gekommen zu sein, dabei der Hoffnung lebend, auch später ihren wichtigen Posten behaupten zu können unter dem goldenen Baldachin des königlichen Elephanten.

Ja, sie hatte jetzt schon dergleichen indische Gelüste, und hätte am liebsten eine Verehrung ihrer Herrin auf den Knien, oder gar auf einem noch edleren Theil des menschlichen

Körpers einführen mögen, was aber leider bei Lebzeiten des alten Herrn nicht recht gelingen wollte; doch legte Fräulein von Klettenberg auch in dieser Richtung jetzt schon solide Fundamente, und wenn von der vertraulichen Art die Rede war, in welcher mit alten erprobten Dienern Seine Majestät Umgang pflog, Rathschläge annahm, und selbst durch mitunter kräftige Einreden seine Entschlüsse änderte, so versicherte sie ihren Vertrauten, daß das später schon anders kommen werde, und man auch darin die königliche Würde herrlicher müsse aufleuchten lassen, und jenen erhabenen Standpunkt wieder einnehmen, der leider unter der schwachen Regierung des alten Herrn in dieser Richtung verloren gegangen war.

Wenn Fräulein von Klettenberg ihre Herrin auch nach und nach zu dem Glauben gebracht, daß sie die geistreichste, liebenswürdigste und erhabenste ihres Geschlechtes sei, was ihr übrigens nicht schwer geworden, so wagte es doch selbst die rücksichtslos kühne Hofdame nicht, ihr auch die Eigenschaft der Schönsten beizulegen, denn dafür hatte die Prinzessin einen zu treuen Freund an ihrer Seite, den Spiegel nämlich – wohl den einzigen, der ihr unverholen die Wahrheit sagte, – die volle, rücksichtslose Wahrheit, und nicht nur, wenn sie sich im reichen fürstlichen Schmucke befand, sondern auch im Innern ihres Schlafgemachs.

Die Prinzessin war weder von großer Gestalt, eher klein, und ihr Wuchs verdiente kaum das Prädikat »gut«. Ja, wenn sie durch die glänzend erleuchteten Säle rauschte, so gab es rücksichtslose ältere Damen, die, in unzähligen Gefechten und Schlachten auf dem schlüpfrigen Hofparket gestählt,

daran gewöhnt waren, keck und sicher prüfend in's feindliche Feuer zu schauen, den Fächer dicht an den Mund haltend, einer gleich gestimmten Nachbarin zuzuflüstern, daß die Ordensmasche an der linken Schulter mit wirklicher Kunst so aufgesteckt sei, um die kleine Erhöhung der rechten Achsel zu maskiren. Schüchternere Blicke dagegen hatten sich noch nie unterstanden, dergleichen zu entdecken, was indessen auch sehr schwierig war, da die Prinzessin einen eigenthümlichen Gang hatte, bei dem sie sich in den Hüften wiegte, um so auf äußerst kunstreiche Art das vielleicht fehlende Gleichgewicht herzustellen, und bewegte sie sich auch häufig ebenso im Stehen, wenn sie es nicht vorzog, sich hastig von Einem zum Andern zu wenden, wobei sie es durchaus nicht genirte, auf drei bis vier ihrer schnellen Fragen von den Betreffenden keine einzige gründliche Antwort zu erlangen. Es ist dieß Fragen ein Vorrecht hoher und höchster Personen, und geschieht öfters nur, um mehr oder minder gnädig zu erscheinen, weßhalb eine Antwort kaum erwartet und in vielen Fällen gänzlich überhört wird, da sich Geist und Blicke bei der Frage an den Einen, schon mit dem Nächstfolgenden im Zirkel zu beschäftigen pflegen.

Das Gesicht der hohen Frau war länglich, etwas gelblich bleich, die Züge edel geformt, die Augen, lebhaft und schön, hätten ein wohlthuendes Ganzes gegeben, wenn nicht ein mokanter Zug um den feinen Mund gar zu häufig und gar zu scharf hervorgetreten wäre.

Wenn sich Fräulein von Klettenberg mit ihrer hohen dünnen Figur in der Nähe der Herrin befand, so verstand die kluge Hofdame antwortend, fragend oder erzählend eine gebeugte Haltung anzunehmen, da sie wohl wußte, wie gefährlich es ist, die Herrin zur Dienerin aufschauen zu lassen.

Darin hatte es Fräulein von Nickols, die zweite Dame Ihrer Majestät, schon besser, da diese in üppiger Jugendfrische blühende Blondine nicht viel größer war, als die Fürstin, und stets ein klein wenig bemitleidet werden konnte, da deren allerdings reiches Haar einen kleinen röthlichen Goldschimmer hatte, äußerst pikant für den Kenner, aber jedenfalls zurückstehend gegen das wirklich prachtvolle tiefschwarze Haar der Königin, welche überhaupt jetzt in der ebenso einfachen, als eleganten Trauerkleidung mit dem feinen wachsblichen Gesichte eine interessante und distinguirte Erscheinung war, besonders wenn sie, wie heute, in ihren niederen Fauteuil geschmiegt ruhte, wo die lang herabwallenden schwarzen Gewänder selbst ihrer kleinen Figur etwas Imposantes verliehen.

Fräulein von Klettenberg saß auf einem niedrigen Schemel gegenüber und hatte Auszüge aus Zeitungen vorgelesen, geschickt ausgewählt durch den geheimen Sekretär Ihrer Majestät, aus denen Höchstdieselben mit Befriedigung vernahmen, mit welcher Liebe die Millionen Herzen der getreuen Unterthanen der jungen Königin entgegenschlugen, von deren Herzensgüte, Munificenz und geistreicher Liebenswürdigkeit man in kurzer Zeit schon so glänzende Proben erhalten, und deren innig-herzliches Familienleben ebensowohl eine Bürgschaft war für das erneuerte Glück vieler tausend Familien, als ein »Mene Mene« für manchen leichtsinnigen Ehemann, von denen es unter der milderen früheren Regierung sogar in den höchsten Hofkreisen gegeben, welche nun, aus ihrer sicheren Ruhe aufgeschreckt, die Blicke und Äußerungen der jungen Fürstin so verstanden, als wollte diese nächstens unter sie treten und fürchterliche Musterung halten.

Fräulein von Klettenberg hatte ihre Zeitungen weggelegt und ein unbedeutendes Gespräch begonnen, das sie mit weicher, ergebener Stimme fortlispelte, dabei ein kurzes Wort oder leichtes Kopfnicken für genügende Antwort haltend, was auch ganz richtig war, denn sie plauderte über unbedeutende Stadtneuigkeiten oder mehr oder minder pikante Hofgeschichten. Dabei bemerkte man aber wohl, wie sie um das seit einigen Tagen erledigte Hofmarschallamt herumstrich, wie das geschmeidige Kätzlein um den heißen Brei, sich, wie dieses, recht sehr in Acht nehmend, durch ein unbedachtes Wort das Pfötchen zu verbrennen; doch athmete sie sichtlich erleichtert auf, als jetzt die Königin in trockenem Tone sagte: »Ich bin nun zufrieden, daß die Geschichte mit diesem Menschen endlich einmal geordnet ist – für immer;« dabei machte sie eine Horizontalbewegung mit der rechten Hand.

»Abgemacht und erledigt, – Gott sei Dank!« lispelte die Klettenberg, gegen den Himmel blickend, »und wird man jetzt nicht mehr genöthigt sein, die oft so unartigen und frivolten Geschichten dieses Herrn von Rosenthal zu hören.«

»Was das anbelangt, meine Liebe, so wußte es dieser Mensch selbst ganz genau, wo ein günstiges Terrain für ihn zu finden war, und könnte ich nicht sagen, daß ich in der allerdings kurzen Zeit, wo ich ihn sehen mußte, auch nur die Spur einer Pikanterie zu hören bekommen hätte – im Gegentheil!« –

Dieses »im Gegentheil« verdroß die Hofdame höchlichst, was man an ihrem zusammengezogenen Munde bei halbnie-dergeschlagenen Augen sah, doch lächelte sie in der nächsten Sekunde, trotzdem Ihre Majestät fortfuhr: »Ja, so ein

Element hat zuweilen sein Gutes und ich könnte einen ähnlichen Charakter schon ertragen, der unter der Maske der Unbefangenheit tüchtige Hiebe austheilt, und was mich zurückgestoßen hat, ist allein die Vergangenheit dieses Abenteurers – ich weiß kein gelinderes Wort.«

»O, eine grauenhaft entsetzliche Vergangenheit, Majestät!« sagte die Klettenberg mit gefalteten Händen – »eine Vergangenheit, die selbst –«

»Ich weiß genug darüber, meine Liebe,« erwiderte Ihre Majestät in trockenem Tone, »vollkommen genug, um dieses gefährliche Gift aus der Nähe des Königs fern zu halten – vergessen wir alles Das, es liegt hinter uns.«

»Doch noch nicht so ganz, wie Ihre Majestät glauben,« wagte die Hofdame schüchtern zu sagen, »wenigstens nicht ohne einen vielleicht unangenehmen Augenblick für meine angebetete Königin.«

»Unsinn, meine Liebe! Rosenthal ist entlassen, er reist ab – meinetwegen nach Indien – wir sind ihn los, worüber ich so zufrieden bin, daß ich ihm sogar für die Zukunft nicht zu viel Böses wünsche, etwas hat er schon um uns verdient. – Warum sehen Sie mich achselzuckend so auffallend an? – Was gibt's? Reden Sie, ich will es!«

»Da Ihre Majestät befehlen, so muß ich gehorchen, indem ich Ihnen sage, daß dieser Herr von Rosenthal die Effronterie hat, eine Abschiedsaudienz bei Ihrer Majestät anzustreben.«

»*Par Exemple*,« fuhr die Königin auf, »es ist aber ein großer Unterschied zwischen Anstreben und Erreichen; doch beruhigen Sie sich, meine Liebe, selbst er wird nicht wagen, eine solche Bitte an mich zu stellen.«

Fräulein von Klettenberg affektirte einen heftigen inneren Kampf, ehe sie tief aufathmend zur Antwort gab: »Er hat dieß bereits gewagt in einem Schreiben an mich —«

»Das Sie jedenfalls so kurz und abschlägich als möglich beantwortet haben.«

»Gewiß, Majestät! um die Antwort zu erhalten, daß, da der gerade Weg mißlungen sei, das Ohr der Königin zu erreichen, er einen sicheren Umweg wählen müsse, um vielleicht zum letzten Male das Glück zu haben, das Antlitz Eurer Majestät zu sehen.«

»Welche Frechheit! Lassen Sie ihn ankommen auf seinen sicheren Umwegen.«

»Und doch wüßt' ich einen,« sagte die Klettenberg in tiefster Demuth, »auf den Euer Majestät nur durch Ihren bekannten festen Willen dieser höchst unangenehmen Begegnung zu entgehen vermögen.«

»Welchen Weg, wenn's beliebt? — welche Macht könnte mich einem so unsinnigen Verlangen zugänglich machen?«

»Die Vermittlung Seiner Majestät, und ich fürchte,« setzte sie, gegen ein sanftes Klopfen an der Thüre des Gemachs horchend, hinzu, »da ist diese Vermittlung schon.«

»Doch keine Übrumpelung in meinem eigenen Zimmer!« rief die Königin, sich hastig aufrichtend.

»Wer weiß, diesem Menschen ist Alles möglich.«

Da öffnete sich eine der Flügelthüren, eben weit genug, um den dienstthuenden Kammerdiener durchzulassen, der sich alsdann auf den Wink der Königin mit einem verlegenen Gesichte näherte und stockend meldete: »Herr von Rosenthal sei draußen im Vorzimmer im Auftrage Seiner Majestät.«

Nun ist aber sowohl im Leben einer Königin, als in dem des geringsten Sterblichen ein Zusammentreffen von Umständen denkbar, welches die Ausführung der besten, edelsten und festesten Entschlüsse unmöglich, wenigstens zweifelhaft erscheinen läßt, was auch die hohe Frau plötzlich zu empfinden schien, denn trotzdem sie sich rasch aus ihrem Sessel erhoben hatte und im Begriffe schien, mit fest auf einander gepreßten Lippen und finster zusammengezogenen Augenbrauen das Gemach zu verlassen, besann sie sich doch eines Anderen, stützte die rechte Hand energisch auf den Tisch, wodurch sich die betreffende Schulter bedeutend erhöhte, und sagte dann in lautem, aber sehr ruhigem Tone: »Ich kann Herrn von Rosenthal nicht sehen, da ich dringend beschäftigt bin, und ersuche ihn, seinen Auftrag an Fräulein von Klettenberg auszurichten.«

»Das unterstand ich mich schon, dem Herrn von Rosenthal andeutungsweise vorzuschlagen,« stammelte der treue Diener, »doch meinte Herr von Rosenthal, die ihm übertragene Botschaft nur in die Hände Ihrer Majestät niederlegen zu dürfen.«

»Also handelt es sich wohl um ein Schreiben. – Gut! So will ich das auf meine Verantwortung nur aus den Händen meiner Hofdame empfangen, sei es auch nur, um dem Betreffenden jede weitere Mühe zu ersparen. Holen Sie mir den Brief!«

Ihre Handbewegung bei diesen Worten galt Fräulein von Klettenberg, die sich nach einer tiefen Verbeugung gegen das Vorzimmer begab, um auf diesem nicht sehr langen Wege so rasch und beträchtlich zu wachsen, daß sie, bei den

Portièren angekommen, wo sie sich nach Möglichkeit streckte, weit über den Lakaien hinausragte, dabei eine sehr hochmüthige Miene annehmend, jedenfalls in der Absicht, dem draußen Harrenden zu imponiren.

Das war aber nicht so leicht, als sie sich gedacht, da Rosenthal sehr wenig Talent zur Schüchternheit besaß, und es gerade hier darauf angelegt zu haben schien, nichts von dieser für junge Mädchen so kostbaren Eigenschaft merken zu lassen. Er war durch die Vorzimmer geschlendert, in ähnlicher Art, wie er früher zu thun pflegte, hatte auch seine prüfenden Blicke umhergeworfen, ob Alles in schönster Ordnung sei, ja er hatte den Lakai im äußersten Vorzimmer zu sich herangewinkt, um ihn durch einen ernsten Blick darauf aufmerksam zu machen, daß einer der schweren Fenstervorhänge um mehrere Zoll weiter zurückgezogen war, als der andere, hatte aber dann, ohne seine Miene zu verändern, in leisem Tone rasch die Frage gethan: »Wer war heute schon bei Ihrer Majestät?« worauf der Lakai Haller, den wir schon zu kennen das Vergnügen haben, in gleich leisem Tone, den erwähnten Vorhang betrachtend, zur Antwort gab: »Außer dem persönlichen Dienste, Baron Brenner, sowie ein fremder Herr, groß, blond, mit mächtigem Barte, vorgestellt durch den Obersthofmeister selbst.«

»Ich danke.«

Dann war Herr von Rosenthal weiter gegangen und stand nun, nachdem er sich durch den Kammerdiener hatte anmelden lassen, im Vorgemach der Königin nachlässig mit übereinandergeschlagenen Armen an einen Wandspiegeltisch gelehnt, milde lächelnd, wie Jemand, der überzeugt ist, mit dem außerordentlichsten Vergnügen empfangen zu

werden; verharrte auch in dieser Stellung noch einen Augenblick, nachdem die sehr streng aussehende Hofdame schon eingetreten war, näherte sich aber alsdann mit der ihm so eigenen leichten und eleganten Bewegung, wobei er, ein Schreiben hervorziehend, lächelnd sagte: »Wenn es mir auch die besten Hoffnungen geben sollte, von einer so liebenswürdigen Gönnerin empfangen zu werden, so weiß ich doch, daß Sie gekommen sind als freundliche Vermittlerin, um dieses Schreiben Seiner Majestät in die allerhöchsten Hände der Königin niederzulegen.«

»So ist es, Herr von Rosenthal,« erwiderte Fräulein von Klettenberg, um im trockensten Tone, der ihr möglich war, hinzuzufügen: »Ihre Majestät bedauert, Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr sehen zu können.«

Statt aber auf diesen Bescheid verletzt zurückzutreten, lächelte der Betreffende äußerst gemüthlich, indem er zur Antwort gab: »Sie gehen zu rasch, mein gnädiges Fräulein, wollen wir nicht vielleicht abwarten, was Ihre Majestät nach Lesung dieser Zeilen selbst zu beschließen die Gnade haben wird?«

Er legte einen starken Nachdruck auf das Wörtchen »selbst«, ohne dabei auch dann seine freundliche Miene zu verlieren, als die Hofdame sehr von oben herab zur Antwort gab: »Warten Sie, wenn es Ihnen beliebt, um alsdann durch einen Lakai den gleichen Bescheid zu erhalten.«

»Warten wir also Beide, mein gnädiges Fräulein. Geduldiges Warten gehört ja immerhin zu unseren angenehmsten Dienstverrichtungen.«

Fräulein von Klettenberg war majestätisch in das anstoßende Gemach zurückgerauscht, nachdem sie das Schreiben

mit einer nicht gerade sanften Bewegung der Hand Rosenthal's entnommen, hatte es darauf, sich tiefer beugend, der Königin übergeben und mit einer vor Zorn vibrirenden Stimme hinzugefügt: »Er besteht darauf, eine Antwort von Eurer Majestät zu erhalten.«

Die hohe Frau riß das Couvert hastig ab und las laut die folgenden Worte: »Ich habe Herrn von Rosenthal mit auf Deinen besonderen Wunsch seiner Dienste entlassen, habe ihm das selbst und freundlichst mitgetheilt, hauptsächlich, weil ich keinen Grund einsehe, einen Mann von seinen guten und schlimmen Eigenschaften unnöthig zu verletzen, wäre aber in dieser Richtung äußerst dankbar, wenn auch Du ihn mit ein paar wohlwollenden Worten verabschieden wolltest.«

Die Königin warf dieß Schreiben auf den Tisch, blickte wohl eine Minute lang finster schweigend vor sich hin und sagte dann, gerade als ihre getreue Hofdame sich in einer sehr energischen Miene eine Bemerkung erlauben wollte: »es gibt ja auch für uns leider Umstände, wo man jede Leidenschaft unterdrücken muß, und der ruhigen Überlegung Gehör geben; sagen Sie ihm, er soll kommen, wenn er darauf besteht, mich zu sehen.«

»Ich selbst soll ihm das sagen, Majestät?« fragte beinahe erschrocken die Hofdame, »nachdem ich ihn so eben auf Ihren allerhöchsten Befehl und mit nicht gerade freundlichen Worten abgewiesen?«

»Natürlich Sie selbst, meine Liebe,« erwiderte die Königin in einem kälteren Tone, »und wenn ich mich zwingen lassen muß, nachzugeben, so darf das auch Ihnen keinen Kummer verursachen.«

Fräulein von Klettenberg verließ das Zimmer nicht ganz mehr so aufrechten Hauptes wie vorhin, und draußen mußte sie sich zu einer gleichgültigen Miene Gewalt anthun, da Rosenthal sie heiter mit den Worten empfing: »A – a – a – ah, mein gnädigstes Fräulein, da Sie selbst statt eines Lakaien erscheinen, so bin ich einer gnädigen Entschließung Ihrer Majestät gewiß.«

»Nehmen Sie das, wie Sie wollen; die Königin will Sie empfangen, im Falle Sie auf dieser eigenthümlichen Forderung bestehen.«

»Leider muß ich nach Ihrer gnädigen Äußerung von vorhin darauf bestehen,« erwiderte Herr von Rosenthal mit einem Blick auf den Kammerdiener, der sich still lächelnd anschickte, eine der Flügelthüren zu öffnen.

Gleich darauf befand er sich mit der Hofdame im Gemache der Königin; während Jene rasch hinter Ihre Majestät trat, um von dort mit zusammengekniffenen Lippen wahrhaft vernichtende Blicke auf den frechen Eindringling zu schleudern, machte dieser eine sehr tiefe und sehr wohlgelungene Verbeugung, worauf er sich frei und ungezwungen näherte, die Anrede Ihrer Majestät erwartend.

Die hohe Frau stand aufrecht neben dem Tische, worauf sie die rechte, leicht zusammengeballte Hand gestützt hatte, mit eiskalter, unbewegt gleichgültiger Miene, wobei ihre Blicke, halb durch die Augenlider verschleiert, auf einer prachtvollen Blumenvase hinter Rosenthal hafteten, selbst als sie ihn ansprach: »Der König schreibt mir, er habe Sie aus seinen Diensten entlassen, um Ihnen die Freiheit wieder zu geben, welche Ihnen wünschenswerth erschien, um auf's Neue größere Reisen zu unternehmen, wozu ich Ihnen alles

Gute wünsche und den Himmel bitten will, daß er Sie die richtigen Pfade führen möge.«

Darauf neigte sie ihr Haupt mit einer so entschiedenen Bewegung, daß sie für jeden Andern die genügendste Veranlassung gewesen wäre, die Audienz als beendet anzusehen und sich zurückzuziehen, wogegen sich Rosenthal dankend verneigte und in ruhigem Tone zur Antwort gab: »Allerdings bin ich im Begriff, größere Reisen zu unternehmen, doch drängt mich nichts dazu, dieß heute zu thun oder über's Jahr, in zehn Jahren, in fünfzig Jahren. Es ist dieß auch nicht der Grund, der es mich dankend anerkennen läßt, meiner Dienste entlassen worden zu sein, dagegen weiche ich mit Vergnügen der Nothwendigkeit, um einem Besseren und Würdigeren Platz zu machen.«

Die Königin war im Begriff, ihr stummes Kopfnicken zu wiederholen, doch mochte irgend etwas in den Worten Rosenthal's liegen, in dem unbefangenen Tone, mit dem er sprach, sowie in seiner heiteren Miene, welche ein rascher Streifblick der hohen Frau erfaßt hatte, was sie veranlaßte, ihm zu entgegnen: »Mögen Ihre Gründe sein, welche sie wollen, so bin ich doch überzeugt, daß dieselben nur für Sie selbst von dem allergrößten Interesse sind – wie schon gesagt, ich wünsche Ihnen glückliche Reise.«

»Ah, Majestät!« rief Rosenthal hierauf mit einem affektirten erhobenen, aber nichts weniger als sorgenvollen Blick gen Himmel, »wie mir diese höchst gnädige Theilnahme das Scheiden erschweren wird!« wobei er seinen Blick noch dadurch zu verstärken strebte, daß er die rechte Hand auf sein

Herz legte, sich tiefer neigend, was aber Alles auf dem eiskalten Gesichte der Königin anfänglich keine Spur von Veränderung hervorrief, und erst als er enthusiastisch hinzusetzte: »Ja, das Scheiden von Allem, was mir hier lieb und theuer war, wird mir unendlich schwer!« – da zuckte es eigenthümlich, nicht gerade unmuthig, aber nichts weniger als freundlich in den Mundwinkeln der hohen Frau, sie schien im Begriffe zu sein, ihre rechte Hand leicht zu erheben und mit jenen bekannten kalten, hohen Personen so geläufigen Worten: »Ich danke Ihnen« alles Weitere kurz abbrechen zu wollen, als sie sich mit einem Male von Rosenthal's dunkelglühenden Augen, die er bis jetzt nur zuweilen wie schüchtern gegen ihr Antlitz erhoben hatte, gefaßt fühlte, so daß sie es nicht vermochte, den Strom seiner volltönenden, beinahe wehmüthig klingenden Sprache zu unterbrechen, als er fortfuhr: »Und wenn ich auch überzeugt bin, in jenen fernen Ländern, wohin ich meine Schritte lenken werde, auf's Sehnsüchtigste erwartet und auf's Herzlichste aufgenommen zu werden, so ist doch die ganze Pracht und der ganze Reichthum Indiens nicht im Stande, das tiefe Bedauern zu dämpfen, welches mich stets erfassen wird, wenn ich an alles Schöne und Erhabene hier denke, ja mit tiefstem innigsten Bedauern an eine schöne Zeit, die ich hier verlebt, und für welche auch Eurer Majestät meinen aufrichtigsten Dank zu sagen ich mir in tiefster Demuth scheidend erlauben muß.«

Auch jetzt machte die Königin nicht sogleich jene gewisse Handbewegung, schien sie aber einleiten zu wollen durch die um eine Idee wärmer ausgesprochenen Worte: »Wenn es mir möglich wäre, würde ich versuchen, dieses Bedauern zu theilen.«

»Und sich dadurch,« rief Rosenthal plötzlich wieder heiter erscheinend, »einer großen Inkonsequenz schuldig machen – verzeihen mir Euer Majestät dieses gewagte Wort, aber ein für ewig Scheidender darf sich ebensowohl wie ein Sterbender einen freimüthigen Ausdruck erlauben – ich möchte nicht gern bedauernd scheiden von all' den großen, schönen und edlen Eigenschaften Eurer Majestät, was ich unbedingt thun müßte, wenn meine allergnädigste Herrin auf diese Art einem Ihrer festesten Grundsätze untreu geworden wäre.«

»Welchen Grundsatz – wenn ich fragen darf?«

»Den, mich zu hassen, Majestät, und den ich so begreiflich finde, daß ich mich wundern müßte, wenn es anders wäre, und in dessen Ausführung ich eben ganz besonders den offenen, geraden, festen und unbeugsamen Willen Eurer Majestät kennen und auf's Höchste verehren gelernt habe.«

Wieder zuckte ihre Hand leicht in die Höhe, ja sie erhob den Kopf und ihre Lippen öffneten sich ein wenig, um sich aber wieder zu schließen, als Rosenthal unbeirrt im freundlichsten Tone, als erzähle er Unbetheiligten irgend eine artige Geschichte, fortfuhr: »Mit diesem Vorsatz, mich zu hassen, kamen Eure Majestät hieher, und hatten scheinbar dafür die unwiderlegbarsten Gründe – wer war Rosenthal? Irgend ein Glücksritter, ein Abenteurer, der es verstanden hatte, sich zum Entsetzen der Strenggläubigen des Hofes an die Person des Thronerben zu drängen, der dabei begreiflicherweise nur auf seinen eigenen Vortheil sah, um alle pikanten Launen, alle kleinen Leidenschaften nur für sich auszubeuten. Das waren die Schatten, die man riesenhaft vergrößert in das offene und edle Gemüth Eurer Majestät fallen ließ, ohne mit kluger Berechnung auch von den Lichtpunkten zu

reden – und da ich nicht vor Eurer Majestät erschienen bin,« setzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, »um auch diese Lichtpunkte zu berühren, sondern nur um die Versicherung abzugeben, wie gerecht ich beziehungsweise diesen Haß zu verdienen scheine, so brauche ich weiter nichts hinzuzusetzen.« Es entstand hier eine kleine Pause, allerdings lebhaft ausgefüllt durch das interessante Mienenspiel der mit allen Leibes- und Geisteskräften aufhorchenden Hofdame. Im Anfang der Unterredung war sie erschienen wie ein stilles theilnahmloses Wässertem, von einer düstern Trauerweide beschattet, dann, als das Gespräch die erste und, wie sie hoffte, einzige Frage und Antwort hinter sich hatte, begann ein leichter Wind die Zweige der Trauerweide unmuthig zu bewegen, und als Rosenthal mit einer Kühnheit, die nur ihm möglich war, Ihre Majestät förmlich in ein Gespräch verwickelte, verwandelte sich die sanfte Trauerweide in eine borstige Föhre auf kahler Höhe, um nun, da sich Rosenthal jene unerhörten Anspielungen erlaubte, wieder ganz Fräulein von Klettenberg zu werden, mit tief eingezwickten Lippen, stechendem Blick in den Augen, graugelbem Teint und gesträubtem Haar, ganz Allarmstange, die nur des kleinsten Funken bedürfte, um zur Errettung der Königin hoch aufzuflammen. Auch trug es durchaus nicht zu ihrer Besänftigung bei, daß Herr von Rosenthal seiner tiefen Verbeugung gegen die Königin, nach welcher die hohe Frau eine Sekunde ihre Augen mit der Hand bedeckte, ein ganz kleines Extrakompliment gegen die allmächtige Hofdame richtete, ja dasselbe mit einem kurzen ironischen Lächeln begleitend, so daß diese sichtbar zusammenzuckte und im Begriff war, zu einem letzten verzweifelten Mittel ihre Zuflucht zu nehmen, um diese verhaßte Audienz zu beendigen: ein Mittel, das

Vertraute allerhöchster Personen wohl wagen dürfen, in solchen abnormen Fällen anzuwenden, nämlich, mit vielsagendem Blick auf die Uhr zu schauen, um etwa Ihre Majestät daran zu erinnern, daß der befohlene Wagen wahrscheinlich vorgefahren sei. Doch schnitt das völlig unbegreifliche Benehmen der Königin auch dieses Tau entzwei, an dem ihr letzter Rettungsanker hing, denn Ihre Majestät, nachdem sie ihr Taschentuch an die Lippen gebracht und leicht hineingehustet, ließ sich langsam in ihren Fauteuil nieder, senkte das Haupt in die Hand und sagte, ohne aufzublicken, wohl in einem strengen, aber durchaus nicht in zornig erregtem Tone: »Ich will nicht, daß Sie mit dem Gedanken von uns gehen, als hätte ich absichtlich eine Ungerechtigkeit gegen Sie begangen, ja ich will Ihnen bekennen, daß ich von Lichtseiten in Ihrem Leben sehr Weniges gehört, und erlaube Ihnen deßhalb, weiter zu reden.«

»Gott segne Eure Majestät dafür, daß Sie mir erlauben, Ihnen den armen Rosenthal nicht ganz so schwarz darzustellen, als man ihn gewöhnlich malt, und ich bin glücklich, Ihnen ein gelungenes Porträt dieses eigenthümlichen Menschen auch mit all' seinen Fehlern entwerfen zu dürfen. – Rosenthal ist noch nicht so alt,« fuhr er in heiterem Tone fort, »um keine Jugendthorheiten begehen zu dürfen, doch hat er von dieser jedem fühlenden Herzen gegebenen Erlaubniß stets einen mäßigen Gebrauch gemacht, sich aber vor allen Dingen wohl gehütet, Andere zu ähnlichen Thorheiten zu verführen.«

Die Königin ließ ihre Hand sinken und schaute ihn an, worauf er weiter sprach: »Wohl verstanden zu Thorheiten, deren Andenken nicht nur uns gering Geborenen, sondern

sogar auch Hochgestellten die Röthe der Scham auf die Stirne treibt; es ist wahr, wir haben gespielt, gesungen, gelacht, getollt – getollt ja mit allen Extravaganzen, wie junge Menschen von gutem Schrot und Korn in früher Jugend tollensollen, um das also Versäumte in späteren Jahren und dann zur größeren Unbequemlichkeit der Mitlebenden nicht vielleicht nachholen zu müssen. Wir haben ganz außerordentliche Komödien gespielt, wir haben lustige Gelage gefeiert, deren sich kein ehrenhafter Student zu schämen hätte, wir haben dabei innigen Umgang gepflogen mit ausgezeichneten Künstlern und Gelehrten, und auf solche Art selbst aus scheinbaren und wirklichen Giftblumen Honig gezogen, wir sind spielend bekannt geworden mit der Malerei, der Bildhauerei, der Architektur, und was wir uns von diesen schönen und nützlichen Dingen angeeignet, das steht heute noch da, sichtbar vor aller Welt, hat allerdings viel Geld gekostet, ist aber wahrlich nicht zu theuer erkaufte durch den Veweis, den der verständige und geistreiche Erbe dieses Landes dadurch für seinen guten Geschmack geführt, und kann es Rosenthal nur für ein großes Kompliment ansehen, wenn sein Namen und sein geringes Wirken damit in Zusammenhang gebracht wird.«

Er trat nach diesen Worten mit einer Verbeugung zurück, als erwarte er, und vielleicht nicht ganz unfreundlich, entlassen zu werden.

Doch blickte die Königin sinnend vor sich nieder, und obgleich ihr Gesicht den finsternen Ausdruck von früher gänzlich verloren zu haben schien, so blieb doch auf ihren Zügen ein tiefer Ernst zurück, der von einem inneren Kampfe mit

sich selbst herzurühren schien und auch in einem eigentümlichen Ton ihrer Stimme Widerhall fand, als sie nach einer ziemlich langen Pause sagte: »Wenn mir auch Ihre Worte Wahrheit genug zu enthalten scheinen, um mich über Manches aufzuklären, ja, um mir Manches in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen – ich will Ihnen das nicht verschweigen –«

»Wofür der Himmel Eure Majestät segnen möge!« erlaubte sich Rosenthal mit enthusiastischem Ausdruck die hohe Sprecherin zu unterbrechen, um gleich darauf durch eine demüthig schüchterne Verbeugung der begangenen Unart wegen um Verzeihung zu bitten.

»So ist doch noch ein Punkt übrig geblieben – um welchen ich Sie befragen möchte – ohne zu einer solchen Frage die Worte finden zu können.«

Bei diesen Worten flog es blitzartig über die Züge Rosenthal's, und Fräulein von Klettenberg hinter dem Stuhle der Königin streckte sich sichtlich in die Höhe, und ihre Lippen kräuselten sich zu einem kurzen triumphirenden Lächeln, das aber gleich darauf einer gespannten Erwartung wich.

Herr von Rosenthal machte eine Kunstpause – aber nicht wie Jemand, der ungewiß oder verlegen ist über das, was er sagen will, sondern vielmehr wie Jemand, der sich anschickt, auf ein erwartetes Gesprächsthema freimüthig und offen einzugehen; demgemäß erschienen auch seine Gesichtszüge, sowie seine klar auf die hohe Frau gerichteten Blicke, welche nun den ihrigen, die sich langsam erhoben, begegneten.

»Da ich fest entschlossen bin,« sprach er alsdann mit ruhigem, bedächtigem Tone, »das mir so unschätzbare Vertrauen Eurer Majestät zu verdienen, so werde ich mir erlauben,

auch auf diesen Punkt rückhaltlos einzugehen, und vermag das um so leichter, da ihm durch böswillige Übertragungen mehr Gewicht beigelegt worden, als er verdiente. Es ist dieß eine höchst einfache Geschichte, über welche ich vielleicht meinen Ausspruch von vorhin, daß das Tollen in früher Jugend dem im späteren Alter weit vorzuziehen ist, wiederholen darf, und dabei ist,« setzte er mit einem freimüthigen Lächeln hinzu, »nicht einmal von etwas Tollem oder Ungehörigen die Rede gewesen – eine Versicherung,« sagte er plötzlich sehr ernst werdend, »worauf ich den feierlichsten Schwur abzulegen vermag; es war eben nichts als eine romantische Episode im Leben eines schwärmerischen jungen Mannes, die ich allerdings theilweise begünstigte, eben weil ich wußte, daß sie ungefährlich war, und selbst auch, weil ich dachte, daß ein jugendliches Herz, welches erfüllt ist von dem Duft einer edlen Blume, dadurch der Gefahr entgeht, tiefer hinabzusteigen und Giftkräuter zu pflücken. – Ich kann nicht offener sein,« schloß er unter einem leichten Achselzucken.

Das mochte auch Fräulein von Klettenberg, obgleich nicht in dem von Rosenthal gewünschten Sinne meinen, denn sie machte eine unmuthige und so hörbare Bewegung, daß die Königin erstaunt umschaute, um sich nach einem Blick auf das Gesicht ihrer Hofdame zu den kurz ausgesprochenen Worten veranlaßt zu sehen: »Ich bitte – meine Liebe! – Herr von Rosenthal hat mir da eigentlich nichts Neues gesagt, ungefähr so erfuhr ich das auch aus anderem sehr glaubwürdigen Munde, allerdings aber auch wieder in den gehässigsten und widerlichsten Variationen, und doch möchte ich Ihnen so gerne glauben,« setzte sie, den Kopf senkend, mit leisem Tone hinzu.

»Das dürfen Euer Majestät,« gab er mit bestimmtem, energischen Tone zur Antwort, »und obgleich nicht allwissend, könnte ich doch dafür meine Seligkeit verpfänden, und gebe Ihnen das heilige Ehrenwort eines Mannes, der nicht gewohnt ist, mit dergleichen Dingen zu spielen -- dabei eines Mannes, der als gewissermaßen Scheidender weniger Rücksichten zu gebrauchen nothwendig hat, und ferner eines Mannes,« fuhr er mit einem sicheren Lächeln fort, »der wohl im Stande gewesen wäre, sich auch auf eine andere Antwort vorzubereiten, da er genau wußte, welche Frage man an ihn zu stellen die Gnade haben würde.«

»A – a – a – ah!« rief die Königin, ihn erstaunt anblickend, um gleich darauf mit einem kaum merklichen Kopfschütteln zu sagen: »Und doch gab es einen Augenblick, wo Sie von dieser und jeder andern Frage soweit als möglich entfernt waren.«

»Auch das erschien mir im Geiste,« erwiederte Herr von Rosenthal mit der ihm eigenen Sicherheit, »und wenn mich auch die tiefe Ungnade meiner so hochverehrten Königin auf's Schmerzlicheste berührte, so tröstete mich der Gedanke, endlich doch noch zu so glücklichem Ziele zu kommen, was ich allerdings dem übergebenen Schreiben verdanke, wie der wohlwollenden Fürsprache einer Dame, welche das Glück hat, Eurer Majestät so nahe zu stehen.«

Er machte bei diesen Worten eine kurze Verbeugung gegen Fräulein von Klettenberg, die aber den Kopf rasch und ärgerlich abwandte, um dann verlangend auf die Königin hinabzublicken, ob diese denn noch immer nicht das Zeichen zur Beendigung dieser so verhaßten Unterredung geben wolle.

Doch im Gegentheil lehnte sich die hohe Frau in ihrem Fauteuil zurück und sagte, indem zum ersten Mal ein freundlicher Zug auf ihrem bisher so ernstem Gesichte erschien: »Sie rühmen sich da einer Wissenschaft, von der man mir schon gesprochen, die ich aber, aufrichtig gesagt, für unmöglich halte.«

»Ich weiß nicht genau, was Eure Majestät zu meinen geruhen, denn meine Äußerung von soeben bedürfte doch als Grundlage keiner prophetischen Gabe, ich wußte, daß Sie auf das überbrachte Schreiben hin Ihrem so getreuen Diener ein Abschiedswort nicht verweigern würden.«

»Sie wußten das also sicherer, wie ich selbst,« erwiderte die Königin nicht ohne eine leichte Beimischung von Spott, »und möchte ich jetzt beinahe aufrichtig bedauern, daß ich Ihre tiefe Wissenschaft nicht schärfer auf die Probe stellte oder zu Schanden machte, indem ich Sie nicht vorlieb.«

»Eure Majestät waren allerdings sehr entschlossen, dieß zu thun,« gab Herr von Rosenthal mit einem äußerst heiteren Lächeln zur Antwort, »Eure Majestät waren allerdings gewillt, mich sogar trotz jenes Schreibens abzuweisen, fanden aber doch, wie ich aus bester Quelle weiß,« setzte er sehr scharf und deutlich betonend hinzu, »daß leider Umstände eintreten können, wo man sich zur Unterdrückung der Leidenschaft entschließt, um ruhiger Überlegung Gehör zu geben, worauf Sie die Gnade hatten, mich kommen zu lassen, im Fall ich darauf bestände, Eure Majestät zu sehen – eine äußerst unangenehme Alternative, die mich vielleicht zu einer Indiskretion zwang, um nicht vor den Augen Eurer Majestät in so schwarzer Gestalt zu verschwinden, wie meine Feinde mich zu malen beliebten.«

Während er das sagte, schien er durchaus nicht den eigenthümlichen Blick bemerkt zu haben, den die Königin mit ihrer Hofdame wechselte, da diese rasch vorgetreten war und sich mühsam mäßigend die Worte hervorzischte: »Darnach könnt' es allenfalls erscheinen, als wäre ich diese beste Quelle, und hätte Sie mit einer wahrlich unmotivirten Vertraulichkeit behandelt,« welche Äußerung Herr von Rosenthal mit einem leichten Kopfschütteln erwiderte und mit den in gefälligem Tone hingeworfenen Worten: »Ich muß Ihnen das Zeugniß geben, mein gnädigstes Fräulein, daß Sie nicht diese beste Quelle waren, daß Sie mich durchaus mit keiner Vertraulichkeit behandelten, darf aber dabei wohl gestehen, daß Ihre Worte von soeben das glänzendste Zeugniß für meine Wissenschaft sind.«

»Was ich offenherzig zugestehen will, Herr von Rosenthal,« sagte die Königin mit einem ziemlich heiteren Gesichtsausdruck, der sich zu einem Lächeln steigerte, als sie beifügte: »wenn Sie nämlich —«

»Nicht gelauscht haben,« vervollständigte Rosenthal rasch den Satz der Königin, und setzte hinzu: »Daß das unmöglich war, dafür könnte ich allenfalls das Zeugniß Ihres Kammerdieners anrufen, und wird auch Fräulein von Klettenberg mir als dießmal beste Quelle bezeugen müssen, daß ich mich weit genug von der Thüre befand, als sie eintrat.«

»So wollen Sie also, ich soll an etwas Unbegreifliches, an etwas Geheimnißvolles glauben, an jene seltsame unerklärliche Eigenschaften, die Leichtgläubige Ihnen zuerkennen, von Ihnen fürchten, ja die sie sogar anstaunen und bewundern?«

»Und warum nicht einmal zur Abwechslung, Majestät,« versetzte Rosenthal in seiner wieder gewonnenen kecken

Laune – »warum nicht? – Eure Majestät haben vom Hörensagen so viele schlimme Eigenschaften geglaubt, die ich besitzen sollte, weßhalb nicht auch einmal etwas anerkennen, das man wenigstens zu den interessanten Qualitäten rechnen kann!«

»So verlangen Sie, daß ich glauben soll, was meiner Vernunft widerstrebt?«

»Und warum nicht? Bleibt uns doch bei allem Erschaffenen so Manches unerklärlich, was wir gläubig hinnehmen müssen; ich will nicht von großen Dingen, z. B. dem Weltall mit seiner ewigen Bewegung reden, sondern will in meiner Bescheidenheit, da es sich um einen Vergleich handeln könnte, bei ziemlich Geringem und doch wieder so Wunderbarem bleiben, meinestwegen bei der Zukunft jener schon so kahl gewordenen Bäume,« fuhr er nach einem Blick durch das Fenster fort, »mit deren jetzt schon wieder sichtbaren Knospenansatz, kaum stecknadelgroß, aus denen sich im nächsten Frühjahr handbreite Blätter entwickeln werden – auch das glauben wir, ohne es zu begreifen.«

»Wir glauben daran, weil wir es auf natürliche Art sich entwickeln sehen.«

»Glauben aber an Manches, Majestät, dessen natürliche Entstehung und Entwicklung uns als Begriff gewaltig fern liegt.«

»Halt,« sagte ziemlich ernst die Königin, »das ist ein Terrain, auf welchem ich Ihnen nicht zu folgen wünsche. Lassen wir die großen und höchsten Aktionen, unter deren gewaltige Wirkungen wir uns allerdings beugen müssen, auch ohne sie zu begreifen, und sagen Sie mir lieber etwas,« setzte sie anmuthig lächelnd hinzu, »was mich an Ihre eigene Wissenschaft glauben lassen kann.«

»Das ist allerdings im Augenblick sehr schwer, Majestät, auch bin ich ohne alle Hülfsmittel, mir fehlt sogar mein wunderthätiger Bergkrystall, um vielleicht etwas Zukünftiges zu errathen, und von der Vergangenheit Eurer Majestät zum Beispiel, den heutigen Morgen betreffend, finde ich in meinem Gedächtnisse wenig, was wichtig genug wäre, um es in das Gedächtniß Eurer Majestät zurückzurufen.« »Das ist allerdings im Augenblick sehr schwer, Majestät, auch bin ich ohne alle Hülfsmittel, mir fehlt sogar mein wunderthätiger Bergkrystall, um vielleicht etwas Zukünftiges zu errathen, und von der Vergangenheit Eurer Majestät zum Beispiel, den heutigen Morgen betreffend, finde ich in meinem Gedächtnisse wenig, was wichtig genug wäre, um es in das Gedächtniß Eurer Majestät zurückzurufen.«

»Nun,« sagte die Königin aufhorchend, »wenn Sie überhaupt etwas von meinem heutigen Morgen wüßten, was Sie eigentlich nicht wissen können, so wäre es mir schon äußerst interessant, als Folge unseres Gespräches auch Unwichtiges wiederholen zu hören.« —

Herr von Rosenthal fuhr langsam mit der Hand von der Stirne abwärts über sein Gesicht bis tief hinab zum Ende seiner schwarzen Favoris, worauf seine weit geöffneten leuchtenden Augen einen eigenthümlichen Ausdruck annahmen; er verstand es in solchen Momenten wie Niemand, in weite, unabsehbare Ferne zu starren, und wenn ein empfängliches, phantasiereiches Gemüth in diesen Blicken zu lesen vermochte, so glaubte man zu empfinden, wie sie weit dahinschwebten über Berge und Thäler, weit, weit, bis sie vielleicht auf einer öden Sandfläche oder auf dem Leuchten des Meeres haften blieben, wobei seine Gesichtszüge einen geistig durchglühten Ausdruck annahmen.

Doch dauerte dieses Hinausstarren jetzt nur einen kurzen Augenblick, den er mit einer leichten Verbeugung gegen die Königin schloß und dann lächelnd sagte: »Die täglichen segensreichen Beschäftigungen Ihrer Majestät ebenso übergehend wie auch ein paar Worte über jenen entsetzlichen Abenteurer Rosenthal, durch dessen Entlassung ein sehr gefährliches Element vom Hofe entfernt wird, hatten heute zwei Personen die Ehre einer Audienz, von welchen beiden Personen sich als solchen nicht viel Wichtiges sagen läßt, die aber trotzdem zu einiger Wichtigkeit gelangen könnten, wenn ihnen Zeit und Umstände wie bisher günstig blieben.«

Die Königin warf einen flüchtigen Blick auf ihre Hofdame, welche, den Sprecher finster, fast verächtlich anschauend, nichtsdestoweniger jetzt eine große Aufmerksamkeit verrieth, zur gleichen Zeit aber auch etwas wie Ermüdung, denn sie stützte ihre Hemd fest auf die Lehne des Fauteuils Ihrer Majestät, was diese veranlassen mochte, ihr im freundlichen Tone zu sagen: »Setzen Sie sich doch, meine Liebe,« was denn auch Fräulein von Klettenberg augenblicklich that, wogegen wir fest überzeugt sind, daß sie gern noch volle vierundzwanzig Stunden stehen geblieben wäre, wenn sie dadurch die Worte der Königin – »auch Sie, Herr von Rosenthal« – hätte ungesprochen machen können.

So aber knickte sie förmlich in sich zusammen, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als der Betreffende, rasch einen Sessel herbeiholend, sich nach einer dankenden Verbeugung gegen die hohe Frau darauf niederließ.

»Wer waren die beiden Personen, die sie vorhin erwähnten?«

»Um das zu wissen,« erwiderte Herr von Rosenthal gemüthlich lächelnd, »gebrauchte man durchaus keiner tiefern

Wissenschaft; man könnte es von dem Portier erfahren haben, ja sogar, von dem Kammerdiener Eurer Majestät. Der eine von Denen, die so glücklich waren, empfangen zu werden, war mein alter Bekannter, Baron Brenner, zurückgekehrt von einem nicht ganz freiwilligen Aufenthalte in Paris, den er deßhalb auch als eine Verbannung betrachtete, und der nun hofft, hier seinen großen Fähigkeiten gemäß die richtige Verwendung zu finden. Er appellirt an das gute Herz Eurer Majestät, wie vorher schon an die Güte der Fräulein von Klettenberg.«

Letzteres war eine kleine Bosheit, was die Betreffende auch fühlte und mit einem verächtlichen Blicke erwiderte, wodurch sich aber der Andere nicht stören ließ, ruhig fortzufahren: »Brenner glaubt sich von Seiner höchstseligen Majestät unverdient zurückgesetzt, und vermeint deßhalb ein Anrecht zu haben auf die eine Seite der Schicksalswage, deren andere ich einzunehmen so unglücklich bin.«

»Doch nicht gerade deßhalb,« erwiderte ernst die Königin, »Brenner ist einer der Getreuen, welche durch aufopferungsvolle Anhänglichkeit an uns, oder vielmehr an meinen Gemahl, ihre dienstliche und gesellschaftliche Stellung wagen, und denen man für manche Stunde des Leidens wohl eine genügende Belohnung schuldig ist – rechnen Sie Brenner nicht zu den sehr Befähigten und zu Denen, die eine bedeutende Stellung auszufüllen im Stande wären?« fragte sie alsdann rasch aufblickend.

»Das wage ich nicht zu verneinen,« gab Rosenthal nach einer kurzen Pause zur Antwort, »es wäre ungerecht, denn wer vermag bei richtiger Verwendung nicht seine Schuldigkeit zu thun! Dabei ist Brenner ein liebenswürdiger Mensch und angenehmer Gesellschafter, ja eine jener Fähigkeiten,

die das eigentlich erst in fester Hand zu werden vermögen und dann gewissermaßen unbezahlbar sind, ein tüchtiges Instrument, so lange dasselbe sicher geführt wird, und oben-drein bequem, da es sich geduldig in die Scheide stecken läßt, wenn man seiner nicht mehr bedarf.«

»Eine feste Hand vorausgesetzt,« sagte die Königin nachdenklich und mit einem energischen Kopfnicken, »sind das allerdings unschätzbare Eigenschaften.«

»Gewiß, Majestät, und es gibt nicht viele dergleichen fähige Leute, die sich so ohne Weiteres in den Riß stellen lassen, die unbedingt nur als Werkzeug dienen wollen, die, in berechtigter inniger Verehrung aufschauend, lieber ihre Existenz wagen, als durch Anmaßung unfolgsam zu erscheinen und gefährlich zu werden, so dem Ausspruch des großen Dichters folgend:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.«

Er sagte das mit einem raschen Streifblick auf Fräulein von Klettenberg, ohne indessen seine Miene auch nur im Geringsten zu verändern, trotzdem er wohl bemerkte, welch' tiefen Eindruck seine letzten Worte auf die Hofdame gemacht. Sie war leicht zusammengezuckt und ihr Auge, das noch vor wenig Minuten vor Zorn und Haß gefunktelt, hatte eben eine etwas mildere Färbung angenommen, um jetzt plötzlich einen Ausdruck höchster Überraschung, ja des Schreckens zu zeigen, der erst langsam wieder verschwand, als nun die Königin mit einer horizontalen Bewegung der Hand sagte: »Gehen wir über Brenner hinweg, Einiges von dem, was Sie mir gesagt, war mir interessant, und wenn ich

auch darin allerdings nicht Ihre Wissenschaft zu bewundern vermag, so doch Ihre große Kombinationsgabe.«

Rosenthal's Miene zeigte an, daß er mit diesem Resultate vollkommen zufrieden sei, und schickte sich hierauf unter einem etwas ironischen Lächeln an, die Frage der Königin, was er von ihrem zweiten Besuche wisse, zu beantworten, indem er sagte: »Ah, das ist eine ganz eigenthümliche, geheimnißvolle, und wenn mich nicht Alles trügt, auch bedeutende Persönlichkeit, der Freiherr von Reckenstein, aus einem uralten Hause und nicht nur Baron, sondern auch ein tüchtiger Künstler, wie er selbst sagt.«

»Und was sagen in diesem Punkte Andere von ihm?« fragte die hohe Frau.

»Andere gibt es, die derselben Meinung sind, so einer Eurer Majestät ausgezeichnetster und getreuester Diener, Seine Excellenz der Herr Hofmeister von Tönning, der, entzückt von dem Talente seines Schützlings, denselben hier einführte und Eurer Majestät dringend empfahl, ja dieser Empfehlung später noch eine ganz genaue Richtung gab, indem er die gerade in diesem Augenblicke erledigte Stelle eines königlichen Galleriedirektors erwähnte.«

»Das ist Alles richtig,« sagte die Königin nachdenklich im leisen Tone, um dann laut zu fragen: »und was halten Sie von diesem Freiherrn von Reckenstein?«

»Als Mann von Welt, als Mitglied der Gesellschaft, glaube ich, daß er Ausgezeichnetes leisten kann; über den Künstler möchte ich mir erst ein Urtheil erlauben, nachdem ich sein erstes bedeutendes Bild gesehen, was, wie er Eurer Majestät gesagt, das Porträt der Miß Stanley sein wird.«

»Das hat er allerdings gesagt, auch« – hier schwieg sie mit einem forschenden Blick auf Rosenthal, worauf dieser,

den unterbrochenen Satz ergänzend, gleichgültig fortfuhr: »auch hatte er die Ehre, eine geistreiche Skizze der Miß Stanley vorzeigen zu dürfen, und setzte dabei seine Ansicht auseinander, daß er, wie die großen Italiener und Spanier, ein Porträt stets als vollständiges Bild erfasse und darstelle, deßhalb sehr wählerisch im Kostüm sei, überhaupt im ganzen Arrangement, um dadurch einer ephemeren Erscheinung, wie es nun einmal der Charakter des persönlichen Bildnisses sei, den Stempel der Stabilität und des Unvergänglichen aufzudrücken.«

Die Königin nickte lächelnd mit dem Kopfe, vielleicht weil Rosenthal diese Worte unverkennbar im Ton des Betreffenden gesagt.

»Ich komme dadurch häufig in Differenzen mit seinem Freunde, dem immerhin berühmten Künstler Weißner, welcher dem Porträt überhaupt eine niederere Kunststufe anweise, ja dasselbe vernachlässige, weil es ihm schwierig erscheine, doch liege diese empfundene Schwierigkeit nicht in der minderen Kunstfertigkeit, wohl aber in dem Bewußtsein, daß dieser an sich berühmtere Künstler leider den Geist der eleganten und vornehmen Welt nicht so zu erfassen vermöge, als er, Reckenstein nämlich, der von Jugend auf den Vorzug gehabt, in höheren Kreisen leben zu dürfen.«

Dieß sprach Rosenthal zuerst mit seiner eigenen persönlichen Ausdrucksweise, um dann wiederholt fast unmerklich, aber treffend in die Art des Redens, ja der Mienen und Bewegungen des Freiherrn von Reckenstein überzugehen, obgleich er diesen nur ein einziges Mal auf dem Klub, wo ihn der Obersthofmeister eingeführt, in der Nähe gesehen und sprechen gehört, – machte das aber so täuschend, daß

ihn die Königin lächelnd anschaute, und Fräulein von Klettenberg krampfhaft ihre Augenbrauen emporzog, um nicht gleichfalls eine gelinde Heiterkeit zu zeigen.

Jetzt aber erhob sich die Königin rasch, vielleicht selbst in der Absicht, kein allzu großes Gefallen sehen zu lassen an dieser Vorstellung des unverbesserlichen Rosenthal, wobei sie ihren Finger erhebend sagte: »Es ist gefährlich, von Ihnen kopirt zu werden, besonders da ich gestehen muß, daß Sie dergleichen Bosheiten mit großer Meisterschaft ausführen – – hätte man soeben nicht sagen sollen,« wandte sie« sich an ihre Hofdame, »Herr von Rosenthal hätte auch im Äußeren eine Ähnlichkeit mit dem Freiherren von Reckenstein?«

»Was auch schon anderwärts bemerkt worden ist,« versetzte der Betreffende sich verneigend, »und zu meiner großen Befriedigung, denn der Herr Baron von Reckenstein ist ein außerordentlich schöner und eleganter Mann – finden Sie das nicht auch, Fräulein von Klettenberg?«

»Letzteres zugegeben,« erwiederte diese in trockenem Tone, wobei sie den Blick gegen das Gesicht der Königin richtete, »vermag ich doch von einer Ähnlichkeit zwischen den beiden genannten Personen keine Spur zu entdecken.«

»Ihre Majestät,« sagte Rosenthal, »hatten die Gnade, das zu bemerken, und ich erlaubte mir nur dem beizupflichten, da ich Ähnliches gehört, ja erfahren, daß Jemand gesagt haben soll, Freiherr von Reckenstein sei der blonde Rosenthal.«

Das war eines jener Schlagworte, wie er sie gerne zu lanciren pflegte, wohlwissend, daß sie durch rasche Mittheilung einen artigen Kreislauf bei Hofe beschrieb, was vielleicht für seinen Zweck paßte, denn er lächelte heiter, als

er bemerkte, wie sich die Lippen Ihrer Majestät leicht kräuselten, und wie Fräulein von Klettenberg vor Ingrimms zusammenzuckte. Doch kam jetzt zum Trost der Letzteren der langersehnte Augenblick, wo die Königin mit einer Handbewegung gegen Rosenthal, leider aber in nicht unfreundlichem Tone die Worte sprach: »Ich danke Ihnen und wünsche glückliche Reise,« worauf er sich nach einer tiefen Verbeugung zurückzog, um nach einer zweiten, noch tieferen an der Thüre, das Gemach zu verlassen.

»Was sagen Sie dazu, meine Liebe?« fragte die Königin nach einer kurzen Pause, während welcher Fräulein von Klettenberg die Hände zusammengefaltet hatte, und tief aufseufzend einen Blick gegen die Decke des Zimmers gewagt. »Wer uns heute früh gesagt hätte, ich würde Rosenthal bei mir sehen!«

»Ja, Majestät, es würde Niemand geglaubt haben, daß Sie Rosenthal empfangen, ja nicht nur sehen zu einer ganz kurzen Audienz, sondern dabehalten und mit ihm plaudern. – Drei Viertelstunden und zwei Minuten, – es ist so etwas kaum dagewesen.«

»Und hat mich selbst überrascht, wie ich Ihnen zugeben will, wird aber,« setzte die Königin mit einem gemüthlichen Lächeln und leisem Spott hinzu, »unserem guten Namen keinen Abbruch thun – es war ein *adieu pour jamais*, und deßhalb verzeihlich, auch ganz interessant, wie ich nicht leugnen will, und möchte jetzt noch inniglich lachen, wenn ich an den blonden Rosenthal denke.«

Dieß schien nun aber Fräulein von Klettenberg gerade durchaus nicht komisch zu finden, und wenn sie auch

pflichtschuldigst mitlächelte, so geschah es doch unter einem Ausdruck, als zerkaue sie dabei eine recht herbe Essiggurke; sie konnte sich aber nicht enthalten, in einem hierzu passenden Tone zu sagen: »Wenn dieses *adieu pour jamais* nicht am Ende und besonders nach der so glücklich errungenen Audienz nur ein frommer Wunsch und eine schöne Redensart bleibt.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es könnte einer der beliebten Schachzüge Rosenthal's gewesen sein, und er vielleicht gefunden haben, daß sein Spiel doch noch nicht so verzweifelt, stehe, um es gänzlich verloren zu geben.«

»Sie wollen sagen, er könne darauf hin den Versuch machen, das Terrain zu behaupten!«

»Es sähe ihm das sehr ähnlich, Majestät.«

»A – a – a – ah!« sagte die Königin den Kopf aufwerfend, »in dem Falle sollten Sie mit mir zufriedener sein, als heute, wo ich mich Ihrer Meinung nach nicht ganz gut aufgeführt habe.«

Trotzdem dieß die Königin mit einem heiteren und recht gütigen Tone sagte, affektirte Fräulein von Klettenberg doch einen recht tüchtigen Schrecken bei diesen Worten und schienen sich erst wieder beruhigen zu können, als die Königin ihr die Hand reichend wohlwollend hinzufügte: »Übrigens danke ich Ihnen auch dafür – auf Wiedersehen später.«

NEUNTE RANDVERZIERUNG.

In wahrer Künstlermanier mit freien kräftigen Strichen.

Eigenthümlich, daß Rosenthal, im Vorzimmer angekommen, ähnliche Gedanken hatte, wie seine verehrte Gönnerin, Fräulein von Klettenberg, denn im gleichen Augenblicke, wo diese drinnen von Schachzügen überhaupt sprach, murmelte er draußen: »Schach der Königin,« und während er sich alsdann von den Lakaien seinen warmen Paletot anziehen ließ, – der späteste Herbst ließ sich nämlich recht kühl an – winkte er dem sich tief verbeugenden Kammerdiener mit wohlwollender Herablassung, wobei er ihm sagte: »Das ist hier doch ein angenehmerer Posten, als wenn Sie nach Ihrem Wunsche in die Silberkammer gekommen wären,« und drückte der Blick, der diese Worte begleitete, deutlich genug den nicht gesprochenen Nachsatz aus: »was Sie eigentlich doch nur meiner Protektion zu danken haben.«

Vor dem Schlosse hielt Rosenthal's Wagen, ein elegantes, sehr leichtes Coupé mit einem starken englischen Pferde gespannt, und er hatte den Schlag schon geöffnet, um einzusteigen, als er sich eines Andern besann, die Thüre wieder zuwarf und dem Kutscher befahl, nach Hause zu fahren.

»Wir befinden uns in einer so guten Laune,« sprach er alsdann zu sich selber, »daß wir schon einen Tropfen Wermuth ertragen können, und wollen wir uns deßhalb das Vergnügen machen, unsern theuren Schwager aufzusuchen, und nebenbei die persönliche Bekanntschaft des blonden Rosenthal machen.«

In Kurzem hatte er das Haus erreicht, wo sich Arthur Weißner's Atelier befand, stieg langsam die Treppen hinauf, und wenn ihn dabei auch nicht Bilder und Phantasieen so schmerzlicher Art begleiteten, wie es dem Maler geschehen, als er zum ersten Male diesen Weg gemacht, so schlug doch

auch um sein Haupt die Vergangenheit ihre dunklen Fittige. Er dachte an die Besuche, die er früher hier gemacht, an Ellen, und wie so Manches anders gekommen wäre, wenn sie nicht die verrückte Idee gehabt hätte, da oben ihr Bild malen zu lassen.

Dieser Gedanke hätte ihm fast seinen guten Humor geraubt, ja er begann schon die Lippen zusammen zu pressen, und statt die Treppen mit elastischen Schritten hinauf zu eilen, ging er seinen Weg langsamer und nachsinnend, blieb aber plötzlich stehen, da er über sich sprechen hörte, um dann, sich vorsichtig seitwärts beugend, zwei Personen zu sehen, deren Anblick überraschend und höchst angenehm für ihn alle trüben Gedanken verscheuchte.

Es war ein junges Mädchen und ein sehr junger Herr, die oben an einer Treppenbiegung so standen, daß das Geländer eine Scheidewand zwischen ihnen bildete. Sie stand jenseits ein paar Stufen höher, er diesseits einige Stufen tiefer nach ihr aufblickend, während er eine ihrer Hände mit seinen beiden umfaßt hielt und im bittenden Tone in sie hinein sprach, wogegen sie den Kopf abwandte, und zwar recht absichtlich, denn sie machte die Bewegung des Abwendens ein paar Mal haftig nach einander, was, wie Rosenthal bei sich dachte, in's Verständliche übersetzt, so viel heißt als: »Laß mich zufrieden, ich werde doch thun, was ich will«; auch gab sie jetzt diesen Gedanken Worte, indem sie sagte: »Ich weiß eigentlich gar nicht, was Du willst, und weißhalb Du mir bis hierher nachläufst. Auch thue ich gar nichts im Geheimen, denn die Tante weiß ganz genau, daß ich zu Fräulein Angelika gehe, und ebenso gut weißt Du, daß ich mich

jeder Stunde anbequemen muß und recht gerne anbequeme, die sie mir bestimmt, denn es ist überhaupt ein großes Glück für mich, daß ich bei ihr zeichnen darf.«

»Du siehst das für ein Glück an,« gab er traurig zur Antwort, »und darüber wollen wir nicht abermals streiten, Du wirst mir aber zugeben, daß Du sonst nur Morgens früh und noch nie um diese Stunde hierher gegangen bist.«

»Und ich verbitte mir alles Spioniren meiner Schritte,« erwiderte das junge Mädchen im ärgerlichen Tone, wobei sie versuchte, ihm ihre Hand zu entreißen, die er aber trotz ihres Sträubens festhielt, während er heftiger und deßhalb lauter fortfuhr, als er vielleicht an diesem nicht ganz geeigneten Orte beabsichtigte: »Auch bist Du heute ganz besonders geputzt unter Deinem grauen Regenmantel, und Deine weite Kapuze kann es nicht verbergen, daß Du Dein Haar sorgfältig mit blauen Bändern frisirt hast.«

»Das ist wieder einmal die alte Geschichte,« dachte Rosenthal, sich fester in die Biegung des Treppengeländers schmiegend, von wo er einen ziemlich freien Blick auf das junge Paar hatte, »und dem richtigen Laufe der Dinge nach kommt jetzt der Augenblick, wo sie böse wird und dadurch geschickt die Unterhaltung abreißt.«

So geschah es denn auch, und sie riß nicht nur die Unterhaltung ab, sondern auch ihr Händchen aus seinen ziemlich derben Fingern, indem sie ihm mit geröthetem Gesichte zuherrschte: »Jetzt laß mich in Ruh' und geh' Deiner Wege, das fehlt überhaupt noch, mich von Dir ausspioniren zu lassen; ich weiß ohnedieß nicht, wie Du Dir so etwas anmaßen kannst. Ich bin nicht mehr das kleine Mädchen, das früher über Deine dummen Kindereien gelacht; das ist mehr als vorbei, und wenn Du Dich noch einmal unterstehst, mir so

unverschämt nachzulaufen, so sage ich es der Tante, und Du weißt wohl, sie scherzt nicht in solchen Dingen.«

»Also Alles vorbei,« sagte er traurig, »und Du denkst nicht mehr jener für mich so glücklichen Zeit, wo wir Erdbeeren suchten und ich Dich auf dem See im Kahne rudern durfte?«

»Aha!« lachte Rosenthal, »eine überreif gewordene Jugendliebe.«

»Also – Alles vorbei?« fragte er abermals.

»Ja – – wenn Du fortfährst, mich auf diese Weise zu plagen und Schlimmes von mir zu denken.«

»O Gott, ich möchte ja nur das Beste von Dir glauben!«

»So thue das und gehe Deiner Wege.«

Rosenthal war nach dieser kurzen Abfertigung schon im Begriff, seinen Weg gleichfalls die Treppe hinauf fortzusetzen, um von den jetzt wahrscheinlich Herabkommenden hier nicht lauschend getroffen zu werden, sprach aber lächelnd nach einem raschen Blick in die Höhe: »Halt! wir haben noch eine kleine Versöhnung; etwas kümmerlich von ihrer Seite, doch reicht sie ihm, wenn gleich widerstrebend, die Hand.«

So geschah es auch in der That, da aber das junge Mädchen zu gleicher Zeit einen hastigen Schritt aufwärts machte, so bemerkte er ein ausnehmend zierliches Stiefelchen mit einer schneeweißen wohlgerundeten Fortsetzung, welche ihm zu denken gab.

»Nun ist es aber genug,« sagte die droben ärgerlich, ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte, abermals wegreißend.

»Und ich darf Dich heute nicht abholen,« flehte der junge Mann, »o, erlaube es mir, und wenn ich auch stundenlang drunten warten müßte.«

»Unterstehe Dich!« rief sie zornig, »nein, wahrlich dafür hast Du mich heute zu sehr beleidigt. – Das sage ich Dir, Adolph, erfahre ich, daß Du unten auf mich gewartet, so ist es auf ewig mit uns vorbei. Ich schwöre es feierlich.«

Nach diesen Worten eilte sie rasch die Treppen hinauf, und während es Rosenthal sehr langsam ebenso machte, denn er hörte jetzt den Anderen herabkommen, dachte er: »Wenn dieser junge Mann einige Praxis hat, so wird er dem Verbot dennoch trotzen, um vielleicht zu erfahren, warum man nicht erwartet sein will – – vielleicht aber auch ist er hübsch folgsam, wie man es in solchem Alter gewöhnlich zu sein pflegt.« Diesen Nachsatz hing er seinen Gedanken an, als er den Betreffenden, während derselbe bei ihm vorüberkam, scharf musterte. Jener hatte es indessen gerade so gemacht, und der Blick, mit dem er ihn forschend anschaute, war so wenig freundlich gewesen, ja hatte ein so unverholenes Mißtrauen ausgedrückt, daß Rosenthal wohl zum Glauben berechtigt war, sein Erscheinen hier könne mit dem Besuche der jungen Dame droben von jenem eifersüchtigen jungen Menschen in Verbindung gebracht werden.

»Übrigens ist mir dieses Gesicht nicht ganz unbekannt,« sprach er leise vor sich hin, »ich habe diesen jungen Herrn früher irgendwo gesehen, was mir vollkommen erinnerlich ist, obgleich er sich etwas zu seinem Vortheil verändert hat, ungefähr wie ein bunter, nicht gerade seltener Schmetterling, den man einstens als wenig versprechende Raupe gekannt. – – Jedenfalls aber wollen wir später den Versuch machen, bei unserer alten Bekannten Fräulein Angelika eingelassen zu werden.«

Damit hatte er die ihm wohlbekanntere Thüre zum Atelier Weißner's erreicht, mußte aber auf sein Klopfen länger warten, als wohl in früheren Zeiten, und als ihm endlich geöffnet wurde, geschah dieß nicht durch Weißner, sondern durch den Freiherrn von Reckenstein, der zur gleichen Zeit sein Bedauern ausdrückte, daß sein berühmterer Freund augenblicklich nicht anwesend sei.

Doch war Rosenthal nicht der Mann, um sich dadurch abhalten zu lassen, ungenirt und zwanglos einzutreten, wobei er, seinen Namen nennend, die Versicherung gab, daß er sich außerordentlich freue, die Bekanntschaft eines nicht minder berühmten Künstlers zu machen und daß er hoffe, auch in der Abwesenheit Weißner's hier mit der gleichen Gastlichkeit wie früher empfangen zu werden.

Er schlenderte bei diesen Worten in dem hohen und weiten Gemache umher, hier kopfnickend vor einer Kohlenzeichnung an der Wand stehen bleibend, dort achselzuckend und mit beinahe trübem Lächeln die Hand auf einen der hochlehnigen Stühle legend, bis er endlich sagte: »Verzeihen Sie mir, Baron Reckenstein, daß ich mich hier eine Weile in Erinnerungen vertiefe, die sowohl heiter als trübe mächtig auf mich einströmen. Ah, wenn diese Räume reden könnten! Wir haben hier gute und schöne Tage verlebt, und wenn die Fortsetzungen derselben nicht so heiter blieben, als mein Freund Weißner gehofft, so wird er wenigstens gerecht genug sein, um mir zuzugestehen, daß ich schon vorher so gehandelt, wie Sie selbst nachher für Ihre Pflicht hielten.«

»Ich weiß doch nicht, Herr von Rosenthal,« erwiderte der Freiherr in einem ziemlich unsicheren Tone, ja fast mit einer ihm sonst nicht leicht eigenen verlegenen Miene, denn

soviel er auch schon über Rosenthal's eigenthümliches Wesen erfahren, so imponirte ihm doch das so über alle Erwartung kecke Auftreten desselben, und das gänzlich ungenirte Wesen, mit dem er Verhältnisse erwähnte, für welche man sich Fremden gegenüber doch gewöhnlich einer kleinen Einleitung bedient, deßhalb wiederholte der Freiherr mit einem etwas verwunderungsvollen Blick: »In der That, ich verstehe nicht recht, Herr von Rosenthal.«

»Wie ich so gerade herausprechen mag,« entgegnete dieser plötzlich stehen bleibend, »nun, das ist einmal so meine Art, ich befinde mich wohl dabei, und komme dann auch rasch zum Ziele, wenn ich mich, wie hier, Jemanden gegenüber befinde, der ein großer Künstler, ein ausgezeichnete Kavalier, zugleich Geist und Verstand besitzt, um die Verhältnisse zu nehmen und gehen zu lassen, wie sie nun einmal sind. Sollte ich vielleicht verlegen thun, um meinen lieben Freund Weißner herumstreichen, ihn im Ungewissen lassen, ob ich an seiner Stelle gerade so gehandelt hätte – beim Himmel, Baron Reckenstein, das Leben ist zu kurz dazu, und so biete auch ich Ihnen meine Hand mit dem Ersuchen, bei allen Vorkommnissen gegen mich so offen, so wahr und so rückhaltlos richtig zu handeln, wie Sie es gegen Weißner gethan. – Das wäre also abgemacht,« setzte er mit seinem gewinnenden Lächeln hinzu, wobei er dem Freiherrn herzlich die Hand mit der ausgesprochenen Hoffnung schüttelte, daß derselbe nicht blöde sein und jeden möglichen Dienst von ihm verlangen werde. »Leider,« fuhr er fort, »habe ich halb und halb eine größere Reise vor, will aber nicht verfehlen, Ihnen von meinen Erfahrungen dazulassen, auch nützliche Winke zu geben, die gerade hier bei den eigenthümlichen Hofverhältnissen gewiß von Nutzen sind. –

So, auch das wäre arrangirt,« fuhr Rosenthal fort, indem er sich auf den alten Divan niederließ, »und wenn Sie gerade keine Damen zu einer Sitzung erwarten, oder es Sie sonst nicht genirt, so bitte ich um die Erlaubniß, mir eine Cigarre anzünden zu dürfen. Ich schmachte darnach, soeben von einer Audienz bei der Königin kommend, die lange genug gedauert hat – und dann, nachdem ich für ein paar Augenblicke meinen für Ihre Temperatur hier etwas zu warmen Paletot abgeworfen habe, gestatten Sie mir wohl, etwas von Ihren Kunstwerken zu sehen.«

Der Freiherr von Reckenstein verbeugte sich schweigend, aber nicht ohne Freundlichkeit, denn er hatte schon Verschiedenes von den wichtigen Verbindungen, ja von der noch immer einflußreichen Stellung des entlassenen Hofmarschalls flüstern gehört, um demselben besonders jetzt, wo er von einer längeren Audienz bei Ihrer Majestät kam, nicht alle möglichen Artigkeiten zu erzeigen, weshalb er eigenhändig ein Streichhölzchen anzündete, zum Tausch dagegen eine der vortrefflichen Cigarren Rosenthal's annahm, und dann mit den Worten: »Bitte, sich durchaus nicht zu geniren,« auf den Divan wies, als Platz für den bereits abgestreiften Überrock.

Dann aber trat er lächelnd einen Schritt zurück, strich ein paar Mal über seinen langen vollen Bart und sagte, den Kopf wiegend: »Einem solchen Kenner gegenüber, wie Sie, muß man vorsichtig sein, und nur eine Arbeit zeigen, die auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen darf; ich bin aber leider noch nicht so weit und habe da drinnen auf meiner Staffelei nichts als ein angefangenes Porträt.«

»Nun, erlauben Sie mir, mein lieber Baron Reckenstein,« erwiderte Rosenthal lächelnd, »man kann auch die Bescheidenheit zu weit treiben. Nichts als ein angefangenes Porträt sagen Sie – als ob ein von Ihrer Künstlerhand begonnenes Porträt nicht an sich schon etwas Bedeutendes wäre – – bitte, mich ausreden zu lassen – wohl habe ich gehört, daß Sie auf das Porträt als Genre nicht mit jener souveränen Verachtung herabblicken, wie leider mancher sehr geringe Kollege, sondern daß Sie jedes Porträt im Kostüm und Arrangement als selbstständiges Bild aufzufassen pflegen, um so eine selbst vorübergehende Erscheinung für alle Zeiten nicht nur festzuhalten, sondern auch für alle Zeiten auf den Wogen der Gegenwart schwimmen zu lassen.«

»Sie sind in Ihrer Beurtheilung zu freundlich, Herr von Rosenthal,« sagte der Andere geschmeichelt, »und wenn ich mich bei minder hohen Erwartungen vielleicht hätte, entschließen können, mein angefangenes Bild zu zeigen, so muß ich das jetzt schon vorschieben bis nach dem letzten Pinselstrich, und dann noch um milde Beurtheilung bitten.«

»Ah was!« rief Rosenthal, den Dampf seiner Cigarre weit von sich blasend, »Sie haben mich vorhin einen feinen Kenner genannt, und wenn Sie damit nicht nur beabsichtigten, mir ein lächerliches, vielleicht unwahres Kompliment zu machen, so werden Sie, um konsequent zu bleiben, genöthigt sein, mich sogleich in Ihr Atelier zu führen, denn der Kenner weiß ein Kunstwerk auch in seinen ersten Anfängen zu würdigen. – – Wer weiß,« setzte er aufstehend hinzu, »ob ich das Bild vor meiner Abreise überhaupt fertig sehen werde. – – Seien Sie also nicht spröde,« fuhr er fort, seinen Arm unter den des Anderen schiebend, »denn unter uns gesagt,«

hier nahm er einen sehr vertraulichen Ton an, »die Königin sprach von Ihnen, ja schien zu erwarten, daß ich in den Stand gesetzt würde, der hohen Frau nächstens etwas über Ihr Bild, das Porträt der Miß Stanley, zu sagen; auch hört mein alter Freund, der Obersthofmeister von Tönning, gern auf mein Urtheil, ja er bat mich, als wir neulich durch die großen Gemäldegallerieen gingen, um meinen Rath bei der bevorstehenden Besetzung der Stelle des Direktors. – Vorwärts also, denn Sie haben wahrhaftig keine Ursache, meinen allerdings strengen kritischen Blick zu scheuen.«

Damit schritt er dem Andern voran in das kleinere Atelier und stellte sich hier sogleich mit übereinander geschlagenen Armen und einem sehr zufriedenen Kopfnicken vor das lebensgroße und schon sehr weit vorgeschrittene Bild der jungen Engländerin. – »Beim Himmel!« rief er alsdann mit einem von Reckenstein indessen nicht bemerkten raschen Blick des Mißtrauens auf diesen, »das hätte ich doch nicht erwartet, – ein solches Kunstwerk, schon in seinen Anfängen allerersten Ranges!«

»Sie kennen diese Dame?« fragte bescheiden der Künstler.

»Miß Arabella Stanley, o, ich habe nie eine sprechendere Ähnlichkeit gesehen, und wie dieser erst flüchtig angelegte Kopf gemalt ist! – Ich mache Ihnen mein Kompliment, und diese Stoffe! – die Falten des prachtvollen dunkelvioletten Samttes, wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die elegante, wunderbare Zeichnung, die Ähnlichkeit dieser förmlich zu fühlenden Gewänder, diese Spitzen, den Glanz dieser dunklen Perlen, vor Allem aber bin ich entzückt über den riesigen Neufundländer, auf dessen Kopf die Dame so leicht und graziös ihre Hand stützt. – Den hätte unsere berühmte Angelika kaum besser gemacht – und das

Alles, diese Stoffe, den Hund, für jeden Anderen eine besondere Lebensaufgabe, geben Sie in Ihrem Reichthum nur so als Beiwerk.«

»Diese im höchsten Grade anerkennenden Worte, mein lieber Herr von Rosenthal,« versetzte der Andere mit einiger Verlegenheit, »kann ich nicht ohne Weiteres für mein ganz eigenes Verdienst annehmen, denn gerade bei diesem Bilde befinde ich mich in der allervortheilhaftesten Position – Weißner unterstützt mich mit seinem Rathe.«

»Das kann ich mir denken,« bemerkte Rosenthal mit dem gleichen Blick des Mißtrauens wie vorhin, indem er sich tief herabbeugte, um den Boden zu betrachten, auf dem Miß Stanley stand, ein Kiesweg, aber mit wenigen Strichen und Klecksen so meisterhaft gemalt, daß man die runden Steinen hätte aufwühlen mögen, während gleich daneben eine kleine Gebüschgruppe, sowie Gräser und Blumen mit einer wahrhaft schülerhaften Stümperei angelegt waren.

»Unfertiges Zeug,« meinte Reckenstein mit gleichgültiger Miene, seinen langen Bart streichend.

»Der Kiesweg gewiß nicht.«

»Ein flüchtiger Versuch, dergleichen mit wenig Punkten darzustellen. – Was nun den Hund anbelangt, so habe ich allerdings das Glück, Fräulein Angelika, unserer Nachbarin, bei ihrer Arbeit zuschauen zu dürfen, und da lernen sich rasch gewisse Kunstgriffe. Es ist eigentlich das erste Mal, daß ich eine solche Staffage wagte.«

»Was mich mit um so größerer Achtung für die Künstlerhand erfüllt, die das geschaffen.«

Ein leichtes Geräusch hinter ihm veranlaßte Rosenthal rasch umzublicken, um in die nichts weniger als freundlich oder nur ruhig ihn anstarrenden Züge Arthur

Weßners zu schauen. Da er sich aber von dessen Seite durchaus keines wohlwollenden Empfanges geschmeichelt hatte, so waren es auch weniger die seltsam funkelnden Augen des Malers, sowie seine fest zusammengepreßten Lippen, was ihn mit Verwunderung erfüllte, als vielmehr eine seltsame Gestalt hinter Weßner, eine Dame in der auffallend reichen Tracht längst vergangener Zeiten, in einem langen Schleppekleide von schwerem pfirsichblütfarbenen Seidenstoffe, an der Seite den Fächer von Pfauenfedern, auf dem Kopfe aber einen Myrtenkranz, von dem hinten herab ein weißer Schleier hing, während sich vorn unter demselben das alte gute Gesicht der berühmten Malerin zeigte.

Das Alles aber sah Rosenthal nicht eine halbe Minute, denn Angelika, die ein paar Sekunden später erschienen war, umfaßte mit ihrer Rechten hastig das Handgelenk Weßner's, zog ihn kräftig zurück, um hierauf die Thüre hinter sich in's Schloß zu werfen. Dann stellte sie sich mit einer entschlossenen Miene vor ihn hin und sagte unter einem leichten schmerzlichen Aufschluchzen: »Also das willst Du mir anthun an meinem Hochzeitstage, Händel anfangen, Streit beginnen in einer Sache, wo Du selbst den größten Fehler, vielleicht ein Verbrechen begangen hast!«

»Sprich nicht so, Angelika!« rief er, sich wild in sein Haar greifend, »ich habe diesen Augenblick lange gefürchtet und nicht gehofft, daß er mir gerade hier zum ersten Male begegnen würde. – – O, mein sehnlichster Wunsch war,« fuhr er zähneknirschend fort, »ihn einmal fern ab von der Stadt allein zu treffen am Ufer des Stroms, wir Beide ohne Wehr und Waffen.«

»Unsinniger, der Du wie ein Mann aussiehst und wie ein Knabe sprichst!«

»Angelika!«

»Stampfe nur auf den Fußboden, ich, obgleich nur ein Weib, fürchte Dich nicht, und wiederhole Dir deßhalb, daß Du doch nur ein Mann bist mit einem wankelmüthigen Knabenherzen. Du hast das bewiesen zu Deinem eigenen Verderben und zum Elende eines armen unglücklichen Geschöpfes.«

»Angelika!« schrie er mit schäumenden Lippen, »hältst Du so Dein Versprechen, nie und nimmermehr meines jammervollen Unglücks zu erwähnen?«

»Und hast Du Dein Versprechen gehalten?« entgegnete sie ihm in kaltem ruhigen Tone, »das Versprechen, das Du mir feierlichst gegeben, mit dem Einen von den Beiden da drinnen, dessen Schuld nicht die größte ist, keinerlei Auseinandersetzungen herbeizuführen, wogegen ich mich bereit erklärte, den Anderen, den Schlimmeren, nicht nur zu ertragen, sondern wohlwollend zu behandeln – Deinen Freund,« fuhr sie mit Geringschätzung fort, »als Künstler nichts als ein armseliges Geschöpf Deiner Erfindung, ein Blutsauger, der durch seine boshaften Einflüsterungen Dein Leben vergiftet, der Dich durch sein arrogantes Auftreten, durch sein übermüthiges Thun und Sprechen noch ganz umgarnen und zum willenlosen Sklaven machen wird, der Dich so lange gebraucht, als Du ihm nützen kannst, um sich dann mit vornehmer Geringschätzung von dem leichtgläubigen armen Teufel abzuwenden.«

Weßner's Finger zuckten, als die alte Malerin diese Worte sprach. Seine rollenden Augen fuhr wild umher, als suche er rechts oder links etwas, wobei seine Lippen bebten und der Athem in seiner Brust keuchte.

Doch war es nicht das erste Mal, daß sie ähnliche Szenen des leicht Exaltirten erlebt; man sah das an dem eigenthümlichen Blick, mit dem sie ihn betrachtete, der nach vollkommen ruhigem Ausdrücke etwas wehmüthig Schmerzliches annahm und begleitet war von einem leichten Kopfschütteln, als sie fortfuhr: »Du dauerst mich, Arthur! – In tiefster Seele dauerst Du mich, denn ich weiß, daß Deine Aufregung dem traurigen Gefühle entspringt, nicht recht gehandelt zu haben, wofür ich aber nur Jenem,« hier ballte sie die Faust gegen das Nebenzimmer, »alle Schuld beimesse und ihn hasse – hasse – hasse! – – – Aber trotzdem ich ihn mit Recht hasse, habe ich doch Deinen Bitten nachgegeben, habe ihm gestattet, in unserer Nähe zu sein, und habe mehr für ihn gethan, als ich hätte thun sollen – habe ich das nicht gethan? und der gute Melber?« –

Weßner erwachte wie aus einem tiefen Traume, strich sich mit der Hand hinauf über die schweißbedeckte Stirne, dann herab über seine seltsam zuckenden Augenwimpern und athmete schwer, wobei sich seine Lippen schmerzlich zusammenzogen.

»Sei gescheidt,« sprach Angelika in milderem Tone, »halte Dein gegebenes Versprechen, wie wir das unsrige gehalten haben und auch noch ferner halten wollen, um Deine lächerliche Kunstpuppe vollends herauszuputzen!« – – worauf sie nach einer Pause, während welcher er trübe vor sich niederstarrte, ihn leise mit dem Ellbogen anstieß: »Du – geh' weiter – und nimm Vernunft an, geschehene Dinge sind nun einmal nicht zu ändern, und es ist am besten, man denkt nicht mehr daran und spricht nicht mehr darüber – läßt's halt gehen, wie's eben mag, man erträgt das Übel, wie wir

Deinen neuen Freund ertragen haben, ja nicht nur ertragen,« meinte die alte Malerin mit einem launigen Lächeln, »sondern recht aufwärts getragen, denn das wirst Du mir wenigstens zugeben, daß ich ihm den Hund recht famos auf sein Bild gemalt, und auch Melber hat sich mit dem schwierigen Sammet und dem andern Krimskrams die größte Mühe gegeben. – Der arme Melber, für ihn ist ein lebendiger Freiherr schon etwas Wichtiges und er hat sich die Arbeit zur Ehre geschätzt. – Gott bessere ihn! – Doch was wollte ich Dir gerade noch an's Herz legen, daß Du mit einem Mal und gründlich vernünftig wirst? – Ja so, ich wollte Dir wiederholen, daß heute mein Hochzeitstag ist – ja schau' mich nur an – und daß es gewissenlos ist, einer so jungen und schönen Braut, die man zum Traualtar begleitet, und dabei den Lachern und unzähligen spöttischen Blicken getrotzt, eine Bitte abschlagen zu wollen.«

Noch eine Weile schwieg er, mit sich selbst kämpfend, und murmelte dann, ihren Blick vermeidend: »Das will ich auch nicht, je nachdem die Bitte ist.«

»Keine Klausel!« rief sie in energischem Tone, »meine Bitte – mein Wunsch – mein Wille ist, daß Niemand heute an meinem Hochzeitstage einer trüben Vergangenheit gedenkt, und daß wir uns heiter, vergnügt zu Tische setzen.«

»Ja – – mit Vergnügen, sobald jener Störenfried sich entfernt hat.«

»Nein, Arthur, siehst Du, ich will, daß auch er bleibt.«

»Ach, Angelika, das ist doch zu stark!« erwiderte er, abermals aufbrausend, doch in weit schwächerer Art als früher – »soll mir denn jeder Tropfen Wein zu Gift werden?«

»Im Gegentheil, er soll Dir gut bekommen, und Du wirst Dich mir zu Liebe als Mann zeigen. – Der da drinnen ist

wahrhaftig heute nicht gekommen, um Dir dadurch etwas Unangenehmes oder Feindliches zu beweisen, im Gegenteil, er hat als gescheidter Mensch diesen ersten Schritt gethan, um ein Zusammenleben möglich zu machen.«

»Welches Zusammenleben?«

»Gleichviel – oder um sich offen und ehrlich gegen Dich auszusprechen, was er wahrscheinlich schon gegen Deinen neuen Freund gethan hat, denn sonst würde der edle Freiherr ihm kaum den Anblick seines Kunstwerkes gegönnt haben. – Ja, jenes Kunstwerks,« setzte sie, den Kopf aufwerfend, hinzu, »das ich als sein Machwerk will gelten lassen, wenn Du heute meinen Willen erfüllst.«

»Und im anderen Falle?«

»Nehme ich meinen Hund zurück, Melber seinen Kiesweg und das Kleid der Dame, und wenn auch Du ihr den trefflich gemalten Kopf belassen willst, so wollen wir doch sehen, was morgen die kapriziöse Engländerin sagen wird, wenn sie sich also ausgekleidet findet.«

— — — »Du hast mich in der Hand,« gab er nach einem längeren Stillschweigen und einem tiefen Athemzuge zur Antwort, »gehst aber sehr gewalthätig und grausam mit mir um. Was willst Du machen, wenn mich bei seinem Anblick später der Widerwille unwiderstehlich übermannt?«

»Dann werde ich knurren wie ein Hund, auch mit der Hand an meinem Kleide herabfahren, und Du wirst mich verstehen.«

Weßner wandte sich rasch ab, als die alte Malerin ohne Weiteres die Thüre des Nebenzimmers öffnete.

Doch müssen wir uns schon im Interesse unserer wahrhaftigen Geschichte erlauben, ihr einen Augenblick in das Atelier des Freiherrn von Reckenstein voranzueilen, nicht

um die wohl gerechtfertigte Verwunderung Rosenthal's über das so plötzliche und unverhoffte Schließen der Thüre zu schildern, sondern nur um mitzuthemen, daß der Freiherr den fragenden Blick des Anderen durch ein leichtes Achselzucken erwiderte und dann lächelnd sagte: »Fräulein Angelika hat die Marotte gehabt, sich in ihrem Alter noch zu verheirathen und hat dieses Wagestück vor einer kleinen halben Stunde ausgeführt, daher ihre Erscheinung in so eigenthümlichem Putze.«

»Unglaublich!« sagte Rosenthal.

»Wahrhaftig, verehrter Herr, als Sie vorhin eintraten im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, glaubte ich nicht anders, als unvermuthet einen sehr angenehmen Hochzeitsgast vor mir zu sehen.«

»Ich hatte keine Ahnung davon, sonst würde ich gewiß gerade heute nicht gekommen sein. – Wer ist denn der Glückliche?«

»Ein jüngerer Maler, nicht ohne Talent, aus dem bei einiger Anleitung schon was werden kann; heißt Melber und versteht es auch, Stoffe in ähnlicher Art,« hier machte er eine gefällige Handbewegung gegen sein Bild, »nicht ganz schlecht zu malen.«

»Natürlich kann er bei Ihnen noch viel lernen,« entgegnete Rosenthal zerstreut, worauf er einen raschen Gang durch das Zimmer machte, und dann zum Fenster hinausschauend halblaut, wie zu sich selber, sprach: »Schade, daß ich von diesem festlichen Ereigniß heute Morgen nichts gewußt. Ich glaube, es würde den König gefreut haben, der berühmten Künstlerin bei dieser Veranlassung eine kleine Aufmerksamkeit zu erzeigen.«

Der Freiherr hatte ein sehr feines Ohr und ein noch feineres Verständniß für gewisse Dinge, weshalb er sich lächelnd näherte und in recht gutmüthigem Tone sagte: »Wahrhaftig, schade drum, wenn das möglich gewesen wäre, aber« – er sah dabei so fragend in die Augen des Andern, daß Rosenthal nicht anders konnte, als ihm zur Antwort geben: »Man hätte eben den König davor in Kenntniß gesetzt, und zur gleichen Zeit um einen Orden gebeten für eine so ausgezeichnete und berühmte Künstlerin.«

»Aber wer protegirt uns, und steht dabei Seiner Majestät so nah, um das wagen zu können?« bemerkte der Freiherr mit sichtlich gespanntem gierigen Blick.

»Das ließe sich am Ende jetzt noch machen,« erwiderte Rosenthal nach einer Pause des Überlegens – er zog seine Uhr hervor, »es ist Drei. Der König wird von seinem gewöhnlichen Spaziergange zurückgekommen sein und ist jedenfalls zu Hause – versuchen wir's.« – Er wandte sich rasch um und bat den Freiherrn um Schreibzeug, worauf ihn dieser nicht ohne eine wohl markirte tiefere Verbeugung an den Schreibtisch führte, und dort Papier und Couverte vor ihm ausbreitete.

Rosenthal setzte sich und schrieb, und je schneller und kürzer dieß geschehen war, um so mehr und sichtlich stieg die Ehrfurcht, mit der der Andere ihn unter hoch empor gezogenen Augenbrauen betrachtete. – »Beim Himmel,« dachte er dabei, »wer sich erlauben darf, den König in vier Zeilen um einen Orden zu bitten, der muß nicht schlecht in der allerhöchsten Gnade stehen. Benutzen wir das vorkommenden Falles, pro und contra.«

Dann aber trat er mit gekrümmtem Rücken näher, als Rosenthal, der rasch gesiegelt, den Brief in ein zweites Couvert

geschoben und dieses überschrieben hatte, jetzt aufschauend um Jemand bat, der das Schreiben sogleich und möglichst schnell besorgen könnte.

»Mein Diener ist bei der Hand, und wenn Sie mir den Brief anvertrauen wollten? . . . «

»Besten Dank – natürlich bedarf es keiner Antwort durch den Überbringer.«

Der Freiherr nahm den Brief ehrerbietig, um begreiflicher Weise schon im Hinausgehen flüchtig die Adresse zu lesen: – »An den dienstthuenden Kammerdiener des Königs – Rosenthal.«

In diesem Augenblicke trat Angelika in's Zimmer und ging gerade auf Rosenthal zu, dem sie ihre Hand reichte und in ihrer kurz gefaßten Redeweise ohne Weiteres sagte: »Sehen Sie mich an, heute ist mein Hochzeitstag, ich habe mich soeben trauen lassen, und bitte Sie, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, mit uns essen zu wollen.«

Nun war zwar Rosenthal eben nicht leicht aus der Fassung zu bringen, mochte aber dieses Ereigniß und das, was er gehört, doch so außerordentlich finden, daß er die seltsame Erscheinung überrascht anblickte, ja eine gute Weile die Antwort schuldig blieb, ehe er mit einer freundlichen Verneigung zur Antwort gab: »Jedenfalls gratulire ich auf's Herzlichste, besonders dem mir noch unbekanntem Bräutigam, der in unserer berühmten Künstlerin eine solch' unschätzbare Perle fand.«

»Den Bräutigam werden Sie sogleich kennen lernen, denn ich hoffe, daß Sie ein kleines Künstlerdiner nicht verschmähen.«

Wahrscheinlich mochte Arthur Weißner, zu welchem der Freiherr von Reckenstein rasch in's Nebenzimmer gegangen

war und ihm eifrig etwas sichtlich Begütigendes zugeflüstert hatte, immer noch die entgegengesetzte Hoffnung hegen, zuckte aber doch nur leise mit den Achseln, als er jetzt Rosenthal antworten hörte: »Von Verschmähen kann da durchaus keine Rede sein, und wenn ich auch schon ein anderes Arrangement getroffen hatte, fühle ich mich doch durch Ihre Einladung so geehrt, daß ich mir zu dem Tausche nur Glück wünschen kann.«

»So gehen wir,« sagte kurz die alte Malerin, und nachdem Rosenthal noch einen Augenblick vergeblich gezaudert, ob nicht einer der beiden Herren im Nebenzimmer als nähere Bekannte herbeieilen würden, um der schön geputzten Braut den Arm zu bieten, that er also und führte sie durch das vordere Atelier auf den Gang hinaus bis zur nächsten Thüre, welche eine Guirlande von bunten Astern als Festgemach bezeichnete, und wo ein eleganter Kellner im schwarzen Anzuge und weißer Halsbinde, die Serviette über den Arm, ehrerbietig wartete, um die Ankommenden sogleich eintreten zu lassen.

Weßner folgte Arm in Arm mit dem Freiherrn, der ihm sagte: »Glaube mir, es ist ganz gut, auf diese Art über die ersten, immerhin unangenehmen Explikationen hinweg zu kommen, auch wiederhole ich Dir, daß er mit mir auf eine Art gesprochen, welche ein Verständniß leicht möglich macht.«

Das Atelier der berühmten Malerin bot einen eigenthümlich festlichen Anblick; Bilder, Staffeleien und was sonst zum Handwerk gehörte, war in ein Nebenzimmer geschafft worden, und eine kleine reichbesetzte Tafel nahm die Mitte des weiten und hohen Gemaches ein. Hochlehnige alte, meistens reich geschnitzte Stühle mit Brokat und gepreßten

Lederüberzügen umstanden diesen Speisetisch, der äußerst malerisch mit den verschiedensten, seltsamsten und seltensten Krügen, Pokalen, Bechern und Aufsätzen gedeckt war. Von letzteren wahrhaft auffallend in Schönheit der Composition und Arbeit erschien eine massiv aus Silber gearbeitete Thiergruppe, unten mit ruhenden Kühen und grasenden Pferden, während schlanke Ziegen emporkletterten an matten Silberstufen Felsgestein darstellend, oben von einer mächtigen Eiche gekrönt, auf deren ausgebreiteten knorrigten Ästen, von diesen getragen und umrankt, eine prächtige Krystallschale ruhte, die eine bunte Pyramide von Früchten trug.

Auch andere Stücke dieses zusammengewürfelten Services waren höchst eigenthümlich und für den Kenner von großem Werthe; alte Becher von Gold und Silber, prachtvolle Majolicaschalen, Gefäße von leuchtender Emaille, große und unschätzbare Bergkrystallkrüge, geschliffene Gläser von den seltsamsten Formen, Kühlapparate von jener alten maurischen Bronze, deren kunstreiche Linienverzierungen aus eingelegten Gold- und Silberfäden bestehen, blaue venetianische Wasserkaraffen, dünn wie ein Hauch und federleicht, bauchige Weinkrüge aus weißem, kunstvoll gemaltem Porzellan, Trinkgläser in allen Formen, vom derben Henkelglase an bis zu jenen dünnen alt italienischen Spitzkelchen, deren feines Glas einen so wunderbaren Klang hat.

Auch die Teller waren alt und schwer, und nur die massiv silbernen Bestecke wohl das einzig Neue, während wieder ein Tischtuch vom dicksten Leinendamast mit seiner kunstvollen Zeichnung und seinen langen, weiß glänzenden Fransen einen jener breiten Eichentische bedeckte mit knaufigen

Füßen, wie man sie in Augsburg und Nürnberg in den Häusern reicher Patrizier sah.

Rosenthal, den die Braut beim Eintreten in's Zimmer verlassen hatte, um noch einige Anordnungen zu machen, umschritt den Tisch, mit sichtlichem Entzücken die hier aufgehäuften Kunstschätze musternd, zugleich aber auch in der Absicht, einige Augenblicke vorübergehen zu lassen, bis die Hauswirthin Zeit fände, ihn zwei Personen vorzustellen, die sich schon im Zimmer befanden. Die eine dieser Personen war ein nicht großer unteretzter Herr, in einem etwas altmodischen schwarzen Frack, dessen Schöße hinten stark auseinander gingen, da sich der Träger dieses Kleidungsstückes gerade tief herabbückte, um Champagnerflaschen in einem alten, aus Messing, getriebenen, mit Eis gefüllten Kühler langsam umzudrehen, wobei ihm eine junge, hohe und schlanke Dame aufmerksam zuschaute, den rechten Arm auf einen der hochlehnigen Stühle gestützt, so ein reizendes Bild gebend, welches Rosenthal's Blicke rasch mit Interesse überflogen.

»Halt!« dachte er dabei, »sollte dieß nicht am Ende meine interessante Treppenerscheinung von vorhin sein – wahrscheinlich – und in dem Falle gratulire ich mir doppelt, die etwas überraschende Einladung angenommen zu haben.«

Er schritt langsam mit einer leichten Verbeugung an den Beiden vorüber, scheinbar um sich den prachtvollen Mittelaufsatz in der Nähe zu beschauen, in Wahrheit aber, um bei der Fruchtpyramide vorüber das junge Mädchen forschend zu betrachten.

Es verlohnte sich wohl der Mühe, das zu thun: sie mochte, den leichten hastigen Bewegungen nach zu urtheilen, die sie

machte, – jetzt um sich den Champagnerkühler in der Nähe anzusehen, dann um herzlich lachend zurückzufahren, als der kleine Herr im schwarzen Frack drohte, die Pfropfen würden augenblicklich explodieren – zwischen achtzehn und zwanzig Jahre alt sein, während sie ihre schöne, volle, hohe Figur um einige Jahre älter erscheinen ließ, besonders wenn sie plötzlich aus einem beinahe kindisch lebhaften Wesen in eine sehr gesetzte Ruhe überging, was etwas kokett erschien, weil alsdann ihre schönen, regelmäßigen, edlen Züge mit der Glätte und Kälte des Marmors wetteiferten. Über ihre Augen vermochte Rosenthal nicht zu urtheilen, da sie die Blicke gesenkt und durch lange Wimpern verschleiert hielt, nur konnte er sich nicht verhehlen, daß, nach diesen prächtig gewölbten Lidern zu urtheilen, ein Augenaufschlag zur rechten Zeit von siegender Wirkung sein müsse. Ihr dunkelblondes Haar hing leicht und natürlich gelockt tief auf den Rücken herab und machte eine entzückende Wirkung, da es recht kunstlos mit einem einfachen dunkelblauen Bande durchschlungen und zusammengehalten war; ebenso einfach aber kleidsam war ihr Anzug, ein Gewand von feinem weißen Wollenstoff, lang herabfallend, mit Puffärmeln *à la* Gretchen, hoch geschlossen, mit glattem Leib, wodurch sich ihre Büste mit der schlanken Taille und den feinen, nicht zu breiten, leicht abfallenden Schultern von einer tadellosen Schönheit zeigte; dieses Gewand hatte als einzige Verzierung einen dunkelblauen Gürtel, rückwärts mit einer großen Masche von gleicher Farbe.

Jetzt trat Weißner und der Freiherr zu den Beiden, und die Art, wie sie dem jungen Mädchen die Hand reichten und einige Worte wechselten, ließ deutlich auf eine längere und genauere Bekanntschaft schließen.

Nun kam auch die alte Malerin wieder in's Zimmer, die ziemlich lange Schleppe ihres pfirsichblütenfarbigen Kleides über den linken Arm geschlungen, während sie lachend, mit den Pfauenfedern fächernd, zu Rosenthal sagte: »Ja, meine Pflichten als Hausfrau haben sich in der kurzen Zeit meines Ehestandes schon bedeutend vermehrt, denn außer meinen Hunden, Ziegen und Schafen habe ich seit einigen Tagen noch einen schottischen Pony im Stalle, den ich zu einem Bilde brauche, und jetzt auch noch einen Mann, welchen ich Ihnen, glaube ich, noch gar nicht vorgestellt habe. – Komm' einen Augenblick her, Melber!« rief sie dem kleinen Mann im schwarzen Frack zu, der denn auch sogleich in einer etwas verlegenen Haltung herbeikam, nachdem er vorher eine starkzerkaute Cigarre rasch aus dem Munde genommen und hinter seinem Rücken verborgen hatte.

»Das ist Herr Melber, seit zwei Stunden mein Herr und Gebieter, und dieß ist der Herr Hofmarschall Freiherr von Rosenthal.«

»Bitte, einfach Rosenthal,« erwiderte der Genannte sich verbeugend, wobei er nicht unterlassen konnte, einen Streifblick gegen die junge Dame zu wenden, da diese sich bei Nennung seines Namens rasch aufgerichtet hatte und, den Kopf herumwerfend, ihn mit erstaunendem Blick angesehen.

Herr Melber murmelte einige Worte von großer Ehre und viel Vergnügen, wobei seine ungeschickten Verbeugungen eigentlich nur wie ein hastiges Schütteln seines Körpers erschienen.

Rosenthal reichte ihm aufrichtig glückwünschend die Hand und bat alsdann Madame Melber, ihn auch der jungen Dame vorzustellen.

»Richtig – meine Schülerin, die Sie noch nicht kennen werden. Ein junges Mädchen von bedeutendem Talent, die sich schon bekannt machen wird. – Herr von Rosenthal – Fräulein Seraphine von Enzberg.«

Obgleich das junge Mädchen seine Verbeugung ganz unbefangen erwiderte, so flammte doch etwas in ihrem Auge auf, was ihn im höchsten Grade interessirte. Vielleicht war es auch nur die eigenthümliche Farbe dieser Augen, eine Mischung von Grau und Blau, die aber, wie eben jetzt für einen kurzen Moment, förmlich ein merkwürdig dunkelblaues Licht ausstrahlten, um gleich darauf nach einer kurzen Verbeugung wieder in sanftes Graublau überzugehen.

»Ich freue mich sehr,« sagte Herr von Rosenthal, »die Bekanntschaft eines so schönen und bedeutenden Talentes zu machen; ich darf mir dieses Wort wohl erlauben, nachdem unsere berühmte Künstlerin Sie als vielversprechende Schülerin bezeichnete.«

»Frau Angelika,« gab das junge Mädchen zur Antwort, »ist auch darin, wie in allen anderen Dingen, für mich sehr freundlich gesinnt, sonst würde sie nicht in solcher Weise von meinen schwachen Versuchen sprechen.«

Sie sagte das mit einer klangvollen, vielleicht etwas zu tiefen Stimme, vermochte aber auch andere, weichere Töne anzunehmen, wie einen Augenblick darauf, da sie Angelika fragte, ob sie ihr nicht irgend etwas helfen könne?

»Gott sei Dank, nein,« erwiderte die alte Malerin, »denn es wäre schlimm, wenn endlich nicht Alles bereit stünde, um zu Tische zu gehen. Ich erwarte allerdings noch einen Gast, doch scheint mich derselbe im Stiche zu lassen, vielleicht kommt er auch später. Setzen wir uns also. Sie wandte sich

lebhaft, blieb aber plötzlich stehen und sagte wieder umkehrend mit einem Blick auf Weißner, der ziemlich theilnahmlos bei dem Champagnerkühler stehen geblieben war: »Ihr Beide kennt ja Herrn von Rosenthal und werdet mir helfen, einem so geehrten Gaste die Honneurs zu machen, – besonders Du, Arthur. *Allons*, führe Herrn von Rosenthal zu Tische und setze ihn zwischen Seraphine und Deinen Freund.«

Nun hätte Rosenthal eigentlich der jungen Dame seinen Arm bieten sollen, was er auch jedenfalls recht gerne gethan, zog es aber vor, zu Weißner zu gehen, ihm seine Rechte entgegen zu strecken und dabei in leisem Tone zu sagen: »Reichen Sie mir immerhin Ihre Hand und glauben Sie meiner Versicherung, daß vielleicht Niemand wie ich den Mißton in Ihrem Leben so aufrichtig bedauert, was Ihnen zu glauben nicht schwer werden wird, wenn Sie sich erinnern wollen, mit welch' unangenehmen Gefühlen ich damals einen grauen Handschuh als den Ihrigen erkannte. – Vergessen Sie den damaligen Warner nicht, der Ihnen auch heute noch ein guter und ehrlicher Berater sein kann.«

»Und nun zu Tische!« rief Angelika von ihrem Platze aus, »Du, Arthur setzest Dich neben Melber, dann bleibt ein Stuhl frei, dann kommt Dein Freund neben Seraphine und Herr von Rosenthal also hierher neben mich. – So, Kinder, setzt euch und seid artig, indem ihr hübsch zusammen plaudert und es euch recht schmecken laßt. Was wir haben,« wandte sie sich an Rosenthal, »wird eben so gut sein, wie es eine junge Haushaltung zu bieten vermag. Wenig Warmes, da wir noch nicht selbst kochen, doch hoffe ich dagegen, daß mein Lieferant mit seinen kalten Schüsseln Ehre einlegen wird.«

»Zuerst aber erlauben Sie mir,« sagte Rosenthal, während eine dampfende Bouillon in alten silbernen Schalen servirt

wurde, »daß ich Ihnen mein Entzücken ausdrücke über die wahrhaft Verschwenderische Pracht dieses unschätzbaren Tischgeräthes. Noch nie sah ich eine solche Sammlung von Kunstwerken ersten Ranges in Einer Hand vereinigt und finde ich es eine ganz vortreffliche Idee, solch' kostbare Gegenstände, die man sonst nur zerstreut bei sehr kundigen Sammlern als Schaustücke findet, hier als Tischgeräth zu vereinigen. – Wahrhaftig – wahrhaftig, ein Service für Kaiser und Könige!«

»Eher noch für Künstler,« meinte Angelika, »denn ich glaube, Ihr alter Obersthofmeister von Tönning, mein freundlicher Gönner, würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er dieses Durcheinander vertreten sollte.«

»Sagen wir also,« bemerkte Rosenthal mit einem Rundkomplimente, »ein Service für Künstler oder für Kaiser und Könige, die Geschmack genug haben, es zu würdigen.«

»Für mich ist alles das am werthvollsten durch die Erinnerungen, welche sich an jedes Stück knüpfen,« bemerkte die alte Malerin, lächelnd über die Tafel blickend; »wieviel Zeit habe ich nicht verschwendet, um ein seltenes Stück zu erlangen, wie viele vergebliche Gänge gemacht!«

»Und welche Masse von Geld aufgewendet!« meinte der Freiherr von Reckenstein.

»Oft noch Besseres als Geld,« warf Weißner ein, »denn ich erinnere mich manches Stückes, für das Du neben einer großen Summe auch noch eine werthvolle Skizze gabst.«

»Allerdings – wogegen ich aber von liebenswürdigen Kunstfreunden manch' seltenes Stück zu meinem Honorar erhielt, zum Beispiel den Aufsatz in der Mitte.«

»Gewiß ein königliches Geschenk,« sagte der Freiherr.

»Im Gegentheil, es ist von einem Privatmann,« erwiederte Angelika und setzte im trockenen Tone hinzu: »ich habe nie ein Bild an die höchsten Herrschaften unseres Hofes verkauft.«

»Aber gewiß nur, weil Sie nicht gewollt,« warf der Freiherr eifrig ein, »denn ich erinnere mich genau, wie sehr es Seine Excellenz der Herr Obersthofmeister von Tönning, als er mich neulich durch die Gallerie führte, bedauerten, daß Ihr berühmter Name dort nicht vertreten ist.«

»Man liebt eben die gemalten Thiere bei Hofe nicht,« sagte die alte Malerin, »und schmachtende Mädchen mit Schwan oder Gänseblümchen zupfend vermag ich eben so wenig zu leisten, als kuriose Heilige.«

»Sei gerecht, Angelika,« warf Arthur Weißner ein, »ich weiß ganz genau, daß man Dich schon damals dringend bat, den Prinzen Georg, den Bruder Seiner höchstseligen Majestät, zu Pferde zu malen, und daß das nur eine Einleitung war zu einem Porträt des Königs selbst.«

»Und ich that es nicht,« entgegnete sie den Kopf aufwerfend, »gerade weil es als Einleitung dienen sollte, um mir ein bischen auf den Zahn zu fühlen, was ich zu leisten vermöge, – ich, die, denke ich, schon damals genug bekannt war. Auch sollte ich den Prinzen Georg in der Glorie des Pulverdampfes malen, und ich habe vielleicht etwas eigenthümlich gelächelt, als ich den alten Obersthofmeister fragte: welche Schlacht das eigentlich gewesen sei. Genug, man ließ mich in Ruhe und war sehr vergnügt darüber, daß ich nicht mit beiden Händen zugegriffen, denn sie begnügten sich bald darauf mit einem Herrn von so und so, der, dringend empfohlen, die beiden Bildnisse malte!«

»Wie sie heute noch zum Schrecken eines Jeden, der den geringsten Anspruch auf Künstlersinn macht, zu sehen wären,« bemerkte Rosenthal, »wenn ich sie nicht glücklicherweise hinter ein paar alte Gobelins versteckt hätte unter Bewilligung des Prinzen Georg, dem das Schlachtenbild durch eine Bemerkung des General von Pranken entleidet wurde, der einmal sagte: es sei ein sehr schönes Bild, dem leider nur das Datum fehle.«

Damit riß der Faden dieses Gesprächsthemas unter allseitigem Lachen ab, flatterte davon und würde in der nächsten Minute dadurch ganz verdrängt, daß sich der Freiherr von Reckenstein, seinen Champagnerkelch in der Hand – denn man war nach einer kurzen Madeira- und Bordeaux-Einleitung sogleich zum prickelnden Schaumwein übergegangen – erhob, um mit der Bemerkung: »daß man ihm, als in der Kunst dem Jüngsten und Unbedeutendsten, verzeihen möge, wenn er das Wohl des jungen Paares ausbringe.« Und wenn nun Angelika dafür auch nur mit einer kurzen Neigung ihres Kopfes dankte, so trank sie doch ihr großes Glas bis auf den letzten Tropfen leer und alle Übrigen folgten ihrem Beispiele, selbst Seraphine ohne Ziererei, Herr Melber aber sichtlich mit dem größten Hochgenusse, was sich am besten daraus bewies, daß er aus einem vielleicht zufällig voll neben ihm stehenden anderen Glase einen raschem Nachtrunk that, ehe er die übrigen Gläser eigenhändig wieder vollgoß.

Dieser treffliche Künstler war überhaupt jetzt schon und gewiß sehr begreiflicher Weise in einer gehobenen und angenehm erheiterten Stimmung, dabei auf's Emsigste für seine Gäste bedacht, indem er sich unter Anderem das riesige Kühlgefäß in seine Nähe hatte bringen lassen, und sehr

darauf hielt, daß die geleerten Champagnerflaschen zeitig durch volle ersetzt würden, welches Verfahren indessen von dem Freiherrn von Rechenstein mit einer etwas bedenklichen Miene betrachtet wurde. Doch war der Wein, wie Alles, was Angelika ihren Gästen bot, von einer ganz ausgezeichneten Qualität, passend zu den wunderbaren alterthümlichen Kelchen, in welchen der edle Wein perlte, sowie auch zu den meistens kalten, aber stets vortrefflichen und pikanten Speisen, die servirt wurden.

Rosenthal hatte schon einigemal seine schöne Nachbarin in ein Gespräch verwickelt und war jedesmal auf's Angenehmste berührt von ihren einfachen, unbefangenen, aber stets gediegenen und mitunter geistreichen Antworten; auch hatte sie weder etwas von blöder Schüchternheit, noch von keckem Übermuth, und wenn ja einmal ihre eigenthümlich blitzenden, blaugrauen Augen bei einer ganz harmlosen Antwort intensiv aufleuchteten, wobei ein reizendes Lächeln um ihren schönen Mund erschien, so machte das gerade einen Eindruck, als wenn ein geübter Reiter sein edles Pferd scharf im Zügel halte, um es ja keinen unüberlegten Sprung machen zu lassen.

»Ich weiß nicht, woher es kommt, mein Fraulein,« sagte jetzt Rosenthal lächelnd, »daß mir Ihr Vorname Seraphine zu denken, gibt; nicht als ob ich denselben in seiner Bedeutung nicht für vollkommen passend hielte, aber er ist doch so selten, ja ich möchte sagen außergewöhnlich, daß er wohl nur durch eine ganz besondere Veranlassung gewählt wurde.«

»Welche Veranlassung bei mir,« gab sie zur Antwort, »auch nicht im Allerentferntesten mit meiner Persönlichkeit zusammenhängt, das kann ich Sie versichern, weil ich

mich ganz genau selbst kenne. Ich erhielt diesen Namen auf Wunsch meiner Pathe, die zugleich meine Tante ist und selbst diesen Namen trägt.«

»A – a – a – ah, so!« erwiderte Rosenthal, das junge Mädchen aufmerksam betrachtend, um nach einer Pause hinzuzufügen: »Es wäre doch ganz seltsam, wenn ich das Glück hätte, in Ihnen die Nichte einer Dame zu finden, die mir früher nicht ganz unbekannt war.«

»Und doch glaube ich, daß dieß der Fall ist,« sagte das junge Mädchen, »wenigstens erinnere ich mich einer ähnlichen Äußerung meiner Pathe und Tante, der Fräulein Seraphine Mirbel.«

»Beim Himmel! das ist ein eigenthümliches Zusammen treffen,« meinte Rosenthal, während rasch ein Schatten über seine Züge flog, »ein Zusammentreffen, für das ich unserer verehrten Wirthin und dem Zufalle auf's Dankbarste verpflichtet bin.«

»Sie nannten da einen Namen, mein Fräulein,« mischte sich der Freiherr von Reckenstein in das Gespräch, »der auch mir bekannt anklingt. Also Fräulein Seraphine Mirbel ist Ihre Tante und wohl dieselbe Dame, welche Brückenstraße Nr. 4 wohnt?«

»Dort wohnt Tante Seraphine allerdings,« gab sie mit einem schalkhaften Aufblitzen ihrer Augen zur Antwort, »auch Sie kennen sie also?«

»Eine sehr flüchtige Bekanntschaft,« meinte der Freiherr, »ein zufälliges Zusammentreffen im Parke.«

»Wobei Sie indessen die Adresse jener Dame erfahren,« lachte Rosenthal, »das klingt gefährlich, nehmen Sie sich in Acht, Baron Reckenstein.«

»Eine Warnung, die ich wiederholen muß,« sagte das junge Mädchen so heiter, daß unter ihrer emporgezogenen Oberlippe ihre schneeweißen Zähne hervorleuchteten.

»Sie machen mich in der That neugierig, mein Fräulein, und sind jedenfalls die Veranlassung,« setzte der Freiherr mit einem bedeutsamen Blick hinzu, »wenn ich daran denke, meine neue Bekanntschaft zu kultiviren, sei es auch nur, um das Glück zu haben, Ihnen dort zu begegnen.«

»Das könnte nur durch einen Zufall geschehen, Herr Baron, denn ich komme auch nur hie und da zu meiner Tante.«

»Sie wohnen also nicht bei ihr?« fragte Rosenthal und setzte auf ein Kopfschütteln Seraphinens hinzu: »Ich dachte so, weil ich nie das Vergnügen hatte, Ihnen im Hause Ihres Herrn Großvaters, des Herrn Kommerzienrathes Mirbel, zu begegnen.«

»Dort wohne ich eben so wenig, sondern bei meiner älteren Tante Aurelie. Der Großvater hätte mich allerdings gerne bei sich gehabt, doch bestimmte mich der Vater zu meiner älteren Tante.«

Der Freiherr machte eine Miene der Enttäuschung, worüber Rosenthal vor sich hinlächelte, ehe er sagte: »Ich hatte früher das Glück, auch Ihre Tante Aurelie zu kennen, und mache mir nun bittere Vorwürfe, für deren freundliche Aufnahme nicht dankbarer gewesen zu sein; vielleicht hätten Sie die Güte, mein Fräulein, das gelegentlich mitzutheilen, und mir so einen Schritt zu erleichtern, den ich wahrhaftig thun muß, um meinen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen.«

»Tante Aurelie nimmt wenig Besuche an, lebt sehr still und eingezogen, was Papa wohl veranlaßte, mich bei ihr wohnen zu lassen.«

»Und was auch mit Ihren eigenen Neigungen übereinstimmt?« forschte Rosenthal.

»Ja nun, ich habe doch alle Freiheiten, die ich mir wünschen kann.«

»Und die Sie auch benutzen, wie mir scheint,« sagte Rosenthal in seiner kecken Laune und mit einem so bedeutsamen Lächeln, daß sie ihn einen Augenblick erstaunt anblickte, um dann unbefangen zu erwidern: »O ja, ich gehe häufig zu meiner Cousine Mittow, oder zu meinem Großvater, auch zur Tante Seraphine, und sehr viel hieher zu meiner lieben Lehrerin Angelika, bin auch sonst in keiner Weise gehindert, mir meinen Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen. Papa will das so, ich besuche das Theater, wenn es mir beliebt, und reite, so oft es mir Spaß macht.«

Ihre beiden Nachbarn hatten mit einiger Verwunderung zugehört, sowohl der Worte selbst wegen, noch mehr aber angeregt durch die unbefangene und doch wieder so bestimmte Art, mit welcher sie dieselben sprach Rosenthal noch ganz besonders durch den an ihn speziell gerichteten Nachsatz: »Das sind doch die Freiheiten, die Sie vorhin meinten?«

»Allerdings mein Fräulein, und ich bin entzückt darüber, ebenso wohl, daß Sie sich dieser Freiheiten bedienen, als daß man sie Ihnen vernünftigerweise gönnt, und erlaube mir deßhalb, mit Ihnen anzustoßen auf das Wohl eines ebenso vernünftigen als vortrefflichen Vaters.«

Die Gläser klangen zusammen, alle Drei tranken, auch Seraphine ohne Ziererei, worauf die alte Malerin gleichfalls ihren Kelch mit der Frage erhob: »Wem gilt's?«

»Dem vortrefflichen, mir leider unbekanntem Vater des Fräuleins.«

»Ah! ein Trunk, dem ich mich von Herzen anschließe, – und wir Alle. Prosit Melber! Stoß' an, Weßner, und thaue ein bischen auf!«

Der Vorwurf, welcher in diesen Worten lag, war nicht ungerechtfertigt, denn der Betreffende saß da, stumm und in sich gekehrt, zuweilen einen düsteren Blick auf Rosenthal werfend, besonders in Augenblicken wie soeben, wenn dieser sich gerade recht lebhaft mit seiner schönen Nachbarin unterhielt, doch trank auch er sein Glas auf einen Zug leer, und wehrte dem geschäftigen Melber nicht, als er dasselbe still lächelnd mit freudestrahlendem, etwas stark geröthetem Angesichte sogleich wieder füllte.

»Der Vater meiner lieben Schülerin,« sagte Angelika, sich behaglich in ihren Stuhl zurücklehnend, »ist aber auch in jeder Beziehung einer der vortrefflichsten Männer und Freunde für mich, das Letztere ganz besonders, und verdanke ich ihm manche genußreiche sommerliche Zeit, die ich wochen-, ja monatelang auf seiner schönen Besitzung drüben in den Bergen verbrachte. Was habe ich da für Studien gemalt in allen vier Elementen: Luft, Erde, Wasser, ja sogar im Feuer vor zwei Jahren bei dem großen Brande, der einen Theil des naheliegenden Dorfes verheerte, doch waren alle diese Studien nur Spielerei gegen die prachtvollen Modelle, die ich dort unter der Thierwelt fand.«

»Ah, jetzt begreife ich auch die Vorliebe von Fräulein Seraphine für die Kunst,« warf der Freiherr von Reckenstein ein, »wer sollte bei ähnlichem Vorbild nicht auch versuchen, die Schwingen zu regen!«

»Ja, aber nur dann mit Glück, wenn die Natur ihm Anlagen und Talent verliehen hat,« meinte trocken die alte Malerin, »denn im andern Falle genügen auch die glänzendsten

Vorbilder nicht, um etwas Gutes – selbst zu schaffen. – – Doch Seraphine hatte diese Anlagen schon in recht schöner Weise gezeigt, ehe ich sie kennen lernte, nur stand Alles, was sie gemacht, chaotisch wild, ohne System und Verständniß, in ihren zahlreichen Skizzenbüchern. Sie war eben in der Kunst wie im Leben ein kleiner, wilder Durchgänger, und paßte so ganz vortrefflich zu ihrem flinken Berber, der beinahe jedesmal Reißaus nahm, sobald die beiden Wildfänge mit einander auf das Feld kamen.«

»Aber nur aus Muthwillen,« erwiederte heiter das junge Mädchen, »und nie aus Unart oder Bosheit, ja nur nach einer durch Zungenschlag gegebenen Erlaubniß, worauf wir entzückend herrlich dahin flogen.«

»So sah ich sie bei unserer ersten Begegnung an uns überrasen, als mich Dein Papa von der nahen Bahnstation abholte und, mein Erschrecken bemerkend, gutmüthig lächelnd sagte: »Ja, ja, es ist Zeit, daß man dem Wildfang selbst die Zügel ein bischen fester anzieht.«

»Was aber nur eine Redensart blieb,« sagte Seraphine ernst, »denn er wußte wohl, daß das gänzlich unnöthig und auch fruchtlos gewesen wäre.«

»So unlenksam sind Sie, mein Fräulein?« fragte Rosenthal lächelnd, worauf das junge Mädchen mit einem raschen Aufblitzen ihrer leuchtenden Augen zur Antwort gab: »Unlenksam für irgend welchen Zügel allerdings, aber empfänglich für jedes gute Wort.«

»Was ich ihr bezeugen muß,« rief Angelika, »denn es wurde mir gar nicht schwer, ihr das wilde Reiten und ähnliche

Extravaganzen abzugewöhnen, trotzdem ihr Papa, mein lieber vortrefflicher Freund, mich dabei auch nicht im Geringsten unterstützte, sondern alles das schön fand, was sein verwöhnter Liebling anzustellen beliebte.«

»Mein armer Vater,« sagte Seraphine kopfnickend und, plötzlich sehr ernst geworden, vor sich niederblickend, »braucht er doch mich so nothwendig zur Vermittlung zwischen Berg und Thal, Wald und Flur, zur Berichterstatterin, ob im Frühling das Grün prächtig aufsprießt, ob die Blüten ein gutes Jahr versprechen, dann im Sommer wieder, ob sie ihr Versprechen zu halten gedenken, und im Herbst, ob sie es gehalten haben; auch hört er so gern, wenn ich ihm alsdann von dem wunderbar gefärbten Laub erzähle, oder wie tief der Schnee im Winter liegt, und ihm auch wohl die schwarzen kahlen Äste einer seiner prachtvollen Eichen zeichne, worunter er in früheren Jahren sofern geruht.«

Sie hatte das gesagt, ohne die Augen aufzuschlagen, sichtlich bewegt, wobei ihre tiefe klangvolle Stimme fast die Wirkung machte wie eines jener beruhigenden, sanft einschläfernden Wiegenlieder, worauf sie dann, plötzlich ihre glänzenden Augen weit öffnend, zu Angelika hinüber rief: »Doch paßt das gar nicht hierher – wir wollen heiter sein an Deinem Hochzeitstage.«

Sie erhob ihr Glas, und als ihr die alte Malerin herzlich zugezungen, erwiderte diese: »Ja, wir wollen dieses Gesprächsthema verlassen, doch mußt Du mir vorher erlauben, das Räthsel zu lösen, das in Deinen Worten für ein paar unserer Gäste liegt, – Mein guter lieber Freund Enzberg, Seraphinens Vater, ist schon seit längerer Zeit durch eine traurige Lähmung in sein Zimmer gebannt, ja an seinen Stuhl gefesselt, und daß mein liebes Kind doch für diesen Winter hier

bei uns ist, verdanken wir nur seinem fest und bestimmt ausgesprochenen Befehle.«

»Ja, es war sein Wille, daß ich endlich etwas auch von der andern Seite des Lebens sähe, sei es nur, um einen Vergleich anstellen zu können, der wahrscheinlich und hoffentlich zu Gunsten der großen herrlichen Natur ausschlagen wird, unter deren mildem und erhebendem Eindruck wir allein ganz glücklich sein können.« – –

»Nun aber fülle die Gläser bis zum Rand, Melber, und laßt uns trinken auf das Wohl meines vortrefflichen Freundes, und daß wir in dem nächsten Frühjahre, wenn sich die Erde abermals frisch und bräutlich schmückt, uns heiter wiedersehen werden. – Stoßt kräftig an, wenn es auch Scherben gibt!«

Das kam indessen nicht vor, trotzdem die Gläser laut klingend zusammentrafen, wobei Herr Melber ein so gellendes dreimaliges Hoch rief, auch noch sonst allerlei unnöthigen Spektakel machte, daß es dem aufwartenden Kellner, der, von draußen hereingekommen, sich mit wichtiger Miene zu dem Ohr der Hochzeiterin herabbeugte, nicht sogleich möglich war, mit sehr lauter Stimme die Meldung anzubringen, »daß ein junger vornehmer Offizier draußen sei, der um Erlaubniß bitte, etwas überbringen zu dürfen«.

Es war ein Blick ungekünstelten Erstaunens, mit dem Angelika bei der Meldung des »vornehmen jungen Offiziers«, der so plötzlich in die Gesellschaft hereingeschneit wurde, in die Höhe sah, während der Freiherr mit dem Ausdrucke großer Überraschung und Ehrfurcht auf Rosenthal schaute, welcher indessen für nichts Anderes Sinn zu haben schien, als für eine ausgeschälte Doppelmandel, die er seiner schönen Nachbarin bot, um ein Vielliebchen mit ihr zu essen.

Herr Melber hatte sich bei dieser Meldung von seinem Stuhle erhoben, blickte mit einem zufriedenen, aber etwas blöden Lächeln um sich her, und ging dann mit nicht mehr so festen Schritten, wie zu Anfang des Dinners, an den Nebentisch, um dort ein sehr großes Kelchglas zu holen, das er mit wichtiger Miene und hoch emporgezogenen Augbrauen an den leer gebliebenen Platz stellte.

»Ein junger Offizier, der mir etwas bringen will?« fragte Angelika achselzuckend, »das muß ein Irrthum sein; jedenfalls ersuche ich den Herrn, einzutreten.«

Sie erhob sich, um dem rasch davoneilenden Kellner bis zur Thüre zu folgen, die sich alsdann sogleich öffnete, um allerdings einen Offizier sehen zu lassen, der nicht nur sehr jung war, von auffallend männlicher Schönheit, auch sehr vornehm aussah, sondern zu alledem noch in einem Anzuge erschien, der die Verwunderung der alten Malerin steigerte, denn der Offizier trug nicht nur den weißen Waffenrock des Gardekürassier-Regiments, sondern auch die goldene Schärpe von der Achsel zur Hüfte und in der Hand den glänzenden Helm mit dem weißen Roßhaarbusch, war also, wie man zu sagen pflegt, ordonnanzmäßig dienstlich angezogen.

Er verbeugte sich beim Eintreten freundlich, aber mit einer gewissen vornehmen Zurückhaltung, wobei seine Sporen leise zusammenklirrten, während er sich vorstellte, »als Seiner Majestät Ordonnanzoffizier vom Dienste, Freiherr von Nellingen, dem der höchst angenehme Auftrag zu Theil geworden, der Überbringer einer ebenso erfreulichen als ehrenvollen Botschaft zu sein.«

Damit legte er ein kleines Etui in die Hand der alten Malerin, die einen Augenblick darauf blickte und erst dann öffnete, als der Ordonnanzoffizier hinzufügte: »Für Sie, mein Fräulein, für die berühmte Künstlerin, auf allerhöchsten Befehl Seiner Majestät.«

In dem Etui lag ein blau emailirtes Ordenskrenz an einem weiß und rothen Bande.

Zuerst blickte Angelika, leicht mit dem Kopfe schüttelnd, darauf hin, und sagte dann in einem sehr ruhigen, fast trockenen Tone: »Es ist recht ehrenvoll für mich, daß sich Seine Majestät meiner erinnert, obgleich ich dazu nicht die geringste besondere Veranlassung gegeben,« worauf der Ordonnanzoffizier mit einer zweiten, etwas tieferen Verbeugung erwiderte: »Vielleicht unbewußt durch den heutigen Tag, mein Fräulein, wozu auch ich privatim mir wohl erlauben darf, Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch darzubringen.«

»Also ein Hochzeitsgeschenk,« lachte die alte Malerin laut und heiter. »Ein Hochzeitsgeschenk für mich, oder für uns Beide; so können Melber und ich es vielleicht abwechselnd tragen. Doch, Scherz bei Seite, danke ich Ihnen auf's Beste, Herr Lieutenant, für die Überbringung des mich hochehrenden Geschenks,« setzte sie plötzlich ernst werdend hinzu, »und werden Sie mir gestatten, Ihnen auch aus Veranlassung des heutigen Tages meinen Mann, Herrn Melber, vorzustellen – Melber, komm' her!«

Der Gerufene kam sogleich unter tiefen Bücklingen heran, – etwas schwankend, was gerade so aussah, als bemühe

er sich, abwechselnd bald von der rechten, bald von der linken Schulter unsichtbare Lasten abzuschütteln, – und machte eine ganz anständige Verneigung, aber mehr wie ein eingelerntes Kunststück; zufrieden, dasselbe ausgeführt zu haben, um sich dann rasch wieder neben seinen Kühler zurückzuziehen, von wo aus er die glänzende Erscheinung des jungen Offiziers mit sehr zufriedener Miene betrachtete.

Dieser hatte einen raschen Blick über die Tafelrunde geworfen, vielleicht Rosenthal nicht erkannt, da dieser gegen Seraphine gewendet saß, dagegen dem Freiherrn von Reckenstein, der sich erhoben hatte, freundlich zugewandt, und schien dann so überrascht zu sein von der Erscheinung der auffallend schönen jungen Dame an dessen Seite, daß es war, als habe er überhört, was ihm die berühmte Malerin sagte, wenigstens ließ er sie ihre freundliche Bitte, ob es ihm nicht Vergnügen machen würde, sich hier in dem Künstlerkreise niederzulassen, wiederholen, worauf er dann, diese Wiederholung fühlend, nicht anders zu können glaubte, als eine so ehrende Einladung anzunehmen, was er denn auch durch eine verbindliche Verbeugung that.

Herr Melber eilte freudestrahlend hinzu, um ihm Helm und Pallasch abzunehmen, worauf ihn Angelika an den leergebliebenen Platz führte, und dort auf sein zögerndes Umherschauen, ob er nicht vielleicht die Stelle eines Gegenwärtigen einnehme, bemerkte: »Dieses Couvert war für einen meiner verehrten Gönner, Sir Frederic Knobbers bestimmt, der heute zurückerwartet wurde.«

»Und auch zurückgekehrt ist,« sagte der Kürassieroffizier, »doch fand er zu Hause eine Einladung zur Hoftafel, konnte also unmöglich erscheinen.«

»Allerdings unmöglich – ich begreife das, nun vielleicht kommt er später, und dann rücken wir zusammen, indessen will ich Sie mit meinen hier anwesenden verehrten Gästen und Freunden bekannt machen. Herr Baron von Nellingen – Fräulein Seraphine Enzberg.«

Das junge Mädchen verneigte sich freundlich und schaute alsdann mit ihren leuchtenden Blicken offen und ohne Ziererei auf den bildhübschen jungen Mann, der, was Befangenheit anbelangte, mit ihr die Rolle getauscht zu haben schien, denn er verbeugte sich beinahe verlegen, wobei sogar eine leichte Röthe auf seinem Gesichte erschien, ergriff hastig, was er sonst vielleicht nicht gethan hätte, die zwei Finger der rechten Hand Rosenthal's, welche dieser ihm über den Tisch entgegenstreckte. Darauf sagte Angelika: »Herrn von Rosenthal kennen Sie begreiflicherweise, vielleicht auch Herrn Baron von Reckenstein, wenn auch vorderhand nur als Standesgenossen,« setzte sie mit einer kleinen Bosheit hinzu, »wogegen Ihnen der Name meines langjährigen Freundes Arthur Weißner als Künstler schon bekannt sein wird.«

Der Ordonnanzoffizier verbeugte sich nach allen Seiten und hielt dann sein großes Kelchglas Melber hin, der den Pfropfen knallen ließ und sich vor Vergnügen schüttelnd das Glas vollgoß, welches hierauf der Andere erhob, um mit einem Rundblick und leichter Neigung des Kopfes daraus zu trinken. Daß er dabei ausdrucksvoll auf Seraphine schaute, entging Rosenthal ebensowenig, als daß diese jetzt plötzlich ihre Augen niederschlug, worauf ihm unwillkürlich die bekannte Stelle einer alten guten Oper in den Sinn kam:

»Ihr Blick mir zugewendet

War Blitz und Schlag zugleich.«

»Gut!« sagte er, »wer weiß, wozu das zu gebrauchen ist.«

Auch Arthur Weßner schien den Blick bemerkt zu haben, doch nicht zu seiner Erheiterung, denn er schaute finster vor sich hin und preßte die Lippen auf einander, ja, als das kleine Etui mit dem blau emaillirten Kreuze, welches Angelika zum Ansehen herumgab, an ihn kam, schob er es leicht mit der Hand seinem Nachbar zu, indem er sagte: »Ich gratulire Dir, Angelika, im Falle Dir das wirklich Vergnügen macht und als eine Auszeichnung erscheint.«

»Und warum sollte es nicht!« rief der Freiherr enthusiastisch aus, indem er mit gierigen Blicken das kleine Kreuzchen betrachtete, »mich würde so etwas unsäglich glücklich machen, und ich bin fest überzeugt,« wandte er sich an Arthur, »daß Du Deine erste Dekoration mit gleich beseligtem Gefühl empfindest.«

»Ich will das nicht leugnen, doch war das vor Jahren und galt damals noch in jeder Beziehung für eine Auszeichnung, die dem Empfänger zu Theil wurde, während man im vorliegenden Falle sagen könnte: der Orden selbst wird dadurch ausgezeichnet, daß ihn Angelika annimmt und trägt; ob sie dadurch höher rangirt, daß sie Kollegin geworden ist von einer Masse unbedeutender Menschen, die dieselbe Auszeichnung einer gnädigen Laune verdanken, einer mehr oder minder hohen Protektion, vielleicht dem Zufall in der mannigfaltigsten Gestalt, will ich dahingestellt sein lassen.«

Rosenthal lächelte bei diesen Worten still vor sich hin und dachte: »Welchen Grund könnte ich haben, um diese Äußerungen durch eine Gegenrede zu coupiren, denn Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied, und wenn er sich noch

tiefer eintunken will, als er schon durch seine Heirath und manches Andere gethan, so kann mir's recht sein – Nellingen wird schon aufpassen.«

Dieß schien aber nicht so sehr der Fall zu sein, als Jenner wohl dachte, denn dem Anscheine nach hatte der junge Offizier für nichts Anderes Sinn und Blick als für sein reizendes Gegenüber, das ihm auf Ersuchen Angelika's freundlich die Honneurs der Tafel machte, und nicht nur Obst anbot, sondern auch auf seine Bitte eine schöne Birne eigenhändig schälte, die er mit einem wahren Heißhunger verzehrte, während Seraphine die zierlichen Finger rasch mit ihrem feinen Batisttuche abwischte, um dann das Ordenskreuzchen in die Hand zu nehmen.

»Ach, wie hübsch und zierlich!« rief sie aus, »das würde auch mir Vergnügen machen. Aber wie wird das Angelika eigentlich tragen?«

»Sie wird es wohl niemals tragen,« meinte Arthur Weißner in trockenem Tone, worauf Seraphine ihr Köpfchen etwas in die Höhe warf, um an den Ordonnanzoffizier direkt die gleiche Frage zu richten und lächelnd hinzuzusetzen: »Ich begreife das nicht, da wir keine Fräcke tragen, noch Knopflöcher haben.«

»Und doch ist auch dafür gesorgt,« sagte Rosenthal, während er sich langsam erhob, um zu Herrn Melber zu treten, der eifriger als je an seinem Kühler beschäftigt war, »und gibt es keine reizendere Verschönerung der Damentoilette, als solch' ein hübsches Ordenskreuz.«

»Ich weiß es auch nicht,« sagte Angelika, »möchte aber in der That sehen, wie es bei Anderen aussieht, da ich wohl selbst nie in den Fall komme, es zu tragen. – Seraphine soll es anlegen und Sie sollen ihr helfen, Herr von Rosenthal.«

»Ich nicht,« erwiderte der Genannte in einem hier komisch klingenden, sehr ernstesten Tone, »ich – wahrhaftig nicht! Wer den Orden überbrachte, hat die Verpflichtung, auch eine genügende Instruktion beizufügen, und da unsere vortreffliche Künstlerin dieselbe bildlich wünscht, so wird sich Baron Nellingen schon bequemen müssen, meinen Platz einzunehmen, um den Orden zierlich anzuheften.«

»Ja, ja!« rief die alte Malerin, »darum möchte auch ich gebeten haben.«

»Man bringe eine Stecknadel!«

Der Kellner überreichte augenblicklich eine solche dem Ordonnanzoffizier, und als dieser sich, in einer kleinen Verwirrung das junge Mädchen fest anschauend, erhob, verstand diese nicht, weshalb ihr Herz plötzlich heftiger schlug und ihr fühlbar die Röthe in's Gesicht stieg.

»Ach – was!« sagte Weißner unmuthig, »man zwingt den Herrn Lieutenant zu etwas, was er jedenfalls in einer Beziehung nicht gerne thut, da er das Überbrachte gewiß nicht als Spielerei ansieht.«

»Sei nicht so langweilig, Arthur!« rief Angelika hinüber, »und vergiß nicht, daß wir im engen Künstler- und Freundeskreise hier ganz unter uns sind. – Es ist hoffentlich kein Verräther da,« setzte sie lachend hinzu, und da im Umschauen ihre Blicke den Kellner trafen, so ersuchte sie ihn, sich in die Küche zu seinem Souper zu begeben.

»Wenn Sie also erlauben, mein Fräulein,« sagte der Kürassieroffizier, der sich mit der Stecknadel bewaffnet neben Seraphine niedergelassen hatte, »so will ich mit Vergnügen mein Amt erfüllen.«

Doch schien das junge Mädchen in dem eigenthümlichen Lächeln Rosenthal's, welcher Nellingen's Platz eingenommen hatte, etwas zu finden, was sie aufmerksam machte, genug, sie erwiderte heiter: »Bitte, mir nur eine Anleitung zu geben, vielleicht daß ich dann selbst damit fertig werden kann.«

Wäre Rosenthal an dem Platze des Anderen gewesen, so würde er diesem Verlangen wohl nicht sogleich Folge geleistet haben, wogegen der sehr junge Ordonnanzoffizier, eigenthümlich bewegt durch die Nähe des schönen Mädchens, das ihn mit ihren leuchtenden Blicken so offen, so aufmerksam, ja so vertrauensvoll anschaute, sogleich die Nadel vor sich hinlegte und sich kaum unterstand, durch eine ganz leichte Berührung die Stelle neben der linken Schulter zu bezeichnen, wo das Kreuz angeheftet werden mußte. – Und trotz dieser leichten Berührung überflog plötzlich eine Purpurröthe ihre Züge, und sie erhob sich rasch, um zu Angelika hinzueilen, vor sie niederknieend mit der Bitte: ihr bei Anlegung der Dekoration behülflich zu sein, wenn sie verlange, daß das also geschehe.

Das that denn auch die alte Malerin, indem sie sich lachend zu Seraphine hinabbeugte und ihr in's Ohr wispelte: »Du hast ganz recht gethan, mein Kind, aber er hat's weder herausfordernd noch schlimm gemeint, das sah ich ihm an seinen schönen Augen an.«

Auch Baron von Nellingen hatte sich hinter dem jungen Mädchen in einer kleinen Verlegenheit erhoben, und trat ihr nun entgegen, als sie zurückkehrte, um ihr ehrfurchtsvoll seine Rechte zu bieten, dann einen Handkuß zur Versöhnung, um sie hierauf an ihren Platz zurückzubegleiten, von wo er sich mit einem fragenden Blick auf Rosenthal nach

seinem früheren Platze zurückbegeben wollte. Doch winkte ihm Jener freundlich mit der Hand und sagte dann, sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnend: »Ich muß schon gestehen, mein Fräulein, daß diese Dekoration bei Ihnen bedeutend an Wirkung und auch an Werth gewinnt – nicht wahr, Herr Weißner?« wandte er sich an seinen Nachbar.

Dieß waren die ersten Worte, welche er, so lange sie bei Tische saßen, an ihn richtete, vielleicht weniger um eine Antwort zu erhalten, als um seine Gleichgültigkeit zu zeigen gegen die nichts weniger als freundschaftlichen Blicke, mit welchen ihn der Maler zuweilen betrachtete.

Dieser war überhaupt und schon von Anfang an in durchaus keiner festlichen oder heiteren Stimmung, vielmehr hatte er meistens finster brütend, in sich gekehrt dagesessen, wenig von den Speisen zu sich genommen, häufig dagegen sein volles Glas jählings hinabgestürzt, und wenn er gar einmal aufschaute, so war es stets nur, um sein schönes Gegenüber mit einer düsteren Glut in den Augen zu betrachten. Seine üble Laune hatte sich auch beim Eintritt des Ordnonanzoffiziers nicht vermindert, ja eher gesteigert bei der Anheftung der Dekoration, und als Baron Nellingen sich wieder neben Seraphine gesetzt und mit ihr plauderte, das junge Mädchen sie mit erregten Blicken betrachtet.

Jetzt blickte er wieder hinüber und sagte dann, weit vor sich hinausstarrend: »Eine solche Dekoration ist allerdings von guter Wirkung, wenn man sie am richtigen Orte findet, hier bei Fräulein Seraphine als Zierde der Tugend, des Talentes und der Schönheit – bei Dir, Angelika, um dadurch auch gewissen blöden Augen zu zeigen, daß Du etwas Außerordentliches bist.«

»Also gibst Du doch die Auszeichnung durch einen Orden zu,« bemerkte der Freiherr von Reckenstein, »das freut mich, denn ich bin ganz der gleichen Meinung.«

»Ja, aber hier eine Auszeichnung für den Orden, denn ich muß wiederholen, es kann für Angelika keine Auszeichnung sein, dasselbe Kreuz für wirkliches Verdienst annehmen und tragen zu müssen, was so viele Andere unverdient tragen, weil sie es selbst erbettelt oder durch Andere erbetteln ließen, oder weil sie mächtige Protektionen haben, oder weil sie glückliche Spekulanten sind, Börsengrößen, Gründer, die Mittel und Wege finden, durch ein paar gut angebrachte Aktien zu irgend einem bunten Bändchen, zu einem Adelstitel oder zu einer Freiherrnwürde zu gelangen. – Wo ist dabei das kleinste Verdienst?«

»Du bist eben heute wieder einmal in einer bitteren Laune, lieber Freund,« erwiderte der Freiherr, »und das färbt Deine Anschauungsweise. Willst Du denn behaupten, daß auch in früheren und frühesten Zeiten stets nur das Verdienst belohnt worden ist, oder es stets das Verdienst war, welches ausgezeichnet wurde? Glaube das nicht, denn wenn man zurückforschen könnte, weßhalb der oder jener von alten Geschlechtern, sagen wir hier beispielsweise: die Nellingen, die Reckenstein zu Rittern geschlagen oder zu Baronen gemacht wurden, so würden dabei manche nicht minder saubere Verdienste zu Tage kommen, häufig das Verdienst, arme Handelsleute beraubt oder dem schwächeren Nachbar sein Haus angezündet zu haben.«

»Mitunter vielleicht auch, aber das war eben eine harte eiserne Zeit, wo Muth, persönliche Kraft, selbst Schlaueit

und Hinterlist immerhin ein Verdienst war und belohnt wurde, um sich der derben Faust für eigene Zwecke zu versichern; wahrhaftig, wenn ich mir diese alten und recht rüden gepanzerten Herren vorstelle, wie sie das Räuberhandwerk im Großen trieben, wie sie Trotz boten Kaiser und Reich, wie sie dagegen wieder schirmend saßen auf ihren festen Burgen, so gönne ich ihnen von Herzen ihre goldenen Sporen und alle Ehren, die sie erhielten, die ja nach den Begriffen damaliger Zeit nicht im Mindesten verdunkelt wurden, wenn sie gelegentlich über die Meßreisenden herfielen und ihre Säcke leichter machten.«

»Nun ja,« meinte der Freiherr mit einer ablehnenden Gebärde, »jede Zeit hat ihre Sitten und Regeln, wogegen Du mir zugeben wirst, daß auch damals manch' zweifelhaftes Verdienst durch Auszeichnungen belohnt wurde.«

»Weniger als jetzt,« stritt Weißner hartnäckig, »denn selbst die rohe Kraft, die gewaltige Faust, der kühne Muth war immerhin ein Verdienst, was ich selbst heutzutage noch lieber anerkennen würde, als das Verdienst, bei Hofe gut gegessen und getrunken zu haben, irgend einen hohen Herrn auf Reisen begleitet, oder der unterthänige Überbringer gewesen zu sein von Gratulationen zur Geburt eines Prinzen oder zum hohen oder allerhöchsten Namensfeste.«

»Nach diesen Grundsätzen, mein lieber Weißner,« sagte Rosenthal, der bis jetzt still lächelnd vor sich niedergeschaut hatte, könnten Sie ja auch einem berühmten Räuber neuerer Zeit, einem Rinaldo, einem Schinderhannes, dem poetischen Fra Diavolo, Zampa und ähnlichen Größen, nicht minder auch braven Scharfrichtern, die ihr schwieriges Amt mit Muth und Kraft versehen, Ordensdekorationen zuerkennen.«

»Und warum nicht?« brauste Weißner auf, »besonders den Letzteren, wenn sie tüchtige Leute waren, und was jene berühmten Räuber anbelangt, die mit tollkühnem Muth ihr Leben täglich und stündlich einsetzten, die ihr Opfer beraubten, indem sie ihm Stirn gegen Stirn keck die Pistole auf die Brust setzten, so stehen sie in meiner Achtung immer noch höher, als jene feinen Diebe und Schwindler, die uns an einer leider privilegirten Spielbank zu Grunde richten, die uns allerdings nicht mit Pistolen und Dolchen anfallen, aber uns Gift eingeben in Ziffern und Zahlen, um später ebenso belohnt zu werden, als ob sie Band, Kreuz und Rang verdient hätten, deren Verdienst häufig darin besteht, wie man sich das Geld seines Nebenmenschen aneignen kann, ohne in's Zuchthaus zu kommen. — Unsere Kollegen!« schloß er gell lachend mit einer Handbewegung gegen Angelika.

»Was sind das für Redensarten und Übertreibungen,« schalt die alte Malerin, »was soll überhaupt dieses unfruchtbare Thema? Brechen wir lieber davon ab und gehen zu einer gemüthlichen Cigarre über, woran Du, Melber, schon längst hättest denken sollen. Dort auf dem Tischchen steht das Beste, was ich aufzutreiben vermochte, und mir werden meine verehrten Gäste wohl die kleine Pfeife gestatten. Es ist das eine alte, vielleicht leidige Gewohnheit.«

Schon seit einiger Zeit hatte der Kellner, weil der frühe Herbstabend sein Recht geltend gemacht, für eine glänzende Beleuchtung gesorgt, indem er zwei schwere silberne Armleuchter zwischen die Gläser, Krystallgefäße, Majolica-schalen, Frucht- und Süßigkeitenaufsätze nicht ohne Mühe eingeschoben, da sich das ganze Service in jener uns wohlbekannten malerischen Unordnung befand, wie stets am Schlusse eines vortrefflichen Diners.

»Wie das mein Auge erfreut!« bemerkte Rosenthal, sich behaglich in den Sessel zurücklehnend, worauf er den Duft der wirklich ausgezeichneten Havannah von sich blies. Auch Angelika rauchte ihre Friedenspfeife, wie sie lachend sagte, und selbst Seraphine hatte sich durch ihren Nachbar und ohne viel Ziererei bewegen lassen, eine Cigarette zwischen die feinen Lippen zu nehmen, so daß sich Alle im angenehmen Stadium der Rauchsiesta befanden und das Gespräch wahrscheinlich einen recht gemüthlichen Fortgang genommen hätte, wenn der Freiherr von Reckenstein dem entschwundenen Thema nicht die Bemerkung nachschleudern zu müssen geglaubt: »Ja, brechen wir davon ab. Es ist bei Dir, Weißner, doch nur Widerspruchsgeist oder die Erinnerung an eine Dir widerfahrene Kränkung, die Du nun einmal nicht vergessen kannst.«

Es war ein recht böser Blick, den der Maler für diese Worte dem Freunde zuwarf, doch hätte er vielleicht trotzdem geschwiegen, wenn der Andere nicht noch hinzugefügt hätte: »Was liegt Dir daran, Du hast überhaupt Dekorationen genug!«

Jetzt aber antwortete er mit finsterem Blick, die Zähne fest aufeinander gebissen, so daß jede Sylbe dumpf und hohl klang: »Es liegt mir auch allerdings nichts daran, nur muß ich Deine Zartheit bewundern, dergleichen hier zu erwähnen, noch dazu eine altbekannte Geschichte, mich so zwingend, dieselbe nochmals aufzufrischen.«

»Wer zwingt Dich dazu?« fragte Angelika kurz und rauh.

»Nun, wenn sonst Niemand, ich mich selbst, weil es mir Vergnügen macht, vor Deinen verehrten Gästen darüber zu

reden. Es ist wahr, ich habe einen gewissen Orden angesprochen, weil mir dieß Verlangen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken nahe gelegt wurde. Ich habe ihn angesprochen, weil ich dazu berechtigt war und ihn durch meine Arbeiten und meinen guten Namen verdiente, weil ich mit Stolz sagen darf, daß jenes Kreuz auf meiner Brust kein lächerliches Fragezeichen gewesen wäre, wie bei hundert Anderen, vielmehr eine mir zustehende Belohnung, die unsereiner – verstehst Du, Reckenstein – unsereiner,« hier berührte er seine Brust mit der Hand, »ebensowohl das Recht hat zu verlangen, als ein österreichischer Offizier das Maria-Theresienkreuz für eine glänzende Waffenthat. Denn was ich geleistet, gibt mir dafür die Berechtigung, wenn unsere Werke überhaupt dafür eine Berechtigung sind.«

»Wer zweifelt daran?« warf Rosenthal begütigend ein, »wer von ruhig denkenden und gerecht beurtheilenden, anständigen Menschen hat das anders aufgefaßt und Ihre Angreifer nicht verurtheilt?«

»Ja, Jeder für sich!« rief Weißner heftig, »vielleicht einige gute Freunde im Stillen, aber Keiner öffentlich mit einem Schlage in's Gesicht jener feigen Rotte, von der so Viele heute noch durch das geringste bunte Bändchen so glücklich zu machen wären, daß sie es nicht verschmähen würden, es auf ihren Knieen zu erbetteln, wenn das Ganze im Geheimen geschehen könnte, die aber mich und meinen Fall mit Wollust in die Öffentlichkeit schleppten, förmlich als Hochverrath bezeichneten und sich schaudernd einwickelten in ihre biedere deutsche Tugend- und Entrüstung-Gesundheitsflanelljacke – hol' sie der Teufel!«

Dieß keck komponirte Wort wirkte so komisch, daß Alle lachten, die Meisten auch gewiß in der Absicht, um der

Schärfe, die aus Weißner's Worten klang und aus seinen Blicken leuchtete, die Spitze abzubrechen, was auch vollkommen gelang, besonders da Seraphine ihr Glas rasch erhob, um es unter einem lauten Bravo mit dem Weißner's anklingen zu lassen.

»Und nun nichts mehr von Orden und dergleichen!« rief die alte Malerin in heiterem Tone, »es sei denn, daß wir selbst hier unter uns ein Kreuz stiften wollten für wirkliches Verdienst.«

»Eine gloriose Idee,« sagte Rosenthal, »wahrhaftig, ich habe schon Ähnliches gedacht, obgleich ich leider kein Künstler bin. Laßt uns das ein bischen zu Faden schlagen, ich als berathender Theil und ein Mann, der sich schmeichelt, einige Phantasie zu besitzen.«

»Gut, wir wollen Rosenthal zum Ordenskanzler ernennen,« meinte beistimmend der Freiherr von Reckenstein, worauf sich auch die Andern in ähnlicher Weise aussprachen, selbst der junge Ordonnanzoffizier, dem man übrigens deutlich ansah, daß er, in seliges Vergessen versunken, jedem anderen Vorschlag ebenso bereitwillig und auch vielleicht ebenso unbewußt zugestimmt hätte. Lagen doch seine Blicke in den jetzt dunkelblau schimmernden und freudig aufleuchtenden Augen Seraphinens, und erröthete er doch eines um's andere Mal, wenn es ihm durch eine zufällig scheinende Bewegung gelang, mit seiner Hand ihre feinen Finger zu streifen.

Vielleicht bemerkte das Niemand wie Rosenthal, der sich neidlos darüber freute und deßhalb auch Alles that, um die Aufmerksamkeit der Andern auf seine eigene Person zu lenken.

»Gut also, ich werde meine reiflich überlegten Vorschläge machen,« sagte er in heiterer Laune, »und kann das um so unbefangener, da ich als Nichtkünstler gänzlich außer Konkurrenz bin und bleibe, da – – unser vortrefflicher Maler Weißner beklagt sich und nicht mit Unrecht darüber, daß er in den Fall komme, die gleiche Auszeichnung als Auszeichnung annehmen und tragen zu müssen, die dadurch ihren Werth als solche total verloren, da sie durch massenhafte Verschleuderung in der leichten Art, wie man sie durch Protektion oder auf anderen, längst nicht mehr außergewöhnlichen Wegen erlangen kann, ziemlich werthlos geworden und für Leute von wirklichem Verdienst keine Auszeichnung mehr ist, – und doch gibt es brave, gescheidte und tüchtige Männer, die einer Knopflochverzierung nicht abgeneigt sind, ja sie als etwas Hohes und Erhabenes betrachten würden, wenn man dadurch im Stande wäre, wirkliches Verdienst zu erkennen. Nun ist es aber im Allgemeinen eine sehr schwierige Sache und kann es selbst Gott, der höchste Herr, in seinen Gnadenbezeugungen ebensowenig als die Allerhöchsten dieser Erde Jedem zu Dank machen, auch er muß seine Sonne scheinen lassen über Gute und Böse, muß Segenspenden verdient und unverdient, gerade wie es der Fall ist mit dem milden, wohlthuenden Ordensregen aus unseren höchsten irdischen Regionen. Auch ist keine Hoffnung vorhanden, daß sich dieser glänzende Sprühregen vermindern wird. Im Gegentheil er verstärkt sich in so erschreckendem Maße, daß unsere Kinder, jedenfalls unsere Enkel es erleben werden, daß ein leeres reines Knopfloch zu den Seltenheiten gehört, und es als eine Auszeichnung gilt, kein farbiges Bändlein zu tragen. Doch haben wir nicht Zeit, darauf zu warten, und wollen uns also, der allgemeinen Schwäche

huldigend, nach einem wirklichen Verdienstkreuz für wirklich verdiente Künstler, Schriftsteller und Männer der Wissenschaft umschauen.«

»Ja, schauen wir uns darnach um,« warf Weißner ein, wobei seine Züge etwas von ihrem früheren finsternen Ausdruck verloren hatten, »schauen wir uns darnach um und setzen einen hohen Preis auf die wohl unmögliche Lösung dieses Problems.«

»Vergessen aber zuerst nicht,« rief Angelika lustig, »dem Redner durch ein volles Glas unsern Dank zu bezeugen. – Auf Ihr Wohl, Herr von Rosenthal!«

Sie trank nach diesen Worten ihren Kelch leer und Alle folgten ihrem Beispiele, wobei es dem jungen Ordonnanzoffizier durch eine ganz geschickte Manipulation gelang, das volle Glas seiner schönen Nachbarin zu erhaschen, um es bis zur Nagelprobe auszutrinken. Sie erröthete darüber ein wenig, und ob sie dagegen den andern Kelch mit ihren Lippen wirklich berührte, sind wir nicht genau im Stande anzugeben.

»Wir müssen uns also eine Souveränität schaffen,« fuhr Rosenthal gemüthlich fort, »die gleichfalls von Gottes Gnaden und im Stande ist, unbeirrt von äußeren Einflüssen, nach Verdienst für Künstler, Schriftsteller, Männer der Wissenschaft, überhaupt für Leute von Talent und Verdienst zu sorgen, und könnte das sehr einfach geschehen, wenn sich alle diese zu einer Korporation verbänden und aus sich selbst die Tüchtigsten wählten, ein Komite von wahren Künstlern in der schönsten und edelsten Bedeutung des Wortes, und Ihnen das Recht, die Macht und die Verpflichtung verliehen, eine Belohnung festzustellen durch ein sichtbares Zeichen, ein Kreuz, einen Stern, vielleicht nur durch

ein einfaches Band, das für Den, der es trägt, demgemäß eine wirkliche Auszeichnung ist, welches Jeder, der wirklich etwas geleistet, zu verlangen das Recht hat, wie zum Beispiel der Maria-Theresiaorden nach seinen einzig dastehenden, vortrefflichen Statuten. Diese Belohnung aber soll nach skrupulösester Abwägung des Ordenskapitels nur dem wirklichen Verdienste zu Theil werden mit genauer Angabe dieser Verdienste. – Und somit hätten wir eine Dekoration einzig in ihrer Art, unerreichbar für die Mittelmäßigkeit, für Den, der sie trägt, eine wirkliche Auszeichnung, vor welcher man ehrfurchtsvoll den Hut abziehen müßte.«

»Ich bewundere Ihre Phantasie,« sagte der Freiherr von Reckenstein lachend, »glaube aber, daß wir uns noch jahrelang anders behelfen müssen, ehe sich Ihre allzu kühne Idee verwirklichen läßt. – Wohl niemals!«

»Schön bleibt sie deßhalb doch,« meinte Weißner, ohne Rosenthal anzuschauen, »indeß gebe auch ich zu, daß die Ausführung unmöglich ist.«

»Schwierig allerdings,« erwiederte Rosenthal, »doch sind durch rastloses Bemühen und mit vereinten Kräften noch schwierigere Unternehmungen möglich gemacht worden, und wollen wir meine Idee vorderhand,« setzte er lächelnd und mit einer leichten Neigung des Kopfes hinzu, »als wohlgemeinten Vorschlag betrachten, vielleicht später einmal der Erwägung würdig, jedenfalls aber als einen, wie mir scheint, nicht ganz mißlungenen Versuch, die verehrten Anwesenden heiter zu stimmen.«

»Bravo, Herr von Rosenthal, das ist Ihnen auch gelungen, und wenn ich die Handbewegung Weißner's recht verstehe, so ist auch er im Begriff, dankend mit Ihnen anzustoßen.«

Der Erwähnte lehnte sich bei diesen Worten etwas rasch in seinen Stuhl zurück, wobei er indessen sein Glas in der Hand behielt und einen flüchtigen, nicht gerade freundlichen Blick auf die alte Malerin warf. Doch lachte diese laut auf und trank ihren Kelch mit den Worten leer: »Folgt mir nach und laßt allen Groll verschwinden wie diesen schäumenden Wein!«

»Dazu bin ich jeder Zeit bereit,« entgegnete Rosenthal, indem er das Glas dem seines Nachbarn näherte, »kann aber auf keinen Dank Anspruch machen, bitte nur um ein bisschen Anerkennung einer offenen, redlichen und wahrlich uneigennützigten Freundschaft.«

War in diesem Augenblicke zwischen den ganz jungen Leuten drüben irgend etwas vorgefallen, was Weißner's Aufmerksamkeit und gerade in keiner angenehmen Weise erregt – wir wissen es nicht. Genug, der Maler blickte ein paar Sekunden finster hinüber, worauf er mit Rosenthal's Kelch zusammenstieß, dabei ausrufend: »Nun ja, ich will gerecht sein und die Wahrheit dessen anerkennen, was Sie mir früher einmal gesagt:

Wer auf Weibergunst vertraut,
Hat sein Haus auf Sand gebaut.«

»O, über das häßliche Wort in Deinem Munde,« sprach Angelika heftig, »Du selbst bist und bleibst ein wankelmüthiges schwaches Kind, weßhalb Dir auch viel verziehen wird, und daß das geschehen möge, darauf trinke ich Dir speziell und trotz Allem in alter Freundschaft Dein eigenes Bestes bedenkend zu. – Melber, schenk' ein!«

Der Gerufene aber leistete keine Folge, und als Angelika erstaunt nach ihm schaute, vermochte sie nicht, sich eines

lauten Lachens zu enthalten, da sie ihn endlich entdeckte, fern im Winkel in einem Lehnstuhl sitzend, fest eingeschlafen.

Auch Rosenthal, dem so leicht nicht etwas entging, hatte alsbald den ermüdeten Ganymed und Hochzeiter bemerkt, und sagte nun sich rasch erhebend: »Wahrlich, meine verehrten Herrschaften, Herr Melber gibt uns ein beherzigenswerthes Beispiel, daß wir schon zu lange die herzliche Freundlichkeit unserer lieben Wirthin mißbraucht, und erlaube ich mir, die Neige meines Glases auszutrinken, indem ich dazu den Wunsch ausspreche, daß stets Freude und Glück walten möge über dem Hause unserer liebenswürdigen Künstlerin.«

»Eigentlich sollte ich zürnen,« meinte Angelika nach freundlichem Danke, »daß die begreifliche Ermüdung des guten Melber meine lieben Gäste verscheucht, und brauche Sie wohl kaum zu versichern, wie sehr mich noch ein längeres Beisammensein freuen würde; auch sind unsere Quellen noch lange nicht erschöpft,« setzte sie lachend auf den Kellner deutend hinzu, der mit neuen vollen Champagnerflaschen hereintrat, »und wäre aus allen diesen Gründen sehr dafür, die angenehme Sitzung noch ein bischen zu verlängern, und was Melber anbelangt, so lassen wir ihn ruhig in sein Schlafzimmer gehen.«

Doch sprachen sich auch Weißner und der Freiherr von Reckenstein gegen diesen gutgemeinten Vorschlag aus, und als zu gleicher Zeit Seraphine auf ihrer Uhr die späte Stunde entdeckt, erhob sie sich mit einigem Schrecken, was auch den jungen Ordonnanzoffizier veranlaßte, sich unter einem gelinden Seufzer zu erheben.

»Wie rasch mir dieser herrliche Abend verflogen ist!« rief das schöne Mädchen mit gerötheten Wangen und strahlenden Blicken, während sie zu Angelika eilte und sie innig küßte. »Herzlichen Dank dafür! Tante Aureliens Dienerin wird schon lange auf mich warten, und ich muß mich zu Hause auf eine kleine Szene gefaßt machen, die ich aber gerne hinnehmen will nach den schönen Stunden hier.«

Sie sagte das nicht ohne dem Baron Nellingen, der sich gleichfalls Abschied nehmend genähert hatte, einen leichten kurzen Streifblick zu gönnen.

»So behüte Dich Gott, mein liebes Kind,« erwiderte die alte Malerin, »und lasse bald etwas von Dir hören!«

»Morgen, denke ich.«

»Gestatten Sie mir, Sie nach Hause zu begleiten?« fragte Weißner hinzutretend, trat aber sogleich mit einem bitteren Lächeln zurück, als ihm Baron Nellingen hastig entgegnete:

»Fräulein von Enzberg hat mir diese Gunst bereits zugestanden.«

»Das heißt uns Beiden,« mischte sich Rosenthal in das Gespräch, »und werde ich als älterer Mann mir erlauben, die Oberaufsicht zu führen, damit – – gewiß nach den Intentionen beider Damen handelnd,« setzte er lächelnd mit einer Verbeugung hinzu.

»Gut! in dem Falle will ich es meinetwegen bei Deiner Tante verantworten; auch wäre es mir lieber, Weißner, wenn Du noch einen Augenblick dabliefst und behülflich wärest, den guten Melber in sein Zimmer und sein Bett zu bringen.«

»Auch ich bleibe noch einen Augenblick,« sagte Reckenstein und setzte flüsternd hinzu, indem er seinen Freund

leicht mit dem Ellbogen anstieß, »eine Hand wäscht die andere, und es ist klug, gefällig zu sein gegen diesen jungen, vielvermögenden Herrn vom Hofe.«

»Hol' der Henker Deine Klugheit!«

Seraphine war von ihrer älteren Freundin zum Schutz gegen die kalte Herbstnacht rasch in Shawls und Tücher gewickelt worden, welche die allerdings schon lange draußen harrende Dienerin mitgebracht hatte, und dann leuchtete der gefällige Kellner, mit gekrümmter Hand rasch voraneilend, die Treppen hinab. Seraphine ging mit ihrem Mädchen voran, und da Rosenthal und Nellingen auf der oberen Treppe etwas langsamer folgten, so hatte der Erstere Gelegenheit, dem Offizier mit leiser Stimme zu sagen: »Wenn ich Ihnen nicht augenblicklich folge, so werden Sie mich nicht zu schwer vermissen und meine Entschuldigung bei dem Fräulein übernehmen.«

»Ich danke Ihnen,« erwiderte Nellingen in einem etwas kühleren Tone, als man meistens für dergleichen Freundschaftsdienste zu danken pflegt, womit wir indessen nicht sagen wollen, Nellingen hätte diesen Dienst nicht anerkannt, doch hatte er sich schon den ganzen Abend in Wort und Blick ziemlich zurückhaltend gegen Rosenthal benommen, was dieser wohl bemerkt, aber auch hier wieder nicht mit Gleichem vergalt.

Das Haus schloß sich hinter ihnen; Baron Nellingen bot der jungen Dame seinen Arm, während die Dienerin folgte und Rosenthal zögerte, ja aufmerksam spähend umherblickte. Doch that er dieß nicht allein, um dem jungen Paare gefällig zu sein, vielmehr hatte er trotz der Dunkelheit auf der andern Seite der Straße einen Schatten bemerkt, der sich aus einem Thorbogen löste und mit den Vorauseilenden

in gleichem Schritte dahinging, wobei ihm die Unterredung auf der Treppe, der er gelauscht, einfiel, und er überzeugt war, jener junge Mann spähe hier herum, nicht trotzdem, sondern gerade weil es ihm verboten worden war. »Wenn ich jetzt die geringste Anlage zur Schadenfreude hätte, oder wenn es mir paßte, so ließe ich das Verhängniß dort seinen Weg fortrennen und erfreute mich an einem kleinen Skandal, so aber wollen wir ein vernünftiges Wort mit jenem nächtlichen Spaziergänger reden.«

Er eilte über die Straße hinüber und war mit einigen weiten Schritten bei dem Dahingehenden, der jetzt auffallend langsam ging, da sich die Beiden drüben ebenfalls nicht beeilten. Richtig! es war der junge Mann vom Treppengeländer, welcher bei der raschen Annäherung Rosenthal's seinen Kopf wandte und etwas auf die Seite trat, dann sehr erstaunt aufblickte, als Jener stehen blieb – und eigenthümlicherweise, obgleich zuweilen Ähnliches vorkommt, erinnerte sich jetzt Rosenthal ganz genau, wo er dieses Gesicht zum ersten Male gesehen, und stellte deßhalb um so unbefangener aber eindringlicher, wenn auch mit leiser Stimme die Frage, an ihn: »Würden Sie nicht so freundlich sein und mir ein paar Worte gestatten?«

»Ich – weiß – – doch nicht,« erwiderte der Andere, »was ich hier in der Nacht zu reden hätte, und mit Ihnen – – einem Fremden – – einem mir gänzlich Unbekannten.«

»Davon später. Ich bitte wirklich, mich anzuhören.«

»Auch habe ich Eile.«

»Ich weiß das ganz genau, aber gerade wegen dieser Eile möchte ich mit Ihnen reden.«

»Warum das? mit einem mir gänzlich Unbekannten!«

»Nicht so ganz, Herr Schettel, Sie hören, daß ich Sie kenne, und will ich noch hinzufügen, daß unsere Bekanntschaft schon vor einigen Jahren begann, als wir uns in einer regnerischen Herbstnacht des gleichen Fiakers zu bemächtigen trachteten.«

»Ah, Herr von Rosenthal!«

»Derselbe, der heute so glücklich war, Ihre Bekanntschaft allerdings einseitig zu erneuern, und dabei gezwungen wurde, Ihr Gespräch mit einer jungen Dame anzuhören.«

»Nun ja denn!« rief der Andere in einem heftigen Tone, der aber einen schmerzlichen Ausdruck nicht verkennen ließ, »wenn Sie alles das gehört haben, so werden Sie es begreiflich finden, was mich antreibt, den Beiden dort zu folgen, und werden mich gehen lassen.«

»Nicht so ganz, mein lieber junger Freund! Ich muß Sie vielmehr hier bei mir zurückhalten.«

»Und mit welchem Rechte?«

»Mit dem Rechte, das Jeder hat, seinen Nebenmenschen von einer Unbesonnenheit abzuhalten, hier noch mit dem ganz besonderen, eine Szene zu vermeiden, deren unangenehme Folgen allein auf Sie fallen würden und ein schuldloses junges Mädchen kompromittiren müßten.«

»Ein schuldloses junges Mädchen,« rief der Andere mit höhnischem Lachen, »welches sich von einem Offizier, den sie gar nicht kennt, in der Nacht nach Hause begleiten läßt!«

»Geleiten, sollten Sie eigentlich sagen, in Gesellschaft einer Dienerin und meiner Wenigkeit, die zufällig etwas zurückblieb, um sich eine Cigarre anzuzünden.«

»O, Herr von Rosenthal,« rief der Andere in einem recht traurigen Tone, »Sie selbst sind mir in diesem Falle keine genügende Garantie, und wenn Sie mich nicht allein gehen

lassen wollen, so kann ich Sie allerdings nicht verhindern, mir zu folgen. Ich muß sehen, wie das endigt.«

»Gehen wir also, doch kann ich Sie versichern, daß das an der Hausthüre mit allem Anstande und aller Ehrfurcht enden wird.«

»Ja, als Anfang eines recht traurigen Endes. – O, ich habe das voraus gewußt, – ich habe es kommen sehen, und bin vielleicht dumm und schwach genug, darüber in Verzweiflung zu gerathen. – Was brauche ich es Ihnen, der uns an der Treppe belauschte, zu verschweigen, daß ich jenes Mädchen unsäglich, leidenschaftlich, ja bis zum Wahnsinn liebe!«

»Ich begreife, wie das möglich ist. Kann Ihnen auch dagegen keine vernünftigen Vorstellungen machen, da ich nicht weiß, ob die junge Dame Sie durch irgend etwas zu einer so leidenschaftlichen, wahnsinnigen Liebe berechtigt hat.«

»Ja, durch ihre Gegenliebe, die sie mir schon in früher Jugend gestanden.«

»Ah, in früher Jugend – – in welchem Alter kann das wohl gewesen sein? – – Verzeihen Sie diese Ihnen vielleicht indiscret erscheinende Frage, aber Sie selbst fingen an, mich mit Vertrauen zu behandeln, und ich versichere Sie, daß ich dasselbe rechtfertigen werde. – Also in welchem zarten Alter war es?«

»Wie kann ich das selbst wissen,« entgegnete er mit einer unmuthigen Handbewegung, »wie kann ich sagen, wann zwei junge Herzen, die mit einander aufgewachsen sind, zum ersten Male anfangen, ihrer anfangs sehr schüchternen Liebe sich bewußt zu sein. O, mein Gott! das kam so von selbst. Es ging ein Hauch durch unser Leben, wie Frühlingsduft durch die Natur. Wir sehen ja auch Fluren und Wiesen

plötzlich in frischem Grün prangen, ohne daß wir bemerkten, wie der einzelne Grashalm wuchs.«

»Das klingt recht poetisch und schwärmerisch.«

Der junge Mann seufzte tief, ehe er fortfuhr: »So wuchsen wir zusammen auf, zwei harmlose Kinder, und aus tausend kleinen Erlebnissen aus unsern jugendlichen Spielen, aus unzähligen Fäden, die ich Ihnen nicht näher anzugeben vermag, webte sich nach und nach ein süßes Band, das unsere Herzen umschlang.«

»Gut, ich kenne das. Ähnliches ist schon häufig passiert; doch gestatten Sie mir eine recht prosaische Frage: auf was für ein solides Fundament erbauten Sie Ihre Liebe? Was hatten oder haben Sie für Aussichten, um einer jungen Dame wie Fräulein von Enzberg sagen zu können: vertraue mir Deine Zukunft an?«

»Nun, der feste Wille etwas Tüchtiges zu werden, zugleich mit meinem Fleiß und meiner Arbeitskraft.«

»Und weiß der Vater der jungen Dame um Ihre Pläne?«

»Kaum,« erwiderte er nach einer kleinen Pause, »obgleich er den Gespielen seinen Tochter liebevoll wie sein eigenes Kind behandelte.«

»Sie sind vielleicht mit ihm verwandt oder ihm ziemlich gleich an Stand und Vermögen?«

»Beides muß ich verneinen, und thue das mit Stolz, um Ihnen zu beweisen, daß ich die Kraft in mir fühle, von der allmächtigen Liebe getragen, nach Hohem zu streben. – – Ich bin der Sohn des Schullehrers aus dem Dorfe bei dem Gute des Herrn von Enzberg.«

»Hm,« machte Herr von Rosenthal, und es dauerte eine Weile, ehe er die weitere Frage stellte: »Und haben Sie schon etwas erstrebt?«

»Ich war in der Lehre bei dem Herrn Kommerzienrath Mirbel, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, und bin jetzt vortheilhaft bei der Bank angestellt, der Herr Mirbel als Direktor vorsteht; habe mich auch schon mit kleinen selbstständigen und glücklichen Spekulationen beschäftigt.«

»Das ist allerdings ein Weg, auf dem heutzutage etwas zu machen ist, und wenn der Chef des großen Bankhauses Ihnen wohl will, so können Sie ein höchst angenehmes Ziel erreichen. – Ein Faktor, der für Sie zählt. – Aber wenn es Ihnen gefällig ist, junger Herr, so könnten wir recht langsam gehen,« unterbrach sich Herr von Rosenthal selbst in freundlichem Tone, »um auf die Beiden da vor uns nicht aufzurennen, denn Sie werden bemerken, daß sie die möglichst kleinsten Schritte machen.«

»O, ich habe das schon lange bemerkt,« flüsterte er zähneknirschend.

»Auch bleiben sie zuweilen stehen, und mir für meine Person wäre es fatal, hier als Nachläufer, als Späher entdeckt zu werden, ist auch für Sie von keinem Nutzen, denn man spielt in Allem, was als Eifersucht erscheint, eine gar traurige und undankbare Rolle.«

»O, ich fühle das, aber es kann mich nicht beruhigen.«

»Sie mögen darin Recht haben, ich weiß das ebensowenig, als ob Sie ein Recht haben, auf Fräulein von Enzberg eifersüchtig zu sein.«

»Ja, durch eine Liebe, die, was mich anbelangt, nichts zu erschüttern vermag.«

»Und was berechtigt Sie zu dem Glauben an eine Gegenseitigkeit dieser Liebe? Man verwechselt im Falle der Leidenschaft häufig damit das Gefühl süßer Gewohnheit, des

Wohlwollens eines nicht ungeru geduldeten Zusammenlebens, der Unkenntniß der eigenen Gefühle, die jugendliche Schwärmerei kindlicher Spiele, besonders in dem zarten Alter, von dem Sie vorhin sprachen, und wodurch ich wohl zu dem Glauben berechtigt bin, daß Ihr kleines Verhältniß vielleicht sogar mit gegenseitigen kindlichen Erklärungen schon vor jener Zeit begann, als ich das Vergnügen hatte, mit Ihnen um den Besitz jenes Fiakers zu ringen.«

»Gewiß, schon lange vorher, aber auch später, viel später, und – – süßer – – – doch weiß ich in der That nicht,« fuhr er plötzlich stehenbleibend fort, »was mich eigentlich veranlaßt, Ihnen diese Mittheilungen zu machen. Indeß zwingt mich etwas dazu, gerade Ihnen, Herr von Rosenthal, dieß Vertrauen zu schenken. – O, ich weiß, Sie kennen die Schwächen des menschlichen Herzens und des weiblichen ganz besonders. – O, ich weiß – ich weiß, und will Ihnen gestehen, daß ich schon damals verehrungsvollst und mit wahrer Bewunderung zu Ihnen aufschaute.«

»Reden wir nicht von damals. Bleiben wir lieber bei der Gegenwart, es ist überhaupt etwas spät, mein lieber junger Freund, uns mit Dingen zu beschäftigen, die gerade nicht hieher gehören, auch naht sich unser Spaziergang seinem Ende, und es wird nicht viel Zeit übrig bleiben, Ihnen einen vernünftigen Rath zu ertheilen.«

»O, das thaten Sie schon, Herr von Rosenthal, und haben mich vor der Lächerlichkeit gerettet; ich will Ihnen aber unbedingt folgen, wenn Sie mir mit Ihren großen Erfahrungen zur Seite stehen wollen. – – Ach, Herr von Rosenthal, verzeihen Sie mir, wenn ich so kühn bin, Ihnen zu sagen, daß ich finde, unsere Schicksale haben eine kleine Ähnlichkeit mit einander; auch Sie wurden, wie ich wohl weiß, einstens

von einer Seraphine geliebt, – und auch mich liebt eine Seraphine, ja ein Engel liebt mich, trotz alledem, und ich will an diese Liebe glauben, denn sie hat sie mir gestanden nicht nur in der Kindheit zarten Tagen, sondern auch später noch – viel später, in einem schönen Augenblicke.«

»Der Himmel erhalte Ihnen diesen Glauben,« konnte sich der also Angeredete nicht enthalten zu sagen unter dem starken Ausdruck eines ironischen Lächelns, welches seinen Grund in der Wahrnehmung hatte, daß das junge Paar vor ihnen rasch in die von der Dienerin geöffnete Hausthüre getreten und dort einen recht langen Augenblick geblieben war, lange genug, um – sich auf's Umständlichste und Ehrfurchtvollste von einander zu verabschieden, was indessen Herr Schettel nicht zu bemerken im Stande war, da er sich gegen Rosenthal gewandt, dessen Rechte ergriffen, um, diese herzlich schüttelnd, mit Rührung, und Enthusiasmus fortzufahren: »Ja, ich habe diesem himmlischen Mädchen Unrecht gethan, ich war ein Wahnsinniger, ein Verbrecher, der ihrem Befehle ungehorsam war, und den sie absichtlich dafür gestraft, mit Recht gestraft – gestraft durch die Begleitung jenes Offiziers, obgleich ihr Herz nur an mich dachte, obgleich ihr Herz gebebt bei dem Gedanken, mir diesen tiefen Kummer verursacht zu haben.«

»Möge Ihnen diese Überzeugung bleiben, fest und ungekränkt. – Jedenfalls aber freut es mich, daß Sie meinem guten Rathe gefolgt sind, und daß wir hier keine für alle Theile unangenehme Szene erlebt haben.«

»Ja, dafür danke ich Ihnen auf's Innigste, und bin fest überzeugt, daß Seraphine und ich, morgen und sobald wir uns sehen, auf's Herzlichste über dieses Abenteuer lachen werden.«

»Wissen Sie was, junger Mann,« sagte Herr von Rosenthal, der sich schon zum Weggehen gewendet hatte, um in eine Seitengasse einbiegend den Ordonnanzoffizier, der, eine sehnsuchtsvoll klingende Melodie leise vor sich hinsummend, dahergeschritten kam, zu vermeiden, »es würde mich interessiren, wenn Sie mir gelegentlich eine kleine Mittheilung darüber machen wollten, nur möchte ich nicht indiscret erscheinen.«

»O, unbesorgt, mein lieber und verehrter Herr Baron, das Schicksal selbst hat Sie auf unsern Lebensweg geführt, hat Sie mit unserer Liebe bekannt gemacht, was ich für ein Glück erachte, denn ich bin von Ihrer Güte überzeugt, daß Sie es auch nicht verschmähen werden, mir später eine Belehrung, einen guten Rath zu gönnen.«

Mit diesen Worten war Herr Schettel an der Seite Rosenthal's in der engen Seitengasse fortgeschritten, und da dieser ohne weitere Umwege nach Hause gehen wollte, so hatte er bis dorthin nichts gegen die Begleitung des jungen Mannes einzuwenden, ließ ihn auch plaudern, was er für gut fand, und erwiderte höchstens »ja« oder »nein«, weil er anders auf diese schwärmerischen Ausbrüche einer ihm sehr jugendlich erscheinenden Leidenschaft nichts zu erwidern wußte.

Jetzt überschritten sie einen kleinen, mit Baumreihen besetzten Platz, wo die trübe, dunstige Mondscheibe recht traurig auf die herabgefallenen gelben Blätter schaute, sich vielleicht der früheren Tage erinnernd, wo dieß himmlische Licht sie knospend, frisch und grün in der schönen Frühlingszeit zum ersten Male erblickt.

Ähnliches mochte Herr Schettel denken, der schwärmerisch und mit solcher Innigkeit an den Himmel hinaufblickte, daß er, stolpernd über eine starke Baumwurzel, beinahe hingefallen wäre, was aber den Flug seiner Phantasien durchaus nicht unterbrach, denn er hob seine Hände zu den leuchtenden Gestirnen empor und sagte: »Es war damals im wunderschönen Monat Mai, als ich mich zum ersten Male ihrer Liebe versicherte. Wir fuhren im Nachen auf dem kleinen See dicht am Ufer hin unter überhängenden, blühenden Bäumen, unter grünenden Büschen, in denen Nachtigallen schlugen. – Ach, es war das um so seliger für mich, da ich an jenem Tage ebenso grundlos wie heute Ursache zu einer gleich thörichten Eifersucht zu haben glaubte, und seltsamerweise gleichfalls durch einen jungen Offizier, einen Verwandten des Hauses, mit dem sich Seraphine allerdings auf's Freundlichste beschäftigt, ja, den sie recht zärtlich geküßt, als er an demselben Tage endlich Abschied nahm; dann erlaubte sie mir, sie auf den See zu rudern, und war offenherzig genug, nur von dem jungen Offizier zu reden, wahrscheinlich um mich auf zarte Art für meine thörichte Eifersucht zu bestrafen. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron?«

»Gewiß,« entgegnete Rosenthal, der wieder angefangen hatte, mit einigem Interesse zuzuhören.

»Sie sagte mir auch,« fuhr Herr Schettel lebhaft fort, »sie sei eigentlich froh, daß er abgereist wäre und sie sich vorderhand nur noch in Gedanken mit ihm beschäftigen könne. Gestand mir auch, daß er sie recht lieb gehabt, und daß ich dieß Geständniß als den größten Beweis ihres Vertrauens ansehen müsse. – Und das konnte ich, meinen Sie nicht auch?«

»Gewiß.«

»Sie wolle auch künftig mit mir recht viel von ihm reden, das würde sie freuen und sie dankbar dafür sein. Dabei hatte sie erlaubt, daß ich ihre kleine liebe Hand ergreifen durfte; ich hatte zu rudern aufgehört und sie litt es recht gern, daß ich an ihre Seite rückte, nahe, recht nahe, ja, daß ich meinen Arm um sie schlang, – und das war der seligste Augenblick meines Lebens – sanft und gleichförmig schaukelte der Nachen unter uns, sie lehnte sich gegen das Steuerruder zurück, schloß ihre Augen, athmete rasch und tief und sagte dann, mich an sich ziehend: »Küsse mich, mein Hugo!«

»So heißen Sie?« fragte Rosenthal in einem Tone, der reges Interesse verrieth, worauf aber der Andere sogleich zur Antwort gab: »Nein, mein Name ist Eduard, aber der junge Offizier hieß Hugo, und das war ja doch begreiflich, daß Seraphine, nachdem wir so lange über ihn gesprochen, die beiden Namen mit einander verwechselte.«

»Und Sie benutzten diese Verwechslung?«

»Gewiß, aber nur einen kurzen seligen Augenblick, indem ich meinen Mund auf ihre heißen Lippen drückte, dann aber stieß sie mich mit dem Rufe: ›Laß mich, oder es ist mein Tod!‹ so heftig von sich, daß ich beinahe aus dem Nachen in den See gefallen wäre.«

»Was Dir ganz recht geschehen wäre, junges Ungeheuer,« dachte Rosenthal, ihn von der Seite ansehend, das ist wieder einmal die alte Geschichte, der Eine schüttelt den Baum, der Andere fängt die Frucht auf. Hier war es glücklicherweise nur eine herabflatternde Blüte, denn, – »wie alt waret ihr Beide damals?« fragte er plötzlich.

»Seraphine sechzehn, ich erst fünfzehn Jahre.«

»Ah so, und nach dem raschen Kusse, was geschah dann?«

»O, was in solchen Fällen nach einer ersten gegenseitigen Erklärung wohl stets zu geschehen pflegt. Seraphine forderte mich etwas heftig auf, sogleich zurückzurudern, was ich aus Gehorsam that, aber zum Danke dafür nicht einmal eine Hand erhielt, als wir an's Ufer kamen; kaum daß sie mir eine gute Nacht erwiderte, und nicht ohne hinzuzufügen: ›Ich will Dich während drei Tagen nicht sehen!‹ – – Ach, das konnte ich mir wohl gefallen lassen, war ich doch der glücklichste Mensch durch die Überzeugung, daß sie mich liebte und davon werden auch Sie jetzt überzeugt sein, mein verehrter Herr Baron, trotz alledem und alledem.«

»Ja, ich glaube mich überzeugt zu haben,« erwiderte Rosenthal in einem sehr ruhigen und trockenen Tone, »aber da es mir nach Ihrer Erzählung scheint, als ob junge und hübsche Offiziere im Stande wären, einigen Eindruck auf das Herz Fräulein Seraphinens zu machen, so könnte es im vorliegenden Falle nicht schaden, daß Sie mir gelegentlich Mittheilungen machten, ob und wie häufig jener junge Kürassieroffizier vielleicht Besuche macht im Hause der Fräulein Aurelie Mirbel, wo die junge Dame wohnt. – – Das heißt nur in dem Falle, wenn Sie Vertrauen zu mir haben.«

»O, auf wen konnte ich sonst Vertrauen haben? Uner-schütterliches, felsenfestes, auch werde ich Alles erfahren, denn ich habe die Erlaubniß, Fräulein Aurelie Mirbel besuchen zu dürfen.«

»Desto besser, und wenn Sie bei einem dieser Besuche, aber zufällig und ganz unverfänglich, meinen Namen nennen könnten, so würde das nicht schaden, um zu erfahren, ob und wie sich Fräulein Aurelie meiner erinnert. Vielleicht daß ich mich dann veranlaßt sehe, eine frühere Bekanntschaft wieder anzuknüpfen.«

»Verlassen Sie sich auf mich, Herr Baron, ich fühle es warm, wie tief ich Ihnen jetzt schon verschuldet bin.«

»Keine Ursache.«

»Aber vielleicht dürfte ich mir noch die Frage erlauben, wer jener – junge Offizier eigentlich ist?«

»Baron Nellingen, Lieutenant im Leibkürassier-Regiment und Ordonnanzoffizier Seiner Majestät des Königs.«

»Das ist allerdings bedenklich.«

»Pah, wenn man sich geliebt weiß, wie Sie!«

»Allerdings, Herr Baron, und da mir Ihre Erfahrungen und Ihr gütiger Rath zur Seite stehen werden, nicht wahr?«

»Was ich thun kann, soll geschehen; doch jetzt, mein lieber junger Freund, danke ich für die freundliche Begleitung bis hier zu meinem Hause, und wünsche Ihnen eine gute Nacht und süße Träume.«

ZEHNTE RANDVERZIERUNG.

Wo weite Schneeflächen jede freundliche Erinnerung zudeckt und nur ein gebrochenes Kreuz aufwärts ragt.

Es fiel der erste Schnee in diesem Winter – etwas sehr Natürliches und eigentlich nicht Bemerkenswerthes, da wir das jedes Jahr erleben und in einem gewissen Lebensalter schon so oft erlebt haben, daß dieser erste Schnee auf uns keinen großen Eindruck mehr machen sollte.

Und doch ist es der Fall, wenigstens bei Vielen, die am Fenster stehend mit einem ganz besonderen, oft kaum erklärlichen Interesse, ja mit einer tiefen Empfindung, die ersten der weißen Flocken langsam herabflattern und sich weich auf einander legend die Erde bedecken – zudecken

sehen – warm zum Winterschlaf, zum seligen Vergessen, bis die Schneeglöckchen den neuen Frühling einläuten.

Liegt die stille Wehmuth, die uns so gern dabei ergreift, in der Erinnerung an die Jugendzeit, an den Beginn so vielfacher Freuden auf der weißen Schneedecke, ist es eine Ahnung der Weihnachtszeit, als sähen wir zwischen die fallenden Flocken die brennenden Kerzen des Tannenbaumes durchschimmern, oder ist es auch nur etwas traulich Gewohntes, etwas stets und erinnerungsreich Wiederkehrendes, was wir beim ersten fallenden Schnee begrüßen?

Dabei aber fühlen wir uns so verschiedenartig gestimmt, je nach der Umgebung, bei der uns der erste Schnee überrascht, empfinden ihn behaglich an einem Wintermorgen, wo draußen Alles hart gefroren ist, an den hohen Spiegelscheiben unseres Fensters stehend, wenn neben uns im Kamine lustig die Flamme knistert – Glück auf zur fröhlichen Winterzeit mit ihren kleinen feinen Dinern, flimmern den Lichtern, ihren Konzert-, Theater- und Ballsälen, ihren Eispartien und Schlittenfahrten! Ist es uns doch gerade so zu Muth, als läuteten die Flocken heiter, wenn sie so vom Himmel herab auf die Erde flattern.

Ganz anders gestimmt sehen wir ihrem Spiele zu, wenn es bei ihrem ersten Erscheinen Abend geworden ist, sowohl in der Tageszeit als auch in unserem Leben, wenn der erste Schnee hernieder wirbelt mit Dunst und Nebel vermischt auf die feuchte Straße, wo erst Millionen der weißen Flocken ihren Tod finden müssen, bis sich eine Decke anzusehen vermag, so dünn, so mager, daß jeder Fußtritt, jedes Wagengeleise noch lange seine dunklen Spuren hinterläßt, wo uns der trübe, halbgeschmolzene Schnee so unbehaglich an das Vergehen alles Irdischen erinnert, wo uns von draußen die

düster röthlich leuchtenden Gaslaternen fast wehmüthig gute Nacht zurufen, wo wir uns beeilen, den Fenstervorhang niederzulassen, um hüstelnd und fröstelnd beim Schein der Lampe verstimmt in unsern Lehnstuhl zu sinken und traurig, sehnsuchtsvoll von allen möglichen Frühlingen zu träumen.

Auch fern von der Heimat, fern vom traulichen Hause, hat uns schon der erste Schnee überrascht und uns sein Erscheinen heiter oder traurig berührt, auf Reisen in früheren Zeiten, behaglich in die Wagenecke gedrückt, vor uns das Viergespann, auf dem harttrabenden Sattelgaule der lustige Postillon, der jetzt, lachend seinen Hut schwingt, weil der erste Schnee des Winters ihn umwirbelt; das hatte etwas Frisches, Erheiterndes, und wenn wir vielleicht herkamen vom schmerzlichen Abschiede, oder hinauszogen in eine ungewisse Zukunft, so hat uns die weiß verschneite Gegend mit ihren krystallisirten Bäumen unter dem herabwirbelnden Schnee, aus dem die Glocken an den Geschirren der Pferde so lustig erklangen, bald wieder erheitert und in's richtige Gleichgewicht gebracht.

Später im Eisenbahnwagen ging das nicht so rasch, ohne daß wir sagen könnten warum, vielleicht weil das dumpfe Rollen und Poltern auf den Schienen, der gellende Pfiff der Lokomotive, die vielgliederige, dunkelschmutzige Riesenschlange, die feuersprühend in so ungeheuerlicher Schnelligkeit über die weißen Schneefelder hinsaust, einen mehr oder minder unbehaglichen Eindruck auf uns machte, und rechte Heiterkeit, fröhliche Gedanken so schwer aufkommen ließ.

Und erst der Vergleich zwischen den gemüthlichen Poststationen, wo mit aller Ruhe und Bequemlichkeit umgespannt wurde, wo es vom Ermessen des fühlenden Postilons abhing, ob wir unsern Thee behaglich schlürfen und ein bisschen umherlaufen dürfen, um unsere steif gewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen, gegenüber dem unbehaglichen Lärmen und Treiben, dem gellenden Läuten der Glocken, dem betäubenden Pfeifen der Lokomotive einer Bahnhofhalle bei eben angekommenem Schnellzuge, all' der Unbehaglichkeit, worein es uns versetzt, daß wir gezwungen sind, uns in karg abgemessenen fünf Minuten körperlich und geistig ein wenig zu erfrischen, um gleich darauf wieder wie ein Postpaket fortgeschleudert zu werden.

Und dabei der erste Schnee – wie kann bei solcher Umgebung, bei solchem Dahinrennen ein heiterer, sinniger Gedanke über uns kommen, ja selbst nicht einmal dann oder noch weniger, wenn wir vielleicht, einen langsamen Personenzug benutzend, bei unfreiwilligem Aufenthalt von einer oder vielleicht mehreren Stunden an der Glasthür des Wartesaals lehnen, um gedankenvoll zuzuschauen, wie vom grauen Himmel herab der erste Schnee des Winters niederflattert.

Der erste Schnee – hatten wir doch gehofft, ihn so ganz anders wiederzusehen, ihn, dessen Vorgänger wir in einem vergangenen Frühling und von ganz anderen Gefühlen dahin schmelzen sahen, waren wir doch berechtigt gewesen, auf ein besseres Wiedersehen zu hoffen, auf ein Wiedersehen beglückter Stimmung, an den hohen Spiegelscheiben unseres Fensters stehend, wenn neben uns im Kamine lustig die Flamme knistert – Glück auf zur fröhlichen Winterzeit!

Und nun hier in dem schmutzigen Wartesaal zweiter Klasse die wirbelnden Flocken auf dem naßkalten Boden draußen sogleich verschmelzen und vergehen zu sehen, umgeben vom Plaudern und Lachen einer gleichgültigen Menge, welche sich die Zeit vertreibt, so gut es eben gehen mag, redend, singend, auch wohl pfeifend und trinkend, häufig sogar verbotener Weise Tabak rauchend.

Draußen schleicht eine Lokomotive wie verdrossen durch die Halle, Packwagen werden aus- und eingeladen, der geschmolzene Schnee tropft melancholisch vom Dache, und wer bei dem Sudelwetter von der schmutzigen Straße unter die Halle tritt, trampelt derb auf die Steinplatten, um seine Stiefel von der anhängenden Erde zu befreien.

Dazu das Hereinbrechen der Dämmerung des kurzen Wintertages und die Aussicht auf eine vielleicht noch lange Fahrt nach langem Warten; alles das an sich schon Grund genug, um schweraufathmend an der Glasthür des Wartesaals zu lehnen und, von Erinnerungen erfaßt, sichtbar schmerzlich bewegt dem Herabfallen des ersten Schnees zuzuschauen, wie jene Dame dort vor uns, die wir mit Interesse betrachten, da ihr ganzes Wesen, vor Allem ihr ruhiges, bleiches Gesicht mit den schönen, etwas eingefallenen müden Augen unsere Theilnahme erregt. Sie war sehr einfach gekleidet in einem schmucklosen Gewande von schwarzem Wollenstoff, worüber sie einen Mantel von ähnlicher Farbe trug, der ihre Gestalt gänzlich verhüllte, so daß man nur hie und da die etwas verbrauchten Handschuhe bemerkte, wenn sie, wie häufig geschah, die Rechte erhob, um ihr Haar unter dem kleinen schwarzen Strohhute zurückzustreichen, oder auf Augenblicke Stirn oder Augen in die Handfläche zu drücken.

Dann blickte sie wohl tiefathmend um sich her, machte auch ein paar Schritte in den Saal hinein, um wieder an die Glashür zurückzukehren, mit gleich traurigem, ja trostlosem Blick in die Dämmerung hinauszuschauen.

»Bitt' um Entschuldigung,« sagte ein Schaffner zu ihr, der mit brennender Laterne in den Wartesaal trat und sie auf diese Art veranlaßt hatte, zurückzuweichen. Sie nickte leicht und nicht unfreundlich mit dem Kopfe, und als der Mann neben ihr stehen blieb, um seine Laterne zu schließen, die sich geöffnet hatte, fragte sie ihn: »Wie lange wird es noch dauern, bis der nächste Zug nach der Residenz geht?«

»In einer halben Stunde, in dreiviertel, man kann das in dieser Jahreszeit nicht so genau wissen,« gab er zur Antwort, »der Eilzug ist kaum eine halbe Stunde fort und der, welcher nachkommt, führt eigentlich nur Güter und bum-melt deßhalb gehörig – Sie sind auch wohl bei der Herrschaft, die drüben in der ersten Klasse ist?«

»Ja, mein Freund,« sprach sie leise.

»Die den Eilzug verlassen hat, um nun mit dem langsamen Zuge weiter zu gehen – sonderbare Ideen bei diesen vornehmen Leuten. Unsereiner wäre froh, auf einer raschen Gelegenheit zu sitzen, und Die,« damit zeigte er mit dem Daumen nach dem Nebenzimmer, »thun das, um drüben wahrscheinlich recht schlechten Thee zu trinken; der Kurrier, den sie bei sich haben, rennt draußen herum, bei Gott, mit keiner freundlichen Miene und ich kann ihm das auch nicht verdenken, denn es mag ihn Mühe genug gekostet haben, bei den heutzutage selbst im Winter vollen Kurierzügen ein Coupé herauszuschlagen, und das fährt nun leer davon, während sie hier auf dieser miserablen Station sitzen bleiben; kann mir die Ursache nicht denken.«

»Und doch ist dieselbe sehr einfach, wenn auch für uns gerade nicht angenehm, die Dame drüben – unsere Dame hat sich recht unwohl gefühlt, und fürchtete kränker zu werden, als sie ohnedieß schon ist.«

»Und doch sah sie nicht so aus, als sie nach dem Wartesaal ging.«

»Ein nervöses Leiden, und da ist es doch besser, sie wartet das hier ein oder zwei Stunden ab, als wenn es noch schlimmer würde unterwegs, wo doch an ein ruhiges Hinlegen nicht zu denken ist, auch gibt es ja wohl für den schlimmsten Fall einen Arzt in der Nähe.«

»Im Dorfe nicht – nur ein Bader – nach einem guten Doktor hat man von hier seine zwei bis drei Stunden und so rasch wären sie auch in der Stadt gewesen – nun, mir kann's ja recht sein.«

Damit ging der Beamte von dannen, und die Frau in dem schwarzen Kleide lehnte ihren Kopf gegen die Thüreinfassung und blickte kummervoll in die rasch eintretende Dunkelheit hinaus.

Ein Bedienter in einfacher, aber sehr geschmackvoller Reiselivree trat neben sie hin und flüsterte ihr zu: »Man hat nicht nach Ihnen verlangt, Madame Josephine, und wenn Sie also nicht wollen, brauchen Sie nicht hinüber zu gehen. Die kleine Kammerjungfer hat ein paar Pelze ausgepackt und der Gnädigen die Füße bis zum Knie eingewickelt, es geht auch schon bedeutend besser, und jetzt trinken sie Thee miteinander, der Herr, die Gnädige und auch der junge Graf, der, als der Zug hielt, aus seinem offenen Jagdwagen herbeeilte, um die Herrschaften zu begrüßen. Sie konnten

ihn allerdings nicht sehen, da Sie gerade so heftiges Nasenbluten bekamen – damit geht es doch besser?« fragte der Bediente, seine Mittheilungen unterbrechend.

»O ganz gut, es kommt das oft sehr rasch, geht aber ebenso schnell vorüber, – wer ist denn der junge Herr, ein Bekannter der Frau Baronin?«

»Ich glaube ja, ein genauer Bekannter von Rom her, wo wir vergangenen Winter waren, er wußte genau die Zeit, wann wir durchkommen werden und wohl nicht durch den Herrn, denn der war offenbar sehr erstaunt, den jungen Herrn, – wie heißt er doch – richtig, Graf Ferrner – so plötzlich auf dem Bahnhofe zu sehen, wo die gnädige Frau sich plötzlich zu unwohl fühlte, um weiter reisen zu können.«

Madame Josephine hatte schweigend ihren Kopf tief herabgesenkt, und der Bediente fuhr im vertraulichen Tone fort: »Und wenn Sie mir etwas versprechen, Madame Josephine, so erzähle ich Ihnen auch etwas, was Sie noch mehr interessirt.«

Er hatte das lächelnd gesagt, und als sie hierauf den Kopf schüttelte leicht mit den Achseln zuckend, fuhr er lebhafter fort: »O doch! es wird Sie interessiren, wenn auch leider auf keine angenehme Art, da es Sie ja so sehr gedrängt hat über den Kanal hinüber, um nach Altengland zu kommen.«

»Ob ein paar Stunden, ob einen Tag früher oder später kann auch mir am Ende gleichgültig sein.«

»Ja, prosit die Mahlzeit, in dem Falle wird es sich nicht um ein paar Stunden oder Tage handeln.«

»In welchem Falle?« fragte sie aufmerksam werdend.

»Nun in dem Falle, daß wir unsere Reise mal wieder unterbrechen, um Gott weiß wie lang hier in Deutschland zu

bleiben – ich habe eigentlich nichts gegen dieses Deutschland, es ist ein gutes Land mit angenehmen und auch willigen Leuten, wenn man sie nur recht herum zu hudeLN versteht, aber jetzt paßt mir's doch nicht. Ich hatte schon drüben meine Arrangements getroffen und wäre zu Lord Grosvenor gegangen, der einen zweiten Kammerdiener sucht, und ich weiß, was ich leisten kann, hab' auch das Gedrill und die Launen drüben satt, werden's auch noch satt kriegen, Madame Josephine, und sollt' es mich ganz ungeheuer freuen, Ihnen drüben in einer angenehmeren Stellung zu begegnen – ja in der besten, die es gibt, und die eben gerade gut genug für Sie wäre, Madame Josephine.«

Als er so sprach, hatte sie sich gleich anfangs hastig und hoch aufgerichtet, während unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens über ihre bleichen Züge flog; sie hatte rasch etwas fragen wollen, dann aber ihre Lippen fest aufeinander gepreßt und ihm schweigend zugehört, doch nicht mit der Ruhe, die jetzt wieder auf ihrem Gesichte lag, was ein nervöses Bewegen ihrer Finger verrieth, sowie die sichtbaren Bewegungen eines auffallend tiefen Athemholens.

Endlich fragte sie in einem erkünstelt gleichgültigen Tone: »Und woraus schließen Sie, daß wir unsere Reise für längere Zeit unterbrechen werden?«

»Weil drüben am Theetische sehr lebhaft die Rede davon ist, und zwar auf Anrathen des jungen Herrn Grafen, welcher von einem Arzte hier in der Nähe spricht, der, was Nervenleiden anbelangt, schon die wunderbarsten Kuren gemacht habe.«

»Und nannte er den Namen dieses Arztes?« fragte Madame Josephine in kaum hörbarem Tone.

»O ja! er nannte ihn Doktor Flinte oder so etwas.«

»O, mein Gott!« hauchte sie so leise, daß es nur wie ein tiefer Seufzer klang.

In diesem Augenblicke wurde von draußen die Thüre ziemlich unsanft geöffnet, und ein großer breitschulteriger Mann in etwas reicherer Reiselivree, als die des Dieners war – er hatte am Ärmel und am Kragen Goldborten, sowie auf der linken Brust ein kleines Wappenschild – trat schnell in den Wartesaal und sagte in ziemlich unfreundlichem Tone: »Ei, da steht man und plaudert, während unsereins alle Hände voll zu thun hat und Hülfe braucht. – Pardon, Madame Josephine,« wandte er sich in höflichem Tone an diese, während er seine Reisemütze abzog, »ich wußte nicht, daß Sie vielleicht Befehle zu geben haben.«

»Ich durchaus nicht, aber was ist denn geschehen, Mister Brander?«

»Geschehen ist eigentlich gar nichts, wenigstens nicht das, was geschehen sollte, um in diesem häßlichen Wetter rasch vorwärts zu kommen, im Gegentheil geschieht Alles, um, statt auf der bequemen Eisenbahn zu bleiben, nächtlischerweise querfeldein fahren zu müssen; – kommen Sie nur rasch, Henry, die Reisewagen werden soeben von der Bahn herabgenommen, und Sie müssen in's Dorf, um nach Postpferden zu sehen.«

»Aber ich weiß nicht Weg noch Steg.«

»Es wird Sie Jemand mit der Laterne begleiten, kommen Sie nur.«

»Sehen Sie wohl, Madame Josephine, wie Recht ich hatte,« sagte der Diener kopfnickend, als er, dem Kurier folgend, den Wartesaal verließ.

Sie schauerte sichtbar zusammen, vielleicht des kalten Luftzugs wegen, der durch die geöffnete Thür drang, vielleicht aber auch aus anderer Ursache, denn während sie sich gänzlich erschöpft auf einen bei der Thüre stehenden Stuhl niederließ, entrang sich ihrer Brust ein tiefer, schmerzlicher Seufzer, worauf sie in sich zusammensinkend ihre beiden Hände vor das Gesicht preßte.

»Träume, Träume, vergebliche Träume von Ruhe und Freiheit,« klagte ihre bebende Stimme, »o, dieser unselige Ort, von dem eine unsichtbare Kette auszugehen scheint, die mich gefesselt hält und zurückzieht, so oft ich Alles hinter mir abgebrochen wähne – damals schon, damals, als bereits das rettende Meer vor mir leuchtete, wo ich trotz alles Elendes so unsäglich glücklich geworden wäre gegen jetzt, gegen jetzt, – da ich im Stande gewesen wäre, mein Lebenlang an einer schmerzlich süßen Erinnerung zu zehren! – Und muß ich mich denn halten lassen, soll ich beständig der Spielball des Zufalls und jeglichen Unglückes sein und bleiben, hab' ich keinen freien Willen mehr, der mir erlaubt, meinen Weg allein fortzusetzen – und wohl auch glücklicher, trotz der kalten Schnee- und Regennacht.«

Sie nahm hastig eine kleine lederne Tasche auf, die neben ihr am Boden lag, öffnete sie mit zitternden Fingern, kramte in verschiedenen Dingen herum, bis sie einige Papiere fand und einen kleinen Geldbeutel mit allerdings geringem Inhalt – »doch genügend,« klang es energisch zwischen ihren zusammengebissenen Zähnen hervor – »genügend, wenn mir Gott weiter hilft und mich nicht ganz verläßt.«

Ein rascher Schritt hinter ihr, das Rauschen eines Kleides, dann der heitere Ton einer Stimme zerriß ihre Träume und ihr Selbstgespräch, und rasch aufblickend sah sie ein junges

Mädchen von kleiner, schwächtiger Figur neben sich stehen, aus deren lebhaften Augen es schelmisch lachte, während sich ihr Stumpfnäschen zugleich mit dem kokett aufgesetzten Hütchen auf die Dame hinabsenkte und lustig sagte: »O, Sie haben ganz Recht, sich zurückzuziehen und zu thun, als ginge Sie die ganze Geschichte nichts an, ist es doch kaum zum Aushalten; bald will sie dieß, bald das, hudelt jetzt mich und pudelt dann ihren Mann. Jetzt hat sie sich eingebildet, sie könnte unmöglich weiter fahren, und darum stockt nicht nur die ganze Karawane, sondern scheint auch plötzlich eine andere Richtung nehmen zu wollen – o, wenn ich es Dem nur, der schuld daran ist, eintränken könnte!« fuhr sie fort, ihre kleine Faust im komischen Zorn drohend erhebend – um gleich darauf, sich selbst unterbrechend, in einem fast herzlichen Tone zu fragen: »Haben Sie denn schon etwas zu sich genommen, Madame Josephine, es sieht mir nicht darnach aus, und der Schlingel von Henry hat Sie gewiß ganz vergessen, aber bitte, kommen Sie mit, ich habe mir da drüben neben der ersten Klasse, wo die Herrschaften sind, ein artiges Winkelchen eingerichtet, behaglich genug, um die Nacht dort zu verbringen, wenn es nöthig wäre – was man nie bei den Launen im Voraus wissen kann, kommen Sie nur.«

»Ich danke wirklich für Ihre Güte, Fräulein Charlotte, lassen Sie mich hier, wenn man nicht dringend nach mir gefragt hat.«

»Das ist allerdings schon ein paarmal von ihr geschehen, Sie wissen ja, daß sie nie Jemand sein bischen Ruhe gönnt, doch fragte sie der Herr Baron, ob denn noch nicht Leute genug in dem kleinen Raum dort beisammen wären.«

»Gut, so lassen Sie mich hier, Sie wissen ja, wo ich zu finden bin.«

»Ach was, kommen Sie nur mit in meinen Winkel, es ist hier so gar ungemüthlich, puh, wie das hier riecht nach Tabak und Regenmänteln, auch wird Ihnen eine Tasse Thee gut thun, und ich erzähle Ihnen dann, was ich gehört, wie es mit uns werden soll.«

Letzteres schien denn auch die Andere zu bestimmen, der kleinen beweglichen Person zu folgen, die ihr die Reisetasche aus der Hand genommen hatte und nun ohne Weiteres den Weg zeigend vor ihr her ging.

»Sind die Herrschaften jetzt allein?«

»Ja, ja, denn der junge Herr, dessen Einfluß man, wie mir scheint, die ganze Brühe zu danken hat, ist soeben fortgefahren, mit dem Versprechen, das Nöthige zu besorgen und dann zugleich zurückzukehren; ich glaube, wir sollen hier in der Nachbarschaft irgendwo untergebracht werden, unseres Nervenleidens wegen, als wenn es für uns nicht besser in der Residenz gewesen wäre, die wir in ein paar Stunden erreicht hätten.«

Damit hatten sie den kleinen Raum erreicht, der sich neben dem Wartesaal erster Klasse befand und sonst zu einem Toilettezimmer für die Damen zu dienen schien, heute aber von dem gefälligen Bahnhofinspektor der fremden Herrschaft gleichfalls eingeräumt worden war, und sich, wie Mamsell Charlotte gesagt, mit einem Divan, einigen Stühlen und Tisch mit reichlichem Theeservice als recht behaglich zeigte.

Auch war es hier im Vergleich zu drüben so angenehm still und ruhig, sanft durchwärmt, und nachdem Madame

Josephine sich auf dem Divan niedergelassen, auch eine Tasse Thee angenommen, zeigte sich auf ihrem schönen blassen Gesichte ein freundlicher Zug mit einem dankbaren Lächeln.

»Wenn Sie jetzt Ihren Mantel etwas ablegen wollten,« sagte die bewegliche Kammerjungfer, »so würde das für eine voraussichtliche spätere Nachtfahrt besser sein, und dann könnte es nicht schaden, wenn Sie einmal drinnen nachsehen wollten, was die Gnädigste macht – meinen Sie nicht auch?«

In ihren finstern Träumen vorhin hatte Madame Josephine nicht daran gedacht, sondern sah sich schon weiter ziehen in einem Eisenbahncoupé letzter Klasse oder gar zu Fuß auf der schmutzigen Landstraße.

Sie legte Hut und Mantel ab und ließ es sich dankbar gefallen, daß sich die kleine Kammerjungfer recht umständlich und behaglich mit ihrem schönen und vollen Haare beschäftigte, das allerdings durch die lange Fahrt in Unordnung gerathen war, aber in seiner Fülle und seinem weichen Glanze sogleich wieder prachtvoll erschien, obgleich sie es nur kunstlos um das Haupt wand und mit ein paar Haarnadeln befestigte.

Passend zu diesem schönen Haare, der offenen Stirne, den edlen Gesichtszügen erschien auch die hohe Gestalt Madame Josephinens, nachdem sie ihren weiten, Alles verhüllenden Mantel abgelegt, schlank in der Taille, nicht zu breit in den Schultern, dabei von einer harmonischen Fülle unter dem knapp anliegenden, einfachen schwarzen Kleide.

Als sie darauf ohne Zaudern in das Nebenzimmer ging, dem Rathe der Andern folgend, sah ihr diese kopfschüttelnd nach und sprach zu sich selber: »Ich möchte nicht um Alles in der Welt mich von einer Kammerfrau bedienen lassen, die

nicht nur so vornehm aussieht, sondern auch in Allem, was sie thut, spricht, ja ich glaube, was sie denkt, so vornehm ist, und doch wär' es mir gar so schmerzlich, wenn sie wieder von uns fortginge und ich ihr liebes Gesicht nicht mehr sehen, ihre gute, sanfte Stimme nicht mehr hören sollte – und doch wird es so kommen, vielleicht wie im Märchen, und sie eines Tages sagen: ›Lebt wohl, Kinder, gedenkt meiner, und auch ich werde euch nicht vergessen, ich, die Fee Krysalinde.«

Damit ließ sie sich lachend auf den Divan nieder und nahm ein Buch in die Hand, worin sie schon vorher gelesen zu haben schien.

Drinne im Wartesaal erster Klasse lag eine junge Dinn mit feinen, etwas müden Gesichtszügen, wachsbleichem Teint und einem leichten Zucken in den Mundwinkeln, wenn sie sprach, auf dem Divan, zugedeckt mit kostbaren Pelzen, obgleich es in dem Raume nicht kühl war; sie sah verdrießlich und abgespannt aus, und wenn sie ihre großen und hellblauen Augen unter den langsam heraufgezogenen Lidern sehen ließ, so zeigten sie einen gleichen Ausdruck.

»Ich danke Ihnen,« erwiderte sie auf die Frage der Kammerfrau, ob irgend etwas zu besorgen wäre, »ich danke Ihnen – brauche nichts und können auch Sie sich jetzt Ruhe gönnen, da wir wahrscheinlich später unseren Weg zu Wagen fortsetzen werden – ich danke Ihnen.«

Sie erhob kaum sichtbar ihre feine weiße Hand, worauf sich Madame Josephine zurückzog.

Sie hatte während dieser kurzen Unterredung keinen Blick zu dem Herrn Baron erhoben, der, die Rechte auf den

Divan stützend, zu Häupten der jungen Dame stand und seinerseits kein Auge vom Gesichte der Kammerfrau wandte, vielleicht um ihr durch ein kurzes verdrießliches Achselzucken anzuzeigen, wie unangenehm er selbst die Launen seiner Frau empfinde; jetzt, nachdem Madame Josephine das Gemach verlassen und er die Hände auf dem Rücken ein paar Mal hin und her gegangen war, lieh er seinem verdrießlichen Gesichte Worte, indem er unmuthig sagte: »Du hast allerdings selbst zu bestimmen, was geschehen soll, und ich füge mich wie immer, muß aber sagen, daß diese sich stets widersträubenden und wiederaufhebenden Launen auch den ruhigsten Menschen zur Verzweiflung bringen können.«

»Das verstehst Du einmal wieder nicht, oder wenn Du es verstehst, so hast Du wieder einmal Lust, mich mit Deinen Widersprüchen zu ennuyiren, und Du weißt, daß ich Widersprüche nicht ertragen kann, und daß wir übereingekommen sind, mich damit zu verschonen.«

Er hatte sich vor den Kamin gestellt, wärmte seine Füße an der lustig knisternden Glut und betrachtete seinen schönen Kopf im Spiegel, wobei er unmuthig an den Nägeln kaute, um dann seinen mächtigen schwarzen Schnurrbart zu beiden Seiten hinauszudrehen und die Enden desselben mit scharfen Spitzen zu versehen. Endlich entgegnete er ohne umzuschauen: »Wenn ich Dir auch eigentlich nicht widersprechen will, so muß ich Dir doch sagen, daß in allem dem kein vernünftiger Sinn zu finden ist. Wir beeilen uns, von Italien fortzukommen – nun gut – pah – ich habe nichts dagegen, es thut Deinen Nerven nicht mehr gut das italienische Klima, fühlst Du und sagen die Ärzte – ich habe nichts

dagegen – wir wollen nach England – kühleres Klima, feuchte Luft, gesunde Nebel – gut – wir machen mobil, es geht los, der Kurier voraus, bis Du auf einmal fühlst, daß Du Eisenbahnfahren nicht mehr ertragen kannst und absolut stillliegen mußt.«

»Ja stillliegen, mein Freund,« entgegnete sie in mattem Tone und die Worte lang auseinanderziehend, »vor allen Dingen aber Ruhe haben, Ruhe, ohne den Versuch unangenehmer Aufregungen, Ein- und Widersprüche.«

»So soll ich also dazu verdammt sein, auch hier das Maul zu halten, und höchstens stumm herumlaufen zu dürfen, wie ein erboster Pudel?«

»Das ist ein sehr unpassender Vergleich, auch wünsche ich ja, daß Du redest, aber sanft redest, wie man mit einer kranken Frau reden soll, ja das wünsche ich und bitte darum, sei es auch nur, um Dir antworten zu dürfen.«

»Ich soll reden und dabei schweigen, soll Dir meine vernünftige Meinung sagen und Dich nicht aufregen, soll sprechen, ohne Dir zu widersprechen, lehre mich doch dergleichen Kunststücke!«

»Mein Gott, ich begreife es ja,« sagte die Dame nach einer kleinen Pause, »daß es für Dich gerade nicht angenehm ist hier, der Himmel mag wissen wie lange, liegen zu bleiben.«

»Zwei Stunden von der Residenz,« brummte er.

»Und in diesem unfreundlichen Winterwetter.«

»In einem solchen Neste.«

»Ohne Comfort, ohne Amusement – entsetzlich!«

»Hm, was beliebt,« sagte er den Kopf aufwerfend, »ich glaube, Du spottest noch sogar!«

»Nein, ich zeichne nur unsere trübselige Situation, um Dich zu fragen, ob es nicht triftige Ursachen gewesen sein

müssen, die mich veranlaßten, hier unsere Reise zu unterbrechen.«

»Nun gut – pah, ich kann nichts dagegen haben, nur möchte ich wahrhaftig diese triftigen Gründe kennen lernen, denn was Dein Nervenleiden anbelangt, so hättest Du es viel behaglicher in der Residenz ausbrüten können, und hätten wir uns auch dort auf viel bequemere Art der Gesellschaft unseres angenehmen Reisegefährten aus Italien, des Herrn Grafen Ferrner, erfreuen können.«

»Du findest doch auch, daß er ein charmanter und liebenswürdiger Gesellschafter ist,« erwiderte sie, nachdem sie mit dem stark duftenden Batisttuche langsam ihre Stirne berührte.

»Pah, was kann ich dagegen haben,« gab er achselzuckend zur Antwort, »ich halte ihn für einen vollkommenen Kavalier, er trägt einen schönen Namen, scheint viel Geld zu haben, sieht gut genug aus, schwätzt viel Unsinn, kurz, ist eines jener Wesen, von denen zwölf ein Dutzend ausmachen.«

»Du strengst Dich in Deinem Lobe gerade nicht an, doch hat das nichts zu sagen, und bin ich es in ähnlichen Fällen nicht anders gewohnt, vergessen hast Du aber doch noch, daß seine Familie mit zu den angesehensten des Landes gehört, daß sein Vater Oberstjägermeister ist, sein Schwager der beliebteste Adjutant des Königs, und daß uns alles das bei einem Aufenthalt in der Residenz sehr zu statten käme.«

»Teufel auch!« rief er heftig herumfahrend, »Du scheinst es ganz darauf anzulegen, mich wirblich zu machen – Du erklärst mir da die Vorzüge der Residenz, um zwei Stunden davon entfernt, im Schnee und Regen hängen zu bleiben.«

»Aus triftigen Gründen.«

»O – o – o – o!«

»Es ist allerdings wahr, ich beabsichtigte, nach England zurückzukehren, theils weil ich das kältere, kräftigere Klima besser für mein Nervenleiden hielt, dann auch um den Versuch zu machen, mich endlich mit Mama auseinanderzusetzen.«

»Nun, mit der alten Dame auseinandergesetzt wären wir in Neapel auch gewesen, sollte ich denken, so ein paar hundert Meilen Wegs sind immerhin eine hübsche Auseinandersetzung.«

»Auseinandersetzen im versöhnlichen Sinne – ich habe mich allerdings schlecht ausgedrückt, ich habe es satt, von der ganzen Familie eigentlich verbannt und verstoßen zu sein, und warum ich verbannt und verstoßen bin,« setzte sie mit einem Anfluge von gelindem Schluchzen hinzu, »wirst Du mir wohl erlassen zu sagen.«

»Gut, ich erlasse Dir das,« erwiderte er im großmüthigen Tone, »pah, ich kann nichts dagegen einwenden, respektire auch die Grundsätze und Meinungen Anderer bis in die Unendlichkeit, kann auch Alles ertragen, nur keinen Unsinn, und doch wirst Du mir zugeben müssen, daß in alledem kein Menschenverstand liegt; Du willst Dich mit Deiner Mutter, der alten Dame, gewissermaßen vergleichen, versöhnen; gut, ich habe nichts dagegen, Du beabsichtigst das von England aus zu thun, wo sich Deine Mutter befindet, aber anstatt möglichst rasch dorthin zu kutschiren, fällt es Dir auf einmal ein, hier liegen zu bleiben. Wo steckt da der gesunde Menschenverstand?«

»Nun, mein Freund,« versetzte sie lächelnd mit dem Ausdruck der Überlegenheit, »der gesunde Menschenverstand liegt in diesem Falle darin, daß Mama sich nicht mehr in

England befindet, sondern gerade in der Residenz vor uns, wo meine theure Schwester Arabella sich vorgenommen hat, den Winter zuzubringen, um deutsches Leben kennen zu lernen, vielleicht auch um – –« Sie unterbrach sich hier lachend, wohl dazu ermuntert durch das grenzenlose Erstaunen auf dem Gesichte ihres Gemahls, der sich durchaus keine Mühe gab, dasselbe zu verbergen, sondern sie sprachlos vor Überraschung mit offenem Munde anstarrte. »Ja vielleicht auch,« fuhr die junge Dame deßhalb mit dem Ausdruck größter Heiterkeit fort, »um dort endlich ein Glück zu finden, das mir bereits zu Theil geworden, das Glück, einen so ausgezeichneten Lebensgefährten zu finden, wie ich ihn gefunden habe.«

Da er sich mit dem linken Arm auf den Kamin stützte, so vermochte er nur die rechte Schulter unverhältnißmäßig hoch in die Höhe zu zucken, während er zur Entgegnung murmelte: »Wenn diese Worte auch von einem wirklichen Gedanken ebenso weit entfernt sind, als der Frosch vom Krammetsvogel, so thut das durchaus nichts, denn ich bin mir meines eigenen Werthes bewußt.«

»Schade, daß Mama nicht auch so fühlt und leider immer noch hartnäckig das Gegentheil behauptet.«

»Zu ihrem eigenen Schaden; wer vermag überhaupt etwas über den haarsträubenden Unsinn dieser Frau!«

»Wir wollen darüber nicht auf's Neue streiten, ich habe Dir nur das Faktum mitgetheilt und will beifügen, daß ich es nach reiflicher Überlegung für besser hielt, die Mama nicht unvorbereitet und so plötzlich zu überfallen, mich vielmehr von ihr aufsuchen zu lassen, was sie thun wird, sobald sie erfährt, daß ich gezwungen war, meine Reise wegen Unwohlseins zu unterbrechen und vielleicht ein paar Wochen

lang hier in der Nähe bei dem gewissen bedeutenden Arzt zu bleiben, den Seine Erlaucht so freundlich war, uns zu empfehlen.«

»Dir zu empfehlen, ich komme ja bei dergleichen Dingen nicht in Betracht.«

»Danke dem Himmel dafür, es ist kein Vergnügen, krank und elend zu sein.«

»Nun, was meinst Du,« lachte er spöttisch, »wir brauchen doch unter uns diese Komödie nicht fortzuspielen und Du kannst versichert sein, daß ich gegenüber Deiner Frau Ma-ma nicht aus der Rolle fallen werde.«

»Es ist nicht alles Komödie, lieber Cäsar, ich fühle mich wirklich leidend, krank, und kann Dich versichern, daß es mir Bedürfniß ist, ja sehr wohl thun wird, hier eine kurze Weile auszuruhen, als mich in der Residenz sogleich in Verhältnisse zu stürzen, von denen ich noch nicht weiß, ob ich sie, was meine Mutter anbelangt, werde bemeistern können.«

»Ja, diese Frau muß einen merkwürdigen störrischen und eigensinnigen Charakter haben,« murmelte er vor sich hin, um, nur für seinen dichten Schnurrbart verständlich, hinzusetzen: »ganz in der Art spanischer Maulthiere, höchst angenehme Eigenschaft für eine Schwiegermutter.«

»Denn meine Mutter,« fuhr die junge Dame in einem schwachen leidenden Tone fort, »ist nun einmal gegen uns eingenommen, auch gegen mich, und hat es nie begreifen wollen, daß ich, wie sie sagt, eine solche Thorheit begehen konnte, Dich zu heirathen, wohlverstanden wie sie sagt, denn wie ich denke, weißt Du ja, mein guter Cäsar.« Sie erhob mit einer matten Bewegung ihre Rechte gegen ihn, und hielt diese so hartnäckig in die Höhe, bis er, allerdings etwas

brummelnd, herbeikam, ihre Hand ergriff, um sie, nicht gerade mit einem glücklichen oder auch nur zufriedenen Gesichtsausdruck, an seine Lippen zu führen.

»So – nun sei auch mein guter Cäsar,« lispelte sie, ihren Kopf zurücklehnend mit halbgeschlossenen Augen, »sieh' nach den Leuten, ob wir Pferde für unsere Wagen haben, um damit von hier fortzukommen, sobald Seine Erlaucht zurück sein wird, der die Freundlichkeit hatte, uns seine Begleitung zu versprechen – sende mir auch Madame Josephine, wenn es Dir gefällig ist.«

»Gut, sorgen wir für unser Fortkommen,« entgegnete er, seine Reisemütze vom Kopfe nehmend, worauf er hinausgehend und zu sich selber sprechend beifügte: »Es gelüstet mich wahrhaftig auch wieder einmal, ruhig in meinen vier Pfählen zu sitzen. Der Teufel auch, man wird von all' dem Unsinn so nervös, wie der Hund an seiner Kette, und möchte nach rechts oder links beißen,« dann durch das kleine Gemach gehend, wo die Kammerfrau auf dem Divan saß, den Kopf gegen die Wand gelehnt, als schlummere sie, hustete er leicht vor sich hin, um, als Madame Josephine ihre großen Augen öffnete, in sehr höflichem, ja beinahe herzlichem Tone zu sagen: »Wenn Sie nicht zu sehr ermüdet sind, wird es die Baronin freuen, Sie bei sich zu sehen.«

Draußen war sein erstes Geschäft, sich eine Cigarre anzuzünden, und wenn man hätte sehen können, mit welchem Hochgenuß er die ersten Züge einzog, so wußte man sogleich, daß es sich hierum etwas lang Entbehrtes handelte. »Gehört auch wieder zu diesen verfluchten goldenen Ketten – wahrhaftig, meine Seele fängt an, nach Freiheit zu schmachten, wie der Hirsch nach frischem Wasser, und wenn einmal diese unsinnige Versöhnungskomödie vorüber

ist, so wollen wir wieder ein Bischen unser eigener Herr sein; das Leben in der Residenz ist amüſant, und wenn sie mit Mutter und Schwester vereinigt ist, so wird auch mir der Zügel etwas lockerer geschnallt werden, und fände sich alsdann ein Körnchen Vernunft in diesem grassen Unsinn.«

So denkend, auch wohl einen Satz laut aussprechend, war er um das Bahnhofgebäude herum gegangen und schlenderte gegen ein paar Reisewagen, die dort bereits mit leuchtenden Laternen hielten, obgleich weder die Pferde gekommen waren, noch von den Leuten Jemand zugegen zu sein schien.

Doch hatte er sich, was das Letztere betraf, getäuscht, denn als er näher kam, bemerkte er, daß der Schlag seines Reisewagens geöffnet war, und daß sich Jemand im Innern der Equipage zu schaffen machte, wobei die kleinen zierlichen Füßchen mit einem Anfluge von weißen Strümpfen draußen auf dem Tritte sichtbar waren.

Baron Cäsar lachte in sich hinein, als er mit unhörbarem Schritt ganz nahe trat, um hierauf mit einem schnarrenden Tone zu sagen, während er mit seinen beiden Händen rasch die schlanke Taille umfaßte, die zu den zierlichen Füßchen gehörte: »Ah, da haben wir es wohl mit einem kecken Diebe zu thun, na, warte, kleiner Schelm, Strafe muß sein.«

»Wie Sie mich erschreckt haben, Herr Baron!« rief die kleine Kammerjungfer, sich so hastig aufrichtend, daß sie hätte rückwärts fallen müssen, wenn er sie nicht großmüthigerweise in seinen Armen aufgefangen hätte – »ich bin es ja, Charlotte.«

»Das sehe und fühle ich jetzt wohl,« lachte er, »doch habe ich mich einmal auf Strafe eingerichtet, und muß Dich schon wie eine ganz verfluchte Diebin behandeln.«

»Lassen Sie mich, Herr Baron – – dort kommt – –«

»Pah, Unsinn, Niemand kommt, kleine Bachstelze!«

»Doch, Herr Baron, dort vom Hause – Madame Josephine.«

Und während er rasch den Kopf gegen das Bahnhofgebäude wandte, schlüpfte sie ihm wie ein Aal zwischen den Händen durch und floh lachend dem Hause zu.

»Warte, kleine Hexe,« rief er ihr nach, »das Lachen sollst Du mir bezahlen – wo ist denn Madame Josephine? – – ah, sie hat mich nur schrecken wollen und das ist ihr gewünscht gut gelungen – fürchte ich mich doch wahrhaftig vor diesen großen melancholischen Augen.«

Doch war es ihm im nächsten Augenblicke lieb, daß er sich allein bei dem Wagen befand, um dem herankommenden Kurier in einem verdrießlichen Tone zu sagen: »Aber Mister Brander, das dauert ja eine Ewigkeit, bis wir einmal fertig werden – wo bleiben denn die Pferde?«

»Sie folgen mir auf dem Fuße, Herr Baron, und da auch dort auf der Anhöhe ein paar Reiter mit Fackeln sichtbar werden, so könnten wir in einigen Minuten abfahren, wenn es die gnädige Frau befiehlt.«

»Gut, sie befiehlt es und ich befehle es, also machen Sie nur, daß eingespannt wird, und kommen Sie dann mit den Leuten zum Bahnhofgebäude, um Madame an den Wagen zu tragen.« Er wandte sich auf dem Absatze um und ging pfeifend dem Hause zu, wo sich die Baronin schon aus ihren Pelzen hatte herauschälen lassen und auf einem Stuhle bereit saß, um an ihren Reisewagen gebracht zu werden; vorher aber erging sie sich in den wärmsten Danksagungen gegen einen jungen Herrn in hohen Reiterstiefeln und kurzer Jagdjoppe, der mit den Fackelträgern angekommen

und draußen vom Pferde gestiegen, sogleich in den Wartesaal erster Klasse geeilt war und dort mit einer Lebhaftigkeit empfangen worden, die sehr von der kargen Freundlichkeit abstach, welche man für den Baron aufgewandt hatte.

»Ein großes Glück war es zu nennen,« sagte Graf Ferrner, nachdem er umständlich die feine weiße Hand der jungen Dame an seine Lippen geführt und dann einen Blick des Einverständnisses ausgetauscht, »daß ich schon früher meine Leute mit Pferden und Fackeln hieher dirigirte und den vortrefflichen Freund unseres Hauses, den guten Doktor Flinder, nicht nur zu Hause traf, sondern auch bereit, sein ganz comfortables Appartement der gnädigen Frau für einige Zeit abzutreten.«

»Herzlichen Dank, bester Graf, für all' die Mühe, die ich Ihnen gemacht, rechnen Sie aber auf meine wärmste Erkenntlichkeit.«

»Ich rechne darauf,« gab er leise zur Antwort und hielt ihre Hand in der seinigen fest, als die Männer den Stuhl aufhoben, um ihn mit seiner schönen Bürde an den Reisewagen zu tragen, wo die Baronin in Kurzem auf's Beste untergebracht war, bis hoch an den Hals in den Pelzen steckend, behaglich auf beiden Sitzen ruhend, mit fest zugezogenen Wagenfenstern, was besonders Letzteres ihren Gemahl veranlaßte, sich, in seinen Schuppenpelz gehüllt, auf den Bock zu setzen, neben den Kutscher aus dem benachbarten Orte, theils seiner Cigarre und der frischen Luft wegen, theils aber auch, um die Fahrt in finsterner Nacht auf wahrscheinlich schlechten Wegen kontrolliren zu können. In einem kleinen Kabriolet hinten an der Reiseequipage befand sich Madame Josephine und die Kammerjungfer, während der Bediente im leichten Wagen des Kuriers eine gute Strecke vorausfuhr.

Der Schnee hatte aufgehört zu fallen oder es war vielmehr eine wärmere, stärkere Luftströmung eingetreten, die statt der weißen Flocken große Regentropfen herüberwarf und klagend durch die nackten feuchten Zweige der Bäume fuhr, der Wind heulte an dem Reisewagen, schüttelte ihn wohl auch leicht, ehe er dann abließ von den schauernden Reisenden, um brausend und sausend über die Felder dahin zu fliehen, weit, weit in unmeßbare Ferne.

»Das ist eine recht ungemüthliche Fahrt,« meinte die kleine Kammerjungfer, sich fester in den Mantel wickelnd, »wenn es dabei nur nicht gar so dunkel wäre, ich habe immer Angst, der Kutscher verfehlt den Weg und setzt uns plötzlich in einem Graben ab.«

»O, die Leute kennen ihre Straße genau.«

»Alles hat sich heute gegen uns verschworen; gestern Abend hatten wir so schönen Mondschein bei der Eisenbahnfahrt, wo wir ihn gar nicht brauchten.«

»Wir werden ihn auch heute haben, nur etwas später,« entgegnete Madame Josephine und setzte, sich zur Seite beugend, hinzu: »Sehen Sie, wie dort der düstere Himmel eine trübgelbe Färbung annimmt – dort hinaus, glaube ich, liegt auch der Ort, wohin wir fahren.«

»So waren Sie früher schon hier in dieser Gegend?«

»Ich war einmal da, aber es ist schon ziemlich lange her, kann mir aber wenig davon erinnern – Alles war damals anders, der Himmel klar und der Schnee deckte die Landschaft.«

»Das war jedenfalls amüsanter, als die heutige Regenacht – wenn ich denke, daß wir ohne den Unsinn, wie der gnädige Herr zu sagen pflegt, jetzt behaglich im warmen

Zimmer eines guten Gasthofes säßen, so muß ich schon eingestehen, daß das Dienen immerhin ein hartes Brod ist.«

»Gewiß, doch gibt es noch viel traurigere Verhältnisse.«

Der Herr Baron vorne auf dem Bock hatte seine halbgebrauchte Cigarre, nachdem er sich eine frische angezündet, dem Kutscher in den Mund geschoben und sagte nun: »Wer rasch fährt, bekommt auch ein gutes Trinkgeld,« worauf Jenner lachend erwiderte: »Was ich beim langsamen Fahren noch mehr verdiene, Euer Gnaden, denn wenn ich auf diesen schlechten Feldwegen wollte laufen lassen, so würden wir kaum mit heiler Haut nach Morfeld kommen. – Ja, ich kenne diese Straße – recht genau kenne ich sie.«

»Haben wir einen Fluß zu passiren, ich meine, ich sehe dort vor uns Wasser leuchten?«

»Es ist nur ein kleiner See, Euer Gnaden, den ich gleichfalls kenne, ja recht genau, und werde Zeit meines Lebens daran denken!«

»Hast Du dort einmal Unglück gehabt?« »Ich nicht, Euer Gnaden, aber ein Anderer, den ich fuhr, das war vor ein paar Jahren, da hatten sich hier ein paar Herren aus der Residenz zusammengefunden, um mit Pistolen auf einander zu schießen, und der Eine von ihnen, den ich nachher fuhr, war so todtgeschossen worden, daß man es nicht besser verlangen konnte, ich sah ihn selbst todt am Boden liegen, und der Doktor, der ihn untersuchte, sagte, dem thut kein Zahn mehr weh – nun, das wäre nichts Besonderes gewesen, aber als wir ihn aufgeladen hatten, den Todten nämlich, und kaum eine halbe Stunde gefahren waren, kommt ein anderer Wagen schneller hinter uns drein, so daß ich ausweichen mußte, und wie ich das sorgfältig thue und rückwärts schaue, ob

der Andere gut vorbeikommt, blickt mein Todter zum Wagen heraus und wünscht dem anderen Reisenden ganz gemüthlich einen guten Abend – dachte ich doch, ich müßte vor Schreck vom Wagen herunterfallen.«

»Ach, ich erinnere mich, von der Geschichte gehört zu haben, doch war der Andere ebenso wenig todt, als ich und Du.«

»O, Euer Gnaden, der war todt gewesen, darauf können Sie sich verlassen.«

»Lebt aber heute noch, darauf kannst Du Dich ebenfalls verlassen.«

»Glaub's wohl, und wenn sie ihn noch zehnmal todtschössen oder stächen, so wird er doch wieder zum Leben kommen, wenn er von seiner Zaubermedizin nimmt, und ihn dabei der Mond bescheint – sehen Sie, hier war es, wo er lag, und dort kommt auch der Mond herauf, aber damals war er klarer.«

Die Pferde schlichen langsam die mäßige Anhöhe hinauf, mühsam den schweren, hin und her schwankenden Reisewagen durch die tief ausgefahrenen Geleise ziehend, wobei sich der Wasserspiegel des kleinen Sees trübe leuchtend vor ihnen ausbreitete, während hinter ihm durch Dunst und Nebel die riesige Mondscheibe in fahlem, schmutzigem Gelb sichtbar geworden war, aber doch so viel Licht gebend, daß man die entlaubten Zweige der Bäume, sowie das wehende Schilf am Ufer ziemlich deutlich sah.

Wen überschleicht nicht in jeder Stimmung ein ernstes, fast wehmüthiges Gefühl, wenn er das Gestirn der Nacht so in düsterer Glut, dunstig und nebelverschleiert erblickt, den treuen Gefährten so mancher Nacht, den tröstenden Freund

in hellem Silberstrahl glänzend, wie wir ihn so gern im Gedächtniß haben – jetzt verblichen, ermüdet, mit traurigem Schein, schwerfällig am Horizonte ziehend, vielleicht ein Bild unseres eigenen Lebens – nur noch ein Gespenst unserer einst so schönen und glänzenden Erinnerungen.

So mochte auch wohl Madame Josephine denken, die, den Kopf seitwärts geneigt, unverwandt in die Mondscheibe blickte, und so anhaltend, bis sich ihre Augen mit Thränen füllten, Thränen tiefen Kummers über ein verlorenes Leben.

Ja, sie war schon einmal in dieser Gegend gewesen sie hatte diesen Weg schon einmal gemacht, gleichfalls im Winter, aber an einem klaren heiteren Frosttage, und wenn auch damals schon ihr Herz von Leiden bedrückt wurde, so schlug es doch gegenüber ihrem heutigen Denken und Fühlen fast glücklich und zufrieden.

Allerdings hatte sie in jener Zeit der Blitz des Telegraphen zurückgerufen, als sie schon das weite Meer vor sich gesehen und damit Freiheit und Unabhängigkeit, ja die Lösung schmerzlich drückender Verhältnisse – hatte sie zurückgerufen den langen, langen Weg, den sie soeben erst durchmessen, und an das Lager eines gehaßten Mannes geführt, der, auf den Tod verwundet, sie gerufen hatte und nun festhielt, ihre Dankbarkeit in Anspruch nehmend.

Und sie mußte bleiben und leiden, anfangs in dumpfem, schmerzlichem Gefühl des tiefsten Unglücks und Unwerths, bis endlich der Silberton der Freundschaft und Liebe in ihr starres Herz gedrungen war, dasselbe erwärmt, erleuchtet und milde gestimmt hatte, so daß es, magnetisch berührt von einem andern reinen weiblichen Herzen, sich selbst wie

geläutert erschien durch jahrelangen Kummer und jahrelangen tiefen Seelenschmerz und so wieder die Berechtigung habend, auf ein unsäglich süßes Glück zu hoffen.

Falsche Hoffnungen Alles das – Trugschlüsse eigener Verblendung – verzeihliche Trugschlüsse durch Liebe, Glaube und Hoffnung. Wie hatte sie auch denken können, daß ihr vergangenes, mitunter häßliches Leben fleckenlos würde erscheinen, weil jenes herrliche reine Wesen sie Schwester genannt, sie auf die Stirne geküßt, und daß damit alle Flecken verschwunden wären, die auf ihrer Seele brannten, und dadurch schmerzlich in ihrem Herzen wühlten!

Wie hatte sie an die Beständigkeit der Liebe jenes Mannes glauben können, dessen leichtbewegter Phantasie sie als eine glänzende Eroberung erschienen war, der, leidenschaftlich für sie erregt, zur Besinnung, ja zur nüchternen Besinnung kommen mußte, sobald er bei der Schwäche und dem Wankelmuth seines Charakters zu dem Bewußtsein kam, daß seine strahlende Göttin nichts sei, als ein liebendes treues Weib, daß von jener glänzenden Erscheinung nichts übrig blieb, als die Erinnerung an eine thörichte Leidenschaft, deren Ziel auch vielleicht anders hätte erreicht werden können, als durch die schweren, drückenden Fesseln einer so voreiligen und unüberlegten Verbindung.

O, es war begreiflich der schrecklichste Augenblick ihres so schmerzlich bewegten Lebens gewesen, als sie es über sich vermocht, sich einzugestehen, die Existenz eines so furchtbaren Gedankens, der freilich anfänglich durch Mienen und Worte nur wie fernes Wetterleuchten erschienen war, um, einem schweren Gewitter gleich, murrend und

grollend heranzuziehen, und dann mit einem einzigen blendenden Blitzstrahle die ganze üppig grüne Saat ihrer Liebe und Hoffnung zu verheeren.

Ja, zu verheeren, niederzuschmettern, in Feuer auflodern zu lassen, und als sie darnach zusammengebrochen saß auf der Brandstätte ihres Glückes, hatte es nicht einmal lange gewährt, bis sie ihre starke Seele wieder aufgerichtet hatte, bis sie in Wirklichkeit mit einem trüben Lächeln langsam das Haar aus ihrer Stirn gestrichen und laut zu sich selber gesagt: »Ja, so mußte es kommen, und da es nun so gekommen ist, danke ich dem Himmel für die Klarheit, die er mir verliehen, sowie für die Kraft, die er mir gegeben, mein grenzenloses Unglück muthig zu tragen, und von nun an einsam meinen Weg zu gehen.« Da war an eine Umkehr nicht mehr zu denken, an kein rechts oder links Schauen, an kein Vergessen und Begütigen, obgleich er das allerdings versucht, obgleich es nur ein einziges Wort gewesen, womit er sie zu Boden geschmettert, ein wahres und deßhalb um so furchtbareres Wort, ein Wort von so häßlichem Klange, daß sie sich selbst scheute, es zu wiederholen, und dessen Last sie wie ein Verbrechen tragen mußte, und das sie nicht einmal dadurch abschwächen konnte, daß es ja eigentlich ein Verbrechen war, welches freventlich an ihr begangen worden und woran sie nicht mehr schuld war, als ein armes Kind, das mit den Leiden einer verzehrenden Krankheit zur Welt kommt. — Vorbei — Alles das vorbei. — Sie hatte ihm mit übermenschlicher Kraft zugestanden, daß er zu jenem Worte alle Berechtigung hatte, ja ihm nicht einmal vorwurfsvoll gesagt, daß er ja nur mit diesem Worte gewissermaßen

ihr eigenes Geständniß wiederholt, nur einen Schatten wieder hervorgerufen, den er vor nicht langer Zeit lächelnd versucht, von ihrer Stirn und ihren Augen wegzuküssen.

— — — — Vorbei — Alles vorbei. — Sie hatte ihn gebeten, sie in Italien zurückzulassen, als er sich nach Paris begab in Begleitung seines Freundes, des Freiherrn von Reckenstein.

— — — — Ah, dieser Name, sie konnte ihn nicht aussprechen, ja sie vermochte ihn nicht einmal zu denken, ohne fast die Lippen sich blutig zu beißen, ohne ihre Hände krampfhaft zusammenzuballen: das war ein entsetzlich schrecklicher Mensch, ein böser Engel, ein treuloser Verräther aller Ehre und Freundschaft.

Und es war ihr eine unerträglich gewordene Last von der Seele genommen, als sie diesen nicht mehr in ihrer Gesellschaft dulden mußte — freilich war Alles, Alles vorbei, mußte Alles vorbei sein, da sie mit einander gingen.

Dann hatte sie ihre kleinen Angelegenheiten geordnet, hatte mit ängstlicher Hast das Geld eingepackt, das er ihr zurückgelassen, auch Alles an Werth und Kostbarkeiten, das sie einstens von ihm erhalten, hatte sich mit ihrer Handarbeit ernährt, auf eine günstige Gelegenheit wartend, um nach England zurückzukehren, in ihre Heimat, dort die armselige Hütte aufzusuchen, wo sie von den Ihrigen noch zu finden hoffte, für Jene zu arbeiten, wenn sie sich in Noth befanden, ihnen Lebewohl zu sagen, wenn es anders war, um dann irgendwo zu verschwinden, zu vergehen, still und unvermerkt, wie sie in's Leben getreten.

Da hatte sich denn auch jene günstige Gelegenheit gefunden bei einer jungen reichen Dame, bei einer Landsmännin, die sich an einen deutschen Baron verheirathet hatte, die im

Begriff war, auf dem kürzesten Wege nach England zurückzukehren, und die eine Dienerin gesucht hatte, ein Mittel ding zwischen Gesellschafterin und Kammerfrau.

So war Madame Josephine nach Deutschland zurückgekehrt und hatte, mit dem Kurierzuge dahinfliegend, die dunkle Nacht gesegnet, weil sie es ihr möglich machte, vorüber zu huschen an all' den Orten voll schmerzlicher Erinnerung – selbst nicht sehend und nicht gesehen werdend.

Doch trügerisch, wie so Vieles in ihrem Leben, hatte sich jetzt auch diese ihr so glatt erscheinende Flut erwiesen, und als sie sich schon gerettet glaubte, war sie in einen tückischen Wirbel gerathen, der eben im Begriffe war, sie an's Land zu werfen und gerade an einer Stelle, die sie vor allen Anderen gefürchtet. – – –

»Gott sei Dank,« sagte die kleine Kammerjungfer aus dem Schlummer auffahrend und um sich schauend, »dort vor uns sah ich Lichter schimmern, hoffentlich sind wir an Ort und Stelle.«

Und sie hatte Recht. Der Reisewagen hielt, aus der gastlich geöffneten Thür des kleinen hübschen Hauses drang heller Lichterschein, auf der Schwelle stand Doktor Flinder, die junge Dame freundlich begrüßend und sie dann in's Haus geleitend. Um der Dienerschaft ihre Zimmer im Dachstocke anzuweisen, war eine alte Magd da, die ziemlich mürrisch drein schaute über die vielen späten Gäste, was für Madame Josephine eine Erleichterung war, denn ein freundlicher Willkomm oder gar ein Wort des Wiedererkennens würde sie vielleicht vermocht haben, in die finstere Regennacht zurückzufließen.

Und doch geschah noch etwas, das ihr Herz krampfhaft zusammenzog und schmerzliche Thrämentropfen aus den

Augen preßte – um den Wagen herum schlich ein riesiger Neufundländer, die fremden Menschen betrachtend, und drückte sich jetzt auffallend an sie, hob den Kopf und stieß ein kurzes eigenthümliches Geheul aus, nachdem seine heiße Zunge ihre Hand berührt.

ELFTE RANDVERZIERUNG.

Regenschraffirungen, die uns seltsame Bilder der Vergangenheit zeigen.

Es regierte jene Art von Wetter, wie sie im Spätherbst zuweilen vorkommt, wo man glaubt, alles Lebendige in der Landschaft sei umgekommen, selbst die sonst so frechen Sperlinge und zudringlichen Krähen – oder habe sich verkrochen, um den Jammer nicht mit ansehen zu müssen, wie der Wind in blinder Wuth die nackten Zweige der Bäume hin und her weht, an denen doch nichts mehr herabzuschütteln ist, und wie er brausend und sausend mit heulendem Hohngelächter bald in anhaltendem Wehen, bald in heftigen Stößen über die Erde dahinfährt, die Regentropfen vor sich her peitschend.

»Alle Hoffnung verschwunden – alle und jede,« seufzte die Frau, welche wir gestern unter dem Namen Madame Josephine kennen gelernt und die jetzt an dem tieftrüben traurigen Novembertage, der wohl das einzige Gute hatte, daß er vortrefflich zu ihrer Stimmung paßte, an den Fenstern des kleinen Stübchens lehnte, wohin sie die alte Magd des Doktor Flinder gestern Abend gebracht, und wo man sie in Ruhe belasten, da Mamsell Charlotte den Dienst bei der gnädigen Frau gethan, vorgebend, die Kammerfrau sei unwohl und müde; ob sie solches nun aus gutem Herzen gethan, oder

ob sie, wie schon öfter, den Dienst der Kammerfrau in ähnlicher Weise erleichtert, vielleicht mit dem Nebengedanken, jene sich nicht in der Gunst der Herrin festsetzen zu lassen, wissen wir nicht genau anzugeben, ist auch für uns eben so gleichgültig, als für Madame Josephine. War ihr doch der Dienst, den sie angenommen, nur Mittel zum Zweck, und es ihr um so lieber, je eher sie den letzteren erreiche, um den ersteren wieder verlassen zu können.

Nun hatte ein tückischer Zufall ihre Reise unterbrochen, und gerade an einem Punkte, an dem sie so gerne schweigend, nichtsdenkend, wenn dieß möglich war, mit verhülltem Haupte vorübergehuscht wäre, – an einem Punkte, der, verklärt hervorgetreten aus ihren trüben Erinnerungen, jetzt seinen Glanz verlieren mußte, und verschwinden in ihrer trüben grauen Vergangenheit – verschwinden, wie jener falbe Schein am Himmel, von dem nichts mehr übrig geblieben war, seit sie ihre Augen starr auf ihn geheftet.

Dann sanken ihre Blicke herab gegen den Horizont und ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen, als sie nach längerem Hinstarren durch Nebel- und Regenschleier die Umrisse des Schlosses erkannte, wo sie die glücklichsten Tage ihres Lebens verbracht.

Es überflog sie ein Frösteln, als sie jener Zeit gedachte, sowie daran, was nun werden könne und würde, und dieses Frösteln veranlaßte sie, in dem kleinen und dürftigen Dachzimmerchen umherzusehen, um jetzt erst zu fühlen, daß dessen dünne Dachwände, sowie das undichte Fenster wenig Schutz gewähren gegen die Kälte des heftigen Nordwestwindes.

Und doch dankte sie dem Himmel für diesen kleinen, unscheinbaren Raum und schauderte bei dem Gedanken, hinuntersteigen zu müssen in das ihr so wohlbekanntes Gemach; – wie das Alles werde, wie es sich gestalten sollte, das vermochte sie sich nicht auszudenken, was der Arzt sagen würde, wenn er sie sähe und wiedererkennen würde – und nun schien dieser Augenblick zu nahen, denn sie hörte, wie draußen die Treppe unter einem festen Fußtritt knarrte, wie sich Schritte der Thüre näherten, und dann vernahm sie eine Stimme, deren Klang sie tief erschütterte, in erstauntem Tone fragend: »Ja, was machst denn Du hier oben? was treibt Dich an, hier gleichsam Wache zu halten?« – Dann klopfte es leise an die Kammerthür, dann rief sie: »Herein!«, dann stand Doktor Flinder auf der Schwelle und sagte wohlwollend, ohne in das Zimmerchen einzutreten: »Entschuldigen Sie mich, Madame, daß ich es für meine Pflicht halte, auch nach meinen neuen Hausgenossen im oberen Stocke zu sehen; ich freue mich, dieß sogleich gethan zu haben, denn man hat Sie ziemlich schlecht untergebracht, ich werde unten im Hause ein besseres Zimmer für Sie finden.«

Erkennen konnte er sie unmöglich, denn sie stand dicht am Fenster des ohnedieß ziemlich dunklen Raumes und vermochte es auch nicht, sich sogleich gegen ihn umzuwenden, ihr Herz schlug heftig, ihr Athem flog – sie wäre nicht im Stande gewesen, ihm in diesem Augenblicke etwas Anderes zu erwiedern, als: »Ich danke Ihnen« – war doch hier nicht Zeit und Ort zu einer Erklärung, wie sie kommen mußte, wenn sie sich umwandte, wenn er erkannte, mit wem er sprach.

Ein glücklicher Zufall war es denn auch, daß Mamsell Charlotte jetzt die Treppen herauf hüpfte, etwas erschrocken that beim Anblick des großen Hundes, der neben dem Arzte schweifwedelnd auf der Schwelle stand, und dessen kluges, gegen seinen Herrn gerichtetes Auge die Bitte auszusprechen schien, näher treten zu dürfen und sich der Frau am Fenster freundlich zu nähern. Doch schien diese so gar theilnahmslos für die ihr bewiesene Artigkeit, daß Doktor Flinder sich nach einer kurzen Verbeugung zurückzog, den Neufundländer am Halsbände mit sich führend, worauf die Kammerjungfer eintrat, sich auf den einzigen Stuhl im Zimmer niederließ und nach einem tiefen, etwas affektirten Seufzer sagte: »So säßen wir denn glücklich in diesem Neste fest, und der Himmel mag wissen, wie lang das ländliche Vergnügen dauern wird. Es ist ein altes Sprüchwort: wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt, und die Gnädigste drunten, welche gestern ihre Gründe hatte, ein wenig Kranksein zu spielen, befindet sich heute ernstlich unwohl.«

»Hat sie nach mir verlangt?«

»Bis soeben nicht, im Gegentheil, sie hatte befohlen, Sie ruhig auf ihrem Zimmer zu lassen, und mit mir vorlieb genommen, scheint sich aber jetzt etwas stark zu langweilen und verlangt nach Ihnen, ich glaube, Sie sollen ihr vorlesen.«

»Welches Zimmer bewohnt sie?«

»Ein sehr hübsches Gemach im Parterrestock, behaglich und gerade so eingerichtet, um mit Annehmlichkeit darin krank zu sein; es hat einen halbdunklen Alkoven, wo das breite Bett steht und von wo man, in das Zimmer hinaussehend, die spielende Flamme des Kaminfeuers erblickt.«

Madame Josephine nickte schweigend mit dem Kopfe, sie kannte jenes Zimmer wohl mit seinem Alkoven, mit dem Vorgemach, wo das Kaminfeuer loderte, und sie erinnerte sich wieder auf's Schmerzlichste jener Zeit, wo sie an der leuchtenden Flamme gesessen, stundenlang, nächtelang, während der Wind um das Haus heulte und der Regen gegen die Fenster schlug, gerade wie jetzt. Wie oft hatte sie während der kurzen Zeit ihres Glückes daran gedacht und sich gewünscht, noch einmal dort zu sitzen, freundlich mit Doktor Flinder plaudernd – und mit ihm dabei jener schmerzerfüllten Tage gedenkend, die für sie so glücklich geendet, um darauf die ganze Wucht des Unglücks über sie hereinbrechen zu lassen; und nun hatte es sie wieder hierher getrieben unter das friedliche Dach, nun sollte sie das Gemach wiedersehen, vielleicht wieder an dem lodernden Kaminfeuer niedersitzen, noch trauriger, noch elender als damals.

»Der Herr Baron hat daneben ein kleines Schlafzimmer,« plauderte die Kammerjungfer, »und ich hatte mir für die vergangene Nacht auf dem Divan in der Wohnstube unten ein Lager zurecht gemacht, sie wollte es so haben, damit ich in ihrer Nähe sei, und ich that das gern, um auch Ihnen Ihre Ruhe zu gönnen, denn ich hatte bei der gestrigen Abfahrt wohl bemerkt, wie angegriffen Sie waren.«

»Ich danke Ihnen herzlich,« gab Madame Josephine zur Antwort, »und werde sogleich hinuntergehen, um mich der gnädigen Frau zum Vorlesen oder was sie sonst wünscht, zur Verfügung zu stellen.«

»Ach ja! es ist mir recht, wenn Sie das thun, ich muß ein bisschen Revision im Hause halten, um zu sehen, bei weiß' Geisteskindern wir uns eigentlich befinden; unser Hausherr,

Doktor Flintenschloß, oder wie er heißt, ist ein ganz netter und freundlicher Mann – nicht sehr Frauenarzt,« fuhr sie mit dem linken Auge blinzeln gegen Madame Josephine fort, »denn er sagte zur Gnädigen: ›Was man so Nervenleiden nennt, beruht häufig auf Einbildungen und auf einem gewissen vornehmen Nichtsthun, was uns auf allerlei Phantasieen kommen läßt; wer tüchtig arbeitet, sich auch noch fleißig bewegt, und nicht über jedes leichte Unwohlsein nachgrübelt, klagt selten über angegriffene Nerven, natürlicherweise Leute ausgenommen, die in früherer Zeit von ihren Rücken- und Kopfnerven zu viel verlangten.‹ Der Herr Baron nahm diese Worte sehr gnädig auf und meinte auf und ab spazierend: ›Siehst Du wohl, mein Kind, ganz meine Ansicht, Du kannst wahrhaftig versichert sein, es ist viel Unsinn bei diesen Nervenleiden.«

Die Kammerfrau hatte unterdessen ein wenig an ihrer Toilette korrigirt, sich auch ein schwarzes Spitzentüchlein so um den Kopf gebunden, daß die Spitze auf ihre Stirn fiel und nach Belieben noch tiefer herabgezogen werden konnte, dann ging sie mit Mamsell Charlotte die Treppen hinab und wurde von dieser in das Wohnzimmer geführt, wo die Kammerjungfer auf dem Divan geschlafen, wo sie Madame Josephine zu warten bat, bis die gnädige Frau sie rufen lassen oder klingeln würde.

»Ich will auch in Ihrem Interesse das Haus anschauen,« sagte Mamsell Charlotte, »Sie wohnen da oben gar zu schlecht, und ich fürchte,« setzte sie flüsternd hinzu, »wir sind hier auf verschiedene Wochen festgebannt.«

Dann ging sie hinaus und Madame Josephine ließ sich auf dem Divan nieder, aufmerksam den bleifarbenen Himmel und den niederströmenden Regen betrachtend, wobei sie gewaltsam ihre wild gewordenen Gedanken bezwang.

Im Nebenzimmer hörte sie den Baron auf und ab gehend zuweilen sich räuspern, vernahm auch wohl von seinen Schlagwörtern: »ha!« oder »uff!« oder »ich habe nichts dagegen«, »Unsinn« und Ähnliches. Endlich kam er an die Thüre, öffnete sie und schien überrascht, Madame Josephine zu sehen, doch war diese Überraschung nicht unangenehmer Art, er lächelte freundlich, zog die Thüre sanft hinter sich in's Schloß und sagte näher kommend: »Gut, daß man endlich einmal so ein gutes und liebes Gesicht zu sehen bekommt – sonst nichts wie trüber Himmel, Regenwetter und Unsinn. – Da draußen Regenwetter, da drinnen Thränen, es ist nächstens nicht mehr zum Aushalten.«

Er zog seinen langen, dunkelvioletten, sammtenen Morgenrock fest über seine rothen Beinkleider zusammen, rückte das schwarze, goldverzierte, mit ähnlicher Troddel versehene Mützchen verdrießlich gegen das rechte Ohr und stellte sich an's Fenster, wobei er that, als betrachte er aufmerksam den strömenden Regen, schielte aber in Wahrheit nach der Kammerfrau hinüber, die sich schweigend erhoben hatte und hoch aufgerichtet dastand, worauf er sich plötzlich gegen sie wandte und sie dringend bat, gerade so zu thun, als sei er gar nicht anwesend, »das heißt,« fuhr er rasch ihre Hand ergreifend fort, »Sie sollen ruhig da auf dem Divan sitzen bleiben, ich will um Alles in der Welt nicht, daß Sie sich meinetwegen inkommodiren – um – Alles – in – der – Welt – nicht.« –

Er nöthigte sie mit sanfter Gewalt dabei, sich niederzulassen, um dann, freilich nur eine Sekunde lang, denn sie bog hastig den Kopf auf die Seite, ihr Gesicht mit der Hand etwas zu erheben, dabei in einem vorwurfsvollen Tone sagend: »Wie blaß Sie wieder aussehen, Madame Josephine – das macht die verfluchte Nachtfahrt und all' der Unsinn – schonen Sie sich, ich bitte Sie darum – ich will es – und wie kalt Ihre Hand ist, Sie haben in Ihrer Bescheidenheit gewiß wieder ein Zimmer ohne Feuer genommen, und das soll nicht sein, meine Frau will das nicht und ich auch nicht, der Doktor soll Sie bei uns unterbringen, in diesem Zimmer meinetwegen, meine Frau hat Sie gern in der Nähe und ich auch, weil es meine Frau wünscht und weil wir Beide einen so großen Gefallen finden an Ihrem angenehmen, gebildeten, ja liebenswürdigen Wesen, und weil wir wollen, daß Sie sich mehr als zu uns gehörig betrachten sollen. – Fällt Ihnen das so schwer, Madame Josephine?«

Sie konnte nicht anders, als ihm, obgleich in ernstem Tone und sehr wenigen Worten, für diese freundlichen Äußerungen danken, wobei sie sich indessen wieder erhob, um einen Schritt gegen das Nebenzimmer zu machen, dann ihre Hand hastig an sich zog, die er ergriffen hatte, um ihn dabei in einem ernsten, etwas befremdenden Blick anzuschauen, besonders weil er mit leiser Stimme zu ihr sprach: »Vergessen Sie vor allen Dingen nicht, daß ich es sehr gut mit Ihnen meine, und mir gern Ihre Freundschaft erwerben möchte – eine ganz intime Freundschaft.«

Obgleich die Baronin nicht geklingelt hatte, begab sich Madame Josephine mit erhobenem Kopfe, die Lippen fest auf einander gepreßt, in das Nebenzimmer, und es dünkte ihr eine Wohlthat, hier in die ihr so schmerzlich bekannte

Umgebung mit den unangenehmen Gefühlen eintreten zu können, welche die eben vernommenen Worte in ihr erregt, sie hätte im andern Falle vielleicht unmöglich vermocht, ihren Schmerz zu bezwingen, ja ihre Thränen zurückzuhalten, denn hier war Alles so wie damals, als sie eintrat, um an dem Lager des schwerverwundeten Rosenthal zu erscheinen; das durch den herabgelassenen Vorhang sanft verdunkelte Zimmer, die freundlich leuchtende Flamme im Kamin, auf dessen Gesimse die gleiche Uhr, wie damals, die gleich scharfe, etwas unkorrekte Pendelbewegung hören ließ, der niedrige Lehnstuhl daneben, auf dem sie so viele Stunden gesessen, der halbgeöffnete Alkoven, und wo sie das leichte Husten der dort Ruhenden hörte und jetzt die fragende Stimme der Baronin vernahm: »Sind Sie es, liebe Josephine?«

»Ja ich bin es, gnädige Frau, und wäre schon längst gekommen, wenn ich hätte glauben können, daß Sie meine Anwesenheit befohlen.«

»Befohlen nicht, aber gewünscht, denn es ist mir immer angenehm, Sie um mich zu wissen.«

Dann reichte sie ihr die feine weiße Hand und gab ihr ein Zeichen, sich neben dem Bette auf einen Stuhl niederzulassen.

»Sind Sie gut untergebracht – wo?«

»Im oberen Theil des Hauses.«

»Ich wünschte Sie aber bei mir zu haben, hier unten – womöglich dort im Nebenzimmer, und will mit dem Doktor darüber reden.«

»Sie sind zu gütig, Frau Baronin, und werde ich ganz Ihren Befehlen folgen.«

»Ich will aber nicht befehlen, ich kann und mag Ihnen nicht befehlen, liebe Josephine, es ist mir immer, als sollten

wir auf einem anderen Fuße zusammen verkehren, besonders heute, wo ich mich gar nicht gut fühle, ich möchte mir lieber von Ihnen rathen lassen, als Ihnen befehlen.«

»Sie werden überzeugt sein, Frau Baronin, daß ich's mir zur Ehre rechnen würde, Ihnen einen Rath geben zu dürfen, wenn dieser Fall denkbar wäre; um aber guten Rath zu ertheilen, muß man mit allen Verhältnissen genau bekannt sein, und dann die nöthige Lebenserfahrung haben.«

»O, die letztere traue ich Ihnen zu,« sagte die junge Frau sich plötzlich aufrichtend, den Kopf in die Hand gestützt, ihre Kammerfrau aufmerksam betrachtend, »Sie haben viel vom Leben gesehen, Sie sind durch strenge Schulen gegangen.«

»Wo wäre ein Leben, in dem nicht Freud und Leid gemischt erschienen!« entgegnete Madame Josephine, während sie den Versuch machte, den forschenden Blick der Andern ruhig auszuhalten, »doch ist sonst mein Leben einfach verlaufen, wie ich Ihnen schon früher gesagt.«

»Ich muß das glauben,« gab die junge Frau zur Antwort, indem sie sich wieder in die Kissen zurückfallen ließ, »es handelt sich ja auch nicht darum, was man selbst erlebt hat, sondern ob man wohlwollend und mitfühlend genug ist, um das Leid Anderer zu verstehen und zu empfinden – Sie thun das, liebe Josephine, Sie fühlen und leiden mit mir – pst!« sagte sie hierauf, um alsdann einen Finger auf ihre Lippen zu legen und ihre Blicke gegen das Nebenzimmer zu richten, da sich dort die Thür öffnete und der Baron eintrat, auffallend mit dem weißen Batisttuche vor sich her wedelnd, um, wie er in lautem Ton versicherte, auch die letzte Idee einer Spur von Tabaksgeruch zu verjagen, denn er müsse sich der Sünde anklagen, im Nebenzimmer geraucht zu haben, »am

Fenster stehend,« setzte er, sich dem Bette nähernd, hinzu, »am Fenster, wo ich in das schauerhafteste aller Regenwetter blickte, lauter Bindfaden, und in dieser Richtung tröstet es mich fast, daß Du, mein armes, kleines, geliebtes Weibchen, hier zu Bette liegen mußt, und wenigstens ausruhen kannst, um Dich zu stärken für baldige andere und hoffentlich bessere Tage. Es ist ein solches abscheuliches Räuberwetter, daß man mit dem besten Regenmantel von der Welt keinen Fuß aus dem Hause setzen kann, auch ist kein halbwegs anständiger Wagen hier zu haben, sonst würde ich zu dem Grafen Ferner hinüber gefahren sein, um ihm meinen schuldigen Besuch zu machen, vielleicht aber, daß er heute nach uns sieht, und in dem Falle wird es ihm schauerhaft unangenehm sein, Dir nicht die Hand küssen zu können.«

»Er wird sich, hoffe ich, darüber zu trösten wissen,« erwiderte sie in einem recht trockenen Tone, wobei sie ihre Hand an sich zog, die er Miene machte zu erfassen, auch im Ganzen etwas zurückwich, indem sie that, als suche sie auf dem Kopfkissen für ihren Kopf eine bessere Lage.

»Genirt es Dich, daß ich geraucht habe?«

»O nein, durchaus nicht, Du weißt das besser.«

»So leidest Du stärker?«

»Ich könnte das nicht behaupten, ja es war mir vorhin, als wollte mich meine Migräne etwas verlassen.«

»Gott sei Dank,« rief er mit einem Aufwande von Gefühl.

»Weßhalb ich mich in Gedanken mit dem Briefe an Mama beschäftigte. Willst Du ihn schreiben?«

»Ja, wenn es sein muß, meine Liebe, so will ich mich damit beschäftigen, den Unsinn zusammen zu bringen, aber Du weißt, ich kann das nur in gutem Deutsch leisten, was Deiner Mama am Ende nicht ganz verständlich oder nicht

ganz angenehm sein könnte. Sie liebt ihre süße Muttersprache so sehr, weshalb ich es nicht recht passend fände, daß ich, mich ihr zum ersten Male schriftlich zu Füßen legend, dieß in ganz ordinärem Deutsch thue.«

»Ich möchte mir gern Schreibzeug hierher geben lassen, bringe aber keine klaren Gedanken zu Stande, was mich abhält, denn auch Du weißt, daß an diesem Brief viel gelegen ist.«

»Natürlich, wenn ich auch von meiner persönlichen Liebenswürdigkeit später das Beste erwarte und überzeugt bin, daß ich mich bei ihr sehr bald und sehr fest in Gunst setze, nicht minder bei Deiner geliebten Schwester, obgleich dieselbe etwas kapriziöser Natur zu sein scheint – aber gescheidt – nicht wahr, unsinnig gescheidt, und da sollte ich es vielleicht wagen, an diese zu schreiben, meinst Du nicht auch?«

»Nein, ich meine das durchaus nicht. Was Mama anbelangt, so hoffe ich, daß sie mir oder vielmehr uns doch verzeihen wird, fürchte aber bei Arabella einen schwereren Stand zu haben, auch wird sie sich nicht so bald durch Deine Liebenswürdigkeit bestechen lassen.«

»Was thun, spricht Zeus,« entgegnete er, seine wohlgepflegten Fingernägel betrachtend, »sollten wir nicht am Ende den Doktor bitten, an Deine Mama zu schreiben, das würde Dich noch viel leidender darstellen und sich nicht schlecht machen?«

»Nein, nein, ich hasse solche Komödie, weshalb ich auch nicht gern hier von meinem Lager aus schreiben möchte, damit nicht schon in den unregelmäßigen Schriftzügen etwas läge, was Mama erschrecken müßte und mich kränker machen würde, als ich bin.«

»Ja ich würde zu gern Deinen kleinen Wunsch erfüllen, mein liebes Herzenskind,« versetzte er kopfschüttelnd nach einer kleinen Pause scheinbarer Überlegung, »aber Du weißt, wie ungenießbar meine wenigen Brocken Englisch sind – doch da habe ich plötzlich eine Idee,« fuhr er fort, indem er sich rasch aufrichtete und mit dem Finger gegen seine Stirn tippte, »eine sublime Idee, werth eines noch besseren Mannes, als ich schon bin – da haben wir ja,« setzte er, sich niederbeugend, mit leiser Stimme hinzu, »Deine Kammerfrau, Madame Josephine, eine Person voll Geist und Bildung, die auch, wie ich überzeugt bin, eine hübsche und korrekte Handschrift hat, und englisch und deutsch, wie Du selbst sagst, mit gleicher Vortrefflichkeit spricht. Diktire ihr einen Brief, mein Schäfchen, und es wird sich auch gegenüber Deiner theuren Mama nicht schlecht machen, wenn sie sieht, daß wir unser Haus auf einem Fuße eingerichtet haben, um Dienerinnen zu besitzen, die so vortreffliche Briefe schreiben. – Soll ich Madame Josephine dafür zu gewinnen suchen?« sagte er, einen Blick nach der hohen Gestalt der Kammerfrau sendend, welche sich zu Anfang dieser kleinen Unterredung sogleich zurückgezogen, und neben dem Kamin stehend, eine Arbeit aufgenommen hatte.

»Ich danke Dir,« gab die junge Frau kurz und trocken zur Antwort, »ich will Josephine selbst darum bitten.«

»*Bon, mOn ange*, mache Du das, wie Du es für gut findest,« erwiderte er seine Hände umeinander reibend, »ich will indessen gehen und ein bischen Toilette machen, halb Jagd-, halb Reitanzug, *à deux mains*, um vielleicht mit dem Grafen Ferrner, wenn er kommt, und im Fall sich das Wetter bessert, jagen zu gehen, oder den Braunen des Doktors zu versuchen, den er mir freundlicher Weise angeboten.«

»Thu' das – also bis später.«

»Bis später, mein armes, kleines, krankes Weibchen,« flüsterte er in zärtlichem Tone und setzte, sich herabbeugend, hinzu: »ach, wenn es mir doch vergönnt wäre, für Dich krank zu sein, für Dich zu leiden, mein süßer Engel, allein zu leiden, geliebte Ellen, denn daß ich mit Dir leide, davon bist Du wohl eben so überzeugt, wie von der innigen Liebe Deines Cäsar.«

»Gewiß, ich bin davon gerade eben so überzeugt,« gab sie in ruhigem Tone zur Antwort, worauf er sich zurückzog, nicht ohne im Umwenden auf den Fingerspitzen einen imaginären Kuß gegen die junge Frau gesandt zu haben, um dann, weil die Kosten des Handaufhebens einmal gemacht waren, unter vielsagendem Blicke seinen schwarzen Schnurrbart auseinander zu streichen, gerade als er bei der Kammerfrau vorüberging, welche übrigens diesem Blick auch nicht im Mindesten Beachtung schenkte, sondern mit großer Aufmerksamkeit eine Nähnadel einfädelte.

Dann verließ er das Zimmer.

»Liebe Josephine,« vernahm er jetzt die Stimme der jungen Dame, »würden Sie mir wohl einen Gefallen thun?«

Die Kammerfrau legte ihre Arbeit nieder und begab sich rasch nach dem Alkoven, wo sie sich auf einen Wink ihrer Herrin wieder auf den Stuhl am Bette niederlassen mußte.

»Wollen Sie mir einen Gefallen thun?« wiederholte die Baronin, indem sie ihre schmale weiße Hand ausstreckte, um, als Madame Josephine ein bischen zögernd ihre Rechte hineinlegte, diese mit den Fingern zu umschlingen und herzlich zu drücken.

»Bitte, gnädige Frau, wollen Sie nur befehlen, Sie wissen, daß ich Ihnen auf das Bereitwilligste jeden Dienst leiste.«

»Nicht so – nicht so,« erwiderte die junge Dame heftig mit dem Kopfe schüttelnd, »es soll von Befehl und Dienst nicht die Rede sein, Sie müssen mir vielmehr einen Gefallen thun, wie man ihn einer Freundin erzeigt.«

»O Madame!«

»Sie müssen so freundlich sein und mir einen Brief an meine Mama schreiben, einen Brief, den ich Ihnen allerdings diktiren werde, bei dessen Abfassung Sie mir aber helfen sollen, wenn ich nicht gleich die passendsten Ausdrücke fände – sehen Sie, das ist immerhin ein großer Freundschaftsdienst, denn der Brief muß noch heute geschrieben sein, gut geschrieben sein, und es ist mir so dumpf und wirr im Kopfe, daß ich nicht weiß, ob ich etwas zu Stande bringe, und da sollen Sie mir helfen, liebe Josephine!«

»Glauben Sie, daß ich dazu im Stande bin?«

»O, ich verstehe den Sinn Ihrer Frage, will ihn wenigstens verstanden haben und mich deßhalb bemühen, Ihnen meine ganze Lage klar zu machen.« Sie lehnte sich, ohne die Hand der Kammerfrau loszulassen, dichter in die Kissen zurück, so daß sie mit emporgerichteten Blicken sprach, wie mit sich selbst redend, wie von einer Anderen erzählend. – »Ich war vor wenigen Jahren noch ein sehr junges Mädchen, was Sie mir glauben werden, denn ich bin heute noch nicht alt, da starb mein Vater mit Hinterlassung eines sehr großen Vermögens und eines geachteten Namens. Meine Mutter verließ London. Da das Geschäft des Vaters in die Hände eines Oheims überging, und weil es uns schmerzlich war, das Landhaus sogleich wieder zu beziehen, wo wir mit Papa so glücklich und zufrieden gelebt, so beschloß meine Mutter, mit uns nach dem Kontinent zu reisen, um ein paar

Jahre fern von England zu bleiben. Wir gingen über Frankreich, wo wir uns hauptsächlich in Paris über ein Jahr aufhielten, nach Deutschland, um hier in einer größeren Stadt, wo sich ein kleiner fürstlicher Hof befand, längere Zeit zu bleiben. Ein solch' fürstlicher Hof mit seinen Gesellschaften und Festen, mit der ganzen Entourage, mit Orden, Sternen, hohen Titeln, Brillanten und guten Toiletten bildet für uns Engländerinnen einen Anziehungspunkt, dem wir selten zu widerstehen vermögen, und es ist für uns, die wir in London nicht dazu kommen, der höchste Gipfelpunkt des Glückes, an irgend einem andern Hofe präsentirt und von dem Fürsten und der Fürstin, vielleicht sogar von einem König und einer Königin gnädigst empfangen und in jenen Kreis zugelassen zu werden, der sich ausschließlich die Gesellschaft nennt. Wüßte es freilich diese Gesellschaft immer, wen sie häufig so freundschaftlich unter sich aufnimmt, so würde sie nicht minder erstaunt sein, als wir es zuweilen waren, wenn wir nach einem Mister so und so gefragt wurden, oder nach seiner Lady, die unter ihrer kostbaren Gesellschaftstoilette kaum noch als jene Dame zu erkennen war, die zu Hause in keinen nur halbwegs exceptionellen Cercle zugelassen wurde. – Nach und nach fängt man auch in Deutschland an, darüber klarer zu sehen, ohne daß sich deßhalb die Verhältnisse gegenüber solchen Eindringlingen auffallend ändern, besonders wenn diese Eindringlinge Leute sind, deren Bankier, in seiner Eigenschaft als solcher, gültige Bürgschaft für sie übernimmt. Ja, es hat sich dabei ein anderes und doch wieder ähnliches Verhältniß gestaltet, denn eine Menge meiner jungen Landsmänninnen zieht es nach dem Kontinent, um dort eine Ehe in Schichten der Gesellschaft zu schließen,

die bei uns viel schwerer zu erreichen wäre, und setzt ein Vater, der durch seine Händearbeit reich geworden, gern sein sauer Verdientes daran, oder eine Mutter bereitwillig den größten Theil der ihr zugefallenen Erbschaft, um die Tochter Frau Baronin oder gar Frau Gräfin nennen zu hören.

– Bei uns war nun Ähnliches nicht der Fall, denn wir haben nicht nur sogar für England ein sehr großes Vermögen, sondern der Name Stanley ist selbst dort von so gutem Klange, daß Mama bis hinauf in die Aristokratie für uns hätte wählen können. – Ich sage für uns, und meine mich damit, sowie meine Schwester Arabella, die um ein Jahr jünger ist, will aber dabei zugeben,« setzte die junge Dame mit einem düsteren Gesichtsausdruck hinzu, »daß in London vielleicht nicht so und noch weniger auf dem Lande bei uns ähnlich um uns geworben worden wäre, wie es hier in Deutschland geschah. – Man wußte durch die Gesandtschaft, welche geachtete Familie die unsrige war, man konnte es von unserem Bankier hören, daß der wahrhaft fürstliche Aufwand, den meine Mutter zu machen für gut fand, vollkommen im Einklange war mit unserem großen Vermögen. – Wie war es also zu verwundern, daß sich eine Menge junger Leute von sehr angenehmem Äußeren und auch von guten Familien um uns drängten, die uns allerdings wie eine Waare betrachteten, für die sie gerne geneigt waren, durch ihre Person eine mehr oder minder genügende Zahlung anzubieten. – Sie sehen mich verwundert an, meine liebe Josephine,« fuhr die junge Frau mit einem trüben Lächeln fort, »und ich lese in Ihren Blicken deutlich die Frage: wie konnte es Dir bei solch' klarem Bewußtsein Deiner Lage denn geschehen, daß auch Du in einem Netz gefangen wurdest, das nur zu bald als eine

drückende Kette erschien, wo Du ein Band von Rosen erwartetest? – Würden Sie mich nicht so fragen, wenn wir, wie ich wohl wünschte, in einem genaueren freundschaftlichen Verhältnisse zusammen stünden, sagen Sie es mir offen, doch lassen Sie es sein,« fuhr die Baronin lebhafter fort, »warum Sie zu Etwas zwingen, was mir im Grunde keinen Nutzen bringt – hören Sie weiter.

– Ich war jung, sehr jung, froh, lebenslustig, mein Herz schlug warm und lebhaft, und als ich mit alldem hierher nach Deutschland kam, von Paris, wo wir trotz der großen, vielbewegten Stadt in ziemlicher Abgeschlossenheit gelebt haben, theils wegen des Todes meines Vaters, theils aber auch wegen unserer großen Jugend – ja, als wir darnach hier in die Welt traten, war es mir gerade so zu Muthe, als käme ich aus stiller, grauer Klosterzelle auf einmal in einen bunten, brausenden, flimmernden Ballsaal, als sei die rauschende Musik fortan das Akkompagnement meines Lebens, als seien meine Tage ein beständiger Kotillon mit immer wechselnden Tanzfiguren, ich nahm Alles für wahr und echt, was sich Augen und Ohr darbot, schmeichelhafte Worte, falsche Blumen, den ganzen künstlichen Frühling, wie er in jenen festlich geschmückten Sälen um uns herausscht, uns verwirrt und betäubt. – Dazu kam noch, um aus meinen Phantasieen wieder in's gewöhnliche Leben hinabzusteigen, daß wir andere junge Mädchen, Landsmänninnen trafen, die sich gleichfalls umwerben ließen und keinen Hehl daraus machten, daß sie das Netz zuziehen würden, sowie der gefangene Vogel ihnen bedeutend oder auch nur schillernd genug erschien – und wie wurden wir umflattert, wie näherte man sich uns mit ausgestreckter Hand! – Sie lächeln, Josephine, und wollen dadurch andeuten: wenn Du die Wahl frei hattest, warum

hast Du nicht besser gewählt! – O, er war ein sehr brillanter und gesuchter Offizier, jung, ein vortrefflicher Reiter, verwegen bis zur Tollkühnheit und dabei wählerisch, wie man sagte, sehr wählerisch; man nannte damals einige sehr gute Parteen, die man ihm nahe gebracht, und die er kurzweg abgelehnt – – was soll ich in's Einzelne gehen, Sie werden mich verstehen, liebe Josephine, wenn ich Ihnen sage, daß mein Herz plötzlich für ihn schlug, ehe ich noch selbst fühlte, daß es der Fall sei, was Andere schon längst gewußt, wie meine Mama und Schwester, deren Anspielungen und Warnungen ich zuerst nicht verstand und die dann das Gegentheil von dem erreichten, was sie bezwecken wollten – ja man hielt seine Bewerbungen für etwas so total Unmögliches und gar Lächerliches, daß ich die Wahl hatte, mit ihnen gleichzufühlen oder mit ihm das Geheimniß einer fest ausgesprochenen Liebe zu theilen. – Ich war siebzehn Jahre alt und wählte das Letztere,« fuhr die junge Dame in einem ernsten Tone fort, »ich stimmte meiner Mutter und Schwester scheinbar bei, um mir gleich darauf von ihm Unverantwortliches von heißer, unbezwinglicher Leidenschaft in's Ohr flüsteren zu lassen. Es kam mir das so wundervoll romantisch vor, ihn vor den Meinigen mit kaltem, gleichgültigem Blick zu empfangen und dabei doch deutlich zu verstehen, und tief im Herzen wiederklingen zu fühlen, was eine scheinbar harmlose Bewegung seiner Hand sagen wollte, oder ein kokettes Aufdrehen seines Schnurrbartes, ein an sich unbedeutendes Wort oder Ähnliches, wie es die Thorheit junger Leute gern erfindet und ausführt. – Diese ganze Geschichte schien für mich in jeder Hinsicht gefahrlos, da sie unser Geheimniß blieb, da er sich damit begnügte, und da ich in

diesen kleinen Vertraulichkeiten schon das Ausschweifendste sah, was er verlangen konnte. – O, wäre mir nie eine andere Erkenntniß gekommen! – Aber sie kam und wirkte bei dem harten Auftreten meiner Mutter, bei dem verächtlichen Hohn meiner jüngeren Schwester so betäubend auf mich, daß ich, wie im Nebel wandelnd, nur seine rettende Hand sah, die mich vom Abgrund wegzuführen versprach, entgegen einem Leben voll Lust und Glück. – Es schwand auch dieser Nebel um mich her nicht eher, als bis ich mich zu meinem Entsetzen mit ihm allein in einem Wagen sah, der mit uns von der großen Landstraße ab in das Gebirge hineinfuhr, den er, sowie den Weg, welchen wir nahmen, ein paar Mal wechselte, um unsere Spuren zu verwischen – – woher es denn kam,« fuhr die junge Frau in einem eigenthümlich klingenden Tone fort, nachdem sie ihr Gesicht langsam auf die Seite gewandt, »daß Mama, die unsere Spur gefunden und ihr gefolgt, uns erst in dem ärmlichen Wirthshause eines Gebirgsdorfes fand – – als es zu spät war – – um wieder mit ihr zurückzukehren. – O, ich werde diesen entsetzlichen Morgen nicht vergessen, er war so wunderbar klar und morgenthaufrisch, es lagerte eine so heilige Ruhe über den Häusern des kleinen Gebirgsdorfes, es war warm, aber beklemmend dunstig, kein Hauch in den Wipfeln, kein Laut rings umher hörbar, zwischen den Bergen stiegen Morgennebel auf, und vor dem Fenster, an dem ich regungslos mit starren, thränenlosen Blicken lehnte, duftete Reseda und weiße Akazienblüte – unberührte Blumen und Blüten – o, ich werde das nie vergessen, und höre, wie heute noch oft im Traume, das deutliche Rollen von Rädern, ein Geräusch, von dem ich im Augenblicke wußte, es rühre von dem Wagen her, in dem meine Mutter saß, in welchem sie

hierher kam, um mich, ihr Kind, so zu finden. – Aber sie sollte mich so nicht wiederfinden, es sollte mich Niemand mehr finden, denn ich wußte jetzt erst ganz genau, wie entsetzlich elend ich geworden. – Da klopfte es leise an die Zimmerthür, die ich schauernd hinter mir verschlossen, als ich vor ihm geflohen war – und nun war er da und wollte herein, wo war ein Ausweg, ihm zu entfliehen, aller Welt zu entfliehen, vor allem jenem Geräusche rollender Räder, das näher und immer näher kam! – Dort war noch eine Thür, sie öffnete sich leise und geräuschlos und zeigte einen großen Raum, der wie ein Tanzsaal aussah, ich huschte hindurch und fand eine Treppe, die in den Garten hinabführte, in den Garten, wo die Reseda und Akazienblüten dufteten, auch frisch aufgeblühter Jasmin, in dem Thautropfen hingen, denn als ich unter seinen Büschen dahin floh, sprühte ein feiner Staubregen auf mich herab und ich weiß nicht, wie es kam, dabei klang plötzlich ein deutsches Lied in mir, das meine Kammerfrau häufig bei der Arbeit sang:

Schön sind Rosen und Jasmin,
Wenn sie in den Lenzen
Unberührt am Stocke blüh'n,
Und im Thau erglänzen.

– Oft hatte ich ihr lachend darauf gesagt: das ist eigentlich ein dummes Lied, mir sind die Blumen lieber zu einem Strauß zusammengebunden – und jetzt erst, als mir der Morgenthau auf den Nacken sprühte, fühlte ich, wie glücklich die Blüten waren, und floh schauernd weiter. – Wohin, das wußte ich anfänglich selbst nicht genau, ich suchte nur wie unbewußt einen Ort, wo mich Niemand finden könne, eine Kluft in den Bergen – ein tiefes Wasser – ja ein tiefes

Wasser, und als ich vor das Dorf hinauskam, wo der Gebirgsbach eine Mühle trieb, die aber jetzt in der Morgendämmerung stille stand, da das Wehr gesperrt war an dem Teiche, wo sich das Wasser sammelte; es stiegen dort zwischen dem Schilf feine Dünste auf und die Wasservögel schrieten, da eilte ich dem Teiche zu, dann über ein schwankendes Brett, wo ein Pfahlgerüst war an schweren kalten Ketten, und wußte, daß ich mich beeilen mußte, denn ich vernahm nicht nur deutlich das Rollen der Räder, sondern auch das Knallen einer Peitsche – nur Eines ließ mich plötzlich regungslos stehen bleiben, das waren die dünnen Klänge einer Kirchenglocke, die aber so lustig auf der Morgenluft schwammen, als wollten sie Jedermann heiter zurufen: ›Freuet euch des Lebens, heute gibt's einen wundervollen Tag! – nur für mich nicht – für mich nicht – für mich ist der Tag und Alles zu Ende!« – –

Madame Josephine hatte dem Allem zuerst aufmerksam, dann staunend, jetzt mit dem Ausdruck des herzlichsten Mitgeföhls zugelauscht, sie hatte die feinen Finger der jungen Frau, die sie, wie es die Kinder wohl zu machen pflegen, zwischen ihre Hände hineingezwängt, festgehalten und innig gedrückt. Sie war so sehr in die lebendige Erzählung eingegangen, daß ihr das Geräusch des Regens wie das Rauschen des Mühlwehrs erschien, daß sie die Augen schließend einen ähnlichen goldigen Morgen vor sich sah, wie sie ihn selbst erlebt, in gleichen Verhältnissen schauernd erlebt – nur hatte man ihr die Flucht gewaltsam verwehrt aus den wohlverschlossenen Zimmern des hohen Hauses, und eine ländliche Mühle mit tiefen Teichen wäre nicht zu finden gewesen.

»Der Steg, auf dem ich stand,« fuhr die junge Frau nach einer kleinen Pause und einem raschen Aufschluchzen fort, »war so glatt und schwankte so sehr, daß es eigentlich gar keine Sünde gewesen wäre – das, was ich thun wollte – und daß es auch einer ganz harmlosen Spaziergängerin leicht hätte geschehen können, einen Fehltritt zu machen. – Doch sah ich allerdings an jenem Morgen nicht wie eine harmlose Spaziergängerin aus, vielmehr hatte mein irrer und wirrer Blick, die hastige Art, mit der ich dem Wasser zulief, die Aufmerksamkeit eines alten Mannes erregt, der im Begriff gewesen war, zu so früher Morgenstunde über Feld zu gehen, und der gerade aus seinem Gärtchen heraustrat, als ich vorübereilte. Es war dieß ein alter Mann mit weißem Haar, wie ich später sah, aber noch so rüstig, daß er, durch Gebüsch von mir getrennt, trotz meines eiligen Laufes dicht an meiner Seite blieb, von mir ungesehen, und mich plötzlich mit starker Hand am Arme faßte, als ich, umrauscht von dem Wasser, umdunstet von dem Nebel, sichtlich schwankend auf dem Stege stand. – ›Um Gott!‹ rief er mir zu, ›was treibt Sie hieher und was wollten Sie beginnen?‹ – Ich verstand diese Worte kaum, da ich vor Schrecken und Aufregung einer Ohnmacht nahe war, und weiß von diesem Augenblicke nicht viel mehr, als daß mich ein paar milde Augen aus seinem Gesicht mit wohlwollenden Zügen vorwurfsvoll ansahen und daß der Mann, der mich trotz seines Alters kräftig aufrecht hielt, seine Rechte wie warnend oder wie drohend gen Himmel hob. – Dann folgte ich ihm von der schwankenden Brücke hinweg mit gesenktem Blicke, tief und schwer athmend, und ich weiß nur soviel, daß er meinen Gang freundlich unterstützte, daß er mir in herzlichem Tone Muth einsprach, und daß ich dann, mit einem

Male um mich her schauend, mein volles, entsetzliches Unrecht einsah, und hierauf weinend mein Gesicht an der Brust des alten Mannes verbarg. – Wir erreichten ein kleines Gärtchen, wo gleichfalls Reseda duftete, weiße Akazienblüte, wo auch grüne Sträucher dicht mit Jasmin besprengelt waren, wo aber alles Das jetzt einen ganz anderen Eindruck auf mich machte, als noch vor Kurzem. War doch auch indessen die Sonne aufgegangen, ringsum standen die Häupter der Berge in leuchtender Glorie, und wie sich die glitzernen Strahlen abwärts senkten, erfüllten sie nicht nur die Natur mit neuem verheißendem Lichte, sondern weckten auch das lebendige Getreibe eines klaren, warmen Sommertages. Schmetterlinge flogen, Insekten bewegten ihre glänzenden Flügel, die Bienen summteten von Blume zu Blume und jede Pflanze, jede Blüte hauchte ihren eigenthümlichen Duft aus. – »Wie schön das ist,« sagte der alte Mann zu mir, während er mich durch den Garten führte, »wie groß und herrlich Alles in seiner Art, wie öffnet sich jeder Blumenkelch zur Lust und Freude, wie jubelt Alles dem jungen Tag entgegen und wendet sich ab von der entweichenden Nacht, um froh wieder zu athmen in rosigem Lichte.« – Ich fühlte wohl den Vorwurf im Ton seiner Stimme und schauderte bei dem Gedanken an die letztvergangene Viertelstunde. – Doch langweile ich Sie wohl mit meiner Erzählung,« unterbrach sich die junge Dame selber, indem sie sich ein wenig aufrichtete und Madame Josephine mit einem trüben Lächeln ansah.

»Gewiß nicht – o, gewiß nicht – ich bitte Sie dringend, fortzufahren.«

»Ich weiß nicht, woher mir heute so auf einmal und lebendig all' diese Erinnerungen kommen, ich habe sie nie so gehabt, selbst nicht an ähnlichen schönen Morgen, wie der

damalige, während ich heute, wo der kalte Winterregen gegen das Fenster schlägt und der Wind um das Haus heult, Alles so klar auszudenken vermag, daß ich es malen könnte und bis in die kleinsten Einzelheiten beschreiben. So eine alte Frau in einem grau und roth karrirten Kleide, eine weiße Morgenhaube auf dem Kopfe, die sich strickend vor einem Bienenstande befand und uns, sich plötzlich umwendend, mit einer leicht begreiflichen Verwunderung anstaunte, hierauf mit fragendem Blick näher kam und mich dabei so lieb, so gut, so wohlwollend anschaute aus den freundlichen braunen Augen, daß es über mich kam wie ein Gefühl des Glücks, zugleich mit der Gewißheit, hier ein Herz zu finden, dem ich mich rückhaltlos anvertrauen konnte. – Das war mir Bedürfniß, das war mir dringend nothwendig, und auch Trost mußte ich haben, milden, freundlichen Trost, wie ihn mir die alte Frau gab, um nicht am Ende doch wieder zu dem Mühlteiche hingetrieben zu werden. – Ob der alte Mann sie durch eine Miene oder durch ein Wort, das ich nicht gehört, von meinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt hatte, oder ob sie es bei meinem Anblicke errathen, ich weiß das nicht, doch schien sie Alles zu wissen, und sagte nun mit ruhiger Stimme: »Kommen Sie in die Stube, mein liebes Kind, und erzählen Sie mir, so viel Sie wollen, dann wird mein Alter schon das Weitere besorgen.« – Die Stube lag auf der Sonnenseite und die Läden waren der Wärme wegen halb beigezogen, was mir ein angenehmes Gefühl verursachte und mein volles Vertrauen hervorrief, als ich mich mit der guten alten Frau in dem dämmerigen Raume befand, wie abgeschlossen von Allem, ganz allein, wobei es

mir noch so angenehm war, daß draußen die Bienen summten, und ich durch alles Das sicher sein konnte, von Niemand sonst gehört zu werden. – Deßhalb auch erzählte ich ihr Alles – Alles – Alles – vertraute ihr vollständig Alles, wobei sie meine beiden Hände ergriff, mich zu sich heranzog, dann meinen Kopf mit den Fingern umfaßte und mich auf die Stirn küßte, ehe sie sagte: ›Jetzt soll er,‹ damit meinte sie ihren Mann, ›sogleich in das goldene Kreuz gehen, und soll dort Ihre Mama aufsuchen und mit ihr reden, während Sie hier bei mir bleiben.‹ – ›Ja, ja,‹ erwiderte ich hastig, ›während ich hier bei Ihnen bleibe.‹ – ›Mein Mann,‹ fuhr die alte Frau fort, ›kann ohne alles Aufsehen und auch ohne zudringlich zu erscheinen, zur Begrüßung einer fremden Herrschaft hingehen, es kommt das häufig vor, da es ihn jedesmal freut, so oft er seine alte, interessante Kirche zeigen kann, denn er ist der Pfarrer des Ortes,‹ setzte sie mit einigem Stolze hinzu. – Dann verließ mich die Frau Pfarrerin und ich sah sie eine Zeitlang mit ihrem Manne eifrig sprechen zwischen den sonnenbeglänzten Blumenbeeten hin und her gehen, wobei sie sich eines abgebrochenen Zweiges als Schirm gegen die Sonne bediente, – und endlich ging er fort, es beruhigte mich, daß er ein paar Mal mit zuversichtlicher und wohlwollender Miene den Kopf auf und ab bewegte. – Doch waren es ein paar bange und aufregende Stunden, ehe er wiederkam – allein kam, ich hatte immer gehofft, Mama würde ihn begleiten – aber er kam allein, sah nicht mehr so zuversichtlich aus und schritt etwas vornübergebeugt durch den Garten, wobei er die Hände auf seinem Rücken hielt, dann trat er herein und erzählte mir Alles und sehr umständlich. – Doch

will ich Sie mit den Einzelheiten verschonen, meine liebe Josephine, und Ihnen nur kurz das Resultat seiner Bemühungen mittheilen. Wie ich geahnt, war meine Mutter mit dem Wagen angekommen und hatte eine furchtbare Szene mit ihm – mit dem Baron – gehabt, der von meinem Verschwinden erst kurz vor der Ankunft meiner Mutter Kunde erhielt und darüber eben so bestürzt als rathlos keinerlei Einwendungen, kaum Entschuldigungen zu machen wußte. – Als Mama nun auf die schonendste Art erfuhr, wo und wie mich der Pfarrer aufgefunden, auch wo ich mich befand, hat es sie allerdings sehr erschüttert, auch ihren gerechten Zorn etwas gedämpft, doch war sie nicht zu bewegen gewesen, mir persönlich ein Wort der Verzeihung zu sagen, hatte mir auch durchaus nicht verziehen, was am deutlichsten zu ersehen war in der Art der Verbannung, unter welcher Bedingung allein sie meine Verbindung mit ihm gestattete, ja befahl. Und das war es, was mich damals am tiefsten erschütterte, all' der trügerische Glanz, der mein junges, vergangenes Leben umspinnen, war verblichen vor der rauhen, häßlichen Wirklichkeit, ich schauderte, wenn ich an gestern – wenn ich an ihn dachte.«

Die junge Dame hatte dieß Letztere tief und schmerzlich aufseufzend gesagt, flocht dann ihre feinen Finger in einander und fuhr vor sich niederblickend fort: »Mama, die im Geschäftlichen stets rasch und praktisch zu handeln pflegt, hatte dem guten Pfarrer sogleich alle Vollmacht ertheilt, in ihrem Namen für mich zu handeln, und war dann, ohne mich gesehen zu haben, nach der Stadt zurückgekehrt. Auch er mußte dahin zurück, um die Schritte seinerseits für unsere Verbindung zu thun, o, das war eine entsetzlich harte Zeit für mich, und ich würde sie nicht ertragen haben ohne

die herzliche Liebe und aufopfernde Freundschaft der beiden alten Leute, die mich wie ihr Kind behandelten, und bei denen ich mich endlich so wohl und glücklich fand, daß ich schon alles Ernstes mit der Idee umging, ein kleines Besitztum dorten zu erwerben und bei ihnen zu bleiben. – Ich will Ihnen nichts erzählen von dem furchtbaren Augenblick, als ich ihn nach alldem zum ersten Male wiedersah; er hatte seinen Abschied genommen, wie es Mama verlangt, er kam in bürgerlicher Kleidung, erregt, verstimmt, und wenn er sich auch meine Verzeihung erbat für seine Mitschuld, daß er mich vom Herzen meiner Mutter gerissen, wenn er auch von seiner unveränderlichen Liebe und Treue sprach, so klang doch aus alldem ein Mißton, der auch mich zurückhaltend, ja eisig erscheinen ließ, als endlich der gute Pfarrer in seiner Kirche unsere Hände vereinigte, als er des Himmels Segen erflehte für einen Bund, der nie hätte geschlossen werden sollen.«

Sie hatte die letzten Worte energisch, fast rauh hervorgestoßen und drückte nun krampfhaft die Hand ihrer Kammerfrau, als sie fortfuhr: »Erlassen Sie mir auch darüber Einzelheiten, glauben Sie meinen Worten und wenn Sie, wie ich zu Gott hoffe, lange bei mir bleiben, Ihren eigenen Wahrnehmungen. – Was ihn anbetraf, so hatte er bald sein Gleichgewicht wieder gefunden, und war beziehungsweise so glücklich, als er es in seinen kühnsten Träumen zu werden gehofft, denn wenn mir auch Mama ihre Liebe entzog, wenn sie mich von ihrer Person verbannte, so hatte sie doch sonst auf's Reichste, auf's Glänzendste für mich gesorgt, wir reisten mit aller Bequemlichkeit, mit allem Comfort, und wenn nicht mein Glück ein so zweifelhaftes gewesen wäre, so hätte ich vollkommen glücklich sein können,

und war und bin es auch vor den Augen der Welt. – Mit meiner Schwester blieb ich begreiflicherweise von Anfang an in Korrespondenz, und nachdem ich an Mama zahllose Briefe geschrieben, die von ihrer Hand unbeantwortet blieben, erhielt ich endlich ein paar Zeilen, die mich namenlos glücklich machten und eine Aussöhnung hoffen ließen, ja sie erlaubte mir, nach England zurückzukehren, dort unsern Landsitz zu beziehen, und das war für mich die glückliche Aussicht auf eine baldige Wiedervereinigung, denn auch sie wollte ihre Reise in Kurzem beenden und zurückkehren. Daß sie sich in der Stadt befand, die wir gestern Abend hätten erreichen können, wußte ich wohl und hätte eigentlich einen andern Weg nehmen sollen, vermochte das aber nicht, da ich hoffte und hoffe. Als wir aber gestern bei jedem Umschwung der Räder näher und näher kamen und ich die Stunde berechnen konnte, wo ich in ihr Zimmer treten würde, da überfiel mich die Angst vor ihrem wiedererwachenden Zorn – – und das Übrige wissen Sie. – Ich befand mich gestern schon leidend, meine Nerven waren entsetzlich aufgereggt, wohl eine Folge dieser langen, anhaltenden Reise, dazu meine Gemüthsstimmung, die gestrige Nachtfahrt, kurz ich fühle mich heute wirklich elend, so sehr elend, daß ich nicht im Stande bin, die Feder zu halten, um Mama zu sagen, daß ich mich hier befinde, recht unwohl bin, daß ich nicht weiter reisen will, sondern hier erwarten, was sie über mich beschließt. Ich werde Ihnen die Zeilen diktiren, so gut ich es bei meinem wirren Kopfe vermag, und wo es nicht mehr geht, da helfen Sie weiter, nicht wahr, meine liebe Josephine, und an den Worten, wie Sie sie für mich haben werden, will ich erkennen, ob Sie mich verstanden, ob meine leidvolle Vergangenheit und meine nichts

weniger als heitere Gegenwart sympathisch in Ihrem Herzen anklingt.«

Wie sehr dieß aber der Fall war, konnte die junge Dame schon vorher sehen an dem Blicke voll Mitgefühl, mit dem sie von Madame Josephine betrachtet wurde, auch hören am Klang der leise geflüsterten Worte: »Ich danke Ihnen herzlich für das mir geschenkte Vertrauen, und darf ich Sie wohl versichern, daß mein bisher so reges Gefühl der Ergebenheit sich in das der innigsten Theilnahme, ja der aufrichtigsten Liebe verwandelt hat, wenn Sie mir gestatten, mein Gefühl für Sie mit diesem Namen zu benennen.«

»O, ich bitte darum, ich bitte herzlich darum, denn ich brauche ein innigstes Gefühl der Theilnahme, ich brauche ein Herz, das mich liebt, ein liebes Wesen, welches mir das häufig sagt, und Sie werden das thun, ich bin überzeugt davon, und werden meine Freundin sein, meine liebe Freundin.«

Sie hatte sie an sich gezogen, dann ihren Hals mit den Armen umschlungen und innig auf die Lippen geküßt, worauf sie sagte: »Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es ist mir gerade so, als hätten wir uns schon jahrelang gekannt, und das gleiche Gefühl erfaßte mich, als ich Sie damals zum ersten Male sah – – und nun wollen wir ohne Weiteres an unsere Arbeit gehen. Wollen Sie drüben schreiben, oder zu mir her an's Bett kommen?«

»Ich bringe das Tischchen zu Ihnen, wenn es Ihnen recht ist, Sie brauchen sich weniger anzustrengen.«

»Wenn Sie hier genug sehen können, ist es mir lieb – doch wer kommt da?«

Die Thüre hatte sich langsam geöffnet, und Madame Josephine, nachdem sie einen raschen Blick auf den Eintretenden geworfen, sagte sich in den Alkoven zurückziehend mit leiser Stimme: »Es ist Herr Doktor Flinder, gnädige Frau.«

»Gnädige Frau,« wiederholte die junge Dame mit schmolgendem Tone, »da dürfte ich eben so gut sagen: ›Böse Josephine!‹ – aber der Doktor ist mir willkommen,« rief sie laut, fast fröhlich, »herzlich willkommen!«

»Und freut sich recht sehr über den frischeren Klang der Stimme, das ist ein großer Unterschied gegen gestern Abend,« setzte er nähertretend hinzu, wobei er mit einem leisen Kopfnicken die Kammerfrau grüßte, die das Gesicht abwendend bei ihm vorüberging. – »Also es geht vortrefflich?« fragte er alsdann.

»Besser, viel besser, und ich glaube, ein paar Tage so vollkommener Ruhe, wie in Ihrem stillen friedlichen Hause, werden mich gänzlich wieder herstellen.«

»Das freut mich um so mehr, da ich gezwungen bin, Sie für einige Stunden, wahrscheinlich bis heute Abend zu verlassen; ich muß nach der Stadt, hoffe aber heute noch zurückzukehren.«

»Sie müssen nach der Stadt, Doktor, a – a – a – ah!«

»Haben Sie vielleicht Aufträge für mich?«

»O, ich hätte wohl eine große, große Bitte, aber sie ist so unbescheiden, daß ich mich fast fürchte, sie auszusprechen.«

»Immerhin, gnädige Frau, ein erfüllter Wunsch ist bei manchen Leiden die beste Medizin.«

»Ja, und dieser erfüllte Wunsch könnte mich sehr glücklich machen.«

»Also ohne Scheu, was kann ich für Sie thun?«

»Mir einen Brief nach der Stadt mitnehmen, ihn selbst übergeben und eine Antwort zurückbringen – nicht wahr, das ist viel verlangt?«

»Thue es aber mit dem größten Vergnügen, hoffe nur, daß die Antwort eine erwünschte sein wird – wo ist der Brief?«

»Ja, lieber Doktor, er ist noch nicht geschrieben, doch soll das sogleich geschehen vor Ihren Augen oder vielmehr vor Ihren Ohren, denn es ist mir Alles daran gelegen, daß Sie auch den Inhalt dieses Briefes kennen lernen.«

»Bitte, liebe Josephine, kommen Sie zu mir!«

»Gut,« sagte der Arzt, »wenn Sie es so wollen, werde ich hier im Zimmer warten.«

Er verließ den Alkoven, gerade als Madame Josephine näher kam, um das Tischchen herein zu tragen, wobei sie ihren Kopf tief herabgebeugt hielt, trotzdem aber aus den Augenwinkeln sah, wie sie Doktor Flinder mit einem verwundungsvollen, beinahe erschrockenen Blicke betrachtete. Sie athmete tief und schwer, sie fürchtete sich grenzenlos vor einem Wiedererkennen gerade in dieser Situation.

»Bitte also, schreiben Sie,« bat die junge Dame, als sich ihre Kammerfrau gesetzt hatte, »schreiben Sie in unserer Sprache, die Ihnen ja eben so geläufig ist, wie die deutsche – schreiben Sie also!«

Madame Josephine blickte zu ihr auf.

»Theure Mutter!

»Zur Reise von Italien nach Hause, wohin Du mir zu gehen befallst, drängte es mich, einen Weg zu nehmen, der mich in Deine Nähe führt. Als ich aber nur noch wenige

Stunden von dem Augenblick entfernt war, wo es mir vergönnt gewesen wäre, zu Deinen Füßen vollständige Vergebung zu erbitten, verließen mich Kraft und Muth, und so befinde ich mich denn, zu schwach, um diese Zeilen selbst zu schreiben, im Hause des Überbringers dieses Briefes, eines vortrefflichen, liebenswürdigen Arztes, der Dir umständlicher sagen wird, daß das beste, – ja das einzigste Mittel zu meiner gänzlichen Herstellung darin besteht, daß Du mir einen freundlichen Gruß sendest, zugleich mit der Erlaubniß, in Deine Arme eilen zu dürfen.«

»So, nun geben Sie mir den Brief, damit ich meinen Namen darunter setze, und dann schreiben Sie die Adresse: Mistreß Stanley, Parkstraße 16.«

Der Arzt hatte sich währenddem an das Kamin gestellt, äußerlich ruhig scheinend, obgleich sein Inneres heftig erregt war – konnte das mehr sein, als ein unbegreifliches Blendwerk, als eine unbegreifliche Ähnlichkeit, als ein kaum mögliches Spiel der Natur, zwei so vollkommen gleiche prachtvolle Gestalten, dieselbe Fülle des reichen blonden Haares, Gang, Bewegung, Haltung, wie bei jener theuren Entschwundenen, die ihm so schmerzlich unvergeßlich war – ah! dieses Räthsel mußte sich lösen – in der nächsten Sekunde lösen, und als er das mit leicht begreiflicher Spannung dachte, richtete er sich hoch auf, starrte nach dem Alkoven, dessen Vorhänge sich bewegten. Sie trat heraus – sie war es – unverkennbar, auch machte sie durchaus keine Bewegung wie vorhin, um ihre Züge zu verbergen, vielmehr schaute sie ihm voll in's Gesicht, hob aber dabei rasch ihre Rechte, um sie mit bittendem Ausdruck an die Lippen zu bringen.

Diese Bitte verstand Doktor Flinder auch sogleich, nur hatte ihm die Überraschung zu schnell ein Wort auf die Lippen gedrängt, um es nicht hörbar werden zu lassen – Ellen!

»Mein Name, lieber Doktor,« vernahm er die Stimme der jungen Dame, »wie kommen Sie darauf, das heißt, es freut mich, daß Sie ihn genannt, es klang so wohlwollend väterlich.«

Madame Josephine wies rasch auf den Brief in ihrer Hand, worauf der Arzt erwiderte: »Ich sah mich schon im Geiste als Überbringer dieses Schreibens und dachte dabei Ihres Namens, der, meine ich, vorhin beim Briefschreiben genannt wurde.«

»Ach ja, und behalten Sie die arme Ellen recht im Gedächtniß, sprechen Sie für sie, und da Sie Alles wissen, können Sie mehr und noch Dringenderes sagen, als in jenen Zeilen steht. – Nicht wahr, ich sehe Sie heute Abend noch, auch wenn Sie recht spät zurückkommen sollten?«

»Wenn mir der Arzt nicht verbietet, Ihre Nachtruhe zu stören,« entgegnete Doktor Flinder laut und sich zu einem freundlichen Tone zwingend, der sehr seinen ernsten, erregten Zügen widersprach, sowie den starren Blicken, mit welchen er die andere Ellen fast wie eine übernatürliche Erscheinung betrachtete, »denke aber so früh zurück zu sein, daß ich Ihnen sogleich Nachricht und hoffentlich gute bringen kann, und damit, wenn Sie erlauben, Frau Baronin, verabschiede ich mich.«

»Auf frohes Wiedersehen, lieber Doktor!«

Er verließ das Zimmer, gefolgt von Madame Josephine, und als sich die Thüre hinter Beiden schloß, wandte er sich rasch um, hob seine Hände empor und hauchte in wohlbegreiflicher Erregung! die Worte gegen sie: »Sind Sie es

wirklich, theure Ellen? – freiwillig und Schutz suchend zu mir zurückgekehrt, o, wie würde ich Gott für so viel Gnade danken!«

»Ich bin es,« erwiderte sie mit leiser Stimme setzte hinzu, indem sie dem Arzt ihre beiden Hände reichte: »darf ich Ihnen auch wohl sagen, Herr Doktor, daß Ihre soeben gesprochenen Worte mich recht, recht glücklich gemacht, da ich Ähnliches lange nicht gehört? – aber ich kam nicht, um Sie aufzusuchen,« fuhr sie mit leichtem Kopfschütteln fort, »nur der Zufall trieb mich über die Schwelle dieses Hauses, obgleich ich desselben stets wie einer lieben Heimat gedacht, wenn ich überhaupt eine andere hätte, als –« sie richtete ihre feuchten Blicke nach Oben, um dann unter einem stillen Lächeln zu schließen: »doch bin ich dem Zufall dankbar, recht dankbar.«

»Redensarten, theure Ellen,« gab der Doktor in fast unmuthigem Tone zur Antwort – »was Zufall, ich glaube an keinen Zufall – Bestimmung ist Alles, was uns treibt – o, über das Unglück,« rief er heftig, »daß ich da nach der Stadt muß, auch schon, weil ich mich zum Briefboten verdingt habe, wie herzlich könnten wir plaudern, meine gute Ellen, bei diesem abscheulichen Regenwetter, und wie gespannt bin ich auf ein Wort von Ihnen, jedes Wort, das mir ein Räthsel lösen soll, vor dem ich mit Schmerz und Kummer stehe – aber es hilft Alles nichts, dort fährt mein Wagen vor. Ich muß Sie jetzt verlassen, theure Ellen, aber wenn ich zurückkomme, so hoffe ich von Ihnen mit derselben Freundschaft, mit dem gleichen Vertrauen behandelt und beehrt zu werden wie damals. – »O, mein Gott, wie damals,« rief er tiefbewegt und mit strahlendem Blicke aus, »ist es mir doch gerade zu

Muth, als sei es wieder damals, dort im Zimmer läge Rosenthal, und Sie ehrten mich durch Ihr Vertrauen und brachen dabei ein klein wenig mein armes Herz. – Bin ich denn heute glücklicher wie damals? – ja ich bin es, weil ich Sie wiedergesehen!«

Er streckte freudestrahlend seine Hände aus, und als sie milde lächelnd die ihrigen hineinlegte, gab sie der sanften Gewalt seiner Freude sowie des eigenen Gefühles nach, neigte ihr Haupt gegen ihn und duldete es gern, daß er sie auf die Stirne küßte, dabei aber eben so wenig wie ihr Freund bemerkend, daß sich die Thüre zum Nebenzimmer geräuschlos geöffnet hatte und der Kopf des Herrn Barons dort sichtbar wurde, der eine wenig erfreute, aber ziemlich erstaunte Miene machte, als er diese, für ihn allerdings seltsame Begrüßung sah. Doch zog er im nächsten Augenblicke die Thüre eben so leise zu, ohne indeß das Schloß einschnappen zu lassen, wohl aber sein Ohr an die Spalte legend, und lächelte dann sonderbar, als er den Arzt sagen hörte: »Jedenfalls heute Abend, theure Ellen!«

Was sie aber sehr leise darauf antwortete, konnte er nicht verstehen, sah nur rasch das Auge erhebend ihren innigen bittenden Blick, und würde auch den Sinn ihrer Worte, hätte er diese hören können, nicht verstanden haben, denn sie sagte: »Vergessen Sie nicht, lieber Freund, daß ich für Jedermann eine Verschollene bin und bleibe.«

ZWÖLFTE RANDVERZIERUNG.

Wo überall neue Lichter aufblitzen, alte auszulöschen versucht wird.

Es heißt in einem alten Liede: »Und der Regen, der regnete jeglichen Tag,« was eine recht traurige Wahrheit und Bezeichnung für den dießjährigen Spätherbst war, der mit Ausnahme weniger klarer und freundlicher Tage zu Anfang sich jetzt alle Mühe zu geben schien, die Natur wie Menschen und Thiere übler Laune zu machen.

Hatte man doch so sehr auf schöne, klare, sonnige Oktober- und Novembertage gerechnet, um wenigstens für die stille Zeit der Landestruer einigen Ersatz zu finden in der Beschäftigung des edlen Waidwerks. Waren doch manche der reichen und vornehmen Familien gerade länger als sonst auf dem Lande geblieben, oder sogar wieder hinausgezogen, sobald sich dieß mit Schicklichkeit thun ließ. Theater und Konzertsäle waren geschlossen, Gesellschaften fanden nicht statt, oder nur im engsten Kreise unter vertrauten Freunden, was das einzig Nützliche hatte, daß die vielerlei sich ziemlich schroff einander gegenüberstehenden Parteien bei Hof und in der Stadt sich in diesen vertraulichen Zusammenkünften fester an einander schlossen, um sich für den bevorstehenden Kampf dieser Parteien gegen einander zu stärken und fester zu verbinden.

Ein Kampf mußte stattfinden, der Kampf des alten Regimes mit dem neuen, und wenn je das Spiel des persischen Weisen Ähnlichkeit hatte mit dem Treiben politischer Parteien, die sich im kleinlicheren Theil der Hofpartei widerspiegeln, so war dieß im gegenwärtigen Augenblicke der Fall.

Der König, im Leben wie auf dem Schachbrett alles Andere überragend, nach allen Seiten ausschauend und in ungehindert freier Bewegung, vermag aber Höchsts selbst diese Bewegung nur in kleinsten Schritten auszuführen, und muß es sich mit würdevoller Geduld gefallen lassen, daß

ihm seine Umgebung den Weg bahnt und nach seinen Befehlen handelt, wenn diese Befehle nicht gar zu sehr dem eigenen Interesse zuwiderlaufen; denn im letztern bedauerlichen Falle sieht die Majestät ihre Trabanten allerdings hastig nach allen Seiten davonstürzen, sich durcheinanderschlingen, scheinbar voll Eifer und Ergebenheit, die königlichen Befehle auszuführen, um aber später häufig zu einem ganz andern Resultat zu gelangen, und muß es Allerhöchstselbst oft schmerzlich erfahren, daß, während er mit geschlossenen Füßen gewandelt ist, seine Umgebung ihrem eigenen Interesse nachging, ihn zu einer Schatten-gestalt machte, oder auch wohl zu einem Schreck, wie die ausgestopfte Figur im Felde, für andere, freche und hungrige Sperlinge.

Armer König – im Schachspiel nämlich – der du glaubst, männiglich sei geblendet von deiner Weisheit und Thatkraft, man wisse nicht ganz genau, wer dir diesen und jenen Rath geben und seine Kraft geliehen, hie und da Großes auszuführen. Du glaubst allerdings von deiner Höhe zu überschauen deine Feldherrn, deine hohen und niederen Beamten, deine Trabanten und Bauern, und bist der festen Ansicht, daß Alles sich nur nach deinem Winke drehe, bemerkst aber nicht, wie du folgen mußst, weil es deine Königin für gut findet, wie du gezwungen bist, vorwärts zu marschiren, weil deine Läufer dir vorangegangen, oder dich zurückzuziehen, weil dein Thurm Kriegsminister oder dein Thurm Feldherr es so gewünscht; du wirst auch häufig genöthigt, eigenthümliche diplomatische Wendungen gut zu heißen, weil deine Gesandten, diese lustigen Springer, häufig auf eigene Faust ganz besondere Wendungen gemacht,

ja du kannst in den Fall kommen, obgleich du es vortrefflich gemeint und nach deinen Begriffen weise und edel gehandelt, schließlich rochiren zu müssen und matt gesetzt zu werden, weil es dir nicht möglich war, dich den schädlichen Einflüssen deiner Umgebung zu entziehen.

Ja diese Umgebungen, schwimmend wie gleißende Fettau-
gen auf der trüben Brühe der Heuchelei, Schmeichelei und Wohldienerei aller Art, sie sind es, die in Lug und Trug Stein um Stein unter deine Füße schieben, scheinbar dich zu erhöhen, in Wahrheit aber, um dich zu ihrem eigenen Vortheil auf einen isolirten Altar zu erheben, dem nur sie sich nahen dürfen, wo du Alles durch ihr Sprachrohr vernimmst, wo du nie im Stande bist, klar um dich zu schauen, denn jeder freie Blick wird dir getrübt durch künstlich erregte Nebel, durch die dich beständig umqualmenden Weihrauchdüfte.

Ist der König – natürlich immer der im Schachbrett – ein Mann von Geist und Talent, einer kräftigen Hand, so wird er trotz den kleinen Schritten, die er zu machen im Stande ist, seine Umgebung klug zu benutzen verstehen, sie durch seinen Geist und seine Energie lenken, die Zweifelhaften überwachen, die Lässigen anspornen, die Zuverlässigen aber hoch in Ehren halten, deren Meinung beachten, vernünftigen Widerspruch ertragen, ja durch Belohnung ehren.

Ist er aber ein Herr von unbedeutendem Geiste und deßhalb in richtiger Wechselwirkung von größtmöglicher Einbildung, schroff und hochmüthig, so wird er mit Mißtrauen die freiere Bewegung seiner Königin und die Leichtigkeit, mit der sich seine Thürme, Läufer und Springer bewegen, betrachten, er wird es nicht ertragen können, sie andere Schritte machen oder selbstständig handeln zu sehen,

wenn auch das Alles nur zu seinem Besten ist; er wird jede abweichende Meinung, jeden noch so vernünftigen Widerspruch wie ein Verbrechen des Hochverraths behandeln, er wird nicht auf die inneren Eigenschaften, auf Talent und Fähigkeit sein Augenmerk richten, sondern vor Allem entscheiden lassen, daß ihm die Nase des Betreffenden gefällt, sein Wuchs, sein Gang, seine Art zu lächeln, und wird darnach sein königliches Wohlgefallen abwägen. Allerdings ist er nicht im Stande, nach seinem Gutdünken hängen und köpfen zu lassen, aber seine Ungnade wird daher kommen wie ein wildes Wetter und sie niederstrecken wie gemähtes Korn all' die bisher Hohen und Getreuen, so daß von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit nichts mehr übrig bleibt, als ein wüster Platz, auf dem das Unkraut wuchert.

So war der Herbst dahin geschlichen, ungemüthlich, windig, kalt und regnerisch, man wußte nicht, was man aus solchem Wetter machen sollte, selbst die erfahrensten Wetterpropheten beschauten zweifelnd den grauuzogenen, unberechenbaren Himmel, und Leute, die sonst recht keck aufzutreten pflegten, schlichen wie auf Socken einher.

Das war ähnlich auch in der sogenannten Gesellschaft, man betrachtete ängstlich jede verschlossene oder zweifelhafte Miene, man schlich flüsternd an einander vorüber, man ließ sich zu keiner anders zu deutenden Bemerkung hinreißen, und Männer, die sonst mit dem größten Freimuth gesprochen, ja nicht zögerten, ihre Meinung selbst vor Ihrer Majestät zu vertheidigen, blinzelten scheu nach dem jungen Monarchen hinüber, denn so wohlwollend er auch lächelte und eine so freundliche Miene er auch zeigte, so blitzte doch etwas aus seinen Augenwinkeln, was zu denken gab.

Es war Rout bei Ihrer Majestät der Königin, und mit dieser ebenso harmlosen und häufig recht langweiligen Vergnügung fing man an, aus dem strengsten Grade der Trauer in einen gelinderen überzugehen, auch die Physiognomien hatten sich schon bedeutend geklärt, ja man wagte bereits in der Toilette schüchterne Anspielungen auf die demnächst beginnende wundervolle Hoffrühlingszeit, doch war Schwarz immer noch vorherrschend und wenn nicht einige bunte Uniformen etwas Abwechslung gegeben hätten, so wäre der Anblick dieser ganzen Gesellschaft noch trauriger und unerquicklicher gewesen.

Die Königin war begreiflicherweise immer noch etwas leidend, und da sie in einem tiefen Fauteuil ruhte, so waren die sich ihr nähernden Damen gezwungen, ein sehr tiefes Kompliment zu machen, das in allen herkömmlichen Abstufungen erwidert wurde, bald durch eine kurze Neigung des Kopfes oder durch ein freundliches Nicken, bald durch ein huldreiches Lächeln oder durch ein paar bezaubernde Worte: »Wie geht es Ihnen, meine Liebe, ich freue mich, Sie zu sehen,« wobei sich zuweilen die feine weiße Hand der Königin erhob, um enthusiastisch ergriffen, beinahe stürmisch geküßt zu werden.

Aber auch andere Nuancen wurden markirt: so durch einen kalten, gleichgültigen Zug, ein Fallenlassen der Augenlider, ja ein Abwenden des Kopfes nach kaum merklichem Gruß; so jetzt, als sich eine schöne junge Frau mit einem untadelhaften Kompliment der Königin genähert hatte und sich beinahe ohne erwiderten Gruß zurückziehen mußte, da Ihre Majestät ein paar Worte zu der hinter ihr stehenden Hofdame, Fräulein von Klettenberg, sprach. Doch schien das die Betreffende nicht besonders schmerzlich zu

empfinden, denn sie erhob sich mit freundlich unbekümmerter Miene, was allerdings eine Rücksichtslosigkeit war, worüber ein paar alte Excellenzen wohl das Recht hatten, auffallend zu schaudern.

Die junge Dame trat alsdann mit leichtem, elastischem Schritt, frei den hübschen Kopf tragend, an den Obersthofmeister von Tönning heran und sagte, ohne indessen ihre heitere Miene zu verändern: »Ich wäre doch besser zu Hause geblieben.«

»Aber es war nothwendig, hier durch Wegbleiben keine auffallende Nuance zu machen,« gab er mit hoch emporgezogenen Augenbrauen zur Antwort.

»Sieh' da, Herr von Rosenthal!« sprach die junge Dame, sich rasch gegen die geöffnete Thüre wendend, in deren Nähe sie stand und durch welche der Genannte soeben eintrat.

»Rosenthal!« –

Dieser Name wurde von einigen Dutzend Lippen leise geflüstert, ja halblaut ausgesprochen, während mindestens doppelt so viele Augen überrascht, erstaunt, ja mit gehässigem Ausdrucke sich nach ihm richteten, während ihn wieder andere forschend, nengierig, ja lächelnd betrachteten.

Er schien alles Das indessen durchaus nicht zu sehen, wenigstens nicht zu beachten, sondern nachdem er der Baroin Tönning seine Hand gereicht, wobei der Obersthofmeister indessen seine Unterlippe auffallend schlaff herabhängen ließ, schritt er freundlich um sich blickend mit sehr erhobenem Kopfe in den Salon, machte vor dem König, der seitwärts stand, eine tiefe Verbeugung und näherte sich alsdann dem Fauteuil Ihrer Majestät, hinter die alte Staatsdame von Pommerhausen tretend, welche gerade im Begriff war, durch eines der tiefsten Komplimente, die je gesehen

worden, ihre schrankenlose Ergebenheit an den Tag zu legen.

Doch mochte die Königin in diesem Augenblicke des Sitzens müde geworden sein, denn sie erhob sich auffallend rasch, wandte sich um und schritt so schnell gegen eine Gruppe von Damen, daß sie sogar ihren künstlich graziösen Gang anzunehmen vergaß und ein klein wenig hinkte.

Die Pommerhausen hatte sich erschrocken aufgerichtet und war etwas zu hastig zurückgetreten, so daß Rosenthal nur durch einen schnellen Schritt rückwärts einem Anprall zu entgehen vermochte, indem er um Entschuldigung bat, was die alte Staatsdame veranlaßte, ihre erzürnten Blicke gegen ihn zu richten, wobei sich die wenig schmeichelhaften, zischend hervorgestoßenen Worte vernehmen ließen: »Natürlich in der Gesellschaft war ein anderer Empfang nicht zu erwarten.« Damit rauschte sie wie eine erzürnte Truthenne vorüber, tief Athem holend, fächerwedelnd, umging Seine Majestät, der lachend herüberschaute, mit obligatem Komplimente und landete endlich nach erlittenem Schiffbruch im Hafen einer Gruppe gleichgestimmter Seelen, die mit unverkennbarer Schadenfreude zugeschaut hatten und sich jetzt beeilten, ihr herzlichstes Mitgefühl in den trostvollsten Worten von sich zu geben.

»Ich dachte, mich müsse eine Ohnmacht anwandeln,« sagte die Gattin eines Oberforstmeisters, »als ich Den da so ungenirt und keck eintreten sah.«

»Und gerade Ihnen, liebe Pommerhausen, mußte dieß höchst unangenehme Rencontre begegnen,« meinte die alte dürre Hofdame einer Herzogin von sehr entfernter Seitenlinie, – »empörend – ich glaube, es war überlegt von diesem Rosenthal, denn es sah beinahe lächerlich aus.«

»Beinahe lächerlich?« fragte die Pommerhausen erlebend, doch beeilte sich die Oberforstmeisterin begütigend hinzuzufügen: »Beinahe, das heißt es hätte lächerlich werden können, wenn Sie, theuerste Pommershausen, mit Ihrer Geistesgegenwart und Ihrem unvergleichlichen Aplomb nicht nur einen Zusammenstoß vermieden, sondern auch den Frevler mit Ihrem Blicke fast zu Boden geschmettert hätten – er duckte sich förmlich.«

»Hat sich aber recht bald von seinem Schrecken wieder erholt,« sagte die alte Hofdame mit einem malitiösen Lächeln, »denn er geht so ungenirt dahin, als sei er überzeugt, sein Anblick errege allgemeine Freude.«

»Wenn nur irgend Jemand ihm recht auffallend den Rücken kehren wollte, ich verstehe die heutige Welt nicht mehr,« seufzte die Pommerhausen, – »wenn dergleichen bei der höchstseligen Majestät vorgekommen wäre, wenn Jemand es gewagt hätte, sich mit so ausgesprochener Ungnade beladen vor den Augen der allerhöchsten Herrschaften zu zeigen!«

»Und doch hat er früher schon Ähnliches gewagt,« sagte die alte Hofdame, »und daß er es wieder um so auffälliger wagt, gibt mir zu denken,« dabei schüttelte sie langsam ihr Haupt.

»Gott sei Dank, daß es noch gesinnungstüchtige Charaktere gibt,« sprach die Pommerhausen aufathmend und scharf nach Rosenthal hinüberblickend, »lauter Klippen da, die ihm entgegenstarren, er vermag nirgendwo beizulegen oder seinen Anker auszuwerfen; möchte er nur irgendwo gründlich scheitern.«

Nun war aber auch in der That viel Wahres an dem Vergleich der klugen Staatsdame, denn wenn auch Rosenthal

aufrechten Hauptes und mit der unbefangenen Miene, ja freundlich lächelnd daherschritt, so war es doch unverkennbar, wie sorgfältig er lavirte, um nicht irgendwo Schaden zu leiden, wie vorsichtig er durch einen Blick, durch eine Handbewegung sondirte, um bei gefährlichem Boden vorbeistuernd, sogleich wieder das offene Fahrwasser zu gewinnen.

Und es war heute Abend viel gefährlicher Boden für ihn vorhanden, es gab hier Leute, deren langverhaltener Groll sich nichts daraus gemacht hätte, dem früher so sehr gefürchteten Rosenthal auffallend den Rücken zu kehren, und wieder gab es andere Leute, die ihm mit auffallender Scheu aus dem Wege gingen, ja die leicht errötheten, wenn er sich näherte, und welche sich in diesem Augenblicke mit solchem Interesse, ohne auf- und umzublicken, in das Gespräch über das Wetter vertieften, als gäbe es für sie nichts Wichtiges auf der ganzen Welt, ja die erleichtert tief aufathmeten, wenn er hinter ihrem Rücken vorbeigegangen war.

Und all' dieß Gebahren war so natürlich und begreiflich. Zieht man sich doch auch vor Jemand zurück, der mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist, vermeidet man es doch auch, bei Jemanden zu verweilen, der von einem tollen Hunde gebissen wurde und von dem man sagt, er schnappe zuweilen nach andern Leuten, scheut man sich doch auch in Gesellschaft, mit einem jener Kunstsinnigen gesehen zu werden, die falsche Wechsel auf's Täuschendste nachbilden, oder welche ihre üblen Nachreden daher haben, daß sie notorische Spieler, Trinker, schlechte Zahler oder sonst Lumpen sind.

Aber die hier aufgezählten Leiden- und Eigenschaften bringen alle zusammengenommen nicht die gleiche Wirkung hervor, wie bei Hof eine allerhöchst ausgesprochene Ungnade.

Hier war sie so ausgesprochen wie nur möglich, so bekannt und scharf ausgeprägt, daß man deutlich ein Erstarren des Schreckens und der Indignation auf vielen Gesichtern las über die Frechheit Rosenthal's, hier im Salon zu erscheinen, und dabei freute man sich auf eine brüske und tief verwundende Entwicklung, die damit schon ihren Anfang genommen hatte, daß sich die Königin abgewandt und ohne ihren Empfang oder Cercle fortzusetzen, sich an einen Spieltisch begab.

Man verstand nur nicht, weshalb der König so gleichmüthig, so freundlich herüberblickte, ja warum ein Lächeln auf seinen Mienen erschien, als die alte Staatsdame mit Rosenthal zusammengetroffen. Gönnte er ihr diese Verlegenheit des Anpralls, oder vermerkte er es nicht ungnädig, daß Rosenthal hier zu erscheinen wagte, wer darüber Gewißheit hätte, oder noch mehr darüber, wem die leichte Begrüßung mit der Hand galt, die Seine Majestät gerade in diesem Augenblicke in das Gewühl des Salons richtete!

Der Saal, wo der Rout stattfand, gehörte zu den Gemächern des Königs, war länglich rund, von großen Dimensionen und hatte auf vier Seiten kleinere Salons, in deren einem Thee gereicht wurde, und später auch kalt soupirte, wer Lust dazu hatte. In den übrigen wurde geplaudert und gespielt, doch befand sich der Spieltisch für die Königin im großen Saale selbst, was denn auch der Ehre, dazu befohlen zu werden, die größtmöglichste Ausbreitung gab.

Dieß Glück wurde heute Abend der alten Pommerhausen als Pflaster auf die eben erlittene Wunde gedrückt, und sie näherte sich berauscht, taumelnd und mußte ihre ganze Geistesgegenwart zusammennehmen, um ohne Unfall auf den Sessel niederzusetzen, da ihr vorher noch die Hand zu allerhöchstem Kusse huldvollst gereicht worden war.

Der dritte Spieler war der Obersthofmeister von Tönning, dem dadurch bewiesen werden sollte, daß man einen Unterschied machte zwischen ihm und seiner Frau, und in einem vierten endlich finden wir einen alten Bekannten, Sir Frederic Knobbers, den die Königin gerne auszeichnete, indem sie ihn häufig zum Spiel heranzog, und der dabei unter anderen guten Eigenschaften auch die besaß, nicht genugsam Deutsch zu können, um rasche, flüchtige Äußerungen, wie sie Ihre Majestät gerne machte, genau zu verstehen.

Ehe sich die Königin niederließ, hatte sie einer ihrer jüngeren Damen gewinkt, dem Fräulein von Nickols, derselben ein paar Worte gesagt, und sie dann nicht ausdrücklich verabschiedet, weßhalb jene einen Schritt hinter dem Stuhle stehen blieb, aufrechten Hauptes und scheinbar gleichgültig in den Salon hineinschaute.

Diese junge Dame war aber eine so auffallend schöne Erscheinung, daß von den Blicken, die sich nach dem Spielstisch der Königin richteten, die meisten auf ihr haften blieben und manches Augenpaar sie mit unverkennbarem Interesse betrachtete.

Fräulein von Nickols war von mittelgroßer, fast etwas zu voller Gestalt für ein junges Mädchen, sie mochte zwanzig Jahre alt sein, doch zeigte sie bei blendend weißem Teint eine so untadelhafte Rundung und dabei doch eine

solche Feinheit der Glieder, daß Kenner, besonders reiferen Alters, von ihrer Gestalt entzückt waren, und der wahrhaft strahlenden Schönheit ihres lieblichen, freien und offenen Gesichtes den ersten Preis zuerkannten. Regelmäßige und strengedle Züge zeigte übrigens dieses Gesicht nicht, doch war es rosig angehaucht, hatte frische, etwas sinnliche Lippen, herrliche Zähne, und wenn sie lachte, was häufig vorkam, bemerkte man auf Wange und Kinn allerliebste, schelmische Grübchen. Ihr volles Haar war von jenem seltenen Blond, das man aschfarben nennt, und wallte nach der Mode unserer Tage über ihren glänzend weißen Nacken tief hinab. Wie alle übrigen Damen war sie schwarz gekleidet, was ihrer Körperfülle ganz vortrefflich stand und angenehm scharf kontrastirte mit ihren blendenden Schultern und Nacken.

Sie stand regungslos hinter dem Stuhl der Königin, und wenn man bemerkte, wie die Blicke von ihrer lebhaften hellbraunen Augen wohl aufmerksam, aber ohne jedes Aufsehen zu erregen, über die Anwesenden dahinglitten, bald suchend, bald beobachtend, so war man zu dem Glauben berechtigt, sie versehe hier den Dienst einer scharfen Beobachterin behufs späterer Mittheilung. Zuweilen, aber selten kräuselten sich kaum bemerkbar ihre Lippen, und es zeigten sich eben so rasch wieder verschwindend die Spuren einiger Grübchen zugleich mit dem kaum sichtbaren Zucken ihrer Schultern. Nur einmal hob sie das Ende ihres Fächers an die Lippen und das war just in demselben Augenblicke, als Herr von Rosenthal einer Gruppe älterer Herren sich näherte, von denen ihm ganz auffallend für die Physiognomie des heutigen Abends zwei die Hände entgegenstreckten. Diese

Beiden waren Graf Wieneck, der Minister des Auswärtigen, und der Oberstjägermeister Graf Ferrner.

Doch stand dieses Fächerzeichen gewiß damit in keinem Zusammenhang, denn man hätte vernehmen können, wie Fräulein von Nickols jetzt leicht in ihr Schnupftuch hustete, und darauf bemerken, daß die Königin über ihre Karten hinweg nach jener Gruppe schaute, indem ein Schatten über ihre Züge flog, und sie, zum Erstaunen Sir Frederic Knobbers', dessen hohe Zehn mit ihrem Buben stach.

Der König stand unterdessen in einer Gruppe jüngerer Herren, und wenn er auch an den lebhaften, animirten Mittheilungen derselben regen Antheil zu nehmen schien, was er durch Kopfnicken, auch wohl durch ein rasch hingeworfenes Wort oder durch ein kurzes hastiges Lächeln bezeugte, so konnte man doch an dem gleich darauf erscheinenden gelangweilten, ja verdrießlichen Ausdrücke seines Gesichtes deutlich erkennen, wie wenig ihn alles das interessire, was man zu ihm sprach. Seine Augenlider hielt er meistens gesenkt, doch konnte es einem scharfen Beobachter nicht entgehen, wie er unter den verdeckenden Wimpern seine Blicke ruhelos durch den Salon schweifen ließ.

Übrigens war man diese Erscheinungen von Unruhe, von Ungeduld an Seiner Majestät gewohnt, und war es mehr eine Angewohnheit als eine momentane Gemüthsstimmung; doch bezeugte es immer eine Erregtheit der letzteren, wenn er den Kopf hastig und ohne besondere Ursache aufwarf, mit den Achseln zuckte, oder die Finger in einander verschlang.

Baron Stoltenhoff näherte sich der Gruppe, doch ehe wir ihn dieselbe erreichen lassen, müssen wir uns erlauben, diesen Bekannten aus dem ersten Theile unserer Geschichte

mit der Bemerkung wieder einzuführen, daß er es verstanden hatte, die halb und halb verloren gegangene Gunst auf's Neue zu erringen, ja daß er auf dem besten Wege war, eine Größe bei Hof zu werden. Wir wissen bereits, daß Rosenthal freiwillig von dem Posten eines kronprinzlichen Hofmarschalls zurückgetreten war, die Funktionen desselben, bis sie naturgemäß vom Obersthofmeisteramt übernommen wurden, an Stoltenhoff überlassend, und hatte dieser dafür zu sorgen gewußt, daß ihm bis jetzt kleine intime Anordnungen, den Hof der allerhöchsten Persönlichkeiten betreffend, belassen blieben, und konnte man Leute, die sich auf das Terrain verstanden, einander zuflüstern hören, daß zehn gegen eins zu wetten sei, der junge, kecke, rücksichtslose und beinahe sehr lebenswürdige Stoltenhoff brauche sich nicht einmal besonders Mühe zu geben, um in das Departement des Freiherrn von Tönning hineinzuwachsen, denn von diesem alten Herrn sprach man schon lange mit mitleidigem Achselzucken als von einer überreifen und nicht mehr genießbaren Frucht, die beim nächsten Windhauche zu Boden geweht werden würde.

Und daß ein solcher Wind nicht mehr lange auf sich warten lassen würde, bemerkte man an dem Zuge der Wolken auf hoher Stirn und an dem Schatten, der noch so eben gnädig leuchtende Blicke plötzlich zu verdunkeln im Stande war, wie vorhin, als Ihre Majestät auf Rosenthal schaute und auf die beiden gleichfalls recht alten Excellenzen, die ihm sehr zur Unzeit ihre Hände gereicht.

Stoltenhoff trat also zu Seiner Majestät und sagte in dem leichten Gesellschaftstone, welchen der hohe Herr zuweilen gerne vernahm, häufig verlangte, aber doch nicht immer ertragen konnte: »Majestät haben erlaubt, den Freiherrn von

Reckenstein vorstellen zu dürfen, er ist in der Nähe, und wenn Sie befehlen —«

»Jetzt nicht, Stoltenhoff,« erwiderte der König in einem Anfluge von übler Laune, »Sie wissen wohl, ich mag es nicht, daß man die Leute so wie Schaustücke quer durch den Salon zu mir führt; wenn ich später in die Nähe dieses Herrn komme, ganz in seine Nähe, so kann man ihn vorstellen. Sagen Sie es aber vorher dem Baron von Nellingen, auch er sprach mir von diesem Reckenstein. Wo ist er denn eigentlich?« setzte der hohe Herr um sich her schauend mit einem nicht gerade freundlich klingenden, fragenden Tone hinzu.

»Reckenstein befindet sich drüben am Theetisch.«

»Ach, was geht mich Ihr Reckenstein an, ich frage, wo Nellingen steckt, ich habe ihn noch mit keinem Blicke gesehen.«

»Vorhin sah ich ihn im Vorzimmer, und wenn er noch nicht hier ist, so wird er unglücklich sein, zu erfahren, daß Eure Majestät vergeblich nach ihm gefragt haben.«

Der König gab hierauf keine Antwort, warf nur etwas rasch den Kopf empor, wobei seine Mundwinkel zuckten, welche Anzeige eines kleinen Unmuthes den guten Stoltenhoff veranlaßte, seinem Freunde Nellingen, dessen wachsende Gunst er schon längst eifersüchtig bemerkt, Eins zu versetzen, indem er mit einem eigenthümlichen Lächeln sagte: »Euer Majestät sind viel zu gnädig, um es nicht zu verstehen, zu verzeihen, daß es Abhaltungen gibt, welche diese jungen Leute selbst den Dienst für Augenblicke vergessen lassen.«

»Wovon reden Sie denn eigentlich – wenn's beliebt?« fragte der König sehr von Oben herab, wobei seine Gesichtszüge einen Ausdruck annahmen, welcher Stoltenhoff deutlich zeigte, daß der allergnädigste Herr nicht Lust habe, auf einen Scherz einzugehen. – »Ich wüßte keine Abhaltungen selbst ganz junger Leute, welche gestatten sollten, ihren Dienst zu vernachlässigen, – – was sind das für Abhaltungen? – ich will es wissen!«

»Ein Scherz, Majestät – gewiß nur ein Scherz,« erwiderte Stoltenhoff, mit tiefer Verbeugung zurückweichend, »Euer Majestät werden doch nicht glauben, daß Nellingen – oder daß ich über Nellingen – o, ich bitte Euer Majestät inständig, einen Scherz verstehen zu wollen.«

»Halt, mein Lieber!« entgegnete der König, dessen düsterer Blick mit einem Male aufleuchtete, »da kommt der Beschuldigte selbst und er soll uns in Ihrer Gegenwart von seinen Abhaltungen erzählen.«

»Majestät, ich bitte inständigst.«

»Nein, nein, keine Schonung, Stoltenhoff, Sie wissen, ich liebe dergleichen nicht – Baron Nellingen!«

Der auf diese Art angerufene junge Kürassieroffizier, gerade im Begriff, bei Seiner Majestät unter einer Verbeugung vorüber zu gehen, wandte in derselben um und trat mit erhobenem Haupte und soldatischem Anstande vor den König hin, sich tief verneigend, als dieser mit freundlichem Blick seine Rechte ihm entgegenstreckte.

Stoltenhoff wollte sich sachte rückwärts ziehen, aber der hohe Herr hielt ihn durch einen Wink zurück und sagte dann in heiterem Tone zu Nellingen: »Ich habe soeben Ihre Partie genommen, Baron, gegen Stoltenhoff genommen, der von

Abhaltungen sprach, die Sie selbst veranlassen könnten, Ihren Dienst zu vergessen.«

»Aber Majestät halten zu Gnaden, nicht ganz in dieser Art habe ich das gesagt, nur auf die Frage Eurer Majestät.«

»Meinetwegen, aber Sie sagten, Nellingen habe, wie dieß unter jungen Leuten gebräuchlich sei, Abhaltungen, weshalb er so spät hier erscheine.«

Der junge Offizier verbeugte sich mit einem etwas verlegenen Lächeln, welches sich indessen in einen ziemlich trockenen Ausdruck verwandelte, als er erwiderte: »Ich begreife nicht, was Baron von Stoltenhoff von meinen Abhaltungen weiß, und wenn ich zu spät komme, so bitte ich Euer Majestät um Verzeihung.«

Jetzt hatte Stoltenhoff wieder einiges Oberwasser und erlaubte sich mit einem listigen Lächeln auf den König zu blicken, der, die rechte Hand in die Seite gestemmt, sich langsam in den Hüften wiegend, mit einem etwas kalten Lächeln sagte: »Vorwärts, Baron Nellingen, lassen Sie uns hören, warum Sie so spät kommen, aber es muß amüsant sein, mich unterhalten, und seien Sie alsdann meines Dankes gewiß, denn ich brauche etwas Unterhaltung, besonders hier,« setzte er flüsternd hinzu, indem er einen raschen, trüben Blick durch das weite Gemach warf, »wo es so furchtbar langweilig ist, – doch kommen Sie, wir wollen uns nach dem Salon drüben retiriren, dann erzählen Sie, Nellingen!«

»Wie Eure Majestät befehlen, aber es ist wahrhaftig kaum der Mühe werth.«

Der junge Kürassieroffizier sagte dieß mit einem ernsten Gesichtsausdruck, und als der König hierauf rasch nach dem bezeichneten Salon voranging, konnte Nellingen sich nicht

enthalten, Stoltenhoff zuzuflüstern:- »Das war einmal wieder ganz unnöthig,« worauf dieser ebenso leise erwiderte: »Was wollen Sie, er hat sich wieder einmal eine ganz unschuldige Anspielung nach seiner Art zurecht gedreht und es wird Ihnen ja nicht schwer werden, ihm irgend etwas Pikantes zu erzählen.«

»Aber es muß doch etwas Wahres sein – denken Sie doch auch!«

Baron Stoltenhoff begnügte sich statt aller Antwort mit den Achseln zu zucken, was hier so viel heißen mochte als: »O, über die Einfalt dieser jungen Leute!«

Damit betraten alle Drei den Salon, der König begreiflicherweise voran, doch machte der hohe Herr Miene, wieder zurückzuweichen, als er dort ein paar Herren sah, die im angelegentlichen Gespräch hin und her gingen.

Seine Majestät sah nicht besonders scharf und kniff deshalb die Augen zusammen, worauf er sagte: »Ah, Sie sind es, Rosenthal? – ich sah Sie vorhin nur einen Augenblick in der Ferne, wie ein Schatten erscheinend, und ebenso wieder verschwindend.«

»Das Schicksal aller Schatten, Majestät, sobald Sie in die Nähe des Lichtes kommen,« erwiderte der Angeredete mit einer tiefen Verbeugung, worauf er, einem gnädigen Winke folgend, rasch näher kam, um auf die Frage des Königs: »Wen haben Sie denn da?« mit den im launigen Tone vorgebrachten Worten zu erwidern: »Das ist der blonde Rosenthal, Majestät, mit seinem irdischen Namen Freiherr von Reckenstein.«

»Ah, so rechnen Sie sich und Ihren eigenen Namen schon unter die höheren Geister,« gab der König lachend zur Antwort, »wahrhaftig, Rosenthal, Bescheidenheit ist nicht Ihre Haupttugend.«

»Das weiß Gott, Majestät, und ich wäre traurig, würde es der Fall sein – Wesen höherer Art wie ich bin, natürlich in ganz anderem Sinne,« setzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, »würden sich schaden durch den leisesten Anflug von Bescheidenheit.«

»Nun, das muß ich sagen, Rosenthal, wenn es so fortgeht, so setzen Sie sich nächstens selbst unter die Halbgötter.«

»Gewiß, aber nur aus Anhänglichkeit an Euer Majestät,« wagte er zu sagen, nicht ohne einen scharfen prüfenden Blick aus seinen Augenwinkeln auf das Gesicht des jungen Monarchen zu werfen, um, als dessen Lippen sich leicht kräuselten, heiter fortzufahren: »Verzeihung, Majestät, ich bin nun einmal so, in der übermüthigen Laune meiner Freistunden, und wenn ich das Glück habe, von meinem allergnädigsten Herrn bemerkt zu werden.«

»Vor allen Dingen sind Sie unverbesserlich.«

»Gewiß, Majestät, in meiner Anhänglichkeit und Verehrung.«

Der König machte mit einer recht wohlwollenden Miene eine abwehrende Handbewegung, sagte dann rasch, aber in leiserem Tone: »So bringen Sie Ihren Reckenstein her, damit das abgemacht ist. Doch halt, da fällt mir eben ein, daß Sie ihn mir schon genannt haben, Stoltenhoff, und früher noch Nellingen.«

Doch trat der junge Offizier mit einer Verbeugung bescheiden zurück, indem er auf Stoltenhoff zeigte, wobei wir

bemerken müssen, daß sich seine Miene durchaus nicht erheitert hatte, sobald der König Rosenthal ansprach, vielmehr hatte er diesem einen recht feindseligen Blick zugeworfen, und hielt sich nun absichtlich einen Schritt von der Gruppe entfernt, ohne daß seine Mienen weder durch Rosenthal's Äußerung, noch durch des Königs Lachen ihren finsternen Ernst verloren. Woher kam diese Abneigung gegen Rosenthal, den unbekanntenen Abenteurer, wie er bei Hofe jetzt nur noch genannt wurde? – größtentheils aus der tiefen Verehrung der beiden Nellingen, besonders des älteren Bruders, für die Person der Königin, einer Verehrung, die etwas von Schwärmerei an sich hatte, wofür die Brüder überhaupt inklinirten, und woher es denn auch kam, daß Hugo von Nellingen es nie vergessen, ja nur mit einem unwillkürlichen Schauer daran denken konnte, wie der Schatten, welcher in jener Nacht aus der königlichen Gruft emporgeschwebt, unverkennbar die Gestalt und Züge Rosenthal's gehabt habe.

Daran dachte er jetzt wieder und trat unwillkürlich noch einen Schritt seitwärts, als sich der König mit den beiden anderen Herren Reckenstein näherte und ihm einige freundliche Worte sagte.

Der junge Kürassieroffizier blickte dabei nach dem großen Mittelsalon zurück und sah am anderen Ende den Spieltisch der Königin, dem sich in diesem Augenblicke eine junge Dame näherte, deren obgleich einfache, aber eben so geschmackvolle, als im höchsten Grade kostbare Toilette nicht ohne Neid von einigen anderen Damen betrachtet worden war, an denen sie, leicht grüßend, vorüber gerauscht.

Es war Miß Arabella Stanley, von Fräulein von Nickols der Königin leise genannt, und von Ihrer Majestät freundlich empfangen, worauf die junge Engländerin bei der Hofdame plaudernd stehen blieb, ihre Blicke durch die Zimmer schweifen ließ und jetzt ihr Haupt äußerst freundlich neigte, als sie Nellingen's ansichtig wurde. Auch die Nickols wandte ihren schönen Kopf nach ihm, zeigte ein kurzes Lächeln, zugleich mit einer leichten Röthe, was übrigens Alles auf den jungen Offizier einen fast peinlichen Eindruck hervorzubringen schien, denn, obschon er sich gleichfalls verbeugte, flog ein Schatten über seine Mienen und er wandte sich rasch ab, um dem Könige zu folgen, der sich sichtbar nicht ohne Behagen das Geplauder des Freiherrn von Reckenstein gefallen ließ. Es war wieder die alte uns wohlbekannte Geschichte: bescheiden sein sollende Redensarten über sein Unvermögen, der Kunst höchste Stufe glorreich zu erklimmen, obgleich es ihm an einigem Talente und heißem Dränge ebensovwenig fehle, als seinem allerdings berühmteren Freund, dem Maler Weißner, der das große Glück habe, daß ihm Rang und Geburt nicht gewissermaßen hindernd im Wege stehen, das glänzende Ziel zu erreichen, nach dem Beide gemeinschaftlich, häufig sich unterstützend, noch häufiger sich gegenseitig anspornend und ergänzend, mit aller Macht des Geistes und des angeborenen Talenten strebten.

So ungefähr klangen, tönnten und klingelten seine Worte und da er sie mit seiner tiefen, sonoren Stimme sprach, auch seine bescheidene, demüthige Haltung zuweilen glücklich korrigirte, indem er sich zuversichtlich aufrichtete, so konnte es nicht fehlen, daß der schöne, stattliche Mann mit dem prachtvoll wallenden Barte einen günstigen Eindruck auf den König machte.

Auch verfehlte er nicht, von den Hoffnungen zu sprechen, mit denen ihn die aufgehende Sonne hieher geführt, und wie er überzeugt sei, daß der sichere und erhabene Blick Seiner Majestät die unendliche Gnade haben würde, in ihm nicht nur den Sprößling eines uralten Hauses zu sehen, was ihm schon oft bei seinen Bestrebungen hinderlich im Wege gestanden, sondern auch nach eigener allerhöchster Anschauung den strebsamen Künstler.

Dann entließ ihn der König mit ein paar äußerst gnädigen Worten und einer freundlichen Handbewegung und fragte ihm nachblickend: »Ich freue mich, ihn kennen gelernt zu haben, sagen Sie ihm das, und auch, daß ich ihn im Auge behalten werde. Es ist immer gut, daß wir solche Kräfte gewinnen, daß wir begabte Männer anziehen, die ohne Vorurtheil und ohne nur stets an die Vergangenheit zu denken, anerkennen, daß uns die Zukunft gehört, und daß sich diese Zukunft dabei in einem Lichte zeigt, das uns hoffend und vertrauend zu ihr anschauen läßt – sagen Sie ihm das und erinnern Sie mich gelegentlich an ihn – alle Beide – auch Sie, Rosenthal, – wie nannten Sie ihn doch soeben? – ah, richtig – den blonden Rosenthal. Und das hat was für sich, nur möchte ich, Sie verbessernd, sagen, er scheint mir ein Rosenthal zu sein, aus dem finstern Dämonischen in's lichte helle »Engelische« übersetzt.

»Vortrefflich,« murmelte Stoltenhoff – »ein wundervoller Vergleich,« aber er sprach das seitwärts geneigt so, als sei es nur ein Ausfluß seines überwallenden Gefühls und nicht bestimmt, von sterblichen Ohren gehört zu werden.

Und doch wurde es gehört und mit einem gnädigen Blicke belohnt.

»Setzen wir uns,« sprach Seine Majestät, sich auf einen Fauteuil niederlassend, »dieß ewige Stehen macht müde – Alle sollen sich setzen, Sie, Nellingen, hier neben mich, Stoltenhoff und Rosenthal dorthin, und nun wollen wir eine geschlossene Gesellschaft bilden, die man, denke ich, respektiren wird, indem man mich in Frieden läßt, Jeder braucht seine Erholungsstunde, und ich habe es satt, immer auf dem Allarmposten zu stehen.«

»Was machen Ihre Reisevorbereitungen, Rosenthal?« fragte er diesen lächelnd.

»Sie sind so weit gediehen, daß ich nur noch auf den günstigen Ausspruch eines Orakels zu warten brauche, um meine Anker zu lichten.«

»Benutzen Sie dazu nicht Ihren wunderbaren Bergkrystall?« fragte Stoltenhoff etwas spöttisch.

»Nicht gern, ich reservire mir dessen mächtige Eigenschaft gern für meine Freunde und Bekannten, ja bin so wenig egoistisch, für mich selbst den mäßigsten Gebrauch von diesem Talisman zumachen.«

»Wissen Sie auch, Rosenthal,« sagte der König, »daß Sie versprochen haben, mir Ihren Bergkrystall zu zeigen?«

»Wenn Eure Majestät das sagen, so muß ich leider zugestehen, in jenem Augenblick des Versprechens die größte Unklugheit meines Lebens begangen zu haben, denn mein Bergkrystall würde augenblicklich seine wunderthätige Kraft verlieren, sowie die Art seines Wirkens kein Geheimniß mehr wäre.«

»Gut gegeben,« lachte der König, »um von jeder weiteren Forderung abzustehen.«

»Und doch hätte es Herr von Rosenthal wagen können,« meinte Stoltenhoff, »denn die Kraft seines Bergkrystalls ist

ohnedieß am Erbleichen, seit diese Kraft nicht mehr von dem früheren Glauben unterstützt wird.«

»Schlimm, was Sie mir da sagen, Graf Stoltenhoff,« antwortete Jener kopfschüttelnd, »Sie thun gerade so, als hätte man oder Sie selbst hinter meine Coulissen gesehen und die Schnüre entdeckt, von denen meine Zauberfiguren regiert werden; das ist aber ganz unmöglich, denn ich habe weder Coulissen noch Apparat, Alles Zauberei, durchaus keine Geschwindigkeit.«

Er streifte bei den letzten Worten lächelnd und mit einer außerordentlichen Eleganz die Ärmel seines Fracks etwas zurück, wie die Taschenspieler zu thun pflegen, und machte dazu, eben so sicher und gewandt, die Bewegung, als lasse er einen Gegenstand hoch in die Luft verschwinden.

Der König blickte lachend in die Höhe und Stoltenhoff, der nicht recht wußte, was der Andere mit seiner Bewegung bezwecke, fixirte dessen Augen, die ein paar Sekunden aufwärts gerichtet blieben, während der Kürassieroffizier, empört durch diese neuen Alfanzereien, die Jener sich vor Seiner Majestät herausnahm, mit den Achseln zuckte und mit einem verächtlichen Ausdrücke herüberblickte; doch änderte sich dieser Ausdruck schon im nächsten Momente auf eine höchst augenfällige Art, denn er preßte die Lippen zusammen, seine Mundwinkel zuckten und seine glänzenden Augen blickten gespannt auf die Finger Rosenthal's, der jetzt mit einer außerordentlichen Wahrheit der Bewegung das vorhin scheinbar in die Luft Geworfene wieder auffing, aber nicht scheinbar, sondern in Wirklichkeit und zwar in Gestalt eines frischen Lorbeerblattes, das er mit einer anmuthigen Bewegung dem hohen Herrn präsentirte.

»Bravo, Rosenthal, das haben Sie ganz hübsch gemacht, und sich den Lorbeer als Lohn selbst errungen.«

»Nicht für mich, Majestät,« gab Jener zur Antwort, »ich wollte nur dem Grafen Stoltenhoff, vielmehr beiden Herren beweisen, daß es einzig von mir abhängt, jene gewisse magische Kraft, welche der mangelnde Glaube erbleichen gemacht, wieder aufzufrischen.«

»Durch dieß im Übrigen ganz artige Taschenspielerstückchen,« meinte Stoltenhoff achselzuckend.

»Tiefer Sinn liegt oft im kindischen Spiel,« erwiederte Rosenthal in feierlichem Ton, »dieses Lorbeerblatt, als solches nicht sehr bedeutend, ist indessen in anderem Sinne eine vollgültige Antwort auf eine Frage Eurer Majestät. – Eine Frage,« fuhr Rosenthal sich verbeugend fort, »die ich allerdings mit meinen leiblichen Ohren nicht gehört, da sie überhaupt nur in Gedanken gethan wurde, deren Richtigkeit ich aber der Beurtheilung meines gnädigsten Herrn überlasse.«

»Nun denn, welche Frage, unter welchen Gedanken, meinen Sie?«

»Der Gedanke oder die Frage, warum Herr Lieutenant von Nellingen so spät zum allerhöchsten Rout erschien.«

»Nun? nun?«

»Hier ist die Antwort,« entgegnete Rosenthal, indem er das Lorbeerblatt lächelnd in die Höhe hielt.

Der König blickte gespannt und forschend auf den jungen Kürassieroffizier, dessen Gesichtszüge sich auffallend und ganz eigenthümlich verändert hatten. Zuerst hatte er aufmerksam herübergestarrt, dann unverkennbar unter dem Einfluß des Zornes, ja des Hasses, was man deutlich am Ausdruck seiner Augen, an seinen aufeinander gebissenen Zähnen bemerkte, und jetzt überflog eine tiefe Röthe seine

Züge, da er wohl bemerkte, wie die Augen des Königs forschend auf ihn gerichtet waren und sich ein kurzes Lächeln auf Stoltenhoffs Zügen zeigte.

»Das ist interessant,« sagte der König, »nun, Nellingen, wie ist's damit? Hat Rosenthal Recht? reden Sie! Hängt dieß Lorbeerblatt wirklich mit Ihrem Zuspätkommen zusammen, erzählen Sie selbst uns das oder Rosenthal.«

»Es ist eine ganz einfache Geschichte, Majestät,« erwiderte der junge Ordonnanzoffizier, indem er sich nicht nur gewaltsam faßte, sondern auch zu einem leichten Lächeln zwang; doch tönte seine Stimme trotz des kalten Tones, den er annahm, nicht so fest wie sonst, und er vermied es sorgfältig, das Gesicht des verhaßten Rosenthal anzublicken. »Vor Allem aber muß ich vorausschicken, es handelt sich um eine Dame.«

»A – a – a – ah! Da könnten wir ja indiskret erscheinen!« sprach der König mit einem ernsten Gesichtsausdruck.

»Eure Majestät durchaus nicht; alle Kosten für Indiskretion bestreitet Herr von Rosenthal allein – ja es handelt sich um eine Dame, welche die Ehre hat, von Eurer Majestät gekannt zu sein, um Miß Arabella Stanley.«

»Gut, Baron Nellingen – mit dieser Auskunft könnten wir zufrieden sein, Sie haben unserer Neugierde Genüge gethan, Rosenthal hat uns wieder einmal durch eine seiner Geschichten überrascht und amüsirt – *passons là-dessus*.«

»Wenn das Eure Majestät ausdrücklich befehlen, so muß ich mich natürlich fügen, möchte aber im anderen Falle bitten, mir noch eine weitere Mittheilung zu gestatten. Die Sache ist an sich so einfach und unverfänglich, daß sie nur durch Schweigen kompromittirt werden könnte.«

»Dann erzählen Sie immerhin – es amüsirt mich.«

»Es gab sich die Gelegenheit,« sprach der junge Ordnonanzoffizier in ruhigem Tone, »daß ich vor längerer Zeit bei einem Souper ein Vielliebchen mit Miß Stanley aß, doch wurde die Lösung nicht auf die gewöhnliche Art ausgemacht, sondern auf eine andere ungewöhnlichere, die aber Euer Majestät gewiß bekannt ist, indem Jedes verpflichtet wird, stets ein grünes Blatt bei sich zu tragen, worüber die Kontrolle dem Anderen bei jeder Begegnung zusteht.«

»Ah, ein Spiel, das unter Umständen gefährlich werden kann, man ist dadurch gezwungen, stets an Jemand zu denken, und kommt mit ihm in die mannigfaltigsten Berührungen.«

»Gewiß, und so erging es mir am heutigen Abend. Ich war im Begriff, die kurze Strecke nach dem Schloßhof zu Fuße zu gehen, als dicht an meiner Wohnung ein Wagen plötzlich neben mir hielt, eine Dame das Fenster herabließ, meinen Namen nannte und mich näher zu treten bat. Es war Miß Stanley, deren Kutscher kaum im Stande war, seine auffallend heftig gewordenen Pferde zu halten, weßhalb ich auch nicht vermochte, dem dringenden, mit ängstlicher Stimme ausgesprochenen Ersuchen der jungen Dame zu widerstehen, als sie mich bat, zu ihr in den Wagen zu steigen. ›Verzeihen Sie mir,‹ sagte sie alsdann, ›aber ich bin unendlich glücklich, Sie zufällig gesehen zu haben, und muß Sie bitten, mich für einen Augenblick nach Hause zu begleiten, von wo wir dann wahrscheinlich den gleichen Weg in's Schloß haben. Ich weiß nicht, was meine sonst so ruhigen Pferde ankam, an der Schloßbrücke haben sie ohne Weiteres umgewandt, und um ein Unglück zu verhüten, befahl ich, nach Hause zu fahren und einen anderen Wagen zu nehmen. – Lachen Sie nicht über mich, ich bin sonst nicht so ängstlich.‹

– Da ich das wohl wußte, so vermuthete ich anfänglich einen anderen Grund, dachte an einen mit Überlegung ausgeführten Plan, obgleich die Pferde mit dem schweren Wagen in lauter Lançaden dahinschossen, so daß die junge Dame ein paar Mal krampfhaft meinen Arm ergriff. – Euer Majestät sehen, wie aufrichtig ich bin.«

»Ja, und es interessirt mich so, daß ich begierig bin, was darauf folgen wird.«

»Doch noch das gewisse Lorbeerblatt,« lachte Rosenthal.

»Aber ohne jede Überlegung, wie auch der Erfolg ausweist,« fuhr der Ordonnanzoffizier achselzuckend fort, »aufrichtig gesagt, war ich seit längerer Zeit zum ersten Male ohne mein grünes Blatt, hatte beabsichtigt, es mir von einer der Pflanzen im Treppenhaus zu brechen, war also, was unser Vielliebchen anbelangte, vollkommen in die Hand der Miß gegeben, doch dachte sie nicht daran, sondern blickte nur ängstlich zum Wagenschlag hinaus, um dann mit einem erleichterten Athemzuge zu sagen: ›Gott sei Dank, da sind wir endlich.‹ Ich hob sie aus dem Wagen, und während sie hinaufging, um einen anderen zu befehlen, sah ich nach den Pferden, und fand gleich, daß eine der Kinnketten falsch und zu scharf eingehängt war; als das geändert, stand das bis jetzt unruhige Thier fromm und ruhig da; doch wollte sich Miß Stanley dem Gespann nicht sogleich wieder anvertrauen, und daher,« schloß er sich verbeugend, »kam meine Verspätung.«

»Ein artiges Abenteuer,« meinte der König, »das möglicherweise in seinen Folgen noch ganz bedeutend werden kann.«

»Kaum, Majestät, da mit dieser nächtlichen Fahrt dasselbe ebensowohl wie mein Vielliebchenengagement als abgeschlossen zu betrachten ist.«

»So haben Sie verloren?«

»Im Gegentheil, ich gewann, und zwar mittelst dieses Lorbeerblattes – ich glaube wenigstens, daß es dasselbe ist, welches Miß Stanley zu eigenem Gebrauche zu sich gesteckt, das sie auf der Treppe verlor, und das ich an mich nahm, weil in diesem wie in jedem andern Kriege alle Mittel gelten. Doch war ich dabei immer noch zurückhaltend genug, ihren Angriff zu erwarten, und erst als sie verlangte, ich soll mich mit einem grünen Blatte ausweisen, präsentirte ich ihr ihr eigenes.«

»Gut, lassen wir es damit abgeschlossen sein.«

»Und gestatten Sie mir, Ihnen zu einem wahrscheinlich fürstlichen Geschenk zu gratuliren,« meinte Rosenthal, doch that der Andere, als habe er diese Worte nicht vernommen, sondern fuhr als Schluß seiner Erzählung fort: »Das unnütz gewordene Lorbeerblatt flog alsdann zum Wagen hinaus, wo es wahrscheinlich Jemand im Schmutz der Straße aufgelesen hat.«

Herr von Rosenthal lächelte ein klein wenig vor sich hin, ehe er sagte: »Nicht so ganz verhielt es sich mit dem armen Lorbeerblatt, es wirbelte vielmehr eine Zeitlang in der Luft, und hatte alsdann die Ehre, von meiner Hand aufgefangen zu werden – so verhielt sich die Sache, Herr Lieutenant von Nellingen, und da ich nun einmal in der Laune bin anzunehmen, das unschuldige Lorbeerblatt habe geflissentlich bei mir Schutz gesucht, so werden Sie mir auch vielleicht

gestatten, seine Vertheidigung gegen eine Anklage zu übernehmen, als habe es sich im Schmutz der Straße befunden, – es flog direkt aus einer schöneren Hand in die meinige.«

»Und hat uns eine halbe Stunde amüsirt,« sagte der König, – »was wollen wir mehr als« – setzte er mit einem häufig erscheinenden Zucken seiner Mundwinkel hinzu, »später vielleicht einmal erfahren, ob und welche Folgen dieses Abenteuer gehabt – – wer sind denn eigentlich diese Stanleys?« fragte er nach einer kleinen Pause, »wer kennt sie genau?«

Stoltenhoff blickte lächelnd auf Nellingen, nachdem dieser gesagt: »Ich muß offenherzig gestehen, daß ich mich um die Verhältnisse dieser Familie eigentlich nie erkundigt, nur soviel weiß ich, daß sie enorm reich sein sollen, was ja auch schon der großartige Train beweist, den sie führen.«

»Das ist immer schon etwas für gewöhnliche Naturen,« sagte der hohe Herr verächtlich die Achsel zuckend, »und wer ist Mister Stanley?

»Es war das ein Engländer aus guter Familie,« antwortete Stoltenhoff, »Kaufmann, Fabrikant, ist aber längst todt, und seit jener Zeit lebt die Wittve mit ihrem fürstlichen Vermögen bald hier und bald da.«

»Und hat nur eine einzige Tochter – die also eine sehr reiche Erbin ist?«

»Verzeihen Eure Majestät,« erwiederte Rosenthal, »es sind zwei Töchter da, beides reiche Erbinnen, da das Stanley'sche Vermögen, wie ich aus dem Munde eines Geschäftsfreundes, des Kommerzienrathes Mirbel, weiß, ein ganz kolossales ist.«

»Sehen Sie wohl, meine Herren,« lachte der König, »Rosenthal geht immer den sichersten Weg und holt seine Erkundigungen an den besten Quellen, ei! das wäre eine Partie für Sie,« wandte er sich an den eben Genannten.

»Ich würde doch vergeblich anklopfen, was ich allerdings aufrichtig bedauere, denn Miß Arabella Stanley ist nebenbei eine junge Dame von Geist und Geschmack, soll aber, wie ihre Schwester bereits praktisch bewiesen, einer glänzenden Uniform nicht abgeneigt sein.«

»Wer ist diese Schwester?«

»Die Frau eines ehemaligen brillanten Dragoneroffiziers, des Baron Schmetting. Es war eine Heirath mit Hindernissen, in Folge welcher sich Mutter und Tochter so befeindeten, daß die Letztere heute noch einer Aussöhnung mit ziemlicher Sorge entgegenseht.«

»Dieser Rosenthal ist wie eine Chronik oder wie ein Aktenregister,« sagte der hohe Herr wohlwollend lächelnd, »wo man ihn aufschlägt, erhält man eine Antwort – ich weiß nicht, wie es kommt,« setzte er mit einem ernsten Streifblick auf Nellingen hinzu, »ich interessire mich plötzlich für diese Familie Stanley. Auch die Königin erwähnte sie schon in freundlichem Tone – wo lebt jene Schwester, von der Sie sprachen, Rosenthal?«

»Sie war mit ihrem Manne bis vor ganz kurzer Zeit in Italien, beschloß dann mit der Bewilligung ihrer Mutter, vorderhand noch ohne Aussöhnung, auf ihre Güter nach England zurückzukehren, erkrankte aber unterwegs vielleicht gerade aus Sehnsucht nach jener Aussöhnung, und befindet sich nun in Morfeld bei einem mir befreundeten Arzte, von wo sie Unterhandlungen angeknüpft hat mit ihrer immer noch hartherzigen Mutter.«

Stoltenhoff und Nellingen wechselten einen bedeutsamen Blick mit einander, während der König fragte: »Und welche Art von Persönlichkeit ist denn dieser Schmetting, daß ihn Mama Stanley nicht als Schwiegersohn anerkennen will? Kennen Sie ihn, Rosenthal?«

»Bedaure, Majestät, ich habe ihn nie gesehen.«

»Ich traf ihn während einiger Jahre bei den Rennen in Baden,« sagte Stoltenhoff, »und verkehrte dort, allerdings nur oberflächlich, mit ihm, da er mir von zuverlässigen Bekannten als ein anständiger Mann vorgestellt wurde; er war ein lustiger Gesellschafter, gab vielleicht mehr Geld aus, als er besaß, und wurde überall gerne gesehen, da er voll allerliebster Unterhaltungstalente steckte. Er ritt wie ein Narr, tanzte wie ein Gott, so behaupteten nämlich die Damen seiner Bekanntschaft, und war stets bereit, eine Gesellschaft zu unterhalten, sei es durch Taschenspielerkünste, oder indem er Komödien und lebende Bilder arrangirte, indem er Schnadahüpferl bis zur Grenze der Möglichkeit sang, berühmte Sänger mit Glück kopirte, auch bei all' diesen Dingen unermüdlich war und dabei von einer Gutmüthigkeit ist, die weder selbst etwas übel nahm, noch von welcher man sich, selbst durch ein starkes Witzwort, verletzt fühlte.«

»Das sind Leute, wie man sie zum Amusement brauchen kann – und er hat sich mit seiner Schwiegermutter verfeindet?«

»Allerdings durch eben jene Heirath mit Hindernissen.«

»A – a – a – ah! man muß diese Leute mit einander versöhnen, das ist Christenpflicht; wer kennt Mama Stanley am genauesten?«

Da Nellingen und Stoltenhoff mit einem bedauernden Achselzucken schwiegen, so sagte Rosenthal: »Ich verkehre

allerdings zuweilen mit Mistreß Stanley, doch nicht genug, um ohne eine mächtigere Hülfe auf sie einwirken zu können; wenn aber Eure Majestät in Ihrer außerordentlichen Gnade einen bezüglichen Wunsch aussprechen wollten, so wäre jedenfalls ein Versuch und auch mit den besten Aussichten zu wagen.«

»Thun Sie das immerhin,« versetzte der hohe Herr in heiterem Tone, »ich möchte wirklich einmal diesen Schmetterling sehen, solche Talente amüsiren mich und man braucht wahrhaftig hie und da eine Ausspannung,« setzte er unter einem leichten Seufzer um sich blickend hinzu, — »wir befinden uns hier wie in einer Mausefalle, denn da draußen,« fuhr er aufschauend fort, »sehe ich ein paar grimmige Kater auf und ab patrouilliren, die mich sogleich abfangen werden, um von Geschäften zu reden — nun — wie Gott will,« schloß er aufstehend, und da er zu gleicher Zeit eine leichte Handbewegung machte, so zogen sich die drei Herren ehrerbietig zurück, Nellingen und Stoltenhoff indessen um dem Könige, der in den großen Salon trat, in einiger Entfernung zu folgen, während Rosenthal rückwärts eine Thüre gewann, um hinter derselben durch einige dunkle Korridors nach dem vorderen Eingang zurückzukehren.

DREIZEHENTE RANDVERZIERUNG.

Goldstickerei mit wunderlich durcheinander laufenden Fäden.

Wie wir schon früher zu sagen die Ehre hatten, ist ein Rout für den größten Theil der Eingeladenen oder Befohlenen eine der langweiligsten Geschichten, die es gibt, und

eine lächerliche Nachäfferei der großen Verhältnisse in Weltstädten, wo es allerdings von Werth ist, bestimmte Personen an einem Orte zu finden, um mit ihnen rasch vielleicht etwas Geschäftliches abmachen zu können, ehe man seinem weiteren Vergnügen nachgeht, wogegen an kleinen Orten, wo sich alle Welt zum Überfluß kennt, wo auch sonst die sogenannte Gesellschaft nicht anders kann, als sich täglich irgendwo gegenseitig zu langweilen, der Rout die wohlfeilste Art ist, eine möglichst große Gesellschaft in möglichst geringem Raume zu vereinigen und bei Thee, Butterbrod und Siedhitze langsam zur Verzweiflung zu bringen.

Ist es allerdings ein Rout bei Hofe, so entschädigt die genossene Ehre für alles Übrige, auch ist hier Umgebung, Einrichtung, Gesellschaft in größerem Styl, und findet sich manche Gelegenheit, die eigenthümliche und praktische Seite des Routs dadurch zu verwerthen, daß man sich ungezwungen zum Gespräch zusammenfindet, und Manches freier bespricht, als das wohl in einer bestimmten Audienz zu geschehen pflegt.

In dieser Absicht war auch Graf Wieneck, der Minister des Auswärtigen, in's Schloß gefahren, um Seiner Majestät mit mehr Freiheit und Widerstandsfähigkeit allerlei Geschäftliches in Redeform eingewickelt vortragen zu können, als wenn er an dem bekannten Fenster in dessen Kabine stand, wo der fortschreitende Uhrenzeiger über der Thüre kein Erbarmen kannte und jedem der Departementschefs und andern Räte, mit Ausnahme vielleicht des Oberststallmeisters und des Hoftheaterintendanten, einen kurz gemessenen Zeitabschnitt zutheilte.

Bei dem kalten, rauhen Herbstwetter und einigen Spuren von Gicht wäre der alte Herr viel lieber zu Hause geblieben,

um mit ein paar vertrauten Freunden seine Partie zu machen, oder im Salon seiner geliebten Schwiegertochter von vergangenen Zeiten zu plaudern, auch wohl von zukünftigen mit Übergehung der Gegenwart.

Wichtige Sachen waren es überhaupt nicht, die ihn in's Schloß riefen, denn das wirklich Ernste und geschäftlich Bedeutende ward in seinem Arbeitskabinet abgemacht, aber man liebte es allerhöchsten Ortes, auch minder wichtigen Dingen eine große Bedeutung beizulegen, und ließ sich darin nur äußerst schwer von gefaßten Beschlüssen abbringen, die oft gerade dadurch jenen minder wichtigen Sachen eine unverdiente Bedeutung gab.

Namentlich bei dem jungen Hofe machte sich, wie das auch so leicht begreiflich war, ein rastloses Bestreben bemerkbar, überall Beziehungen anzuknüpfen, seinen Nebenmenschen zu überwachen, sich selbst vorzuschieben, Andere zurückzudrücken, Freunde zu werben, Feinde zu verdächtigen, Bündnisse zu schließen, Verleumdungen zu erfinden und zu verbreiten, seine eigene Treue und Anhänglichkeit in's hellste Licht zu setzen, um bei den dadurch entstandenen tiefen Schatten den Mitstrebenden besser ein Bein stellen zu können. Kurz es war ein allgemeines Rennen mit Hindernissen um Gunst, Titel und Orden, von dem es ergötzlich gewesen wäre, wenn man es mit all' seinen Nuancen hätte überschauen können, oder wenn es, um ein anderes Bild zu gebrauchen, möglich gewesen wäre, all' jene Fäden sichtbar erscheinen zu lassen, die von den Vorzimmern, allerhöchsten Gemächern, von den Mansarden, Kammern, den Souterrains, Ställen und Bedientenwohnungen jeder Art sich wie elektrische Drähte in einem unverständlichen Durcheinander über die ganze Stadt verbreiteten und

ihr, aus der Vogelperspektive mit Geisteraugen betrachtet, das Ansehen eines kolossalen Spinnengewebes gegeben hätte.

Natürlich befanden sich die kunstvollsten Gewebe dieser Art im königlichen Schlosse selber, und waren hier viele Nebenspinnen beschäftigt, glänzende Fliegen zu fangen, und wenn auch nicht auszusaugen, so doch sie durch Umstrickung der Flügel gefügig und dienstbar zu machen.

Als Seine Excellenz der Minister endlich den Salon betrat – der Rout hatte fast schon das Lebensalter einer Stunde erreicht –, sah er sich sogleich von Fräulein von Klettenberg in Empfang genommen, die ihm mit der süßesten Miene entgegenkam, sein spätes Kommen freundschaftlich betonte und ihm die Versicherung gab, daß es ihr außerordentliche Mühe gemacht, die Königin zu bestimmen, den Baron Tönning zum Partner zu befehlen, und so seine eigene Abwesenheit dadurch zu maskiren. – »Dafür,« sagte sie, »sind mir Eure Excellenz einigen Dank schuldig, den Sie mir am besten dadurch beweisen können, daß Sie mir später ein paar vertrauliche Worte bewilligen.«

»Mit Vergnügen, Baronin, doch warum nicht gleich?«

»O, es ist nicht von solcher Eile und Wichtigkeit, auch fände ich es zu anmaßend, Sie gleich beim Eintritte zu belästigen, wo es mir eigentlich doch nur geziemt, Euer Excellenz ehrfurchtsvoll zu begrüßen.«

Sie machte eine sehr tiefe Verbeugung, und als ihr der Minister freundschaftlich die Hand bot, legte sie leicht zwei Fingerspitzen hinein.

Das gab ihm zu denken, obgleich diese Gedanken für ihn durchaus keinen ernsten Nachklang behielten, im Gegenteil lächelte er heiter vor sich hin, grüßte Bekannte durch

ein vertrauliches Kopfnicken, dankte wohlwollend für tiefe Verbeugungen, und steuerte so in Schlangenwindungen durch die Säle bis zum Spieltisch der Königin, wo Ihre Majestät seine tiefe Verneigung allerdings freundlich, aber etwas zerstreut, vielleicht weil durch das Spiel in Anspruch genommen, erwiderte.

Dann reichte er dem Grafen Ferrner die Hand, begrüßte mit diesem, wie wir bereits wissen, Herrn von Rosenthal, worauf die Königin jenen scharfen Blick herübersandte.

Graf Wieneck hatte seinen Arm unter den des Oberstjägermeisters geschoben, führte ihn ein wenig auf die Seite und sagte, als sich Beide in eine Fensternische gestellt: »Ich bin nur hieher gekommen, um vielleicht etwas vorzuarbeiten in der Brenner'schen Angelegenheit, welche ich morgen endlich einmal zu endgültigem Bescheid berichten muß.«

»Du wirst etwas für Brenner thun?«

»Mit Vergnügen, Alles was möglich ist, ich kenne ihn ja schon so lange und schätze seine guten Eigenschaften, aber ich kann ihm unmöglich einen Gesandtschaftsposten geben.«

»Du kannst nicht?« fragte der alte Graf Ferrner mit einem schlaun Lächeln.

»Nun denn, ich will nicht, gibst Du mir darin Unrecht?«

»Ich gewiß nicht, aber Du mußt nicht vergessen, daß man von Oben herab sehr gewillt ist, ihm eine Repräsentation anzuvertrauen.«

»Ich weiß, ich weiß,« erwiderte der Minister verdrießlich mit dem Kopfe schüttelnd, »und möchte deßhalb eine Entscheidung herbeiführen, indem ich den Vorschlag mache, Brenner in mein Departement zu nehmen mit einem hohen Gehalt und wenig Arbeit, damit er Zeit hat, gute Menüs

nicht nur zu entwerfen, sondern auch praktisch zu verwerten.«

»Brenner scheint mir in der letzten Zeit ehrgeizig geworden zu sein.«

»Pah, er nicht, aber Andere für ihn, oder vielmehr —«

»Was? — sprich es aus — dasselbe, was auch ich vielleicht denke.«

»Entweder man glaubt in ihm ein passendes, widerstandsloses Werkzeug für jeden Zweck gefunden zu haben, oder man will mich zu einer hartnäckigen Verweigerung veranlassen, und auch dazu bin ich gern bereit.«

»Aber nicht ohne einigen Eclat, wenn ich bitten darf,« erwiderte der Oberstjägermeister mit einem launischen Gesichtsausdruck durch sein struppiges, stark ergrautes Haar streichend, »glaube mir, lieber Freund, ich fühle, daß ich im gleichen Falle bin wie Du, und weiß sehr gut, daß ihnen nichts lieber wäre, als wenn ich den Wunsch ausspräche, mich zurückziehen zu dürfen, was allerdings mein sehnlichster Wunsch ist, doch bin ich für alle Nachkommenden guter Kamerad genug, um ihnen das ein bischen schwer zu machen.«

»Ich verstehe, und ist es auch ganz mein Fall; ich will deßhalb auch fest bei meinem Vorschlage bleiben, und da mir jeder Einsichtsvolle Recht geben muß, so denke ich, es wird schon einiges Aufsehen geben, wenn Brenner Recht behält, und ich deßhalb gezwungen bin, um meine Entlassung zu bitten; ich denke auch durchaus mit keinem Unmuth daran, habe mich im Gegentheile schon bemüht, in Gedanken nämlich, einen Nachfolger zu finden, der das, was ich redlich erstrebt und mit fester Hand eingeleitet, gewissenhaft zur Ausführung bringen könnte, aber — lache nicht, alter

Freund, und beschuldige mich nicht der Überhebung, es ist das doch nicht so ganz leicht.«

»Für uns allerdings nicht, aber sie werden es leichter nehmen. Sie werden sich mit ihren Stoltenhoffs, mit ihren Nellingens, ihren Brenners und wie all' die Größten heißen mögen, begnügen, und es wird ebenfalls gehen. – Wer ist überhaupt unersetzlich, und wer weiß, ob jene Leute für das, was man von ihnen verlangt, nicht eben so gut oder besser passen als wir! Ist doch auch die Zeit eine vollständig andere geworden: wo wir zu regieren glauben, werden wir regiert, man hat die Zügel scheinbar in unserer Hand gelassen, aber auf jeden Gaul einen tüchtigen Reiter gesetzt, der das Gespann dahin führt, wohin es ihm befohlen wird.«

»Und ist das ein Trost für Dich?«

»Heute Morgen hatte ich ähnliche Gedanken,« entgegnete der Oberstjägermeister vor sich niederblickend, »und da trat gerade der Leibbüchsenspanner unseres Königs zu mir ein« – er betonte das Wort ›unseres‹ ein bischen stark – »und übergab mir ein Gewehr des höchstseligen Herrn, was mich wehmüthig stimmte, mir aber doch auch wieder ein Trost war.«

»Du hast vollkommen Recht, alter Freund,« sagte der Staatsminister mit offenem, heiterem Blicke, »und wir wollen uns auch bei Zeiten daran gewöhnen, in andern Änderungen auch nur Tröstliches zu erblicken.«

»Vorderhand und für diese Saison,« versetzte Graf Ferrner kopfschüttelnd, »habe ich leider noch keine Aussichten, als gänzlich freier Mann unter meinem steinernen Löwen einreiten zu können, denn ich werde voraussichtlich die Ehre haben, Seine Majestät mit einem Theil des Hofstaates für eine Zeitlang bei mir zu beherbergen.«

»So will der König jagen?« fragte der Andere erstaunt, »es gehört das doch sonst nicht zu seinen Passionen.«

»Nun, so wird er wenigstens Jagden bei mir veranstalten, auch wahrscheinlich hie und da mit hinausfahren, irgend einen vorzüglichen Trieb mitmachen, oder einen kunstvoll gestellten Sechzehnder schießen; wir haben noch solche Burschen da oben, hauptsächlich aber wird und will er entfernt von der Residenz sein für die Zeit der ersten und großen Trauer und doch nicht ohne angenehme Gesellschaft und Unterhaltung.«

»Deine alten Säle werden sich freuen, daß ihnen so gründlich die Einsamkeit ausgetrieben wird.«

»Bei Gott! und auch ich freue mich gewissermaßen darauf!« rief der Oberstjägermeister mit leuchtendem Blicke, »es ist das noch immerhin ein glänzender Schluß meiner langen Hofcarrière.«

»Pah! wie kannst Du nach solchen Aussichten an so etwas glauben?«

»Und wie kannst Du alter Höfling nur daran zweifeln? – es wird eine Belohnung der Gastfreundschaft glänzendster Art sein und mir hochwillkommen. Ihre Majestät, unsere allergnädigste Königin, die mit einer für die Meisten unerklärlichen Bereitwilligkeit auf die Idee jener Jagdcampagne eingeht, geruhte, mir ihren speziellen Schützling Erwin von Nellingen noch ganz besonders an's Herz zu legen – einen Mann von der umfassendsten Jagdwissenschaft, eben so theoretisch als praktisch gebildet, dessen Vermögensverhältnisse es leider nicht mehr gestatten, sich dieser noblen Passion mit ganzer Seele hinzugeben, der aber als Kenner wie Keiner entzückt sein wird von den Einrichtungen und Arrangements – – meiner Excellenz,« bei welchen letzten

Worten sich der Oberstjägermeister lächelnd auf die Brust tippte, um dann heiter fortzufahren: »und was das sagen will, wird Dir eben so verständlich sein als mir, auch werde ich ihm mit der größten Bereitwilligkeit Paragraph für Paragraph meines Departements erklärend vorlegen, um, wenn Alles beendet ist, meine vierundzwanzig Jäger auf der großen Terrasse die lustigste Fanfare blasen zu lassen.«

»Und dann erst komme ich zu Dir als Gast,« meinte der Staatsminister lächelnd, indem er seine Hand hinhielt, in welche der Andere mit aufgeworfenem Kopfe seine Rechte legte.

Die Spielpartie Ihrer Majestät hatte nicht lange gedauert, es war dieß überhaupt nur ein kurzer Zeitvertreib im wahren Sinne des Wortes gewesen und das Spiel vollkommene Nebensache, denn schon während die hohe Frau noch die Karten in der Hand hielt, hatte sie bald dieser, bald jener Person heran gewinkt, kürzer oder länger plaudernd, auch wohl durch eine gnädige Handbewegung irgend Jemand veranlaßt, sich neben ihrem Stuhle niederzulassen, wie jetzt Erwin von Nellingen, dem sie bald laut, bald flüsternd einzelne Worte, Gedanken und Bemerkungen zuwarf, meistens gleich unverständlich für Sir Frederic, sowie für den etwas schwerhörenden Obersthofmeister, so sehr letzterer auch seine Ohren spitzte, bei welchem Bestreben, etwas zu hören, ihm übrigens die alte, gut geschulte Pommerhausen so hinderlich als möglich war, denn so oft Ihre Majestät neben hinaus sprach, unterhielt sie die alte Excellenz mit sehr geistreichen Bemerkungen über ihr beständiges Unglück bei jeder Art von Kartenspiel; dabei hatte Ihre Majestät die Art, nicht nur außerordentlich rasch, häufig in abgebrochenen Sätzen zu sprechen, sondern auch so willkürlich

von einem Gesprächsthema auf das andere überzuspringen, daß Jemand, der genöthigt war, ihr in tiefster Demuth und Ehrfurcht zu folgen, in gelinde Verzweiflung gerieth und eine solche Unterhaltung, besonders wenn sie länger dauerte, füglich als schweißtreibendes Mittel betrachten konnte.

Eine der wenigen Personen, welche sich übrigens durch diese Art und Weise der allerhöchsten Dame nicht im Geringsten beeinflussen ließen, war Erwin von Nellingen, ja dieser große und schöne Mann hatte Etwas in dem sichern, ruhigen Blicke seiner klaren Augen, das die abschweifenden Gedanken Ihrer Majestät wie magnetisch zu bannen verstand, wozu noch kam, daß er selbst sehr wenig sprach, selten oder nie etwas ganz Unbedeutendes, daß er meistens die Augenlider herabgesenkt hielt, und nur bisweilen dieselben zugleich mit seinem Kopfe erhob, so seine volle Aufmerksamkeit zeigend, oder dieselbe für sich in Anspruch nehmend. »Sie langweilen sich bei einem solchen Rout,« sagte die Königin rasch, »gewiß, ich weiß das, und erlasse Ihnen alle Versicherungen des Gegentheils – geht mir es doch nicht anders, doch muß man Menschen sehen, und macht hier so viel als möglich auf einmal ab – freilich auch Unangenehmes, recht Unangenehmes – sehen Sie, solche Karten bekomme ich den ganzen Abend – unglaublich – haben Sie ihn bemerkt?«

»Gewiß, denn er thut ja Alles, sich bemerkbar zu machen.«

»Nicht wahr? – welche Frechheit – es ist unglaublich!«

»Er weiß sich eben hier in höherem Schutz.«

»Unmöglich, lieber Nellingen, er spielt den Abschiednehmenden, den für immer Verschwindenden und versucht es

dadurch, nochmals einen Ton der Theilnahme hervorzu-
locken.«

»Denkt aber an eine Abreise eben so wenig, als ich an die
meinige.«

»Wie kann sich der König nur so täuschen lassen?«

»Seine Majestät läßt sich auch durchaus nicht täuschen,
sondern weiß ganz genau, daß die projektirte Reise Rosen-
thal's nichts als Komödie ist.«

»A – a – a – ah!« sagte die Königin mit einem verdrießli-
chen Blicke, der scheinbar ihren Karten galt, denn auf diese
deutend fragte sie mit erhobener Stimme: »So würden Sie
mir auf alle Fälle rathen, Atout zu spielen?«

»Gewiß, Majestät, Atout von Oben herab, es zwingt we-
nigstens den Feind, sich zu demaskiren.«

»Halten zu Gnaden,« bemerkte Sir Frederic Knobbers
kopfschüttelnd, »Eure Majestät, uir uerden gehabt haben
den Gedanken, sich zu irren, Pique ist Atout und nicht
Coeur, uie Eure Majestät soeben haben gespielt aus.«

»Richtig, werther Sir, ich dachte an Pique und brach-
te Coeur, das geschieht Einem so imLeben; ich finde über-
haupt, daß ich heute Abend sehr zerstreut bin, und werde
die Herrschaften bitten, unser Spiel das nächste Mal fortzu-
setzen. Baron Tönning, Sie werden wohl so freundlich sein,
meine Spielschulden zu regeln – ich danke Ihnen.«

Die schöne Nickols hatte bis jetzt als musterhafte Schild-
wache rückwärts vom Stuhl der Königin gestanden; es war
deßhalb für sie um so bedauerlicher, daß sie gerade in dem
Augenblicke nach einer anderen Richtung schaute und ei-
ner Bekannten zulächelte, als sich Ihre Majestät so rasch
erhob, daß es der Hofdame unmöglich war, den Stuhl der
Königin zurückzuziehen, was Erwin von Nellingen mit einer

ehrerbietigen Verbeugung that, auch sonst wohl kaum bemerkt worden wäre. Doch befand sich die hohe Frau in einer gereizten Stimmung, weshalb es durchaus kein freundlicher Blick war, welcher das reizende Mädchen bis unter ihr Haar erröthen ließ; verschärfend sagte die Königin noch in einem recht trockenen Tone: »Ich danke Ihnen,« worauf sie mit Nelligen in den Salon hineinschritt, scheinbar nur nach der Gruppe ehrfurchtsvoll sich erhebender Damen schauend, wohin sie ihre Schritte lenkte, während sie in Wahrheit einen raschen, forschenden Blick über sämtliche sich auffallend Herandrängenden warf; dann sagte sie mit einem wohlwollenden Lächeln leise zu Erwin von Nelligen: »Ich glaube, er hat doch seine unhaltbare Stellung hier eingesehen und sich entfernt.«

»Kaum, Majestät, trotz allen für ihn demüthigen Beweisen des Widerwillens, unter welchen er fast allseitig gemieden wurde.«

»Mich freut dieser Beweis von Takt und Anhänglichkeit, aber man muß ihm seinen letzten Halt entziehen – worüber mögen sie vorhin doch konferirt haben, der König war dabei und auch Ihr Bruder?«

»Es betraf eine von Rosenthal's gewöhnlichen Bosheiten, er machte Seine Majestät darauf aufmerksam, daß und warum mein Bruder so spät erschienen sei. Es war das eine an sich ganz unbedeutende Ursache, jenes in seinen Bedingungen so lächerliche Vielliebchen zwischen Hugo und Miß Stanley. Die schlaue Engländerin ließ es ihn endlich gewinnen, und ich bin überzeugt, daß sie ihn jetzt durch ein ganz abnormes Geschenk in Verlegenheit setzen wird.«

»Hüten Sie ihn wohl, lieber Nelligen,« erwiederte die Königin mit einem recht freundlichen Blick, »das heißt, wenn

Sie eine Behütung für nützlich halten, was bei dem fürstlichen Vermögen der Stanley doch noch zu überlegen wäre.«

»Eure Majestät könnten glauben?« fragte Nelligen in einem erschrockenen Tone.

»Und warum nicht? – die Stanley sind nebenbei eine sehr angesehene Familie und ich glaube, es könnte dem jungen Herrn nicht schaden, wenn man ihm eine leichte Fessel anlegte.«

»Selbst darin würde der Wunsch Eurer Majestät Befehl für mich sein,« antwortete Nelligen, um gleich darauf lauernd, trotz seiner niedergeschlagenen Augenlider, hinzuzusetzen: »ich glaube nicht, daß der König diese Heirath gutheißen würde.«

»Ah, der König!« gab die hohe Frau achselzuckend mit einem aufleuchteten, etwas scharfen Blick zur Antwort, worauf sie rasch zu einer Gruppe von Damen trat, um sich dort mit heiterer Miene und einer unvergleichlichen Liebenswürdigkeit in die Unterhaltung zu mischen.

Rosenthal war übrigens noch nicht aus den Gesellschaftssälen verschwunden, er würde es für eine unvergleichliche Feigheit gehalten haben, ein Terrain zu verlassen, wo es so dankbar war, ferner noch muthig zu kämpfen, und wo er schon dadurch als ein Held erschien, daß er sich beinahe wehrlos den spöttischen Blicken, unterstützt von scharfen Zungen und dem verächtlichen Zucken manches schönen Schulterpaars, gegenüber sah. Er hatte bis dahin wacker gekämpft gegen den gewaltig flutenden Strom sichtlich ausgesprochener Ungnade, und es gehörten schon feine Nerven dazu, um im Äußern gleichmüthig heiter und wohlwollend zu erscheinen gegen solch' niederträchtiges Gesindel, das ihm noch vor Kurzem warm die Hand gedrückt,

sich kriechend und schmeichelnd um seine Protektion bemüht, um heute mit einem kalten, fremden Blick zurückzutreten, wenn er sich näherte, und, statt ihm eine Unterhaltung zu erleichtern, sich plötzlich mit Absicht umwandte, um mit geheucheltem Interesse nach etwas ganz Gleichgültigem auszuschaun – Nullen, lauter miserable Nullen, von dem Schöpfer nur gemacht, um die Erde in runden Zahlen zu bevölkern, – hier speziell dazu da, um als Statisten oder Dekoration zu dienen, um im Chor zu lächeln oder zu seufzen, zu erschrecken oder sich zu verwundern, zu essen und zu trinken – lauter Nullen mit gutem Appetit.

Rosenthal hatte sich ein ruhiges Plätzchen ausgesucht, um still und vergnüglich eine Tasse Thee zu sich zu nehmen, und zwar in einem der jetzt ganz leeren Nebensalons. Licht und Glanz hatte sich gegen die Mitte des Appartements zusammengezogen und hier befand er sich obendrein im Schutze eines großen Blumentisches und einer Glaswand, die mit vergoldeter Einfassung in die Nähe einer Thür und eines riesigen Marmorkamins aufgestellt war, um sowohl Hitze als Zug abzuhalten, ein lauschiges, angenehmes Plätzchen, das man beneidet haben würde, wenn es nicht gar zu sehr entfernt gewesen wäre von dem leuchtenden, Alles beherrschenden Oberhof-Sonnensystem.

Rosenthal saß in einem bequemen Fauteuil, ein behaglicher Einsiedler, mit Thee und gutem Backwerk von einem dankbar gebliebenen Hoflakai reichlich versehen.

Ach, und wie amüsant war es, das ganze Getreibe von hier aus zu betrachten, die unermüdlichen Anstrengungen, von der Sonnenbahn gekreuzt zu werden, oder mit mildem

Lichte beschienen, das krampfhaft Vordrängen mit festgefrorenem Lächeln, das sogleich wieder zu trübem Schneewasser wurde, wenn kein erwärmender Strahl herüberfiel, das rücksichtslose Vordrängen und hüpfende Zurückweichen bei zufälligem Anprall, wobei dann während eines Momentes die süß lächelnden Blicke ihren wohlwollenden Glanz verloren, um giftig grün zu schillern, wobei die Lippe gekräuselt erscheint, als wolle sie um Entschuldigung bitten, während doch die gewaltsam zurückgedrängten, erbitterten Worte ganz anders gelautet hätten.

Doch war es auch keine Kleinigkeit, förmlich zurückgedrängt zu werden von einer unverschämten Nachbarin, und das gerade bei dem Herannahen Ihrer Majestät, die gewiß einen freundlichen Wink, wenn nicht gar ein gnädiges Wort für uns gehabt hätte.

Ach, und das ist ja der Gipfelpunkt aller Rout-Bestrebungen, das ist ja die Seligkeit, wonach sich sämtliche Nullen sehnen.

Zuweilen kamen ein paar plaudernde Mißvergnügte in die Nähe Rosenthal's, ohne ihn zu bemerken, oder es verlor sich aus dem glänzenden Gewimmel dort hieher in diese Einsamkeit, wo an der Grenze der Civilisation fast schon die Eislinie begann, einer jener Unglücklichen, um tief betrübt nachzudenken über den Wechsel alles Irdischen.

Gestern noch mit hohen Orden,
Heute unbequem geworden,
Morgen völlig namenlos.

Da trat auch schon wieder Einer heran an das lodern-
de Kaminfeuer, stützte den Arm auf die Marmorplatte und
blickte sinnend vor sich nieder.

Rosenthal mußte lächeln, als er den Mann sah, der sich in einer ungewisseren und deßhalb unbehaglicheren Lage befand als er selber, Baron Schalken nämlich, den er seit jener Begegnung in der Kapelle nur sehr flüchtig und vorübergehend gesehen; sein Departement, das Hoftheater, lag während der Landestrauer förmlich brach, und außerdem hatte ihm Jemand den nicht ganz schlechten Rath gegeben, sich so wenig als möglich sehen zu lassen, dieß ganz richtig dadurch motivirend, daß ein Vergessenwerden im gegenwärtigen Augenblicke das Beste sei, was dem wackelnden Hoftheater-Intendanten geschehen könnte, denn Jener hatte gesagt: »Wenn man nicht an Sie denkt, so denkt man auch nicht daran, Ihre Stelle anders zu besetzen, und wenn dann der Moment kommt, wo Sie zur allgemeinen Befriedigung den Vorhang wieder in die Höhe fliegen lassen, so ist man Ihnen so dankbar dafür, daß man alles Übrige vergißt.«

Daran dachte Baron Schalken in diesem Augenblick, und da er nur auf speziellen Befehl erschienen war, so suchte er nach flüchtiger Verbeugung aus der Ferne, eingedenk des eben erwähnten Rathes, diese Einsamkeit, und stand nun hier an den Marmorkamin gelehnt, sein ernstes Gesicht, sein glattes Haar, seine weiße Halsbinde mit dem roth emallirten Ordenskreuze im Spiegel betrachtend – mutterseelenallein.

Ja, wie hatten sich die Zeiten geändert, daß er, der Hoftheater-Intendant, sich verlassen, vergessen, unbeachtet zurückzuziehen vermochte, er, an den sich, kaum daß er in irgend einer Gesellschaft erschienen war, schöne und häßliche Lippen mit Bitten und Fragen wandten, er, der Gefeierte und Gesuchte aller Kreise, er, der so viel Angenehmes zu gewähren, so viel Gnaden zu spenden vermochte,

verehrt von lebenslustigen jungen und alten Herren, gehätschelt von neugierigen Hofdamen, gehaßt von allen eifersüchtigen Weibern!

Und jetzt schon so vergessen, ehe noch sein Erbe angetreten worden war!

Es war ein recht kummervoller Blick, den er in das Spiegelglas warf.

Da tönten nebenan, hinter dem Blumentisch, im dumpfen Ton die Worte hervor:

»Wie anders, Gretchen, war Dir's,
Als Du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!«

Zuerst hatte Baron Schalken überrascht hinüber geschaut, dann fuhr ein trübes Lächeln über seine Züge, als er sagte: »Ah, ich kenne diesen bösen Geist, der auf unglaubliche Art immer da zu finden ist, wo man ihn am wenigsten vermuthet.«

»Sie haben Unrecht, Verehrtester, das zu sagen, denn Sie hätten allerdings mich hier vermuthen können, geführt von demselben Drange nach Einsamkeit, der auch Sie beseelt, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß ich hier ausruhe nach ruhmvollem Gefecht, während Sie es vorzogen, fern vom Feuer zu bleiben.«

»Und mit Absicht, mein Lieber, ich verbrenne mir nicht gerne meine Finger.«

»Es sollte auch durchaus kein Vorwurf in meinen Worten liegen, und erkenne ich Ihre Klugheit so sehr an, daß ich Sie bitte, mir einen Besuch hier in meiner Einsamkeit zu gönnen.«

Schalken warf einen forschenden Blick ringsumher; da er sich gänzlich unbeachtet sah, schlüpfte er hinter den Blumentisch, wohl wissend, daß ihn Rosenthal nicht so leicht würde ziehen lassen.

»Sehen Sie,« fuhr Dieser fort, »welch' ein wunderbarer Platz zum Beobachten, habe hier auch schon die wichtigsten Entdeckungen gemacht, weiß sogar, daß ich vor Kurzem der Gegenstand eines Austausches animirter Gefühle zwischen Ihrer Majestät und Herrn Erwin von Nellingen war, glaube sogar, daß man mich sucht und zu finden wünscht, doch bitte, lassen Sie sich einen Augenblick hier nieder.«

»Ich weiß doch nicht,« sagte Baron Schalken mit einiger Verlegenheit.

»Ob Sie hier sicher sind? – vollkommen – glauben Sie mir, und sollte sich je ein Feind nähern, so werfe ich mich für Sie in's Feuer, d. h. trete dem Feind augenblicklich entgegen, und Sie haben dort in nächster Nähe die Thüre.«

»Daß es so weit kommen mußte, lieber Rosenthal!«

»Was wollen Sie? die Zeiten ändern sich, die Welt ist ein ewig rollendes Glücksrad, gestern oben, sind wir heute unten, doch glaube ich, daß Sie wieder am Steigen sind, mein lieber Schalken.«

»Was spricht dafür?« fragte der Andere hastig.

»Nichts spricht dafür, auch Nichts darüber oder dagegen, und das ist das Beste, wenn bei gewissen Lagen des Lebens und bei Hofe Nichts über Einen gesprochen wird; bei mir ist leider allzusehr das Gegentheil der Fall.«

»Und Sie halten es für ein günstiges Zeichen, daß nicht über mich gesprochen wird?« –

»Für das allergünstigste, wie ich den Herrn kenne; er liebt nicht die unvorbereiteten plötzlichen Schläge, hat vielmehr etwas von den homerischen Helden an sich, die sich in vielen und gewaltigen Redensarten und Betrachtungen ergehen, ehe sie zum Dreinschlagen kommen.«

»Aber die Königin, ich weiß, daß sie keine Sympathieen für mich hat.«

»Pah, das ist selbstredend, wo hätte je die Gemahlin eines regierenden Herrn Sympathieen gehabt für den Hoftheater-Intendanten, für eine solch' gefährliche Größe, was den inneren Haushalt anbelangt; doch können Sie sich auch vorderhand beruhigen, Ihre Majestät haben zuerst wichtigere Änderungen zu treffen, und wenn Sie, mein lieber Schalken, nur über die stille Zeit des herabgelassenen Vorhanges hinüber kommen, so sind Sie wieder für ein paar Jahre geborgen, natürlich müssen Sie sich in Acht nehmen und sich keine Blößen geben, wie damals in der Geschichte mit Stoltenhoff und der reizenden . . . «

»Ah, es gibt Menschen, denen Alles durchgeht, die an jeder Klippe glücklich vorüberschiffen; sehen Sie diesen Stoltenhoff mit all' seinen mehr als zweideutigen Geschichten, er schwimmt obenauf, und ich sage Ihnen, wenn der Obersthofmeister wieder einmal in's Stolpern kommt, so weiß ich, wer ihm den letzten Tritt gibt und an seine Stelle kommt.«

»Das weiß auch ich, mein Lieber, weiß sogar, daß Stoltenhoff jetzt schon einen Theil dieser Erbschaft angetreten hat.«

»Nicht wahr? – – dieser arme, alte Tönning, aber ich glaube, damit sollte sich Stoltenhoff in Acht nehmen, wenn die

Königin bei den strengen moralischen Grundsätzen, welche diese ausgezeichnete Fürstin schmücken, bei der Hochherzigkeit —«

»Lieber Schalken,« sagte Rosenthal mit ruhigem Lächeln, »wir sind ja ganz unter uns —«

»Nun ja, ich kann aber doch sagen, was ich denke, wenn also die Königin eine Ahnung solcher Umtriebe hätte.«

»Sie wird sie nicht haben, Stoltenhoff ist vorsichtig geworden, und die schöne Obersthofmeisterin war das von jeher.«

»Und doch habe ich Blicke zwischen Beiden beobachtet, Blicke und Zeichen aus meiner Dunkelloge, wo mich die Obersthofmeisterin zuweilen beehrt.«

»Glücklicher Schalken!«

»Ach, lieber Freund, die Zeiten sind vorbei, man ist kaum noch gut genug, um als Dekoration oder als Elefantenführer zu dienen.«

»Man?« fragte Rosenthal lachend, »nun, ich möchte doch gehorsamst bitten, noch nicht in diese Kategorie gehören zu dürfen.«

»Bei Ihren vierhundert Jahren!«

»Aber in weisen Abschnitten, wie Sie mir die gütige Natur in immer sich erneuernder Jugendkraft bewilligt, ich bin jetzt gerade wieder am Anfang eines solchen Abschnittes und fühle eine Armee in meiner Faust — aber wissen Sie was, lieber Schalken,« fuhr er fort, in seinen gewöhnlichen gemüthlichen Ton zurückfallend, »setzen Sie sich noch ein paar Augenblicke her zu mir, man könnte sonst bemerken, daß Sie hier im Geheimen eine Konversation führen mit einer Person, die nicht genannt sein will. — Also Blicke und Zeichen wechseln diese leichtsinnigen jungen Leute immer

noch miteinander, aber Sie können auch ganz unschuldige Geberden so verstanden haben.«

»Lieber Freund,« erwiderte Baron Schalken kopfnickend und mit großer Sicherheit, »wenn man so viele Jahre Hoftheater-Intendant ist, so versteht man sich auf Dergleichen.«

»Allerdings, allerdings.«

»Lernt Geberden verstehen und Worte begreifen oder wenigstens darüber nachdenken.«

»So, auch Worte kamen vor?«

»Die mich nachdenken ließen; neulich im Wintergarten, dessen neue Einrichtungen mir Tönning zeigte, während Stoltenhoff mit der Obersthofmeisterin hinter uns dreinging, da vernahm ich nach einem längeren undeutlichen Geflüster endlich seine Worte: ›Also wenn – mit smaragdnen Ohringen‹ – dann setzte er laut hinzu: ›ach wie wunderbar grün hier Alles ist und wie ich das Grün liebe, denn es ist die Farbe der Hoffnung!«

»Trägt sie zuweilen smaragdne Ohringe?« fragte Rosenthal.

»Ich habe nie welche an ihr bemerkt.«

»So muß man aufpassen – ah, sie ist ein brillantes Weib und zeigt gegenüber den für sie doch neuen Verhältnissen eine Leichtigkeit und zuweilen eine Unbeugsamkeit, einen Trotz, daß man ihr den Fuß küssen möchte.«

»*Que mas?* wie die Spanierin fragt,« rief Schalken, der nach und nach aufgethaut war, lachend.

»Nun müßten Sie aber auch zugeben,« sagte Rosenthal nach einer Pause, »daß das hier ein wunderbarer Beobachtungsposten ist, und ist mir's gerade, als sähe ich einem recht lebhaften Schachspiele zu, da geschieht kein Zug ohne

Berechnung, da zeigt sich keine Miene ohne Absicht – – erinnern Sie sich noch der Worte des höchstseligen Königs, als er die Klettenberg mit einer Allarmstange verglich? Für mich ist sie das heute Abend in der ausgiebigsten Weise, sie signalisirt mir mit ihrem Struwelkopfe die wunderbarsten Dinge. Früher hat sie an der Thür mit dem verbindlichsten Lächeln den Minister von Wieneck gestellt, sie hat ihm grinsend eine Bitte angekündigt, dann, nachdem wir drüben mit Seiner Majestät geplaudert, hatte Wieneck den König abgefaßt, und seine Mienen waren und blieben ernst, so lange er mit dem hohen Herrn sprach, der durch Zucken und Kopfwenden deutliche Zeichen allerhöchsten Mißfallens gab. Die Allarmstange blieb in der Nähe, um dem Minister später sanfte Vorwürfe zu machen, die der alte Herr achselzuckend erwiderte, also wußte ich genau, daß die empfehlenden Worte der Klettenberg mit jener Unterredung zusammenhingen und ihren Ursprung bei Ihrer Majestät hatten. – Mein armer Wieneck – über ihn wird heute Abend und in den nächsten Tagen viel gesprochen werden, doch macht er sich nichts daraus.« –

»Sie glauben doch nicht?« fragte Schalken fast erschrocken.

»Man glaubt, was man sieht, und wenn Sie jetzt dorthin sehen wollen, wo Ihre Majestät soeben mit Herrn Erwin von Nellingen den Damenkreis verläßt, um in einiger Entfernung bei dem Staatsminister vorüber zu gehen – vorüber zu gehen – statt lebhaft an ihn heranzutreten wie gewöhnlich – so werden Sie bemerken – jetzt – daß der Gruß mit dem Fächer bei halbgeschlossenen Augen dieselbe Bedeutung haben könnte, wie das ›Mene Mene‹ des hochseligen Königs Balthasar.«

»Aber die Ursache von Alledem und die Folge?«

»Vielleicht in einer einzigen Person, allerdings unbegreiflich, aber doch möglich, und wenn Sie mir etwas bezahlen, so zeige ich Ihnen diese Person.«

»Ich bitte, lieber Rosenthal, Sie spannen mich auf die Folter, reden Sie, reden Sie!«

»Ich werde mich wohl hüten, Namen auszusprechen,« gab Jener lächelnd zur Antwort, »doch betrachten Sie sich jenen alten Freund, dem soeben die Klettenberg auf's Herzlichste die Hand schüttelt.«

»Brenner?« rief der Andere, »eine Null in des Wortes wegenster Bedeutung.«

»Vielleicht, – eben deßhalb.«

»Und das sollten selbst Sie nicht hindern können, Sie, der die Hand überall im Spiele hat, mit Ihren klugen Berechnungen?«

Rosenthal blickte einige Augenblicke starr vor sich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er eine jener Vergleichen formte, welche meistens treffend waren, oder wie Orakelsprüche klangen. Dann strich er langsam mit der Hand über sein bleiches Gesicht tief herab bis an's Ende seiner kohlschwarzen Favis, und sagte in sehr ernstem Tone: »Ich hatte in gutem Glauben und nach bestem Wissen einen wunderbaren Kettensatz aufgestellt, mich dabei aber nur im Gehalt der ersten Zahl geirrt – – ich fürchte,« schloß er, in seine gewöhnliche Redeart zurückfallend, »daß ich doch noch nach Indien abreisen muß.«

»Unglaublich!«

»Beschäftigen wir uns aber mit etwas für mich viel Interessanterem: haben Sie vorhin die schöne Nickols gesehen, wie sie hinter dem Stuhle der Königin stand? – das junge Mädchen übt einen merkwürdigen Einfluß auf mich.«

»Glaub's wohl.«

»Man hat mir schon nachgesagt, ich sei ein Vampyr – da möchte ich's sein selbst ohne Hoffnung, je wieder in die blinkende Mondscheibe schauen zu dürfen. Betrachten Sie sie nur, jene volle, liebliche Mädchengestalt, deren Alter völlig unbestimmbar ist, deren Gesichtszüge, durch feine, rosige Linien leicht gezeichnet, nur durch ihre reizende Gesamtheit wirken, uns aber unwillkürlich anziehen durch ihre duftige Frische – jene wunderbare Gestalt, in die wir uns versenken möchten, wie in das berauschende, thaufrische Blättergewoge der prachtvollen Centifolie – Grübchen, wohin man sieht, und wohin man nicht sieht.«

Er flüsterte das mit einem eigenthümlichen vibrirenden Tone und sagte dann, sich zu einem Lächeln zwingend: »Die Arme ist auch soeben von der Allarmstange beunruhigt worden und wird jetzt nochmals scharf in's Gebet genommen – sehen Sie hin!«

»Was hat's denn da gegeben?«

»Eine Kleinigkeit, die schöne Nickols hat vorhin den Stuhl der Königin nicht schnell genug zur Seite gerückt, und dafür, weil Ihre Majestät verdrießlich waren, einen sehr ungnädigen Blick erhalten, den Fräulein von Klettenberg sich jetzt bemüht, ihr in gründlicher Art auszulegen – ah, das arme Kind erbleicht furchtbar und preßt die Lippen aufeinander, als ringe sie gewaltsam mit ihren Thränen – wie schön sie in ihrem Schmerze ist! – wer ihr jetzt einige Worte des Trostes zuflüstern dürfte,« setzte er unhörbar für den Anderen hinzu – worauf er lauter fortfuhr, nachdem er seine Stirne mit der Hand beschattet und scheinbar sehr aufmerksam, ja erregt das Treiben im Salon betrachtet hatte: »Ist es doch gerade, als suchten unsere Freunde oder Feinde etwas, ja

der König hat schon ein paar Mal um sich her geschaut und Fräulein von Klettenberg macht mir wieder den Eindruck einer Allarmstange, die augenblicklich in Thätigkeit treten will, als müsse man am Leitfaden den Funken emporzünden sehen, der ihren Struwelkopf in Flammen setzen soll – sie raucht schon, wenigstens ihre Augen.«

»Soll es wirklich möglich sein, daß man irgend Jemand sucht?«

»Unbedingt, ich würde auf mich rathen, wenn ich nicht vom Gegentheil so überzeugt wäre, auch bin ich nicht hierher befohlen wie Sie, nicht einmal gewünscht – wer weiß also?«

Baron Schalken hatte sich mit einem ängstlichen Blick erhoben und schaute scheu vor sich hin in den leeren Raum, der ihn von der Gesellschaft trennte, fürchtend, man werde sich promenirend hierher wenden und ihn in solcher Gesellschaft sehen. Er hätte das wohl noch brauchen können bei der halben Ungnade, in der er sich ohnedieß schon befand.

»Wenn Sie also meinen,« sagte er zu Rosenthal, »so könnte ich mich ja in einiger Entfernung von der Klettenberg sehen lassen, könnte auch dem guten Brenner die Hand drücken.«

»Drücken Sie immerhin, aber recht fest; wenn er diesen Druck eben so zärtlich erwidert, so können Sie der Zukunft getrost entgegensehen – halten Sie, noch einen Augenblick, Schalken,« rief er dem Davoneilenden nach, »ich will Ihnen den Anfang einer Zauberformel mitgeben, die Sie bei Brenner anbringen können, ob passend oder nicht, ist ganz gleichgültig, doch ist sie derart, daß Sie sie überall einwerfen können, Sie seufzen ein wenig, blicken an die Zimmerdecke empor und sagen dann in melancholischem Tone: ›Ja,

ja, mein lieber Freund, das Leben ist der Güter höchstes nicht.«

»Und wenn er mich fragt, was ich damit sagen will?« forschte der Andere in zweifelndem Tone.

»Er wird nicht darnach fragen, er wird das als eine Art Maurerzeichen betrachten, und Arm in Arm mit Ihnen sein Jahrhundert in die Schranken fordern. — Möge es ihm wohl bekommen,« setzte er kurz auflachend hinzu, nachdem sich der Andere schleunigst entfernt hatte, und in vorsichtiger Weise an den Wänden hinstreichend, hier eine Vase betrachtend, dort ein Bild, um sich so in der unbefangenen Art den Gruppen der Plaudernden zu nähern.

Rosenthal hatte ihn nicht mit den Blicken verfolgt, sondern schaute wo anders hin, starr, unbeweglich, wobei seine dunklen Augen den seltsamen Eindruck machten, als spiegelte sich in ihnen die düstere Glut eines verglimmenden Feuers, es war eine tiefe Erregung, die plötzlich über ihn gekommen war und ihn gewaltsam ergriffen, was man deutlich an seinen raschen, tiefen Athemzügen, an der Art bemerken konnte, wie er die Lippen zusammenpreßte, und an einem eigenthümlichen Zucken seiner weißen schlanken Finger, die er in einander geflochten in dem Schooße hielt.

Jetzt öffnete er seine Lippen und flüsterte kaum hörbar für sich selber die Worte: »Gibt es wirklich einen Augenblick, wo uns das Glück umschwebt, wo wir nur hinzugreifen brauchen, um unaussprechlich selig zu werden? — ich habe bis jetzt nicht daran geglaubt, begreife selbst nicht, warum mich jetzt noch einmal der Gedanke heiß durchströmt, daß es doch so ist. — Wie seltsam stimmt der feste Schritt des jungen Mädchens, das hastig, ungestüm daher kommt, mit dem Schlagen meines Herzens zusammen, daß

ich überzeugt bin, es würde den Versuch machen, stehen zu bleiben, sobald sie ein Gleiches thäte! – Aber sie nähert sich, sie nähert sich unaufhaltsam, und wenn sie in dieser Richtung bleibt, so wird mich ihre schöne Hand streifen, so dicht kommt sie an mir vorüber.«

Und sie näherte sich unaufhaltsam, die junge schöne Hofdame, mit fliegendem Athem, den Kopf hoch erhoben, die Augen leuchtend, und mit den sichtbaren weißen Zähnen in ihren rosigen Lippen wühlend, dabei flog ihr Busen, ihre Wangen glühten, und wenn auch der Tritt ihres feinen Fußes auf dem weichen Teppich fast unhörbar war, so war dagegen jeder ihrer energischen Schritte von jenem eigenthümlichen Geräusche begleitet, welches leicht krachende Seide hervorbringt.

»Das wäre ein Zustand, um sie bei sich zu empfangen,« seufzte Rosenthal, »nun, versuchen wir hier unser Glück!«

Sie war ihm so nahe gekommen, daß er glaubte, die Luftwelle berühre ihn, die soeben noch ihren schönen üppigen Körper umflossen, und wenn er sich jetzt nicht bemerklich machte, mußte sie nothwendig erschrecken. – Aber auch so wandte sie heftig den Kopf herum, als sie ihn wenige Schritte entfernt mit leiser Stimme sagen hörte: »Ah, warum wie eine Besiegte fliehen, statt tapfer den Kampf aufzunehmen?«

»A – a – a – ah! Sie sind's, Herr von Rosenthal,« gab sie mit unwillkürlichem Aufschluchzen der Stimme zur Antwort, »o, Sie wissen nicht, wie empörend man mit mir umgegangen ist, wie tief man mich verletzt hat!«

»Verzeihen Sie, schönes Fräulein,« gab er in außerordentlich ruhigem Tone zur Antwort, »ich weiß das ganz genau, ich könnte Ihnen Wort für Wort wiederholen, was Ihnen die

ehrwürdige Klettenberg gesagt, und gerade deßhalb erlaubte ich mir die Frage: warum fliehen, anstatt den Kampf aufzunehmen? denn an Widerstandsfähigkeit und Muth fehlt es Ihnen wahrlich nicht, es leuchtet das aus Ihren Augen, und trotz Ihrer Thränen zuckt es um Ihre verächtlich aufgeworfenen Lippen, bebt es in Ihrer heißen Hand.«

Er hatte leicht ihre zierlichen runden Finger ergriffen, hauchte flüchtig einen Kuß darauf und fühlte mit unaussprechlichem Entzücken, wie sie sich in krampfhafter Aufregung fest um die seinigen schlangen.

»Ah, diese Heuchlerin – diese boshafte Heuchlerin!« klang es gedämpft zwischen ihren Lippen hervor – »alles zum Besten des Dienstes der Königin, und dabei zu wissen und zu fühlen, daß man nur der Spielball ihrer Launen ist und mit Füßen getreten wird, wenn sie gerade Niemand anders hat, an dem sie ihren Groll auslassen kann.«

»Wie freue ich mich,« sprach Herr von Rosenthal in ruhigstem Tone, »aus Ihren Worten die gleichen freundschaftlichen Gefühle erklingen zu hören, die auch mich für unsere gemeinschaftliche Freundin, Fräulein von Klettenberg, be-seelen. Aber gerade weil Alles so wahr ist, was Sie vorhin nur schonend ausgedrückt, sollte eine junge Dame wie Sie nicht daran denken, ihr das Feld zu räumen.«

»Sie hat mich förmlich aus dem Salon verwiesen – auf mein Zimmer verwiesen,« stieß das erregte junge Mädchen zwischen den bebenden Lippen hervor.

»Ah! aber die Königin nicht?«

»O, Ihre Majestät ist dafür gar zu rücksichtsvoll, aber auch befangen genug, um Alles gutzuheißen, was Jene thut.«

»Das käme doch hier auf eine Probe an – und wissen Sie nun wohl, was ich an Ihrer Stelle gethan hätte?«

»Nun?«

»Ich hätte mich respektvoll Ihrer Majestät genähert und um Befehl gebeten, wie ich mich gegenüber den Worten der Fräulein von Klettenberg zu verhalten habe.«

»O ja! – Sie würden so etwas wagen, aber ich, ein Mädchen, schutzlos und ohne Freunde, wie ich bin.«

»Sagen Sie das nicht,« gab er mit einem warmen, innig klingenden Tone zur Antwort, »erkennen Sie doch endlich einmal Ihre treuen Freunde und Den, der zu Ihrem Schutze bereitwillig sein Leben, seine Ehre einsetzen würde.«

Sie warf einen scheuen Blick nach dem angrenzenden größeren Salon und streifte dann leicht seine dunklen Augen, in denen es heiß aufleuchtete.

»Glauben Sie doch endlich einmal, was ich mich unterstand, Ihnen in schüchternen Worten zuzuflüstern, die Sie leider nie verstehen wollten – lassen Sie mir noch einen Augenblick Ihre liebe Hand, und sei es auch nur, um ein Bündniß mit mir einzugehen, gegen den gemeinschaftlichen Feind – hat denn die schöne Elisabeth nie einen ernstlichen Rachedanken?«

»O doch, o doch! aber –«

»Sie trauen mir nicht die Macht zu, Ihnen helfen zu können, Ihnen eine Stellung zu erringen, die Sie stolz herabblicken läßt auf unsere gemeinsame Feindin – wollen Sie einen kleinen Beweis, damit sich Ihr Vertrauen neu belebe, oder haben Sie alles und jedes Vertrauen zu mir verloren?«

»Ich habe Ihnen heute Abend das Gegentheil bewiesen, als ich Ihnen durch ein Zeichen mit meinem Fächer sagte, daß man sich in keiner liebenswürdigen Art mit Ihrer Person beschäftige, und deßhalb –«

»Sind Sie überzeugt, meine Macht reiche nicht mehr so weit, um Ihnen eine glänzende Genugthuung zu verschaffen für die erlittene Kränkung.«

Sie blickte ihn zweifelnd an, schlug aber dann die Augen nieder, wobei sich ein leichtes Erröthen auf der prachtvoll weißen Haut ihres schönen Gesichtes zeigte, doch ließ sie ihm nicht nur ihre Hand, sondern duldete es sogar, daß er die feinen Grübchen, die man auf dieser weichen Hand statt der Knöchel sah, mit seinen Lippen berührte, ja, daß er sogar einen Kuß hauchte über ihren vollen, runden Arm.

»Nach jenem Beweise und nach diesem Beweise eines Vertrauens, das mich selig macht, werde ich für Sie handeln, das heißt, wenn Sie mich unterstützen wollen und mir einen kleinen Lohn versprechen, nur den Lohn, ein für mich so süßes Geheimniß mit Ihnen theilen zu dürfen.«

»Ich fürchte mich vor Ihnen,« erwiderte das schöne Mädchen, sich in lieblicher Verwirrung, abwendend, »und doch kann ich nicht anders, als Ihre Versprechungen anhören und denselben glauben – a – a – a – ah!« fuhr sie mit einem Schauer fort, der sie leicht erbeben machte, »sie hat mich zu tief gedemüthigt, sie hat mir systematisch hier das Leben am Hofe zu einer Hölle gemacht, sie wußte jede freundliche Regung im Herzen der Königin von mir abzulenken, sie wußte jedes herzliche Wort für sich in Anspruch zu nehmen, für sich, die mich, wie sie sagt, hierher gebracht – das heißt, sie konnte das nicht verhindern – die mich protegirt und in die Welt eingeführt – ja, was sie protegiren heißt, durch Überwachung jeder meiner Schritte, meines ganzen Thuns und Lassens – ah, und das Alles hat mich so weit gebracht, hat mich Heimlichkeiten aufsuchen und finden lassen, wo das eigentlich ganz unnöthig war, aber ich fand Geschmack

daran, weil das gerade ihr ganz unglaublich erscheint, und darum will ich auch Ihnen vertrauen, Herr von Rosenthal, mit der wunderbaren Perspektive – sie – die mich hat so viel leiden lassen, gedemüthigt, wenigstens gekränkt zu sehen.«

»Sie sollen mit mir zufrieden sein, schöne Elisabeth,« sagte er in einem eigenthümlich dumpfen Tone, indem er sich hinter dem Blumenflor so tief gegen sie hinabbeugte, als wolle er den Saum ihres Kleides küssen, in Wahrheit aber, um seine Hand eine Sekunde lang auf ihren kleinen Atlaschuh zu drücken, »zum heiligsten Schwure, den es für mich gibt,« setzte er sich rasch wieder aufrichtend hinzu, wobei er die Rechte auf sein Herz legte, »zum unverbrüchlichsten Schwure, Ihr Sklave zu sein in alle Ewigkeit.«

Daß es ihm ernst war mit diesen Worten und daß er sich auf's Höchste erregt fühlte von der duftigen Nähe der prachtvollen Mädchengestalt, sah man an seinen leuchtenden Augen, sah man an seinen geistig verklärten Zügen, an dem innigen, heißen Blick, mit dem er sie anschaute, und hörte es am Klange der Worte, als er wiederholend sagte: »Ja bis in alle Ewigkeit, Elisabeth, wenn Sie den beginnenden Bund nicht selbst zerreißen! – – Doch jetzt,« fuhr er umherschauend fort, »ist keine Zeit mehr zu verlieren, ich muß für Sie handeln, Sie müssen, mich unterstützend, für sich selbst handeln.«

»Wie kann ich das, da ich eigentlich doch gar nicht mehr hier sein sollte?«

»Im Gegentheile, Sie sollen hier sein, Sie müssen hier bleiben, wenn auch leider nicht in diesem so traulichen, von Blumen durchdufteten Winkel; o, vertrauen Sie mir fest und sicher, mein Auge wird Sie nicht verlassen, mein Geist Sie umschweben, und alle Liebesgötter, die Ihnen so schon

dienstbar sind, werden einen Zauberschild vor Ihnen halten!«

»Was soll ich thun?« fragte sie in einem fast demüthigen Tone.

»Zurückkehren zur Gesellschaft, unbefangen erscheinen, fast heiter, sie offen schauen lassen diese rosigen Züge, diese glänzenden Augen, vielleicht ein klein wenig lächeln.«

»Ich will's versuchen,« gab Fräulein von Nickols zur Antwort, wobei sich ihre frischen Lippen ein klein wenig kräuselten.

»Der Himmel segne Sie für diesen Sonnenblick – halten Sie sich in der Nähe der Königin, und wenn ich Ihnen heute schon eine Genugthuung verschaffe, so geben Sie mir zum Dank dafür ein Zeichen, daß Sie mir erlauben, Sie aufzusuchen zur Verfolgung unseres Planes, wo und wie das immer möglich ist.«

»Wo und wie das immer möglich ist« – wiederholte sie den Kopf leicht neigend – »ich will es thun.«

Damit verließ sie ihn, und als er ihrer schönen Gestalt mit einem innigen Blicke nachgeschaut, bis sie im Nebenzimmer verschwunden war, jubelte es laut in ihm auf vor Glück und Seligkeit.

Herr von Rosenthal ließ sich nicht lange Zeit, seinen Gefühlen nachzuhängen, als Fräulein von Nickols verschwunden war; seine Züge glätteten sich wieder zu einem tiefen Ernste, während er sich rasch erhob, seinen schwarzen Bart zu beiden Seiten des Kinnes herabzog und sich nach der Thüre wandte. »Ein Glück ist es doch,« murmelte er unter einem kurzen Lächeln, »daß ich die Korridors und die geheimen Gänge des Schlosses, so genau kenne – dem Himmel sei

gedankt,« setzte er draußen im Vorzimmer sich umschauend hinzu, »da führt mir auch der glückliche Zufall einen Vertrauten in den Weg, he – Werner!«

»Was befehlen der Herr Baron!«

»Kannst Du mir nicht sagen, in welchem Salon sich augenblicklich Seine Majestät befindet?«

»Im rothen, Herr Baron!«

»Ah, neben dem Haupteingang – ich danke – wer ist beim König?«

»Seine Excellenz der Herr Oberstjägermeister, Beide schon seit einer starken Viertelstunde sitzend neben dem Kamin.«

»Gut.«

Damit verließ er das Vorzimmer, tauchte in einen kleinen halbdunklen Korridor, um am Ende desselben eine Tapetentür zu öffnen, die in ein kleines Kabinet führte, hinter dem der rothe Salon kam.

Herr von Rosenthal öffnete geräuschlos die Thür zu demselben und bemerkte, daß er leer war bis auf die beiden soeben erwähnten hohen Personen, die richtig neben dem Kamin saßen, sich aber in diesem Augenblicke erhoben, worauf Seine Majestät dem Grafen Ferner die Hand reichte und ihm sagte: »Ich danke Ihnen recht sehr und freue mich jetzt schon wie ein Kind darauf, einen Theil dieser langweiligen Zeit bei Ihnen zubringen zu können; grüßen Sie mir Ihre liebenswürdige Tochter und sagen Sie ihr, daß wir es recht sehr bedauern, sie so selten bei uns zu sehen.«

»Mutterpflichten müssen sie entschuldigen, Majestät.«

»Ja, ja, ich weiß,« erwiderte der hohe Herr mit einem kurzen, etwas rauhen Lachen, »Graf Wieneck feiert nicht. Bis später vielleicht, lieber Graf Ferner.«

Dieser zog sich rasch nach dem großen mittleren Saale zurück, und als der König ein paar Augenblicke darauf sich umwandte, um gleichfalls dorthin zu gehen, bemerkte er Rosenthal in der Nähe der Thür und legte mit einem etwas befangenen Gesichtsausdruck den Zeigefinger an die Lippen, während er den Kopf aufwerfend nach der lachenden und plaudernden Gesellschaft hinübersah. Dann fortwährend nach dem Nebenzimmer schauend, näherte er sich rasch dem Eintretenen und sagte nicht ohne einen Anflug von guter Laune in Ton und Stimme: »Wo haben Sie denn eigentlich gesteckt, Rosenthal, und was machen Sie noch hier? ich dachte, Sie wären längst in Sicherheit.«

»Wie so, in Sicherheit, Majestät?« fragte der Andere mit scheinbarer Verwunderung, »wo kann ich mich sicherer befinden, als in der Nähe meines allergnädigsten Herrn, des erhabenen Gebieters und Selbstherrschers?«

»Lassen Sie Ihre Scherze, ich bitte Sie darum, ohne daß das gerade ungnädig klingen soll, glauben Sie mir, es gibt Grenzen, wo, unter uns gesagt, meine Selbstherrschaft gleich Null ist, wie zum Beispiel heute Abend hier – der Teufel ist los! Da ist der alte Wieneck so bockbeinig wie möglich und hat auch mich geärgert, ich will das nicht leugnen, besonders aber meine Frau, die ohnedieß bitter schlecht gelaunt war, und eine Protektionsanstellung wünschte.«

»O nicht die Königin,« gab Rosenthal ehrerbietig zur Antwort, »es ist Fräulein von Klettenberg, die ihren Freund Brenner zu etwas Bedeutendem machen will.«

»Woher wissen Sie das?«

Rosenthal verbeugte sich schweigend unter einem ausdrucksvollen Achselzucken, worauf der König ungeduldig fortfuhr: »Nun ja, ich glaube es und bin überzeugt davon,

daß die Klettenberg dahinter steckt – hol' sie der Kukuk, aber es ist das noch schlimmer, viel schlimmer – die Klettenberg ist ihre ganz besondere Freundin – und eben deßhalb – sehen Sie, lieber Rosenthal!«

Als Dieser vergebens wohl eine Minute darauf gewartet hatte, der König würde den angefangenen Satz vollenden, sagte er: »Aber Eure Majestät halten mir zu Gnaden, was geht mich denn eigentlich diese Geschichte an?«

»Das weiß ich auch nicht,« versetzte der König ungeduldig mit den Händen zuckend, »aber je eher Sie heute Abend hier verschwinden, je besser ist's. Ich selbst kann Sie mit dem besten Willen hier nicht vollkommen schützen.«

»A – a – a – ah! das ist was Anderes und ich weiche dem Zorn der Fräulein von Klettenberg.«

»Was wollen Sie, die Weiber sind in ihrer Empfindlichkeit und Leidenschaft alle gleich, ob Königin, ob Bürgersfrau, und bei dem richtigen Tropfen zum Überlaufen des Gefäßes bleiben auch meine Finger nicht trocken. Eine kleine Szene unter vier Augen oder unter sechs, wenn Sie dablieben, wäre mir gleichgültig, aber dort bei den Vielen, die alle so begierig auf einen Skandal sind, ist das anders, muß doch auch ich scheinbar nachgeben. – Morgen sehe ich Sie jedenfalls, und sonst bleibt Alles beim Alten.«

»Und wollen Eure Majestät nicht die Gnade haben,« erwiderte Rosenthal mit seinem unverwüstlichen freundlichen Lächeln, »der Fräulein von Klettenberg einen geistigen Gruß von mir zukommen zu lassen, der ihrer Nachtruhe sehr zuträglich sein würde.«

»Ja, wenn das möglich wäre, recht gern, ich hasse diese impertinente alte Jungfer – aber Sie scherzen.«

»Gewiß nicht, Majestät!«

»Also eine Ihrer Geschichten – nun, reden Sie rasch, wenn es möglich ist, werde ich es besorgen.«

»Träfe sicher, und ist so unverfänglich – die Klettenberg hat vorhin der Fräulein von Nickols eine ihrer bekannten boshaften Szenen gespielt, hat das arme Mädchen auf die rücksichtsloseste Art gekränkt eines kleinen Versehens wegen, angeblich aber auf einen ungnädigen Blick Ihrer Majestät.«

»Ah! der ungnädige Blick hat gewiß der Nickols nicht gegolten!«

»Davon bin ich ebenfalls überzeugt, aber das arme Kind war in Verzweiflung und würde durch ein gutes Wort der Königin eben so glücklich gemacht, als sich die Andere verletzt fühlen müßte.«

»Gut, das werde ich besorgen,« sagte der hohe Herr sich die Hände reibend, »man ist mir ein Wort des Dankes schuldig und ich will es für die Kleine verwerthen – glauben Sie aber nicht, daß man darin etwas finden könnte?« fragte er plötzlich wieder unentschlossen.

»Im Gegentheile, ich schwöre darauf bei dem Höchsten, was mir möglich ist, bei der Ungnade Eurer Majestät.«

»Gut – – also bis morgen.«

Der König trat in den großen Salon, und Rosenthal, sich vorsichtig der breiten Doppelthüre nähernd, benutzte eine der schweren Portièren als Deckung, um das anstoßende Gemach zu übersehen.

Es lag ein bitterer Ausdruck auf seinem Gesichte, als er dem Davongehenden nachblickte und dabei bemerkte, wie tief sich Alles vor dieser irdischen Größe bückte, wie ehrfurchtsvoll, wie hingebend, wie als sei jetzt schon, durch die schrankenloseste Verehrung ein ganzes Leben glänzender

Thaten zu bezahlen, wie das früher der Fall gewesen, so lange noch ein anderer Herr durch diese Räume schritt; doch war man Jenem nie mit so sklavischer Demuth begegnet, eine respektvolle Verbeugung hatte genügt, um einen freundlichen Gegengruß zu erhalten – und jetzt, wie schnellten sie alle nieder diese vergoldeten Nullen, wie sehnsuchtsvoll harrten sie nach einem beglückenden Lächeln, das ihnen denn auch in vollem Maß zu Theil wurde, entströmend dem erhabenen Gefühl, geliebt und verehrt zu sein, und das allein durch eigene Größe, durch eigenen persönlichen Werth!

»Und in diesem lockeren Treibsand habe ich versucht, mein Lebensschiff zu ankern, hoffend, Gutes zu wirken, hoffend, durch einen vorgehaltenen ehrlichen Spiegel etwas zur Selbsterkenntnis beizutragen. – Lächerlicher Gedanke, inmitten dieses wuchernden Unkrautes, wo sich begreiflicherweise die Sonnenblume für eine edle Palme halten muß! – O, wie wahr ist es, daß selbst das edelste Samenkorn nur unter Bedingungen zu Hohem und Herrlichem sich entwickeln kann, daß wir größtentheils durch unsere Umgebung zu Dem gemacht werden, was wir sind, wie ja auch der klare Spiegel des See's ein ganz anderes Bild reflektirt, wenn ihn heiterer, göttlicher Sonnenschein bestrahlt, oder wenn, wie hier, trübe, schmutzige Regenwolken vorüberziehen!«

Seine Majestät trat zur Königin, die ihm mit einem herzlichen Ausdrücke ihres sonst so kalten, ruhigen Gesichtes den Arm bot, worauf er, als sich Beide einer Damengruppe näherten, ihr etwas zuflüsterte, was sie durch ein bereitwilliges Nicken mit dem Kopfe erwiederte.

Aus jener Gruppe hervor ragte die lange Gestalt der Klettenberg mit einem grimmigen Gesichtsausdrücke, denn sie

hatte sehen müssen, daß es Fräulein von Nickols gewagt, unbefangen, als sei gar nichts vorgefallen, sich unter die heiter Plaudernden zu mischen.

Es war das Ende des Routs, und noch einmal durchflogen die Blicke der allerhöchsten Herrschaften die Reihen der sich lebhaft Herandrängenden, wohl Diesen oder Jenen noch durch ein Wort beglückend, durch einen Blick, durch eine Handbewegung, dann grüßte die Königin huldreichst rings umher, und dann, schon im Begriffe sich zurückzuziehen, geschah das ganz Außerordentliche, daß sie ihre schöne Hofdame, Fräulein von Nickols, die ziemlich nahe bei ihr stand, gnädigst herbeiwinkte, ihr die Hand zum Kusse reichte und dazu mit ziemlich lauter Stimme sagte: »Ich danke Ihnen – gute Nacht, mein Kind!«

Hinter dem königlichen Paare drein rauschte die Klettenberg mit gelblichem Teint, die Augen halb geschlossen, die Lippen zusammengekniffen – ganz Allarmstange, bereit, im nächsten Augenblicke sich zu entzünden.

Fräulein von Nickols aber stand verwirrt, fast beschämt da, vermochte es aber augenblicklich nicht, sich bescheiden zurückzuziehen, denn so viele der sie umgebenden edlen Herzen erinnerten sich in diesem letzten Augenblicke erst, sie eigentlich heute Abend noch gar nicht begrüßt zu haben – das gute Kind – diese liebe Nickols.

Und sie nahm das trotz alledem glücklich, freudig und dankbar hin, man sah das deutlich an ihren erregten Gesichtszügen, weniger aber bemerkte man, daß sie an etwas Anderes dachte, daß ihre ganze Seele erfüllt war, einem Unsichtbaren ein Zeichen glühenden Dankes zu geben, aus welchem Grunde sie ihr Taschentuch an die schönen Lippen preßte, sich rings dabei umschauend.

Ein Zeichen, das er tief aufathmend sah und das seine Seele mit einem unaussprechlichen Gefühl des Glückes erfüllte.

VIERZEHNTE RANDVERZIERUNG.

Dunkle Tannen, zwischen deren schwarz erscheinenden Stämmen glühendes Abendroth leuchtet.

Wir sind nicht ganz darüber im Klaren, ob Mistreß Stanley, die Mutter der Miß Arabella Stanley, nicht schon durch die bald inständig bittenden, bald Verzweiflung athmenden Schreiben ihrer Tochter Ellen gewonnen war, ihr die mütterlichen Arme wieder zu öffnen, oder ob es Herrn von Rosenthal allein vorbehalten blieb, das starre Herz der strengen alten Dame zu erweichen. Jedenfalls gab sie in den Worten, unter welchen sie einwilligte, die Baronin Schmetting wiederzusehen, nicht undeutlich zu verstehen, daß nur Herrn von Rosenthal's glänzende Beredsamkeit, mit der er den Wunsch Seiner Majestät unterbreitete, begreiflicherweise aber auch dieser Wunsch selber sie vermocht habe, das Geschehene zu vergessen und Tochter und Schwiegersohn wieder in Gnaden anzunehmen.

Der geschickte Unterhändler hatte allerdings die Worte des Königs in die erste Linie gestellt und eine Hofperspektive eröffnet, welche die Augen der alten Engländerin blendeten, in diesem Glanze auch noch Weiteres erscheinen lassen und nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er den jungen Ordonnanzoffizier Seiner Majestät, der alle Aussicht hatte, in Kurzem Flügeladjutant zu werden, für gar keine üble Partie halte, um selbst einer jungen Dame von so viel Verstand

und Liebenswürdigkeit, wie Miß Arabella, gegenüber mit einer schüchternen Bewerbung auftreten zu dürfen.

Er war bei der alten Dame allein, als er dieß sagte und kam durchaus nicht in Verlegenheit, als sie mit etwas scharfem Blicke fragte: was er denn eigentlich unter schüchterner Bewerbung verstehe; »ich,« setzte sie mit erhobenen Augenbrauen und herabhängender Unterlippe hinzu, »weiß von keiner Annäherung des Herrn Baron von Nellingen an meine Tochter, als in Betreff jenes Vielliebchens, das nun auch glücklich seine Endschaft erreicht hat.«

»Hat aber eben lange genug gedauert und war so intimer Art, um ein kleines freundschaftliches Verhältniß zu begründen, wenigstens meinten und meinen das Alle, welche Zeugen waren von diesem interessanten Verkehr der beiden jungen Leute. – Es war ein recht gefährliches gegenseitiges Durchsuchungsrecht.«

»Es war eine Unbesonnenheit von Arabella, sich auf dergleichen einzulassen, und ich bin nur froh, daß die Sache beendet ist.«

Herr von Rosenthal lächelte eigenthümlich, ehe er zur Antwort gab: »Zu Ende ist doch wohl nicht das richtige Wort, wir können vielleicht sagen: ehe die Sache diesen Abschnitt erreicht hat, auf deren weitere Entwicklung sogar Ihre Majestät die Königin gespannt sein soll, denn sie hat sich den Bestrebungen des jungen Herrn gegenüber recht theilnehmend gezeigt und hat auf dem letzten Rout, wie ich selbst gesehen habe, Miß Arabella mit großer Auszeichnung empfangen und behandelt.«

Die alte Dame hatte ein recht ernstes, wie aus Holz geschnitztes, unbewegliches Gesicht, auf dem von einer Leidenschaft nie, von einem Gefühl selten etwas zu sehen war.

Doch blickten ihre grauen Augen bei den letzten Worten Rosenthal's nicht ungnädig, ja sie sagte zum Fenster hinaus schauend: »In der That, verehrter Herr Baron, ich bin Ihnen recht sehr dankbar für Ihre Güte und Theilnahme, die Baronin Schmetting betreffend, und lege meine Worte der Veröhnung insofern in Ihre Hand, als ich dankbar dafür sein werde, wenn Sie so freundlich sein und meiner Tochter Ellen sagen wollen, daß ich sie wieder sehen will.«

»Ich habe mir das schon vorhin als eine Gunst ausgebeten, da ich gerade im Begriffe bin, meinen alten Freund Doktor Flinder zu besuchen, ersuche Sie aber nur um ein paar Worte Ihrer gütigen Hand.«

»Arabella soll schreiben,« sagte die alte Dame kurz. »Sie ist eben angefahren, und Sie können ihr das selbst mittheilen.«

In demselben Augenblicke hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens in der Einfahrt, dann wurde ein wenig später durch den Kammerdiener die Thüre des Salons geöffnet und Miß Arabella trat rasch ein.

Sie war nach ihren Begriffen sehr einfach gekleidet. Sie trug ein Kleid von olivenfarbigem Sammt und Atlaß. Ihren Zobelpelz hatte sie in den Händen des Kammerdieners gelassen, dann näher kommend die Mutter flüchtig begrüßt und Rosenthal die Hand gereicht, wobei sie sagte: »Sie werden kaum errathen, woher ich komme.«

»Wenn ich es doch erriethe,« gab er lächelnd zur Antwort, »so würde ich mich wohl hüten, mir die Freude zu verderben, es von Ihren schönen Lippen zu hören.«

»Nun, streiten wir nicht darüber,« sagte sie lachend, »ich will annehmen, Sie wüßten es wirklich – ich war bei Ihnen, um –«

Herr von Rosenthal verbeugte sich mit einer so sicheren und durchaus nicht überraschten Miene, daß die junge Dame, statt ihren Satz zu vollenden, fortfuhr: »und überlasse es nun Ihrer so stark zur Schau getragenen Allwissenheit, mir zu sagen, was ich bei Ihnen gewollt.«

»Vor Ihrer Mama?«

»Gewiß, vor meiner Mama, es soll kein Geheimniß für sie sein.«

»Nun denn, Miß Arabella erzeigte mir die außerordentliche Ehre ihres Besuchs, um mit mir über ein Geschenk zu reden für das an Herrn von Nellingen verlorene Vielliebchen.«

»Ah! das hat Ihnen Mittow gesagt.«

»Ich habe in den letzten Wochen nicht das Glück gehabt, weder Herrn von Mittow zu sehen, noch dessen Gemahlin.«

»Nun, im Grunde ist das gleichgültig, da die Sache richtig ist, ich war bei Ihnen, um – Sie allerdings um eine große Gefälligkeit zu bitten.«

»Das wird schwer gehen, mein gnädiges Fräulein,« versetzte er kopfschüttelnd, »Zebra, mein gutes, getreues Pferd, ist mir um keinen Preis feil.«

»Das war es in der That,« sagte sie in einem etwas erstaunten Tone, »darum wollte ich Sie dringend bitten.«

»Aber Arabella, wie kann man so unbescheiden sein,« meinte Mistreß Stanley, ihren Zeigefinger erhebend, »überhaupt glaube ich, daß es viel passender wäre, dem Herrn Baron von Nellingen eine kleine, allerdings recht hübsche und werthvolle Erinnerung zu geben.«

»Mama, das ist meine Sache und die meiner Ersparnisse,« erwiederte die junge Dame in einem sehr entschiedenen Tone.

»Und Sie würden auch darin von mir keinen Rath annehmen?« fragte Herr von Rosenthal.

»Kaum, denn ich habe einen ziemlich harten Kopf.«

Herr von Rosenthal verbeugte sich in der Art, als sei er vollkommen davon überzeugt, sagte aber trotzdem: »Zebra ist so bekannt, mein gnädiges Fräulein, und ist schon von vielen Seiten so begehrt worden, daß man ihn nicht ohne Eifersucht unter den Händen des Herrn von Nellingen sehen und eben aus dieser Eifersucht dem Geschenk eine größere Bedeutung beilegen wird, als dasselbe vielleicht hat.«

Die alte Dame nickte bedeutsam mit dem Kopfe, als sei sie mit dieser Meinung vollkommen einverstanden, was aber auf Miß Arabella durchaus nicht den gewünschten Eindruck zu machen schien, denn sie trat leise mit ihrem Fuß auf den Boden, wenn sie gleich in bittendem Tone sagte: »Seien Sie freundlich, Herr von Rosenthal, und bestimmen Sie mir einen Preis.«

Er schaute einen Moment zu der alten Dame empor, wie um deren Unterstützung bei seiner erneuerten Weigerung zu erlangen, die er durch die Worte unterstützte: »Wie gesagt, mein gnädiges Fräulein, es ist mir durchaus nicht in den Sinn gekommen, Zebra zu verkaufen, noch habe ich je an die Möglichkeit gedacht, daß mir dieses brave Pferd verkäuflich gemacht werden könnte, weßhalb ich denn durchaus auch keine Idee davon habe, was für ein Preis zu verlangen sei.«

»Der Preis ist mir ganz gleichgültig, und glaube ich, Sie würden nicht schlimm dabei fahren, mich ihn selbst bestimmen zu lassen.«

»Wenn wir einmal so weit wären, würde ich sogar darum bitten, aber bedenken Sie doch, wenn Herr von Nellingen

plötzlich ein Pferd reitet, von dem alle Welt weiß, daß ich große Summen dafür ausgeschlagen habe, muß das nicht zu sonderbarem Gerede Veranlassung geben, besonders da es nicht verschwiegen bleiben kann, daß der wundervolle Zebra die Frucht eines Vielliebchens ist?«

»Und wenn mir diese Gerede nun ganz gleichgültig wären, oder wenn es mir sogar —« Miß Arabella vollendete diesen Satz nicht, wie es schien, auf einen sehr mißbilligenden, ja strengen Blick ihrer Mutter, die alsdann in einem harten Tone sagte: »Es wäre mir lieb, wenn Du Herrn von Rosenthal mit diesen Geschäftsangelegenheiten jetzt nicht weiter plagen wolltest, wir haben Wichtigeres – auch für Dich, es ist dem Herrn Baron gelungen, mich zu bestimmen, Deine Schwester Ellen hierher kommen zu lassen.«

»Ah, das lohne Ihnen der Himmel!« rief das junge Mädchen freudig, indem sie ihm ihre Hand reichte, »aber ich hoffe doch nicht, daß Ellen allein kommen wird, ich hoffe auch mein theurer Schwager, den ich kaum kenne, auf den ich mich aber sehr freue, weniger auf seine Person, die mir als etwas derb und hie und da anstößig geschildert worden ist, als darauf, Jemand im Hause zu haben, mit dem man doch anständiger Weise ausreiten kann, und der Einem auch Kommissionen ausrichtet, die man selbst nicht gut besorgen kann.«

»So eine Art Geschäftsträger oder höherer Haushofmeister,« meinte Herr von Rosenthal lächelnd.

»Nun ja – ein Mann überhaupt,« sagte sie leichthin, indem sie ihre Handschuhe abstreifte, dann nahe zu ihrer Mutter trat, dieselbe auf die Stirne küßte und mit etwas geschäftsmäßigem Ton fragte: »Aber sage mir, gute Ma, wie kommt es, daß Du mit einem Male den Bitten meiner lieben Ellen

nachgegeben hast, hat sie oder er auf's Neue wieder recht eindringlich geschrieben?»

»Keines hat in den letzten Tagen geschrieben,« erwiderte die alte Dame mit dem Kopfe schüttelnd, »Ellen hat das Herrn von Rosenthal zu verdanken.«

»Bitte recht sehr, gnädige Frau, ich war nur ganz gehorsamster Unterhändler.«

»Wessen?« fragte Miß Arabella kurz.

»Die allerhöchsten Herrschaften hörten zufällig von dem kleinen Zerwürfnisse in Ihrer Familie, und da gerade einige Ihrer guten Freunde anwesend waren, ich nenne nur Herrn Hugo von Nellingen, so wurde dieser Sache so bedauernd erwähnt, daß Seine Majestät sich dafür lebhaft interessirte und mir befahl, bei Ihrer verehrten Frau Mutter ein freundliches Wort in seinem Namen einzulegen.«

»Ah, der König hat sich dafür interessirt!« rief Miß Arabella mit leuchtenden Augen – »und die Königin?«

»Nicht minder, und Sie werden das verstehen, da Sie selbst wissen, wie liebenswürdig Sie stets von den Herrschaften empfangen werden.«

»Es freut mich das recht sehr für die gute Ellen, aber glauben Sie auch, daß mein Herr Schwager hier gern gesehen sein wird?«

»Ich zweifle durchaus nicht daran, denn der König liebt solche frische, heitere, ursprüngliche Naturen, wie Baron Schmetting sein soll. Bei Hof ist man in den letzten Jahren ein bischen eingerostet und man kann dort neue, treibende Kräfte gebrauchen.«

»Und Herr von Rosenthal will so freundlich sein, Ellen selbst aufzusuchen und ihr zu sagen, daß ich sie mit Freuden erwarte. Herr von Rosenthal ist ohnedieß im Begriff, jenen

Herrn Doktor Flinder aufzusuchen, wo sich Deine Schwester befindet.«

»Es ist das allerdings sehr liebenswürdig von Herrn von Rosenthal,« sagte Miß Arabella in einem etwas gezierten Tone, »doch meine ich fast, es würde für uns passender sein, wenn Du selbst zu Ellen hinaus führest.«

»Ach, bei diesem ewigen Regen und den heftigen Stürmen?« fragte die alte Dame im erschrockenen Tone.

»Aber Jemand von uns sollte zu der guten Ellen hinaus, da sie überhaupt noch immer leidend ist. So viel Aufmerksamkeit kann sie schon verlangen, und wenn es Dir recht ist, meine gute Ma, so werde ich Herrn von Rosenthal begleiten, es ist mit dem Eilzuge nur ein paar Stationen, ich nehme meinen Reisewagen mit, und so kann es nichts Bequemerer noch Einfacheres geben, vorausgesetzt daß Herr von Rosenthal so liebenswürdig ist, mich mitzunehmen.«

»Ich hoffe nicht, daß Sie im Geringsten daran zweifeln,« sagte dieser sich verbeugend, worauf er nach der alten Dame hinüber blickte, für welche indessen der Vorschlag ihrer Tochter nichts Überraschendes zu haben schien, auch hörte man ihrer Stimme nichts Mißbilligendes an, als sie erwiderte: »Wenn das Herrn von Rosenthal nicht derangirt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, nimm François mit und Deine Kammerfrau.«

»Warum nicht auch noch ein paar Bediente,« lachte Miß Arabella, »soviel mir Ellen von ihrem Hauswesen schrieb, ist sie genügend versehen, um mich ein paar Tage bei sich zu behalten – wann wollen Sie fahren?« fragte sie Herrn von Rosenthal.

»Der Zug, der für uns am besten paßt, geht um zwei Uhr, ich werde meinem Freunde Flinder telegraphiren, daß er für unsere Unterkunft Sorge trägt.«

»Die Herren müssen sich eben behelfen so gut es geht, ich kann bei Ellen bleiben, sie hat eine kleine charmante Wohnung, wie sie mir schreibt, ein hübsches Zimmer mit einem behaglichen Alkoven, und sie meint, wenn das Wetter nicht gar so abscheulich wäre, ließe es sich droben ganz gut aushalten. Ich freue mich recht, das Alles zu sehen und mit meiner guten Ellen zu plaudern – wie lange waren wir getrennt!« sagte sie mit einem etwas koketten Anflug von Rührung, um gleich darauf, gegen Rosenthal gewendet, in ihrem gewöhnlichen Tone hinzuzufügen: »Aber lassen Sie uns vorher unser kleines Geschäft abmachen, bitte, bitte, und wenn Sie keinen Preis bestimmen wollen, so vertrauen Sie meiner Diskretion.«

Die alte Dame hatte sich erhoben, um die gewünschten Zeilen für Ellen zu schreiben, was sie jetzt nicht unterlassen wollte, trotzdem Miß Arabella sie selbst zu holen im Begriffe war. Vielleicht auch war es Mistreß Stanley unangenehm, bei den wiederholten und dringenderen Bitten ihrer Tochter gegenwärtig zu sein, denn daß diese nicht nachlassen würde, dafür kannte sie ihren hartnäckigen und eigensinnigen Charakter zu gut. Auch hatte sie nicht mehr die Kraft, hierin wie in manchen anderen Dingen ihre mütterliche Autorität geltend zu machen; es hatte ihrem Herzen zu viel gekostet und sie hatte so sehr darunter gelitten, hart sein zu müssen gegen Ellen, weßhalb sie zu nachgiebig geworden war für die kleinen und großen Thorheiten ihrer jüngeren Tochter.

Auch Herr von Rosenthal hatte sich erhoben, und da er an das Fenster getreten war, ohne die Bitte der jungen Dame

anders zu beantworten, als durch ein kurzes Lächeln und ein leichtes Zucken mit den Achseln, so hatte sich Miß Arabella schmollend in einen Fauteuil geworfen, wobei sie angelegentlich ihre feinen Fingernägel betrachtete, um erst nach einer längeren Pause heftig auszurufen: »Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so hart und unartig gegen eine Dame zu sein vermöchten.«

»Diese Äußerung will ich Ihnen herzlich gern verzeihen,« erwiderte er zu ihr herantretend, »ja, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß es auch nicht die Spur eines Schattens auf die herzliche Freundschaft werfen soll, welche ich für Sie empfinde, wenn Sie, mein verehrtes Fräulein, sich nämlich selbst so lieb haben wollen, um vorderhand Ihre Bitte nicht zu wiederholen.«

»O, das ist eine sehr leichte Art, dieselbe ein für allemal abzulehnen.«

»So habe ich mich nicht ausgedrückt, oder Sie haben mich falsch verstanden, ich habe nur gesagt, Sie möchten Ihre Bitte vorderhand nicht wiederholen – und dieses ›vorderhand‹ soll hier geradeso viel bedeuten, als bis Sie sich überzeugt haben werden, daß ein solches Geschenk, wie Sie es zu machen vorhaben, von dem Betreffenden nicht zurückgewiesen wird – verstehen Sie mich nicht falsch,« fuhr er fort, als Miß Arabella ihren Kopf unmuthig empor warf, »ich möchte Sie nicht in eine solch' unangenehme Lage bringen.«

»Und was berechtigt Sie zu einem für mich so beleidigenden Schlusse?«

»Das kann und soll für Sie nichts Beleidigendes haben, und ist nur die Warnung eines Mannes, der die Verhältnisse kennt und Ihnen gern einen so unangenehmen Refus ersparen möchte.«

»Und weißhalb glauben Sie an einen solchen – und wenn selbst, welches Interesse haben Sie, ihn mir zu ersparen?«

»Neben allgemeiner Menschenliebe, mein schönes Fräulein, auch noch der spezielle Wunsch, Sie glücklich zu sehen, was ja sein wird, wenn Sie klug und vorsichtig zu Werke gehen, und nicht ihn – dem Sie – für den Sie sich wenigstens interessiren,« sagte Herr von Rosenthal lächelnd mit einer Verbeugung, »durch ein solches Geschenk kompromittiren – da ist meine Hand, legen Sie die Ihrige hinein, wenn Sie mir Recht geben; ich bin überzeugt, Ihnen in der nächsten Sekunde Ihre zierlichen Fingerchen drücken zu dürfen.«

Während einiger Augenblicke zuckte das verwöhnte junge Mädchen verdrießlich mit den Schultern und blickte affektirt gleichgültig zum Fenster hinaus, als gäbe es für sie auf der ganzen weiten Welt keinen Menschen, der Rosenthal hieße und so aussähe wie der schöne bleiche Mann, der sie jetzt mit seinen dunklen, leuchtenden Augen nicht nur anschaute, sondern förmlich bannte und bezwang, so daß sie ihre Blicke zuerst schüchtern, dann voll auf ihm ruhen ließ, um gleich darauf ihre kleine Hand in die seinige zu legen; doch hatte ihre Miene immer noch etwas Unmuthiges, beinahe Schmerzliches, als sie vor sich hinsprach: »Ich weiß nicht, warum ich Ihnen glauben muß, obgleich ich mich gewaltsam dagegen sträube.«

»Weil ich vernünftig rede und freundschaftlich handle.«

»O nein, es ist nicht das,« erwiederte das junge Mädchen mit niedergeschlagenen Augen, wobei ihre Züge ein Lächeln überflog, »es ist, weil ich Ihnen seltsamerweise so sehr vertraue, obgleich wir uns nur so kurze Zeit kennen – ich schaue zu Ihnen mit einer fast kindlichen Ehrfurcht auf – – anders kann ich mir dieses Gefühl nicht erklären.«

Er wandte sich kurz lachend ab, doch klang dieß Lachen eher wie ein laut ausgestoßener Seufzer, denn als ein Ausdruck der Heiterkeit.

Der Kammerdiener war leise in das Zimmer getreten und meldete, als ihn Miß Arabella unwillig und fragend anblickte, den Herrn Baron von Reckenstein, welcher um die Ehre bitte, dem gnädigen Fräulein aufwarten zu dürfen.

»Haben wir noch Zeit?« wandte sich das gnädige Fräulein an Rosenthal.

»Ich weiß nicht, wie es mit Ihrer Toilette und Ihren nothwendigen Reisevorbereitungen steht; was mich anbetrifft, so habe ich Befehl gegeben, mir meine Reisetasche zur Abfahrt auf den Bahnhof zu bringen, und bis dahin haben wir immerhin noch ein paar Stunden.«

»Gut, ersuchen Sie den Herrn Baron von Reckenstein, einzutreten, und Sie, lieber Herr von Rosenthal, sind wohl so freundlich, ihn für mich zu empfangen und ein paar Augenblicke zu unterhalten, ich gehe nur, um ein paar nöthige Befehle für unsere kleine Reise zu geben.«

Sie reichte ihm davoneilend ihre Hand, was eigentlich gar nicht nothwendig gewesen wäre.

Der Freiherr trat ein im schwarzen Frack, weißer Halsbinde, untadelhaften strohgelben Handschuhen und einem so eleganten glänzenden Hute, daß man demselben die jungfräuliche Frische auf Straßenlänge ansah. Hierzu passend waren auch die Gesichtszüge des berühmten Malers, gleichfalls strahlend und glänzend, so lange er sich noch vor oder in der Thür befand, wogegen er plötzlich einen verdrießlichen Ausdruck annahm, als er im Salon Niemand anders als

Rosenthal bemerkte und diesen, mit einer verletzenden Vertraulichthueri, beschäftigt, irgend etwas an dem Blumentisch zu ordnen, wobei er dem Eintretenden so hartnäckig den Rücken zuwandte, daß dieser genöthigt war, sich durch ein ziemlich lautes Räuspern bemerklich zu machen.

»Ah, sieh da, Herr von Reckenstein – Teufel, wie geputzt Sie sind, sollte ich in meiner Nachlässigkeit ein Hauptfest dieses Hauses vergessen haben?«

»Machen Sie sich darüber keine Skrupeln,« gab der Andere im trockenen Tone zur Antwort, »ich komme soeben von Seiner Majestät, daher meine etwas auffallende Toilette, aber,« setzte er aufschauend hinzu, »ich ließ mich bei Miß Stanley anmelden und wurde, wie mir der Kammerdiener sagte, von der jungen Dame auch angenommen.«

»Gewiß, auch wird dieselbe augenblicklich erscheinen, und ersuchte mich nur, Ihnen für Ihre momentane Abwesenheit die Honneurs zu machen.«

»Ich kann mir nichts Besseres wünschen,« versetzte der Freiherr mit etwas steifer Haltung und mit einem so kühlen Blick, daß man deutlich bemerkte, der eben ausgesprochene Wunsch komme ihm doch nicht so recht aus dem Herzen.

Angenehmerweise trat in diesem Augenblicke Miß Arabella in's Zimmer und bat die Herren sich zu setzen, was auch der berühmte Maler that, während Herr Rosenthal vorzog, stehen zu bleiben, und zwar an den Kamin gelehnt, von wo er mit übereinandergeschlagenen Armen herüberschaute.

»Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie schon heute wieder zu besuchen, da ich, neben dem Drange, Sie so häufig als möglich zu sehen, dießmal speziell mit einer kleinen Bitte komme – ich war soeben bei dem König,« fuhr er im

nachlässigen Tone fort, »und da der hohe Herr so freundlich war, mir seine Anerkennung auszudrücken über meine künstlerischen Bestrebungen, von denen er Einiges gehört, so kam auch die Rede auf Ihr Porträt, Miß Stanley, und es wunderte mich durchaus nicht, daß Seine Majestät es zu sehen verlangte. Ich komme nun mit der Bitte, mir zu gestatten, dieß Bildniß, ehe ich es, wie man dringend verlangt, in das Ausstellungslokal gebe, vorher für ein oder zwei Tage in das Schloß zu bringen.«

»Ich kann den Wunsch des Königs nur schmeichelhaft für mich finden und bitte über das Bild zu verfügen, als ob es noch Ihr Eigenthum wäre, nur zu lange will ich mich nicht davon trennen – haben Sie es ganz fertig gesehen?« wandte sie sich an Rosenthal.

»Gewiß, und war wie alle Welt entzückt von diesem Meisterwerk.«

Der Freiherr verbeugte sich geschmeichelt gegen Miß Arabella, um gleich darauf einen mißtrauischen Blick gegen Rosenthal zu senden, welcher indessen unbefangen fortfuhr: »Ich habe nie ein Bild gesehen, welches so durch und durch bis in die kleinsten Einzelheiten eminent ist, wie dieses Porträt. Darüber sind auch alle Kenner einig und bewundern ebenso sehr die geniale Auffassung, die täuschende Ähnlichkeit, die geschmackvolle Unordnung des Beiwerks, als die Ausführung desselben, was die Pracht der Stoffe anbelangt, die fast lächerliche Naturtreue Ihres Neufundländers, ja den Boden zu Ihren Füßen, wo man doch wahrhaftig glaubt, ein Windhauch müßte die Gräser und Blätter bewegen und die Wasserfäden, welche so natürlich über die Kiesel fließen, aus dem Rahmen abtropfen lassen. – – Wahrhaftig ein Meisterwerk!«

»Wobei mir indessen der Rath künstlerischer Freunde einigermaßen zu statten kam,« meinte der Freiherr mit ziemlicher Sicherheit, »man tauscht seine Ideen aus, man nimmt von einander an, ja man ahmt unwillkürlich Vorbilder nach, die uns würdig genug erscheinen, um davon etwas lernen zu können.«

»Das haben Sie ehrlich und redlich gethan,« sagte Herr von Rosenthal mit einem wohlwollenden Kopfnicken, »und ich bewundere nur, daß Sie auch in diesen Nachahmungen eine so unbegreifliche künstlerische Kraft bewiesen; hätte doch Ihr Kollege und Freund Weißner den Kopf und die unvergleichlich schönen Hände nicht besser malen können, ja unsere berühmte Angelika würde sich nicht geniren, den Neufundländer auf eigene Rechnung zu nehmen.«

Herr von Reckenstein verbeugte sich so tief zum Dank für diese Belobungen, daß man nicht sehen konnte, wie er seine Zähne in die Lippen biß und wie unmuthig ja ärgerlich es in seinen Zügen zuckte, doch gewann er augenblicklich seine frühere Ruhe wieder, als Miß Arabella in bedauerndem Tone sprach: »Wie leid thut es mir, bei unsern Sitzungen die berühmte Angelika nicht kennen gelernt zu haben, Sie hätten mich wohl zu ihr führen können.«

»Herr von Rosenthal wird mir bezeugen, wie unnahbar sie ist,« erwiderte der Freiherr.

»Ja mitunter, doch wie kann sie liebenswürdig und herzlich sein! Ich hatte die Ehre, vor einiger Zeit ihrer Hochzeit beiwohnen zu dürfen, es war ein höchst originelles Fest, und ich muß mich daraufhin anklagen, daß ich noch nicht einmal dazu gekommen bin, mich nach dem Wohl der jungen Neuvermählten zu erkundigen.«

»Wie heißt ihr Mann?«

»Melber, gnädiges Fränlein.«

»Auch Künstler?«

»Gleichfalls Maler,« sagte Herr von Rosenthal, »und ganz ausgezeichnet in Stoffen sowie in Kieseln, über welche Wasser fließt.«

»Ist viel jünger als die gute Angelika,« warf der Freiherr rasch ein – »eine Vernunfttheirath von Beiden.«

»Und wie geht's in der jungen Menage?«

»Nun, wie es in einer solchen Künstlermenage gehen kann, wo die größere Begabung, der größere Verstand, Vermögen, Verdienst ganz auf Seiten der Frau liegt, wodurch Beide komplet die Rollen getauscht zu haben scheinen. Er besorgt die kleine Haushaltung, macht selbst die Markteinkäufe, braut Morgens den Kaffee, kurz ist die eigentliche Frau des Hauses, während Angelika ruhig vor ihrer Staffelei bleibt.«

»Doch glaube ich,« warf Herr von Rosenthal ein, »über die Grundzüge dieser bei den vorliegenden Verhältnissen so richtigen Hausordnung waren sie schon vor der Heirath übereingekommen.«

»Traurig genug für ihn,« sprach der Freiherr mit Emphase, »so seiner Manneswürde vergeben zu müssen, ich würde mich nicht um Millionen dazu entschließen können, mehr zu nehmen, als ich zu bieten vermag, selbstverständlich in richtigem Tausche, denn Reichthümer besitze ich nur in meiner göttlichen Kunst.«

»Und ist ja auch diese Millionen werth,« versicherte Miß Arabella, mit unverkennbarem Interesse zu dem schönen Manne und großen Künstler hinüberschauend.

Dieser fuhr mit der umgekehrten Hand über die Augen, als wollte er einen etwas trüben Gedanken verwischen, der

in ihm aufgestiegen zu sein schien, als er unter leichtem Aufseufzen die schlanke Gestalt der jungen Engländerin betrachtete, wie sie sich nun in ihrem Fauteuil ausnehme, die Augen leicht mit der Hand beschattend.

»Und doch,« rief er enthusiastisch aus, »ist das Künstlerleben das einzige genußreiche in dieser armen Welt: seinen Träumen und Phantasieen nachhängen zu dürfen und aus diesen Phantasieen mit schöpferischer Kraft wunderbare Gebilde zu schaffen, oder auch,« setzte er mit einer leichten Verbeugung gegen Miß Arabella hinzu, »die holde Natur auf so angenehme Art bestehlen zu dürfen.«

»Vortrefflich, Verehrtester!« rief Rosenthal lachend, »man hört, daß Sie nicht nur ein großer Künstler und bedeutender Mensch sind, sondern auch ein vollendeter Kavalier, denn daß der Freiherr Alles so fühlt, wie er es sagt, dafür möchte ich mich verbürgen.«

»Auch sonst hat das Künstlerleben des Anregenden, ja des Berauschten so viel,« sagte der Freiherr nach einem flüchtigen Kopfnicken gegen Rosenthal, der so eben mit der ernstesten Miene gesprochen, und setzte hierauf lächelnd gegen diesen hinzu: »unser verehrter Freund hatte neulich bei jenem Hochzeitsfeste Gelegenheit, einen Blick in unser Künstlerleben zu werfen.«

»Und fand das allerdings höchst interessant, es war ein kleiner, aber sehr gewählter Kreis – wie heißt doch das reizende junge Mädchen, die talentvolle Schülerin Angelika's?«

»Ah, Fräulein von Enzberg, die sich etwas scharf die Kur machen ließ durch unsern schönen und liebenswürdigen Kürassieroffizier Baron Nellingen.«

Ob er das absichtlich gesagt, wissen wir nicht genau; er sah aber durchaus nicht befremdet aus, als sich Miß Arabella etwas rasch in ihrem Fauteuil erhob, lächelte vielmehr eigenthümlich vor sich hin bei der Bemerkung Rosenthal's: »Nun, was das Kurmachen anbelangt, so haben wir uns Alle etwas um das schöne Mädchen bemüht, allerdings mit mehr oder weniger Glück; so will ich von mir durchaus nicht verschweigen, daß ich sie nach Haus begleiten durfte.«

»Aber nicht allein, bester Baron, sondern in sicherer militärischer Begleitung.«

»Wer ist denn diese junge Dame, die zwei so bedeutenden Männern wichtig genug erscheint, um sich ihre guten oder besseren Chancen vorzuwerfen?«

»Herr von Reckenstein wird sagen, sie ist ein reiner Engel und eine große Künstlerin,« warf Herr von Rosenthal lachend ein, »ich begnüge mich mit der Behauptung, daß sie ein junges, schönes, heißblütiges Mädchen ist und eine talentvolle Anfängerin in verschiedenen Dingen – – doch gestatten Sie mir wohl, mich jetzt zu entfernen,« setzte er näher tretend hinzu, und flüsterte hierauf gegen Miß Arabella, während er sich herabbeugte, ihre Hand zu küssen.

»Also um zwei Uhr am Bahnhofe!«

Weßhalb sie diese Worte laut wiederholte, wissen wir nicht anzugeben, doch schienen ihre Gedanken mit etwas Anderem beschäftigt zu sein, denn sie erhob sich und reichte auch dem Freiherrn von Reckenstein ihre Hand, diesen auf solche Art gleichfalls verabschiedend.

Unten vor dem Hause angekommen, stieg Herr von Rosenthal mit verbindlichem Gruße allein in seinen Wagen, da der Andere die Einladung zum Mitfahren dankend ausgeschlagen.

Warum sollte der Freiherr von Reckenstein auch fahren, hatte er doch durchaus keine Ursache, seine weiße Halsbinde und seine tadellosen Handschuhe zu verleugnen, wußte er doch keinen Grund, um Begegnenden und vielleicht Fragenden der Wahrheit gemäß nicht zu sagen, daß er von Seiner Majestät komme, welcher ihn in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen gewünscht; auch war das Wetter so, daß man anständigerweise zu Fuß gehen konnte, das häßliche Regenwetter hatte schon seit ein paar Tagen aufgehört, und ein scharfer Ostwind war so gefällig, Pflaster und Trottoirplatten rasch und gründlich zu trocknen.

So schlenderte der Freiherr dahin, blieb zuweilen vor einem der großen Magazine stehen und warf einen Blick in die hohen Spiegel, welche sein Bild auf eine für ihn befriedigende Art zurückwarfen. Er mußte sich selbst gestehen, daß er eine ausgezeichnete Erscheinung war, und wenn er an die früher gehabte, höchst gnädige Aufnahme im Schlosse dachte, so fand er es sehr begreiflich, daß diese ausgezeichnete Erscheinung mit hoch erhobenem Kopfe einherging.

Er schien auf dem besten Wege zu sein, hier in dieser kleinen Residenz vollkommen zu reüssiren, er hatte ein wundervolles Bild gemalt, das ihm schon einen glänzenden Ruf verschafft hatte, ehe es noch ausgestellt worden war, ja, das schon vom Hörensagen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, wie der junge Fürst höchst gnädig bemerkt und hinzugefügt: »daß ihm der schöne Name des Freiherrn deßhalb doppelt werth sei und daß er sich glücklich schätze, endlich einmal einen Künstler gefunden zu haben, der mit so eminentem Talente ein so distinguirtes Äußeres verbinde.«

Jetzt schon nach Hause oder in sein Atelier zurückzukehren, dazu verspürte er gar keine Lust, im letzteren befand

sich Weißner, dem er hätte erzählen müssen – und wozu das? die etwas hausbackene Natur des allerdings vortrefflichen Künstlers würde wohl eine Regung des Neides nicht unterdrückt haben, und vielleicht fand er auch die alte Angelika da, die in ihrer Joppe und mit ihrem Pfeifenstummel seinem aristokratischen Gefühle doch nachgerade etwas zuwider wurde. Schon längst fühlte sich seine stolze freiherrliche Brust beengt durch diese kleinlichen Verhältnisse.

Es war das ganz gut gewesen für den Anfang, für eine erste Stufe auf der Leiter zu besseren Dingen, aber da er jetzt nicht nur diese erste Stufe hinter sich hatte, sondern wacker anfang aufwärts zu klimmen, so brauchte er ferner nicht so viel Rücksichten mehr zu nehmen, nahm doch die alte Malerin verflucht wenige auf ihn, ja hatte sie sich doch unterstanden, ihm ihren Widerwillen ziemlich deutlich zu verstehen zu geben – und Widerwillen weißhalb? dafür, daß er so freundschaftlich gewesen war, jenen vortrefflichen Künstler aber unpraktischen Menschen Weißner aus Fesseln zu lösen, die – die – nun ja, die – auch jetzt noch in Gedanken so viel Widerwärtiges selbst für ihn, den Freund, zu haben schien, daß er sich ihrer erinnernd mit einem äußerst bitteren Gefühl den Mund verzog – vorüber alles das – weißhalb noch daran denken – – aber recht impertinent fand er es, daß sich die alte Malerin unterstanden hatte, Aufhebens davon zu machen, weil er ihr gestattet, neben dem Porträt der Miß Stanley jenen dummen Hund zu malen, als wenn das Bild ohne Hund nicht eben so gut gewesen wäre, und dann konnte sie doch nicht leugnen, daß er noch hie und da ihre Malerei korrigirt; auch mit den prachtvollen Sammetstoffen war es nicht anders zugegangen, wie Melber selbst gestehen mußte, denn er, Reckenstein, hatte ja häufig geändert, was

jener allerdings gute aber sehr einseitige Künstler hingekleckst – – »aber in Summa,« sprach er zu sich selbst, indem er aufrechten Hauptes dahinschritt, »kommt ferner nichts mehr dabei heraus, sich mit jenen Leuten noch tiefer einzulassen. – Dieser Weißner ist ein Schwachkopf, der durchaus nicht das Vertrauen gerechtfertigt, das ich auf ihn gesetzt, schon in Rom und Paris war er kaum wegzubringen aus seinen schmierigen Künstlerkneipen, wo er jenen langhaarigen und handschuhlosen Standesgenossen traf – pfui über eine solche Gesellschaft – und wenn er hier auch noch nicht ähnliche aufgesucht hatte, so lag der Grund wohl nur darin, daß ihm die alte halbverrückte Malerin mit ihrem verwaorlosten Melber Ersatz dafür boten, und daß er sich lächerlicherweise in eine wahre Leidenschaft verrannt hatte zu jenem allerdings bemerkenswerthen Mädchen, Angelika's Schülerin.«

Wenn der Freiherr von Reckenstein je Gewissensbisse fühlte, wenn er an die arme Ellen dachte, so tröstete er sich mit dem eben erfaßten Gedanken, und daß es bei dem wankelmüthigen Charakter Weißner's doch früher oder später gerade so gekommen wäre.

»Ich möchte nur wissen,« sprach er zu sich selber, »was es mit diesem Mädchen eigentlich für eine Bewandtniß hat: berechnet sie, ist sie eine Kokette, gewährt es ihr Vergnügen, ein paar ganz hübsche, ja ganz ausgezeichnete Leute sich um sie bemühen zu sehen, fühlt sie etwas dabei – fühlt sie stark dabei – fühlt sie ausschließlich für Einen dabei? Pah! wenn das wäre, möchte ich wohl dieser Eine sein, ohne daß ich deßhalb so starrköpfig in sie verliebt wäre, wie jener unbegreifliche Weißner.«

Der Freiherr von Reckenstein zog seine Uhr hervor, um diese an einem eleganten Laden, wo sich vortreffliche Chronometer befanden, zu richten, dann aber auch um sich zu überzeugen, daß er bis zu seinem Diner noch überflüssig Zeit habe, um ein paar Besuche zu machen, oder um wenigstens einige Erinnerungskarten zu placiren. Er verbrauchte darin sehr viel Material, und auf den Tischen aller einflußreichen Personen bei Hofe fand man seine jetzt schwarz geränderte Karte in vielen Exemplaren.

Heute aber beschloß er einen wirklichen und persönlichen Besuch zu machen und zwar bei der Dame, deren Namen ihm durch die begreifliche Ideenverbindung mit Fräulein von Enzberg wieder in's Gedächtniß kam, bei der Tante dieser jungen Dame, die er, wie uns bekannt ist, vor einiger Zeit in den Parkanlagen getroffen, wo sie ihr Visitenkartenbuch vergessen, das er ihr ein paar Tage nachher mit einigen Zeilen zugesandt, worauf sie ihren Dank erwiedert hatte, indem sie die Hoffnung hinzufügte, denselben später einmal persönlich wiederholen zu können.

Eine der Karten hatte er allerdings zurückbehalten, um sie später gewissermaßen als Legitimation zu benutzen, denn er hatte schon längst den Entschluß gefaßt, die ihm als sehr reich geschilderte Schwester jenes bedeutenden Geschäftsmannes, des Kommerzienrathes Mirbel, mit einem Besuche zu erfreuen, um vielleicht diese Bekanntschaft auf eine oder die andere Art nutzbringend zu kultiviren. Er liebte es, auf ähnliche Art überall Fäden anzuknüpfen oder Angelschnüre auszulegen, um von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob nicht irgendwo eine Beute zu erlangen sei, die des Herausziehens werth gewesen.

Der Freiherr winkte einem anständigen Fiaker herbei und ließ sich nach der Brückenstraße Nr. 4 fahren, einem Hause, am Flusse gelegen, mit einem kleinen Vorgarten, der allerdings heute, statt der Front durch Blumen und grünes Gesträuch einigen Schmuck zu verleihen, mit seinen gelben Blättern, kahlen Ästen und dünnen Blumenstengeln eher ein abschreckendes Beispiel alles Vergänglichen bot. Doch war das Haus recht ansehnlich, hatte breite und hohe Fenster mit großen Spiegelscheiben, hinter denen sich schneeweißer Musselin bauschte.

Die Treppe war hell, fast elegant und führte in sanfter Windung in den ersten Stock, wo Fräulein Seraphine Mirbel wohnte, wie ein blank geputzter Messingschild besagte. Ein sehr hübsches und freundliches Dienstmädchen erschien, und da sie lächelnd knixte, als sie dem schönen und vornehmen Herrn zu ihrem Bedauern mittheilen mußte, daß ihre Herrschaft ausgefahren sei, so erlaubte sich der schöne und vornehme Herr mit der in solchen Fällen praktischen vertraulichen Herablassung die weitere Frage, ob es vielleicht möglich sei, daß das gnädige Fräulein in Kurzem nach Hause zurückkehre.

Auch dieß mußte das hübsche Dienstmädchen verneinen, da die Herrschaft ausnahmsweise zur Schwester, Fräulein Aurelie Mirbel, gefahren sei, wo es wohl etwas länger dauern könnte – da sei sie aber jedenfalls zu finden, wenn der gnädige Herr vielleicht – und Fräulein Aurelie wohne in der Palmenstraße, der Nummer wisse sie sich nicht so ganz genau zu erinnern, doch wenn der gnädige Herr einen Augenblick eintreten wolle, so würde sie nachsuchen, oder den gnädigen Herrn nachsuchen lassen, was wohl das Beste sei.

So geschah es denn auch, das heißt, der Freiherr ließ sich herab, gemeinschaftlich mit dem hübschen Dienstmädchen die ziemlich lange unauffindbare Nummer zu suchen, und hatte dabei Gelegenheit, einen Einblick zu thun in die geschmackvolle und elegante Einrichtung der Zimmer Fräulein Seraphine Mirbel's, besonders in ein rosafarbenes Boudoir, das er sich in angemessener Gesellschaft wohl als einen angenehmen Aufenthalt ausdenken konnte.

Als er sich von dem schönen Dienstmädchen verabschiedet hatte und die Treppen hinabstieg, beschloß er, sich nach der Palmenstraße zu wenden, weniger um Fräulein Seraphine aufzusuchen, als auf diese Art die Bekanntschaft der strengen Tante zu machen, bei welcher Fräulein von Enzberg wohnte, vielleicht das junge schöne Mädchen dort zu sehen.

Doch wollen wir uns erlauben, seinem langsamen Fiaker voranzueilen, um schon an jenem Hause der Palmenstraße zu sein, ehe der Freiherr noch die Adresse desselben ausgesprochen.

Dieses Haus bot indessen einen anderen Anblick als das, welches wir so eben verlassen; es war ein altes schwärzliches und deßhalb finsternes Gebäude, machte auch durchaus keinen Versuch, sein runzliches Gesicht durch einen Vorgarten zu schminken, und wenn es auch gleichfalls hohe und breite Fenster hatte, so leuchtete doch hinter ihnen nicht die Frische weißen Musselins, sondern schwere dunkle Vorhänge fielen hier an beiden Seiten herab.

Auch war es kein hübsches, freundliches Dienstmädchen, das uns die Thür geöffnet hätte, wenn dieses nöthig gewesen wäre, sondern es war eine ältere, dunkelgekleidete, mürrisch aussehende Person zu diesem Zwecke vorhanden,

ein Wesen mit strengen Gesichtszügen, das sich gewiß nicht erboten hätte, einem schönen vornehmen Fremden Nummern suchen zu helfen.

In gleichem Charakter wie das Haus, die dunkle Treppe, das düstere Dienstmädchen, war auch das Vestibül sowie ein Vorzimmer mit dunklen Tapeten, das wir durchschreiten und wo die steif an der Wand gereihten hochlehnigen Stühle gerade so aussahen, als würden sie es höchlichst übel nehmen, wenn sich heitere, fühlende, warme Wesen je unterstehen wollten, sich auf ihnen niederzulassen; ja das ganze Ameublement erschien so, als schaue es in beständiger düsterer Verehrung zu dem Kronleuchter auf, der, in grauen Musselin gehüllt, wie ein ungeheurer Riesenthränentropfen von der Decke herabhing.

Dazu war das Licht durch herabgelassene Vorhänge gedämpft und es machte in dieser Halbdämmerung einen äußerst ernsten Eindruck, aus einem Nebengemache feierliche Harfenklänge zu vernehmen, welche in schweren Akkorden melodramatisch eine Stimme begleiteten, oder eigentlich zwei Stimmen, die so unter Musikbegleitung ein Duett mit einander sprachen.

Dann sehen wir die Besitzerinnen dieser beiden Stimmen, selbst ungesehen, vor uns, und müssen versichern, daß sich ihr Äußeres trotz verschiedener vergangener Jahre nicht besonders viel geändert hat. Seraphine Mirbel saß wie hingehaucht auf dem schwarzledernen Sopha, von dem sich ihr helles Gewand, perlgrau mit rosa, aus einem sehr gediegenen Wollenstoff gearbeitet, leuchtend und vortheilhaft hervorhob, während das zarte Roth ihrer Wangen von der Aufregung des eben geführten Gesprächs herrühren konnte, vielleicht auch ein Widerschein ihres zierlichen Hütchens

war, oder von künstlerischen Mitteln herrührend, welche genauer zu erwähnen uns die Diskretion verbietet.

Auch Thusnelda[Aurelie] Mirbel bot dieselbe imposante, ja furchterregende Erscheinung wie damals, und wenn man die düstere Gestalt betrachtete, kohlschwarz von den Fußspitzen bis zur Sammethaube oder bis zu den wehenden Straußenfedern, wenn sie wie eben jetzt zum Ausgehen gerüstet schien, in Stoff und Schnitt ganz gleich wie damals, die Gesichtszüge unbeweglich, wie erstarrt in beständiger Entrüstung über die Schlechtigkeit der Menschen, so hatte man auf den Gedanken kommen können, sie wisse nichts von jenem behaglichen Übergang von einem Tag auf den andern, den uns das Bett gewährt, sondern sie würde Abends neben ihrer Harfe starr und steif in den Winkel gelehnt, um am andern Morgen von dem düsteren Dienstmädchen ein klein wenig abgestaubt und so wieder fähig gemacht zu werden zu weiterem Leben.

Jetzt stand sie hochaufgerichtet neben dem Instrumente, mit ihren Blicken in weite Ferne starrend, wobei ihre Finger auf den Saiten lagen, zuweilen einige Töne hervorrufend wie klagender Nachtwind, während ihre Schwester sprach.

Sie mußte indessen schon ziemlich lange und ohne besondere Wirkung gesprochen haben, was man an ihren zornig eingekniffenen Mundwinkeln sowie an dem Blinzeln ihrer Augen sah.

»Und deßhalb, und um mir zu sagen, was boshafte Menschen denken über mein gewiß in jeder Beziehung gottgefälliges Leben, störst Du den Frieden dieses Hauses?« erwiderte endlich Thusnelda[Aurelie] langsam mit dem Kopfe nickend, »oder hättest Du vielleicht die Absicht, mir ohne

weiteren Grund eine unangenehme Stunde bereiten zu wollen?«

»Ja, das hab' ich leider schon gethan,« sagte die Andere lebhaft in einem spöttischen Tone, »indem ich, ein Kind des bösen Geistes und frivoler Weltlust, in den sogenannten stillen Frieden dieses Hauses eindrang, und kannst Du mir glauben, Thusnelda[Aurelie], oder kannst das bleiben lassen, ganz wie es Dir beliebt,« setzte sie ernster hinzu, »daß ich gewiß nicht hierher gekommen wäre, wenn ich es nicht für meine Schuldigkeit gehalten hätte, Dir im Interesse unserer Schwester und deren Tochter zu sagen, daß man unangenehme Dinge spricht über Dich und diese sogenannten friedlichen und christlichen Räume.«

»Was kümmert's mich!« klang die Antwort, begleitet von einem Harfenakkord und einem innigen Augenaufschlag.

»Aber mich kümmert's und unsern Schwager Enzberg soll's bekümmern und Jeden, der es gut meint mit einem so unerfahrenen Mädchen – und damit Du nicht glaubst, daß ich ungerecht sein will, Thusnelda[Aurelie], so will ich annehmen, Du habest in der That keine Ahnung von dem Treiben und Wogen in solch' einem Mädchenherzen und wüßtest nicht, wie gefährlich es ist – ja wie unverantwortlich, solche Gelegenheiten zu begünstigen.«

»Du redetest von jeher mit spitzer Schlangenzunge und suchtest eine Blöße an mir oder vielmehr an meiner Seele, um mich zu verletzen.«

»Na, na, dazu braucht man keiner spitzen Schlangenzunge, dazu wäre jedes andere Maul eben fein genug, denn Du mußt nicht glauben, daß Du den Leuten das Reden verbieten kannst, weil Du in düsteres Schwarz gekleidet bist, in keiner Kirche fehlst und zu Hause geistliche Lieder zur

Harfe singst, und dabei will ich offenherzig genug sein und Dich versichern, daß es mir gleichgültig ist, was man über Dich sagt und denkt, wogegen ich gekommen bin, das junge Mädchen, das meinen Namen trägt, zu warnen – – o, schüttele nur mit Deinen schwarzen Straußenfedern und zerre an Deinen Harfensaiten, das macht auf mich nicht den geringsten Eindruck, hören sollst Du mich doch und das beweist Dir, wie offen und ehrlich ich handle, sonst wäre ich sogleich zu unserem Schwager Enzberg hinausgefahren und hätte ihm gesagt, in wessen Händen sich sein einziges Kind befindet. – Natürlich mir, der lebenslustigen Seraphine,« – dieß sagte sie mit einer unnachahmlichen Wendung ihres Kopfes – »konnte man ein junges Mädchen nicht anvertrauen, obgleich man doch hätte zugestehen müssen, daß mir die Erziehung unserer Nichte Helene, die ich allein geleitet, alle Ehre macht – nun, ich könnte mich darüber trösten, wenn ich nicht das regste Interesse nähme an unserem armen kranken Schwager, und weil ich es nun einmal nicht ändern kann, daß Du gerade so wie ich den Namen unseres geachteten Vaters trägst.«

Gegen diese, wenngleich indirekten, doch immerhin sehr schweren Beschuldigungen verhielt sich Thusnelda[Aurelie] auffallend ruhig und unbewegt, ja sie lächelte auf ihre Harfe hinab, als fände sie eine Ähnlichkeit zwischen sich und diesem gleichfalls so oft gemarterten Instrumente, welche Zeichen von Sanftmuth die Andere aber nicht zur Mäßigung stimmten, denn sie fuhr in einem lauterem Tone fort: »Kannst Du und willst Du es leugnen, daß Seraphine hier in Deinem Hause Besuche empfängt von jungen Herren, deren Stellung in der Welt nicht so ist, daß man diese Besuche

zweckmäßig oder ehrenvoll nennen könnte – ein Kavallerieoffizier,« fuhr sie mit ausdrucksvollem Achselzucken fort, »der obendrein Baron ist und Flügeladjutant des Königs, ein Maler, der seine Frau schmähhch im Stich gelassen hat und sich eine andere Beute sucht. Dazu ein anderer etwas älterer Herr, als Deckmantel für die ganze übrige Welt, nur nicht für mich, die diesen Herrn von Rosenthal zu genau kennt, um nicht zu wissen, weshalb er sich hier als dritter Raubvogel einfindet.«

War es nun dieser Vergleich oder war es die nun in ein zorniges Gelb schillernde Gesichtsfarbe Seraphinens, was die Andere veranlaßte, so weit aus ihrer Rolle zu fallen, daß sie ein lautes und höhnisches Lachen hören ließ, erschreckend aus dem Munde dieser schwarzen, an ihre Harfe gelehnten Trauergestalt, und eine solche Wirkung übte dieß Gelächter auch auf Seraphine aus, denn sie fuhr entsetzt zurück, wobei sich ihre Augen wie bei allen heftigen Gemüthsbewegungen so auffallend vergrößerten, daß man ringsum das Weiße erblickte, und ihre Sehwerkzeuge in diesem Momente mehr als je denen eines erzürnten Schaukelpferdes ähnlich sahen.

»O, ich weiß wohl, was dieses unverschämte Lachen zu bedeuten hat,« rief sie nach einer Pause, wobei sich jede Sylbe einzeln zwischen den bebenden Lippen durchzwängte, »Du glaubst wohl, mir damit ein großes Herzeleid zu verursachen, daß Du diese abenteuerliche Persönlichkeit, die ich aus meinem Hause entfernt, jetzt bei Dir aufnimmst, auch ist es mir wahrlich nicht um das Heil Deines Leibes noch Deiner Seele zu thun, daß ich als Warnerin hier erschien, sondern nur im Interesse jenes jungen Mädchens, und da

ich weiß, wie gefährlich jener schlimme Mann für die Herzen unerfahrener Jungfrauen war.«

»Unter welche Zahl auch Du Dich wohl noch rechnest,« gab die Andere höhnisch zur Antwort.

»Vielleicht hätte ich ein Recht dazu und würde ich es auch thun trotz des ärgerlichen Tons Deiner Worte, trotzdem Deine sanften Taubenaugen Blitze sprühen, trotzdem Deine Finger zucken und Du Dich gewaltsam zurückhalten mußt, um nicht die Saiten Deiner geheiligten Harfe zu zerreißen – ha, ha, ha, ha!« lachte sie jetzt laut und gellend, »wie es mir wohlthut, Deinen künstlich erbauten Gleichmuth, Deine frevelhafte Gleichgültigkeit zusammenbrechen zu sehen vor der Wahrheit meiner Worte – ja vor der Wahrheit meiner Worte, die Du verstehen wirst und sollst, – – nein, theure Schwester, ich rechne mich nicht zu den unerfahrenen Jungfrauen, sondern zu den sehr erfahrenen und will Deiner Tugend daraus kein Hehl machen, ha, ha, ha, ha, Deiner Tugend! will Dir auch gern bis in alle Ewigkeit das Herz einer unerfahrenen Jungfrau gönnen, denn mit allem Deinem Gethue, mit allem Deinem Geziere, mit dem salbungsvollen Lächeln auf Deinen Lippen wirst Du doch nie etwas Anderes sein als eine allerdings recht unerfahrene alte Jungfer, als eine abgestumpfte Gelegenheitsmacherin für junge Mädchen, wobei für Dich nicht einmal der miserabelste Brocken abfällt.«

Das war denn doch zu stark, da sich Seraphine obendrein noch bei den letzten Worten rasch erhoben hatte, um ihrer Schwester einen Schritt näher zu treten, die Nase hoch erhoben, mit zuckenden Fingern, und wir finden es gegenüber dieser herausfordernden Haltung für vollkommen gerechtfertigt, daß Thusnelda[Aurelie] ihre Harfe etwas unsanft an

die Wand lehnte und gleichfalls eine sehr ausdrucksvolle Fechterstellung annahm, wobei sie bei ihrer größeren Körperlänge noch den Vortheil hatte, auf ihre Gegnerin verächtlich herabblicken zu können.

»Und Du hast nicht einmal so viel Scham mehr,« sagte sie nach einer Pause drohenden Schweigens, während welcher sie ihre Finger, die sonst nur gewohnt waren, durch die Saiten der Harfe zu irren, zu Fäusten geballt emporhob – »Du treibst Deine Frechheit so weit, mir gegenüber auf Dinge anzuspielen, die zur Ehre der Familie unter einem ganzen Gebirge begraben liegen sollten – Du – Du, die sich trotz ihrer Erfahrung so zum Besten haben ließ – ach, wie das köstlich ist! – ach, wie das köstlich ist! – bildet sich ein, einen Mann gefesselt zu haben wie Herr von Rosenthal, und war nicht gescheidt genug, zu sehen, wie man die Ärmste zum Deckmantel benutzte – ja komm' mir nur drohend näher,« fuhr sie abwehrend fort, »und erschrecke mich nur mit Deinen weitaufgerissenen wilden Augen – ach, wie ich mich fürchte – wie ich mich fürchte!« rief sie lachend, »nein, ich will es gewiß in meinem Leben nicht mehr wieder thun, will auch Alles zurücknehmen, was ich gesagt, will mein Unrecht eingestehen« – hier knixte sie auf eine sehr verletzende Art – »will Dir zugeben, daß Du viel erfahrener bist und daß es nur in Deinem Willen gelegen hätte, jenen verrückten Tapeziergesellen zu heirathen, der Dir so viel Herzenskummer gemacht. Kannst mir auch dabei glauben, theure Seraphine, daß ich Dir meine Kundschaft hätte zukommen lassen.«

Durch diesen boshaften Stich hatte sie wieder die Oberhand gewonnen und wandte sich triumphirend von ihrer Schwester ab, nachdem sie vorher noch eine majestätische und sehr deutliche Handbewegung gegen die Thür gemacht,

die aber nicht sogleich den erwünschten Erfolg hatte, denn Seraphine fühlte sich nach all' dem nicht im Stande, ihre Schwester augenblicklich mit einem Abgange zu verlassen, wie sie ihn wohl für nöthig hielt, um einen Eindruck zu hinterlassen; ja ihre bis jetzt schon bewahrte mühsame Festigkeit bröckelte zusammen unter der Wucht jener schmerzlichen Erinnerung – ja schmerzlich, sie besaß nicht Seelenstärke genug, um das sich selbst gegenüber zu leugnen – ja, er hatte sie geliebt, dieser unglückliche junge Mann von schmachtendem Äußeren, und wer konnte wissen, ob dieser gestörte Seelenzustand nicht eine Folge jener unglücklichen Liebe war – – und jenes heuchlerische Ungeheuer dort, jenes Traueremblem mit der eiskalten Stirn unter den wallenden schwarzen Straußenfedern war gefühllos genug, jene längst vergangene Zeit aus ihrem Grabe zu reißen.

Seraphine sank in das Sopha zurück, Thränen rollten aus ihren Augen, und sie vermochte nicht ihrer Leidenschaft so weit Herr zu werden, um den sehr verletzenden Ausdruck zu unterdrücken: »O Du bösertiges Harfenm. . . !« – welche Endung aber glücklich abgeschnitten oder unhörbar gemacht wurde durch den Eintritt des düstern Dienstmädchens, das beide Hände emporhob, um Schweigen als sehr wünschenswerth erscheinen zu lassen, und dann ihrer Dame zuflüsterete: »Es ist ein sehr vornehmer Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht.«

– Es war ein recht verletzender, triumphirender Blick, den Fräulein Thusnelda[Aurelie] jetzt auf ihre Schwester warf, als sie mit lauter Stimme die Worte sprach: »Führe den vornehmen Herrn nebenan in den Salon, ich werde sogleich erscheinen,« dann wandte sie sich, als sei sonst Niemand mehr im Zimmer, gegen den Spiegel, nahm ihren Sammethut ab

– sie war gerade im Begriff gewesen, auszugehen, als ihre Schwester erschien, oder hatte wenigstens so gethan, um den unangenehmen Besuch abzukürzen – dann strich sie ihre noch immer vollen dunklen Locken zurecht, drückte ihr stark parfümirtes Taschentuch ein paar Mal fest gegen die Lippen, und begab sich alsdann in den anstoßenden Salon, wo man gleich darauf eine tiefe klangvolle Männerstimme reden hörte.

Seraphine hatte sich rasch erhoben und sowie sich ihre Augen wieder vergrößerten, versiegte augenblicklich der Thränenquell. Sie ging mit unhörbaren Schritten gegen die Thür des Nebensalons und beugte sich dort so tief hinab, daß ihr Auge durch das Schlüsselloch blicken konnte. Sie hatte Rosenthal zu hören geglaubt, erschrak aber jetzt fast noch mehr, als wenn der ihr so Verhaßte es wirklich gewesen wäre, da sie auf dem Sopha neben ihrer Schwester den schönen Mann mit prachtvолlem blonden Bart erkannte, den sie vor einiger Zeit im Park gesehen, wo er zeichnete, und wo er so aufmerksam gewesen war, ihr die köstliche Zeichnung mit den freundlichsten Worten zu zeigen.

– – – – Jetzt nahm er aus der Tasche eine Visitenkarte, die er Thusnelda[Aurelie] zeigte, und hörte, wie diese Heuchlerin sagte: »Ach, sie gehört meiner lieben Schwester und sie wird sich recht freuen, sie aus meinen Händen wieder zu erhalten.«

So leicht aber ließ sich die liebe Schwester nicht übertölpeln, sie trat rasch und geräuschlos von der Stubenthür zurück, ordnete vor dem Spiegel ihren zierlichen, rosafarbenen Hut, sah auch nach ihrer Gesichtsfarbe, ob dort nichts verwischt sei und ging dann mit festem Schritt in den Salon, wo sich bei ihrem Anblick der fremde, allerdings heute

noch vornehmer aussehende schöne Mann mit einem Ausruf des Vergnügens erhob, während sich Thusnelda[Aurelie] abwandte, um ihren etwas grünlich werdenden Teint zu verbergen.

»Du entschuldigst, liebe Schwester,« sagte die Eintretende mit einem sanften Lächeln auf den Lippen und einem milden Glanze in den so vollkommen rund erscheinenden Augen, »daß ich unangemeldet bei Dir eintrete, aber ich vernahm die Stimme eines lieben Bekannten, den wieder zu sehen mir in der That große Freude macht.«

Damit streckte sie ihm ihre schmale und deßhalb fein erscheinende Hand entgegen, die, mit dem zartesten Ziegenleder in der modischsten Farbe bedeckt, gerade deßhalb Eindruck auf den Freiherrn von Reckenstein zu machen schien, wenigstens ergriff er mit höchst angenehmem Ausdruck ihre Finger und sagte dann sich verbeugend: »Das Vergnügen ist jedenfalls auf meiner Seite, gnädiges Fräulein, und wenn Sie mich glücklich machen wollen, so vergessen Sie meine Ungeschicklichkeit, daß ich erst heute dazu komme, Sie aufzusuchen, und dieß nicht schon vor einiger Zeit that, um Ihnen, wie es meine Schuldigkeit gewesen wäre, selbst den kleinen Gegenstand zurückzubringen, den Sie damals im Park an meiner Seite liegen ließen.«

»Ach, mein Gott, so haben Sie mich wirklich aufgesucht und endlich gefunden,« seufzte Seraphine mit einem koketten Augenaufschlag und einem Blicke, der etwas Triumphirendes annahm, sowie er das Gesicht der Schwester streifte – »ach ja,« setzte sie unter einem Anfluge jungfräulicher Scham hinzu, »ich hatte das damals im Parke an Ihrer Seite vergessen, und als ich es dann wieder erhielt, erschien

es mir in der Erinnerung doppelt werth, und ich sage Ihnen auch für diese Aufmerksamkeit meinen wärmsten Dank.«

Das Alles war absichtlich ein bischen zweideutig ausgedrückt, vielleicht um vor dem schönen Manne verwirrt zu erscheinen und auch um Thusnelda[Aurelie] mit dieser durchschimmernden Vertraulichkeit zu ärgern.

Letzteres gelang ihr auch so vollkommen, daß Jene nicht einmal den Pflichten der Wirthin nachkam und der Schwester einen Stuhl anbot, eine Versäumniß, welche indessen noch zu tieferem Verdrusse führte, da der Freiherr selbst einen Sitz für sie herbeiholte, allerdings nicht, ohne um Erlaubniß gebeten zu haben, die ihm auch unter einem etwas steifen Kopfnicken und mit nicht allzu freundlicher Miene gegeben wurde.

Überhaupt fand Thusnelda[Aurelie] dieß Zusammentreffen etwas sonderbar, und während ihre Schwester mit einer mädchenhaften, fast kindlichen Unbefangenheit dasaß und plauderte, brütete sie darüber nach, was diese unausstehliche alte Kokette wohl dazu bewogen haben könnte, dem Herrn von Reckenstein, statt bei sich zu empfangen, hier ein Rendezvous zu geben; denn daß dieß eine Verabredung war, wer mochte noch daran zweifeln – sie selbst am allerwenigsten, und wenn sie sich auch noch so sehr in ihre Grübeleien versenkte, so war es ihr doch unmöglich, einen anderen Grund zu entdecken als den, ihr einen tiefen Ärger zu bereiten, was denn auch gründlich gelungen war.

Seraphine plauderte aber auch so gewandt, so heiter und lebenswürdig und sah dabei so animirt und glücklich aus, ihr Teint leuchtete so lebhaft unter dem Reflex des Rosahutes, ihre Augen hatten einen so sanften, schwärmerischen Ausdruck, und zwischen den Lippen hervor glänzten wie

Elfenbein die regelmäßig schönen Zähne ihres künstlichen Gebisses.

Ach, daß doch so Vieles Lug und Trug ist und Heuchelei in dieser bösen verderbten Welt! – Das grinsende Lächeln Thusnelda's[Aureliens], wenn sie einmal in's Gespräch gezogen wurde, nachdem sie eben erst im Spiegel ihre Trauergestalt mit einem düsteren Blicke betrachtet – die Versicherung Seraphinens, von einem glühenden Blick auf den Freiherrn begleitet, daß sie von jeher gewohnt sei, bei der geliebten Schwester nur das Beste, Schönste und Herrlichste zu finden – die Worte des Herrn von Reckenstein, daß er dem Zufalle nicht genug zu Dank verpflichtet sein könne für die Erneuerung jener angenehmen Bekanntschaft im Parke und für das Glück, welches ihm dadurch zu Theil geworden, auch Fräulein Thusnelda[Aurelie] Mirbel kennen zu lernen!

Im Grunde mußte er sich allerdings gestehen, daß er noch nicht recht einzusehen vermöge, wie diese an sich verlorene Stunde für die Folge vielleicht nutzbringend zu machen sei, fast hatten ihn dabei die unverkennbaren süßen Augen Seraphinens erschreckt, wenn es anderntheils auch nicht zu leugnen war, daß er es hier mit einem echten Goldfische zu thun hatte, der vor Begierde brannte, an irgend einer Angel zu zappeln und seinem Besieger dienstbar zu sein.

Dagegen machte die Trauergestalt der andern Schwester einen peinlichen, beängstigenden Eindruck auf ihn, besonders da er ein paar Mal Blicke überrascht hatte, welche der glücklich strahlenden Seraphine galten und ihm wie ein kalter Hagelschlag auf ein Beet künstlicher Rosen erschienen.

Er mußte seine ganze Beredsamkeit aufwenden, um das Gespräch nicht zuweilen in's Stocken gerathen zulassen,

denn die schwarze Gestalt bemühte sich durchaus nicht, zu den Kosten der Unterhaltung beizutragen, und auch Seraphine konnte halbe Minuten lang träumerisch dasitzen, lächelnd auf Reckenstein blicken, und wenn in solchen Augenblicken, wie der Volksmund sagt, ein Engel durch's Zimmer flog, so hatte er dunkle Flügel und eine finstere, drohende Miene.

Das ganze Zimmer aber mit seinen ernsten Tapeten, seinen dunklen, halb zusammengezogenen Vorhängen hatte an sich schon etwas Beängstigendes, allerdings passend zur Trauergestalt Thusneldens[Aureliens] und jenem anderen düsteren Wesen, das in Gestalt einer Dienerin sich umhertrieb, und bisweilen ohne irgend welche Veranlassung im Zimmer erschien und wieder verschwand.

Wie es hier die heitere, ja oft übermüthig lebenslustige Schülerin Angelika's, Fräulein von Enzberg, auszuhalten vermochte, war ihm unfaßlich, und er konnte es jetzt wohl verstehen, daß sich das junge Mädchen oft sehr lebhaft von der Residenz hinweg und nach Hause zurücksehnte.

Fast unbewußt gab er diesen Gedanken Worte, da die Unterhaltung wieder einmal stockte, wurde aber von Fräulein Thusnelda[Aurelie] mit einem etwas scharfen Blick auf ihre Schwester belehrt, »daß der Vater der jungen Seraphine,« sie betonte dieß Prädikat sehr bedeutsam, »seine Tochter mit gutem Vorbedacht in eine etwas ernste Umgebung gebracht und speziell ihrer Aufsicht übergeben habe.«

»Wo sie jedenfalls in den besten Händen ist,« versicherte der Freiherr sich verbeugend, »wenn ich auch überzeugt zu sein glaube, daß sich die junge Dame bei jeder ihrer verehrten Verwandten« – er machte hier eine Verbeugung gegen

die ältere Seraphine – »an geeignetem Platze befunden hätte.«

Wie belohnte ihn dafür ein dankbares Lächeln unter dem Rosahute hervor, und als sich der Freiherr von Reckenstein im Schwunge seiner letzten Worte leicht und elegant erhob, wobei er Thusnelda[Aurelie] wiederholt die Versicherung gab, wie dankbar er dem glücklichen Zufalle sei, der ihn hieher geführt, indem er ihre Hand herzlich drückte, so hatte er die Genugthuung, nicht nur auf's Freundlichste entlassen, sondern auch zum Wiederkommen eingeladen zu werden.

Ihn mit bis in's Vestibül zu begleiten, ließ sich indessen auch Seraphine nicht nehmen; als sie ihm aber dort mit dem verbindlichsten Lächeln ihren unten haltenden Wagen zur beliebigen Verfügung anbot, konnte sich Thusnelda[Aurelie] der Worte nicht enthalten: »Du selbst wirst mich doch nicht schon verlassen wollen, da ich noch Einiges mit Dir zu reden habe.«

Begreiflicher Weise lehnte der Freiherr den Wagen ab, und als seine Schritte auf der Treppe nicht mehr hörbar waren, richtete sich Seraphine droben, am Geländer stehend, in Erwartung des wieder beginnenden Kampfes, auf und sprach mit rückwärts gewandtem Kopfe: »Selbstverständlich war das nur so eine Redensart, und Du hast mir wohl nichts mehr zu sagen?«

»Je nachdem,« klang die Antwort zurück– »je nachdem; Du wirst mir zugeben, daß wir vorhin unterbrochen worden sind, ehe ich Deinen Anklagen gegenüber etwas zu meiner Rechtfertigung sagen konnte.«

Schon das Wort Rechtfertigung nahm sich im Munde Thusneldens[Aureliens] eigenthümlich aus, noch mehr aber der Ton, mit dem sie es sagte, der durchaus nicht mehr

scharf und herbe war, vielmehr in der umgänglichen Art, in der sich anständige Leute, auch wenn sie gerade nicht Schwestern sind, zu unterhalten pflegen.

Dieß Alles zusammen übte denn auch auf Seraphine, deren Gemüth überhaupt sanft fibrirte, eine wohlthuende Wirkung, so daß sie in einer bei nahe freundlichen Weise sagte: »Ich glaube nicht, daß Du mir eine Rechtfertigung schuldig bist, da es mir nicht zukam, eine solche zu verlangen, auch beabsichtigte ich nicht, Dich zu kränken, sondern was mich antrieb, war ebenso die Sorge für das einzige Kind unserer Schwester, als für den Namen unseres Vaters.«

»Den wir leider noch gemeinschaftlich tragen,« klang es kaum verständlich zwischen den Lippen der älteren Schwester hervor, aber so deutlich für die Andere, daß diese eines leichten triumphirenden Lächelns sich nicht erwehren konnte, das aber so rasch wieder verflog wie der Blitz in einer Gewitternacht, eine düstere Regenstimmung zurücklassend, welche sich denn auch plötzlich Seraphinens bemächtigt zu haben schien, denn sie faßte nach dem Arme ihrer Schwester und sagte mit zwinkernden Augen: »Wenn wir uns früher verstanden hätten!«

»Und wäre es jetzt noch zu spät dazu?«

»Recht spät – recht spät, des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder.«

»Pah, warum soll man sich nicht auch der heißen Sommermonate freuen, oder des schönen Herbstes, wenn man es haben kann!«

Sie sagte das in einem eigenthümlich erregten Tone, während sie ihre heißen Blicke gegen die Treppe richtete und sie den rechten Arm erhob, um dort hinabzuzeigen, wo der schöne Mann mit dem prachtvoll wallenden Barte vorhin

verschwunden war, nicht ohne sich noch einmal an der Biegung umzuwenden und den beiden Schwestern herzlich mit der Hand zu winken.

Seraphine bebte vor der eben beschriebenen Pantomime, verschärft durch jenen Blick, der ihr eine ganze Passions- und Liebesgeschichte erzählte, wobei Thusnelda[Aurelie] fast drohend, kampfbereit erschien mit ihrer hohen, stolz aufgerichteten Gestalt, neben welcher die zierlicheren Formen der jüngeren Schwester nicht mehr so recht zur Geltung kamen.

Deßhalb folgte sie auch stillschweigend und ließ sich in dem kleinen Salon, wo die Harfe stand, wieder angekommen, wenn gleich erwartungsvoll, doch etwas zaghaft auf dem Sopha nieder, während Thusnelda[Aurelie] mit weiten Schritten ein paar Mal durch das Zimmer rauschte, ehe sie sprach: »Mit Deiner Anklage hattest Du Recht und Unrecht, – Recht, weil ich diese Besuche hier duldetest, die doch keinen anderen Zweck haben und haben konnten, als das junge Mädchen zu kompromittiren – Unrecht gegen mich, weil ich Dir wohl kaum zu sagen brauche, daß ich nicht mehr dabei war als eine gefällige Gesellschafterin – und ich will Dir das sagen,« fuhr sie den Kopf aufwerfend fort, »ich will Dir gestehen, daß ich dabei gelitten habe, daß ich fast vergangen bin vor heißem Schmerz und wilder Sehnsucht – bist Du nun zufrieden?«

Diese Frage wurde in so gellendem Tone hervorgestoßen, daß Seraphine zusammenfahrend eine beschwichtigende Handbewegung machte, worauf die Andere mit einem spöttischen Lächeln fortfuhr: »Du kennst Rosenthal, das heißt Du kennst ihn gerade so viel, um zu wissen, daß Du weit eher ein glühendes Phantasiebild festzuhalten und

Dir dienstbar zu machen vermagst, als ihn – o, er ist ein bedeutender Mensch, ich habe ihn geliebt – ich habe ihn angebetet schon damals – damals – und wenn er ein Vampyr wäre, so hätte ich meine Seligkeit gegeben, um seine Beute zu werden.«

Seraphine saß da erstarrt vor schreckhafter Überraschung, sie duckte ordentlich zusammen unter dem gleichen Gefühl, als breche ein künstlich aufgebautes Wehr zusammen und als stürze die angestaute Flut, die bis jetzt in so trügerischer Stille vor ihr lag, rauschend und brausend über sie her, nicht als hätte sie keine Ahnung gehabt von jener eingedämmten Leidenschaft, aber sie hatte nimmer geglaubt, zur Vertrauten derselben gemacht zu werden; etwas zu entgegen vermochte sie nicht, und hielt es für das Klügste, ihre Hände zusammen zu falten und durch einen tiefen Athemzug ihre Theilnahme kund zu geben.

»Ja, sie waren hier bei mir – häufig, – häufig, ich habe sie bewirtheet und mit ihnen gelacht und gescherzt – ja ich habe sogar,« fuhr sie hastig fort, indem sie näher trat und ihre Rechte auf die Schulter der Schwester legte, – »ich habe sogar das junge Mädchen zu Freiheiten ermuntert, begreiflicherweise ohne sie aus den Augen zu verlieren, aber dabei namenlose Qual erlitten.«

»Thusnelda[Aurelie]!«

»Ja, Thusnelda[Aurelie], die ernste, düstere, schwarz gekleidete Thusnelda[Aurelie], die scheinbar allen Freuden der Welt abgestorben.«

»Entsetzlich – Rosenthal!«

»Pah – er, der ewig Gleiche, ewig Kühle – kalt Verbindliche.«

»Und wer waren die Anderen?«

»Jener schöne Offizier Hugo von Nellingen, der das junge Mädchen auf ungefährliche romantische Art zu lieben scheint, während Weißner, ihr Lehrer und Freund, sie mit einer glühenden Leidenschaft anbetet – – – da hast Du einen Theil meiner Bekenntnisse, doch brauchst Du Deine großen Augen deßhalb nicht so gewaltig aufzureißen, es ist nichts Schlimmes, nichts Frevelhaftes dabei, sie wird's mit ihrem leichten Sinn vergessen, ihr blüht das Leben, sie kann Blumen pflücken wo sie will, während ich nichts habe und nichts haben werde als meine traurige Harfe, kein Glück, keine süße Erinnerung, während hier unter meinem schwarzen Kleide mein Herz wild beweglich klopft und nach einer ungekannten und deßhalb um so mehr begehrten Seligkeit drängt – – jetzt verachte mich und mißbrauche mein Vertrauen!«

»Wie sollte ich Dich verachten, Thusnelda[Aurelie], meine theure, jetzt wieder gefundene Schwester!« rief Seraphine, wobei sie sich rasch erhob und ihre Arme um die Schultern der hohen schwarzen Gestalt schlang – »wie glücklich bin ich, daß Du mir Dein Vertrauen geschenkt, daß Du mir, ich will es offen gestehen, ein Spiegelbild meiner eigenen Leiden zeigtest, daß Du offen und wahr die Wunden Deines Herzens darlegtest, um treuer Schwesterliebe eine Heilung möglich zu machen!«

»Daran verzweifelst Du nicht?« rief die Andere in erstauntem Tone, »ah, Du kennst nicht die Tiefe meiner Wunden, Du weißt nicht, welch' wollüstige Freude es mir macht, dieselben durch Phantasieen, durch Wünsche und Gedanken stets offen zu erhalten.«

»Und doch verzweifle ich nicht daran, eine Heilung zu finden, jedenfalls eine Linderung, die nach und nach zu einer behaglichen Existenz führt.«

»Wie wäre das möglich – wie das zu erreichen?«

»Durch eine freundschaftliche, eine schwesterlich liebevolle Vereinigung, meine gute Thusnelda[Aurelie], durch gegenseitige Hülfe und Unterstützung, dadurch, daß Eine der Andern ihre Wünsche und Hoffnungen nicht mehr verheimlicht, da sie ja jetzt gewiß sein kann, Rath und Hülfe zu finden. O, wie glücklich hätten wir vielleicht schon früher sein können, wenn wir uns nicht gegenseitig mit Mißtrauen und Haß betrachtet, jede zarte Blüte, die sich zu entwickeln versprach, muthwillig zerstört – ach, Thusnelda[Aurelie], darin habe ich Dir mehr zu vergeben, als Du mir!«

Sie umschlang den Hals ihrer Schwester mit den Armen, während sie, verschämt niederblickend, ihren Kopf an deren Busen lehnte und deßhalb auch nicht zu sehen vermochte, wie sich Thusneldens[Aureliens] Auge etwas verfinsterte, als sie in beinahe herbem Ton zur Antwort gab: »Lassen wir denn Alles vergeben und vergessen sein; das wird auch Dir nicht schwer werden, denn wenn Du vorhin von Blüten sprachst, so erschienen Dir dieselben doch an gar zu kümmerlichen und ärmlichen Pflanzen.«

»Nicht doch, gute Schwester,« erwiderte Seraphine rasch den Kopf erhebend und ihre Augen ziemlich vergrößernd, »nicht so ganz wie Du meinst, darüber kann ich Dir die bestimmteste Versicherung geben, weil ich genau weiß, worauf Deine Worte hinzielen – – allerdings muß ich gestehen,« setzte sie hinzu, indem sie Kopf und Augenlider kokett senkte, die Finger ineinander schlang und die Nägel aufmerksam zu betrachten schien, während Thusnelda[Aurelie], von den

Armen der Schwester befreit, wieder ihren raschen Gang durch das Zimmer aufgenommen hatte, »daß er in etwas zweifelhafter und leicht zu mißdeutender Gestalt vor mir erschien.«

»In zweifelhafter und leicht zu mißdeutender Gestalt?« fragte Thusnelda[Aurelie], plötzlich stehen bleibend, mit einem Tone, der die Mitte hielt zwischen Hohn und Ironie, »wie kann man das zweifelhaft nennen und wie kann es gemißdeutet werden, wenn ein verrückter Tapeziergeselle, während er Gardinen in Deinem Zimmer aufhängt, Dir eine Liebeserklärung macht!«

»Wenn er nun kein Tapeziergeselle gewesen wäre?« fragte Seraphine schüchtern, während sie noch angelegentlicher ihre Fingerspitzen betrachtete, »wenn er – um Dein garstiges Wort zu wiederholen – nicht verrückt gewesen wäre, es sei denn, daß Du jetzt auf einmal wieder beliebtest, die Liebe überhaupt eine Verrücktheit zu nennen?«

»Gott steh' mir bei!« rief die Andere in erstauntem Tone, »Deine Phantasieen sind fast noch toller als meine Bekenntnisse.«

»Nimm sie so auf, liebe Schwester,« antwortete Jene mit sanfter Stimme, »ich kann es Dir nicht verdenken und will es auch hinnehmen als Buße dafür, daß ich jenes unglückliche Wesen so kalt und schnöde behandelt, aber laß mir wenigstens meinen schönen Glauben.«

»Um aller Heiligen willen – worin besteht denn Dein schöner Glaube?«

»Daß er mich geliebt, unendlich wahr und heiß geliebt, uneigennützig geliebt, denn er verlangte ja nichts, als daß sein Blick an meinem Antlitz hängen dürfe.« Dabei schaute

sie himmelwärts und hob ihre Hände ruckweise in die Höhe, wie schlechte Schauspielerinnen zu thun pflegen, wenn sie Entzücken affektiren. – – »Mag er sein, wo er will, hienieden oder dort droben, ich bin überzeugt, er hat mir seine Liebe bewahrt, und ich darf, wenn wir jenseits der Sterne uns wiederfinden, ihm auch die meinige zugestehen.«

»Warum nicht diesseits, wenn Du ihn wiederfändest?« fragte Thusnelda[Aurelie] in recht ruhigem Tone, »das wäre jedenfalls angenehmer für Dich und praktischer für uns Beide.«

»Ist das wirklich Dein Ernst, Thusnelda[Aurelie]?«

»Gewiß und wahrhaftig; daß Du derselben Ansicht warst, bewies damals Dein Bestreben, Helene mit jenem pauveren Lieutenant zu verheirathen, der Deine Bemühungen so schlecht belohnt. Du hofftest auf ein angenehmes Familienleben auch für Dich, wo Du mitten in einem Netze von angenehm zappelnden Bekannten sitzen würdest, nur wählen dürftest nach rechts oder links.«

»O, wie wahr!«

»Damals warnte Dich schon die düstere Thusnelda[Aurelie] und hielt es für weit praktischer, Helene als Anziehungspunkt im Hause zu behalten – obgleich sich das auch als unpraktisch erwiesen hat,« setzte sie kaum verständlich hinzu – »gleichviel,« fuhr sie den Kopf aufwerfend in lautem Tone fort, »man wird durch Erfahrung klug, und ich wiederhole Dir, daß wenn Du ihn wiederfändest und in der That noch Theilnahme für ihn spürtest, diese Sache bei gleichem Gefühl seinerseits ernsthaft eingefädelt werden müßte – wir sind Beide gescheidter geworden, meine gute Seraphine, und haben die Bedeutung des Sprüchworts kennen gelernt: ›Friede ernährt, Unfriede verzehrt; denke Dir doch, wie süß

es wäre, ein heiteres gemeinschaftliches Haus zu machen und ein Leben zu führen ohne Trauerkleider und langweilige Harfenklänge.«

»Welche Aussicht,« rief Seraphine entzückt, »Dich in Himmelblau zu sehen oder gar in Rosa!«

»Und warum nicht? Tanzend, wenn es sein muß, und mein Leben genießend, dabei meinen Reichthum mit vollen Händen ausstreuend.«

»An diese Reckensteins, Nellingens und Rosenthals?« fragte Seraphine mit höhnischem Lachen.

»Pfui über sie oder noch Schlimmeres, ich hasse diese Brut, die es sich bei uns wohl sein läßt, um, so oft sie die Schwelle zum Weggehen überschreiten, verächtlich den Staub von ihren Füßen zu schütteln, die uns eine Ehre zu erzeigen glauben, wenn sie uns verstohlen die Hand drücken, die den Kopf abwenden, um ihre Standesgenossen ja nicht sehen zu lassen, wie vertraut sie mit Leuten sind, die eigentlich so tief unter ihnen stehen – Freiheit von alledem!«

»Ja, Freiheit und bescheidenere aber schönere Freuden. Und das junge Mädchen, unsere Nichte, hier in Deinem Hause?«

»Ihre Zeit ist um, der Vater verlangt sie mit dem beginnenden Frühjahr zurück, und wenn dem nicht so gewesen wäre, hätte ich schon Sorge dafür getragen, daß sie die Stadt verlasse, werde auch Empfehlungen an unsern Schwager richten, um sie vor den Verfolgungen der Nellingen und Weßner sicher zu stellen.«

Seraphine war an's Fenster getreten, blickte an den Himmel empor und sagte nach einer Pause, während sie mit sich selbst zu kämpfen schien, ohne sich umzuwenden: »Darf ich Dir etwas vertrauen?«

»Welche Frage! Ich meine, dazu hätte ich Dir genügend Grund gegeben.«

»Nun denn, ich blieb mit jenem Ärmsten, dessen geistiges Bewußtsein die Liebe zu mir getrübt, in Verbindung durch einen allerdings schwachen Faden in Form von Wohlthaten, die ich ihm spenden lasse, ohne daß er die Quelle kennt, aus welcher sie fließen. – Ich haßte ihn einst glühend und fühlte dann Mitleiden mit ihm und ermöglichte seinen Aufenthalt bei einem vortrefflichen Arzte, in dessen Hause ich das furchtbarste Schicksal meines Lebens durchmachte.«

»Auch darüber muß ich Dich glücklich preisen,« sagte die Andere düster vor sich niederblickend, »Du hast doch wenigstens Schicksale erlebt, während mir der Geier der Langeweile fort und fort am Leben fraß, während ich meine Zeit zubrachte in melancholischer Umgebung unter den Klängen jenes Instrumentes, das mir jetzt wie ein Gespenst vorkommt.«

»Verhülle es bis zu einer hoffentlich gemeinschaftlich glücklicheren Zeit, und um diese zu erreichen, will ich handeln, liebevoll, ja aufopfernd.«

FÜNFZEHNTE RANDVERZIERUNG.

in Zickzackmanier und nur scheinbar ohne Bedeutung.

Inzwischen hatte Miß Arabella Stanley in Begleitung des Herrn von Rosenthal den Kurierzug bestiegen, der um zwei Uhr in der Richtung nach Perlenbach abfuhr. Sie befanden sich durch Protektion des betreffenden Zugmeisters in einem jener angenehmen Halbcoupés erster Klasse, wo uns ein indiskreter Spiegel gestattet, die Züge einer schönen

Nachbarin zu studiren, indem es den Anschein hat, als blickten wir angelegentlich zum Fenster hinaus.

Übrigens brauchte Herr von Rosenthal heute zu dergleichen nicht seine Zuflucht zu nehmen, denn Beide waren ja auf die vertraulichste Art zusammen eingestiegen – »eigentlich wie?« – hatte Rosenthal lächelnd gefragt, während er der jungen Dame behülflich war – »wie ein paar gleichgültige Bekannte – wie ein paar eng Befreundete – wie ein junges Ehepaar – oder wie Bruder und Schwester?«

»Ich bin für Bruder und Schwester,« hatte Miß Arabella heiter zur Antwort gegeben, »es erlaubt eine gewisse Vertraulichkeit und hat bestimmte Grenzen, welche unbedingt respektirt werden.«

»Unbedingt respektirt werden,« wiederholte Herr von Rosenthal im Tone feierlichster Versicherung, »und damit Sie sehen, daß ich jetzt schon eine Grenze aufrichte, so will ich, wenn Sie es so wünschen, den linken Eckplatz nehmen, so den Mittelsitz als neutrales Gebiet frei lassen.«

»Das ist ganz unnöthig,« erwiderte die junge Engländerin, »und könnte Konsequenzen haben, die im Stande wären, mich zu beunruhigen, denn ich setze den Fall, Sie okkupirten im Eifer des Gesprächs plötzlich den neutralen Grund, so lägen für mich Befürchtungen nahe, als wollten Sie überhaupt keine Schranken mehr respektiren.«

»Wie dankbar bin ich für diese nicht ganz logische Argumentation und bitte um Erlaubniß, meiner schönen Schwester dafür die Hand küssen zu dürfen – – nicht den Handschuh, wenn ich bitten darf, ich denke, wir wollen uns überhaupt hier wie zu Hause betrachten.«

»Darin meinetwegen, doch muß man sich mit Ihnen in Acht nehmen und darf Ihnen nicht einmal den Nagel des kleinen Fingers erlauben.«

»Haben Sie Beweise für die schwere Anklage?«

»Der Himmel möge mich davor bewahren, aber lassen wir dieses Wortgeplänkel und schauen auch Sie lieber in die wirklich schöne Landschaft hinaus.«

»Nach welcher Seite befehlen Sie, daß ich ausblicken soll?«

»Sehen Sie doch, wie herrlich gefärbt die fernen Berge sind, wie die Dörfer und Schlösser als weiße Flecken und Punkte aus dem tiefen Blau herüberschimmern!«

»So befehlen Sie also, daß ich nach Ihrer Seite ausschau«, sagte er lächelnd, wobei er im Hinüberbeugen zufällig ihre Hand berührte, um, als sie diese zurückzog, im ernstesten Tone hinzuzusetzen: »ach, was für uns in der Ferne liegt, erscheint uns so häufig als begehrenswerth und schön, erlaubt uns Hoffnungen, die beim Näherkommen auseinander flattern und verschwinden – es ist eben Winterstimmung in der Natur wie so oft auch im Leben.«

»Bei Ihnen doch wohl nie«, lachte Miß Arabella, – »bei ewigem Sommer und ewiger Jugend.«

»Das Letztere zugegeben ja, weil es mir leider nicht möglich ist, alt zu werden.«

»Halten Sie das für etwas Unangenehmes?«

»Beziehungsweise ja, wenn man müde wird, ohne das Recht zu haben, sich zur Ruhe zu legen.«

»Das steht doch ganz in Ihrem Belieben.«

»Gewiß nicht, ich stehe in einem sausenden Rade, angeklammert an die Speichen desselben, muß den Umdrehungen desselben folgen, um nicht hinausgeschleudert und wahrscheinlich zermalmt zu werden.«

»Wie verträgt sich denn das mit Ihrer unbegrenzten Lebensdauer?« fragte die junge Dame mit einem schalkhaften Lächeln.

»Auch für mich gibt es Lebensabschnitte, wo ich ganz besonders ein gewaltsames Eingreifen äußerlicher Umstände zu vermeiden habe, und da ich mich gerade einem solchen Abschnitte nähere, so habe ich alle Ursache vorsichtig zu sein.«

Er sagte das plötzlich so ernst werdend, daß ihn Miß Arabella mit Erstaunen betrachtete, wobei auch sie den heiteren Ausdruck ihres Gesichts so sehr verlor, daß er sich wohl deßhalb nur Mühe gab, durch ein freundliches Lächeln die leichte, zwanglose Unterhaltung von soeben wieder herbeizuführen, was ihm auch gelang, indem er mit einem etwas affektirten Seufzer fortfuhr: »Gewiß, schöne Schwester, ich fürchte in Kurzem an einem Abschnitt zu stehen, der uns für immer scheidet, weßhalb es nur menschlich wäre, dem armen Bruder die Gefühle nicht vorzuenthalten, die man ihm schon aus Mitleiden schuldet.«

»Allerdings, und das thut man auch: Gefühl der Verehrung vor seinem bedeutenden Geiste und seiner praktischen Lebenserfahrung.«

»Gut, seien wir also praktisch, theure Arabella, lassen Sie mich Ihnen rathen, und wenn ich für einen gewiß vortrefflichen Rath ein Körnchen Dankbarkeit in Ihr Herz säe, so gönnen Sie demselben einen Blick heißer Freundschaft, um

es später sich zu einer schönen Blüte entwickeln zu lassen – seien wir also praktisch und hören Sie mich an.«

Er hatte bei den letzten Worten ihre Hand ergriffen und ihre erregte Aufmerksamkeit war wohl schuld daran, daß sie ihm dieselbe ließ, doch verwandelte sich diese Aufmerksamkeit in offenbares Erstaunen, als er mit großer Ruhe fortfuhr: »Sie wollen sich also verheirathen – bitte, fühlen Sie sich durchaus nicht verletzt durch meine Äußerung, halten Sie an dem Spiel zwischen Bruder und Schwester fest und seien Sie von meinem guten Rath überzeugt.«

Einen Augenblick schien die junge Engländerin über eine Antwort mit sich zu Rathe zu gehen, hatte vielleicht auch die Absicht, diese Antwort in einem kühlen Tone zu geben, besann sich aber wieder eines Anderen und sagte dann herzlich lachend: »Ich beuge mich vor Ihrer Allwissenheit und gestehe Ihnen zu, daß ich allerdings im Sinne habe, mich zu verheirathen.«

»Gut, so wählen wir, indem wir die glücklichen Kandidaten Revue passiren lassen.«

»Glauben Sie, daß ihrer Viele sind?« fragte sie schalkhaft lächelnd.

»Der Begehrenden zweifelsohne eine Legion, Leute, die in Betracht kommen können, nur sehr wenige – soll ich mit mir selbst anfangen?«

»Mit sich selbst,« fragte sie vor Erstaunen auffahrend, um dann, als sie ein feines Lächeln in seinen Augen bemerkte, heiter zwar, aber doch etwas unangenehm berührt fortzufahren: »nein, nein, sparen wir das Beste bis zuletzt, oder rühren wir überhaupt lieber nicht an dieß kostbare Verhältniß zwischen Bruder und Schwester.«

Rosenthal verbeugte sich schweigend, ehe er zur Antwort gab: »So erlaube ich mir, Ihnen den Baron von Reckenstein vorzustellen, ein schöner, bedeutender Mann von sehr guter Familie – ah, von einem Adel, der in der Quantität und Qualität des Edelrostes seinesgleichen sucht, ein bedeutender Künstler, wie er selber sagt und die Welt deßhalb es glaubt.«

»Und Sie sind nicht dieser Ansicht, nachdem Sie selbst mit Enthusiasmus von meinem Bilde als von einem großen Meisterwerk gesprochen?«

»Die Beantwortung dieser Frage kommt erst in zweiter Linie und nachdem ich erfahren, welche Aussichten Herr von Reckenstein hat.«

Miß Arabella blickte sehr ernst vor sich nieder und es dauerte eine Weile, ehe sie ihre Augen wieder erhob, um alsdann mit dem Ausdrucke vollen Vertrauens zu sagen: »Nicht wahr, wir reden ernstlich zusammen, wie ein Bruder mit seiner Schwester reden würde?«

»Gewiß, mein theures Fräulein, mit dem ganzen wahren und großen Interesse, das ich an Ihnen nehme.«

»Gut denn, so wiederhole ich Ihnen ohne Scheu, daß ich allerdings ernstlich die Absicht habe, mich zu verheirathen, doch nicht in der Art, wie meine Schwester Ellen gethan.«

»Ja, unsere Schwester Ellen handelte recht unüberlegt,« gab Rosenthal gedankenvoll zur Antwort.

»Gewiß, sie sprang mit verbundenen Augen über eine Hecke, ohne zu wissen, was sie auf der andern Seite finden würde. Ich könnte auch nach England zurückkehren, um dort voraussichtlich eine Partie zu finden, die, was Vermögensverhältnisse anbelangt, passender für mich wäre, aber ich habe nicht Lust, dort als Mrs. Brown oder James oder

Taylor in langweiligen Verhältnissen unterzugehen; ich liebe Ihr Deutschland mit seinen hübschen Gegenden, seinen romantisch gelegenen Städten, seinen kleinen Residenzen, und will Ihnen ehrlich gestehen, daß ich schwach genug bin, mich in den Strahlen einer fürstlichen Sonne glücklich zu fühlen.«

»So haben wir denn doch Reckenstein als einen soliden Steg zu Ihrem Glücke, ich bin überzeugt, daß dieser Mann eine gute Carrière macht, er hat dazu, was die Hauptsache ist, alle äußerlichen Mittel – gut denn, beschäftigen wir uns deßhalb etwas ernstlicher mit dem edlen Freiherrn und berühmten Künstler.«

»Haben Sie mir sonst keine Vorschläge zu machen?« fragte sie in leiserem Tone, während sie auf ihre Handschuhe niederbückend dieselben wieder langsam zuknöpfte.

»O ja, und mich abermals bis später aufsparend, möchte ich mir erlauben, Ihnen den Herrn Hugo von Nellingen zu nennen – ah, ich sehe an Ihrem Lächeln, daß Ihnen dieser Name doch noch besser gefällt, würde auch als Bruder hierzu weit lieber meine Einwilligung geben.«

»Aufrichtig gesprochen, Herr von Rosenthal?«

»So aufrichtig, so wahr und so glücklich gesprochen, als es mir mein Schmerz zuläßt, darnach nicht mehr zur Bewerbung zu kommen.«

»Ich glaube, Ihr Schmerz darüber wird nicht sehr groß sein, lassen wir allen Scherz bei Seite und reden wir aufrichtig wie Bruder und Schwester.«

»So ernsthaft hat Sie dieser Name gestimmt?«

»In Ihrem Munde, ja.«

»So ist es Ihnen vielleicht gefällig, auch über diesen Namen hinweggehend, zum dritten Bewerber zu kommen –

doch nein, Sie haben Recht, lassen Sie uns ernsthaft bleiben, wo es sich um Ihre Zukunft handelt, und diese anbelangend vermag ich nur Ja und Amen zu sagen.«

»Wenn damit Alles abgemacht wäre,« sagte sie gedankenvoll zum Fenster hinausblickend.

»Es heißt: was der Mensch will, das kann er auch, nur muß er nicht das ganz Unmögliche verlangen, und was die eben erwähnte Angelegenheit betrifft, so haben Sie das schon hübsch eingefädelt, ich mache Ihnen mein Kompliment.«

»Wie so?«

»O, über die unschuldige Frage! Sie bringen einen jungen Offizier in Folge Ihres Vielliebchenarrangements in ein artiges Gerede bei Hof, Sie veranlassen ihn neulich bei einem Rout auffallend zu spät und alsdann mit Ihnen zu kommen, Sie wünschen zum Geschenk für ihn meinen allbekanntesten unvergleichlichen Zampa[Zebra] zu kaufen und fragen mit unschuldsvoller Miene: ›wie so?‹ Wissen Sie auch, theure Schwester, daß die allerhöchsten Herrschaften sich schon ernstlich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigen, und daß meine Sendung zu Ihrer verehrten Mama und dann unsere gemeinschaftliche Reise recht artig damit zusammenhängt?«

»Sie erschrecken mich, so hätte ich darin keinen freien Willen mehr?«

Als Miß Arabella dieß sagte, flog ein Lächeln über ihre Züge, welches so wenig von einem Erschrecken an sich hatte, daß Rosenthal launisch zur Antwort gab: »Nein, für Sie ist keine Rettung mehr, nicht einmal, wenn Sie sich flehentlich an den dritten Bewerber wendeten, da auch dieser sich kopfschüttelnd abwenden wird.«

»Sie sind wahrhaftig unartig, Herr von Rosenthal.«

»Nein, nur ehrlich, wenngleich mit großem Schmerze; ach, Miß Arabella!« sagte er tief aufseufzend, »wer weiß, was geschehen wäre, hätten wir diese Fahrt vor einiger Zeit mit einander gemacht, wo mein Herz noch frei war, wo ich Ihnen vielleicht mit aller Ruhe und großem Verständniß die Vortheile Ihre Verbindung mit Herrn von Rosenthal bewiesen hätte.«

»Wir können sie ja immerhin noch hören, ich glaube, wir haben noch eine ganze Station vor uns.«

»Wozu das? auch weiß ich nicht, ob ich heute noch im Stande wäre, Sie zu überzeugen – so etwas muß aus dem Herzen kommen.«

»Und Ihr Herz ist mit Anderem beschäftigt?«

»Ja, theure Schwester, ich liebe!«

»Plötzlich? – ohne Vorbereitung, ohne Übergang? – So sahen Sie den Gegenstand Ihrer Liebe vor Kurzem zum ersten Mal?«

»O nein, ich kannte diesen süßen Gegenstand schon längere Zeit und wechselte schon häufig höchst gleichgültige Worte mit ihm.«

»Unbegreiflich!«

»Durchaus nicht, ist schon öfters dagewesen; es war ein Blick voll Schmerz und Thränen aus einem sonst gewöhnlich lachenden Antlitz, der mich in Fesseln schlug.«

»Und –?« fragte Miß Arabella, um dann fast verlegen stockend innezuhalten, worauf er entgegnete: »Frage immerhin, theure Schwester, ob sie mich wiederliebt, oder frage lieber nicht, denn ich muß Dir doch zur Antwort geben, daß ich es hoffe, aber noch nicht davon überzeugt bin – –

jedenfalls aber werde ich ihre Liebe erringen und dann vielleicht doch noch glücklich werden.«

»Ich habe Sie immer für sehr glücklich und zufrieden gehalten.«

»Weil ich das Letztere meistens bin, fehlt mir auch das Erste nicht, doch verstehe ich darunter nur ein Glück, das uns ruhig läßt und deßhalb auch keine großen Empfindungen aufkommen, also kaum ein halbes Glück – – aber da wir noch so ungestört beisammen sind, liebe Schwester,« fuhr er nach einer kleinen Pause fort, »so will ich Ihnen freundschaftlichst meine Hülfe anbieten und glaube das mit gutem Gewissen thun zu können, denn ich halte Nellingen für einen Edelmann in der schönsten Bedeutung des Wortes, auch in seiner Stellung für Sie passend wie kein Anderer, und da wir einmal im Vertrauen so weit gekommen sind, so sollen Sie als Mittel zu so schönem Zweck auch meinen Zebra haben.«

»Was ich nach Ihrer ersten Weigerung kaum annehmen kann, weil ich begreife, wie schwer Ihnen das wird.«

»Und da es doch wahrscheinlich sein muß,« setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, »so wüßte ich ihn in keinen besseren Händen – – ich bin ja eigentlich im Begriff zu reisen,« fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, indem er sie fest anschaute.

»Ich hörte davon sprechen, doch wurde es so bezweifelt, daß ich nicht daran glauben konnte.«

»Ebenso geht es mir selbst, auch ich kann kaum daran glauben, obgleich ich fühle, wie es mich immer mehr zu dieser Reise drängt – auf unangenehme Weise drängt, so daß ich dann nicht mehr froh in die Zukunft zu blicken vermag – wie eben jetzt,« setzte er düster in die Landschaft

starrend hinzu, um dann gleich darauf sich hastig aufrichtend mit lauterer Stimme hinzuzufügen: »ah, da sind ja wieder jene Höhenzüge, deren Anblick mir stets schwer auf die Seele drückt – verzeihen Sie,« wandte er sich mit einem trüben Lächeln gegen Miß Arabella, »das ist hier eine Gegend, die dunkel verzeichnet steht im Buche meines Lebens, und so oft ich mich ihr nähere, ist mir gerade, als wandle ein schwarzer Schatten neben mir, stets bereit, die Hand auf mich zu legen.«

»So müssen wir Ihnen ja doppelt dankbar sein, daß Sie sich zu dieser Tour entschlossen.«

»Kaum, denn ich wäre auch ohnedieß bald einmal hieher gegangen.«

»Wo sind wir eigentlich?«

»Wir nähern uns der Station Perlenbach, wo wir unsere Reise zu Wagen fortsetzen werden.«

»Haben aber alsdann nicht mehr sehr weit bis zu dem Orte, wo ich meine gute Ellen finden werde?«

»Eine starke Stunde, wenn die Wege nicht zu schlecht sind – so – die Lokomotive pfeift, da sind wir schon.«

Da Rosenthal durch den Telegraphen Pferde bestellt und die Ankunft des Reisewagens angezeigt hatte, so gab es keinen langen Aufenthalt, und kaum eine Viertelstunde später, nachdem der Kurierzug sausend, brausend und pfeifend in der Krümmung eines hier beginnenden tiefen Einschnittes verschwunden war, setzte sich auch der Wagen mit vier Pferden bespannt in Bewegung.

Miß Arabella lehnte schweigend in ihrer Ecke und ließ den Blick interesselos schweifen über die winterlich kahlen

Höhen, wo sich zwischen grünem Nadelholze hie und da feine Schneestreifen zeigten, die jetzt, vom Strahl der sinkenden Sonne beschienen, hell aufleuchteten. Rosenthal dagegen saß vornübergebeugt und schaute sichtbar mit gespannter Aufmerksamkeit vor sich hin über den sanft aufsteigenden Weg nach einer kleinen Anhöhe, die sie in Kurzem zur Seite hatten, und auf welcher sich ein kleiner See befand, der stahlfarben schimmerte, und an dessen Ufern man bei der klaren Luft wogende Binsen sah, bewegt vom Hauche eines schwachen Abendwindes.

»Ganz wie damals,« flüsterte er unhörbar, »ich glaube fast, es ist dieselbe Stunde, nur haben wir heute keinen Mond zu erwarten – vielleicht schlimmer für mich, daß ich genötigt bin, mich diesem unheimlichen Orte zu nähern ohne Begleitung jenes bewährten Freundes – pah, wie man so kindisch sein kann!« rief er gleich darauf mit lauter Stimme, »ist das doch eine Szenerie wie jede andere, die damals nur Bedeutung erhielt durch die Handlung, die allerdings beinahe ein Trauerspiel geworden wäre – doch wir leben ja noch, nicht wahr, theure Schwester, und wollen, statt der Vergangenheit zu gedenken, lieber vorwärts blicken, wo Sie herzlichst erwartet werden – – vorwärts blicken,« wiederholte er mit einem plötzlich veränderten Gesichtsausdruck, wobei er sich noch mehr vornüberbeugte, die Hand auf den Rand des Wagens stützend, während seine Augen starr, fast entsetzt nach dem kleinen See blickten, wo ihm allerdings etwas Unerwartetes und Unbegreifliches erschien. – Es war eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt, die sich in der hellen Luft scharf wie eine dunkle Silhouette abspiegelte, sie stand unbeweglich am Rande des Wassers, das Gesicht der soeben niederflammenden Sonnenkugel zugewendet –

jetzt noch für einen genügenden Augenblick mit Licht über-
gossen, um ihre Züge erkennen zu können, wenn das vor
ihm kein Spiel seiner Phantasie war, kein Phantom, wovon
ihn ein zweiter Blick nicht zu überzeugen vermochte, da
die Sonne hinter eine Nebelschicht getaucht war und plötz-
lich ringsumher die Dämmerung des Abends eintreten ließ,
so daß die soeben noch scharf gezeichnete Gestalt wie ein
dunkles Schattenbild erschien, nicht mehr zu unterscheiden
von dem Stamm einer Föhre, die sich bei der Bewegung des
Wagens scheinbar vor sie hinschob.

Und doch hatte er sie erkannt, wenigstens ein Wesen ge-
sehen, das ihre Gestalt und Züge angenommen hatte – o, er
konnte sich auf seine Augen verlassen, machte es ihm jetzt
doch nicht einmal Mühe, die fast undeutlich gewordenen Li-
nien des wogenden Schilfes zu unterscheiden, die jetzt, wo
der Weg wieder abwärts führte, hoch neben der Straße noch
eine Weile sichtbar blieben.

War sie es selbst gewesen, die dort oben stand, in die sin-
kende Sonne blickend – war es ein Trugbild seiner Sinne –
war es eine düstere Mahnung für ihn, gerade ihre Gestalt
hier an dem verhängnißvollen See?

»Meine Schwester Ellen wird mich nicht erwarten,« sag-
te Arabella, ihr gedankenvolles Schweigen unterbrechend,
»ich habe ihr nur unbestimmt geschrieben, daß ich käme,
weil ich die Überraschungen liebe; können wir es machen,
daß wir ungesehen an's Haus kommen, wo sie wohnt?«

»Nichts leichter als das, wir werden ohnedieß auf den
Gasthof angewiesen sein, da ich nicht weiß, ob Freund Flin-
der uns unterbringen kann.«

»Gut, so gehen wir vom Gasthof zu Fuß, wir werden bald
den Ort wohl erreicht haben.«

»Dort sehe ich schon Lichter schimmern – es ist Morfeld.«

Er ließ das vordere Wagenfenster herunter, um dem Postillon Verhaltensbefehle zu geben, dann lehnte er sich in seine Ecke wieder zurück und sagte: »Verzeihen Sie, theure Schwester, daß ich in der letzten Stunde ein so schweigsamer Gesellschafter war, doch gibt es Augenblicke, wo uns beim Erschauen gewisser Gegenden die Gedanken überfluten und jedes Wort der Unterhaltung niederdrücken. – Auch schienen Sie ja selbst mit Ihren Gedanken beschäftigt, nach rückwärts oder nach vorwärts?« fragte er jetzt wieder mit einem Anflug der früheren Laune.

»Nach beiden Seiten hin,« gab sie leise zur Antwort, »von Dem, was ich zurückgelassen, finde ich einen Anklang dort vor mir wieder.«

»Jedenfalls aber hoffen wir, in einer heiteren Melodie klingend – doch, da sind wir schon.«

Der Wagen hielt vor dem einfachen Gasthofe in Morfeld, und er, sowie die vier Pferde, mit denen er bespannt war, gaben ein solches Aufsehen, daß sich die dicke Wirthin selbst veranlaßt sah, mit einem brennenden Lichte unter der Hausthür zu erscheinen, um den gnädigen Herrn und die gnädige Frau willkommen zu heißen.

Doch traten die Herrschaften nicht in's Haus, sondern nachdem Herr von Rosenthal die nöthigen Zimmer bestellt, bot er der jungen Dame den Arm, um sie nach dem Hause des Doktor Flinder zu führen.

Kannte er doch den Weg dorthin so genau, daß er sogar wußte, welche Straße er nehmen mußte, um von einer Seite an die Thüre zu kommen, die es den sich allenfalls an den Fenstern des Parterrestocks Befindlichen unmöglich machte, ihn mit seiner Begleiterin zu sehen.

Diese wollte ja überraschen und das gelang ihr auch in vollem Maße; es war bereits dunkel geworden, als sie an die unverschlossene Hausthüre kamen, neben welcher sich das große Fenster des Gemaches befand, welches Rosenthal genau kannte und wo man Licht hinter dem herabgelassenen Vorhange schimmern sah.

»Dort ist die Thüre zum Zimmer Ihrer Schwester,« sagte er, als sie in den dunklen Gang getreten waren, – »auch ist sie zu Hause und, dem Himmel sei's gedankt, nicht mehr leidend, wie man deutlich an ihrer lachenden Stimme hört.«

Und darin hatte Herr von Rosenthal vollkommen Recht, denn man vernahm nicht nur ein fröhliches Lachen, sondern die im lustigen Tone ausgesprochenen Worte: »Aber jetzt bitte ich mir endlich Ruhe aus – ja von Ihnen – und Du, Cäsar, solltest Dich schämen, Deine Frau so mißhandeln zu lassen – jetzt bitt' ich allen Ernstes, Graf, hören Sie auf.«

»Da scheint in der That mißhandelt zu werden,« flüsterte Rosenthal heiter, »und um Ihre Schwester zu retten, sollten Sie nicht länger zögern – so, die Thüre ist geöffnet, treten Sie näher.«

Das that denn auch Arabella, blieb aber zögernd auf der Schwelle stehen, da sich die drei Personen im Zimmer durch das Öffnen der Thüre durchaus nicht stören ließen, vielleicht in der Voraussetzung, es sei eine der Dienerinnen, die hier etwas zu thun habe.

Vor dem lodernden Kaminfeuer saß Baron Schmetting, behaglich die Füße auf eine der Stangen gestellt, während er rückwärts in den Sessel gelehnt den Dampf seiner Cigarre in blauen Ringeln von sich blies; hinter ihm an einem kleinen Tische saß die Baronin, ihr gegenüber ein junger Mann, der, trotz seines etwas derben Jagdkostüms, graue

Joppe und hohe Stiefel, in seiner schlanken Gestalt, den feinen, ziemlich verlebten Zügen, in seinem wohlgepflegten blonden lockigen Haar, dem dünnen Schnurrbarte, vor Allem aber in seinen sicheren, gleichgültigen Bewegungen den jungen Baron von sogenanntem vornehmem Hause verrieth.

Er spielte mit Frau von Schmetting Ecarté, hatte gerade Karten gegeben und schnellte jetzt mit der Sicherheit eines geübten Spielers die letzte Karte, einen König, triumphierend lachend auf den Tisch.

»Nein, nein, so spiel' ich nicht weiter,« rief die junge Frau, »Sie haben immer die Könige und die guten Karten, beenden jede Partie, ehe ich es nur zu zwei Points bringe!«

»Chancen des Zufalls, schöne Frau, ich muß doch wenigstens in Etwas Glück haben.«

»Und dann will ich auch,« fuhr sie mit komischem Tone fort, »daß der Streit von soeben geregelt wird – hörst Du, Cäsar, Du sollst entscheiden; pfui, was bist Du für ein Ehemann, der seiner Frau nicht beisteht!«

»Das thue ich bekanntermaßen in allen Dingen, mein liebes Kind, sobald ich in Deinem Verlangen einen vernünftigen Sinn zu finden vermag, hier aber muß ich dem Grafen Recht geben, so bitter mir's auch ankommt; Du bist es eingegangen, die Partie um einen Kuß zu spielen – also.«

»Ja, um einen Kuß auf die Hand, so habe ich's verstanden und will mir das auch gefallen lassen.«

»Aber, gnädige Frau!« sagte der junge Mann lachend, »wie kann man denn eine Reihe von Partien um Küsse auf die Hand spielen! Alles in der Welt muß doch eine Steigerung haben, auch haben Sie das nicht ausdrücklich bestimmt, und

so leid es mir thut, muß ich doch auf meinem Recht bestehen, um so mehr, da selbst Freund Cäsar auf meiner Seite ist.«

Er legte die Karten nieder, machte Miene sich zu erheben, doch kam sie ihm zuvor, indem sie rasch in die Höhe flog, keineswegs aber sehr erzürnt aussehend, während sie sich rasch gegen die Thüre wandte, dann aber plötzlich mit einem Schrei stehen blieb, um sich in die Arme der eintretenden Schwester zu werfen.

»Arabella – meine theure Arabella!«

»Meine gute Ellen, wie bin ich glücklich, Dich wieder zu sehen!«

Der junge Herr in der Jagdjoppe war etwas verblüfft am Tische stehen geblieben, und Baron Schmetting, der bei dem Klange einer fremden Stimme seinen Kopf auf die Seite gewandt, sprang jetzt rasch in die Höhe, während er seine Cigarre in das Kaminfeuer warf, doch zeigte auch er dabei einen Gesichtsausdruck, wie jener des Grafen Ferrner, nicht wissend, sollte er sich rasch und freundschaftlich nähern oder wartend stehen bleiben, wählte aber einen Mittelweg, indem er ein paar Schritte gegen die Eingetretene machte und dann etwas von ganz fabelhafter und ungeheurer Überraschung sagte.

»Du wirst Dich doch meines Mannes noch erinnern!« rief Ellen, deren Augen vor Freude leuchteten – »hier ist er, Schmetting, und dort ist ein freundlicher Nachbar unseres verehrten Doktors, ein Reisegefährte aus Italien, Graf Ferrner, der Sohn Seiner Excellenz des Herrn Oberstjägermeisters.«

»Ich habe das Vergnügen, Ihren Herrn Vater zu kennen,« wandte sich Miß Arabella gegen den jungen Grafen, ehe

sie noch ein Wort zu ihrem Schwager gesprochen, was dieser aber als eine Vertraulichkeit unter Familienmitgliedern durchaus nicht übel nahm, indem er nur bedauerte, daß er seine Cigarre weggeworfen hatte.

Rosenthal war diskreter Weise zurückgeblieben, konnte aber jetzt nicht anders, da er von Miß Arabella in dringendster Art herbeigeholt wurde, als sich im Scheine der Lichter zeigen, was auf den jungen Herrn in der Jagdjoppe offenbar einen unbehaglichen Eindruck hervorbrachte. Auch Baron Schmetting machte große und erstaunte Augen, als Rosenthal's Name genannt wurde, doch begriff er seine Stellung als Herr dieses Zimmers, denn während der Andere nur ein sehr steifes Kopfnicken sehen ließ, ging er dem Eintretenden entgegen, reichte ihm die Hand und sprach in kordialem, aber doch etwas an Ehrfurcht streifenden Tone: »Ich freue mich sehr, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, von dem ich so Außerordentliches gehört. – Aber nun, theuerste Schwägerin,« wandte er sich an Arabella, »was verschafft uns armen Verstoßenen das Glück, Sie so unverhofft bei uns zu sehen?«

»Sag' ihm das nicht, wenn es etwas Schlimmes ist, und noch weniger, wenn Deine Ankunft Gutes bedeutet, er soll das später durch mich erfahren, in kleineren oder größeren Portionen, wie er es verdient.«

»Ah, das ist ein bischen stark!« lachte Schmetting so laut und fröhlich, daß es seinen mächtigen schwarzen Schnurrbart förmlich auseinanderriß und seine starken schneeweißen Zähne erschienen – »ganz verflucht stark, mich so vor Fremden abzukanzeln, wobei Herr von Rosenthal einen eigenthümlichen Blick in unsere Menage thut.«

Das Gleiche dachte auch der Erwähnte, weniger jedoch der eben gehörten Worte wegen, als des Ecartéspiels, von dem auch er durch die Thüre Zeuge gewesen war. Doch verbeugte er sich jetzt freundlichst vor der Baronin, indem er sagte: »Ich kann den Worten der gnädigen Frau unmöglich eine solche Deutung unterlegen, finde es von mir vollkommen gerechtfertigt, daß sie nach so langer Abwesenheit mit Miß Arabella allein zu sein wünscht, und bitte deßhalb um Erlaubniß, mich zurückziehen und nach meinem Freunde Doktor Flinder sehen zu dürfen.«

»Wenn das ein Grund ist, unsere Gesellschaft zu verlassen,« sagte Schmetting in gutmüthigem Tone, »so brauchen Sie sich durchaus nicht zu beeilen, und unser wackerer Arzt ist augenblicklich nicht vorhanden und kommt erst in ein paar Stunden – aber Ellen, Du brauchst keine bösen Augen auf mich zu machen, wir wollen Dir hier durchaus nicht weiter lästig fallen, begeben uns vielmehr mit Deiner gnädigen Erlaubniß nebenan in das Zimmer Deiner Kammerfrau, wollen dort plaudern, hoffentlich etwas lachen, auch mit Gläsern anklingen, damit Du hören sollst, daß wir nicht im Entferntesten daran denken, Euer wichtiges Gespräch zu belauschen. Kommen Sie, meine Herten!«

Rosenthal wäre gern dieser Einladung ausgewichen, doch mochte er nicht förmlich oder gar feindselig erscheinen, weßhalb er die Damen ehrfurchtsvoll begrüßte und den beiden Herren voran in das Nebenzimmer ging, dessen Thüre hinter ihnen sogleich sorgfältig verschlossen wurde.

Wir kennen bereits dieses einfache Gemach, welches Madame Josephine zum Aufenthalte diente, aber häufig und mit besonderer Vorliebe auch von Baron Schmetting benutzt

wurde, wenn seine Frau mit ihrer Kammerfrau allein sein wollte, was zuweilen vorkam.

Auch jetzt schnüffelte er behaglich in die Luft empor, während er sagte: »Ich weiß immer noch nicht, was diese Person für ein Parfüm gebraucht, aus den Flacons meiner Frau ist es jedenfalls nicht.«

»Das hättest Du schon lange gründlich untersuchen sollen,« warf der junge Graf mit einem leichtfertigen Tone ein, während er ein paar weibliche Kleidungsstücke vom Sopha auf das Bett warf, um für sich eine Ecke frei zu machen, in die er sich auch sofort niederließ und die Beine von sich streckte.

»Jedenfalls muß ich um Verzeihung bitten,« sagte Schmetting, indem er einige Jagdgeräthschaften aus der andern Sophaecke entfernte, um dort einen Platz für Rosenthal zu gewinnen, »daß ich einem so hochverehrten Herrn, auf dessen persönliche Bekanntschaft ich mich schon so lange gefreut, kein behaglicheres Zimmer anzuweisen vermag. Wir sind eben Nomaden, zigeunerhafte Wesen und ich bin mit einer übrigens ganz charmanten und braven Frau gestraft, die nun einmal nirgend Ruhe hat und die es umhertreibt wie den ewigen Juden. – Nimm Dir eine Lehre daran, junger Mensch,« wandte er sich an den Grafen, »und was Sie anbelangt, Herr von Rosenthal, so weiß ich in der That nicht, ob Sie verheirathet sind, denke aber, Sie sind es nicht.«

»Nein, ich bin es noch nicht.«

»Ah, Verehrtester, dieß ›noch nicht‹ gibt mir zu denken!« rief Baron Schmetting vergnügt, indem er sich rittlings auf einen Stuhl schwang, der vor dem Sopha stand – »sollte vielleicht – wäre am Ende Ihre Begleitung meiner theuren

Schwägerin – Gott straf' mich, ich sehe darin durchaus keinen Unsinn – und würde –« hier streckte er kordial seine Rechte aus –

Doch unterbrach ihn Herr von Rosenthal in einem feinen Lächeln unter leichtem Achselzucken, indem er sagte: »Ich würde mir keinesfalls erlauben, auf solche in weitem Felde stehenden Vermuthungen auch nur durch ein Wort oder nur einen Blick einzugehen, im Gegentheil, ich muß mich auf's Entschiedenste gegen diese sonst für mich so ehrenvolle Voraussetzung verwahren.«

Der junge Graf hatte einen bösen, ja verdrießlichen Blick hinübergeworfen und sagte jetzt den Kopf erhebend: »Das ist eigentlich gar kein Parfüm, was Du vorhin gerochen haben wolltest, sondern das ist der Duft einer guten Cigarre, den man hat vertreiben wollen, indem man *Eau de Cologne* herumspritzte.«

»Sieh' mir Einer an,« erwiederte der Baron in einem mitleidigen Tone, »jetzt soll ich mich da über Etwas belehren lassen, was ich so genau kenne, wie den Parfüm meiner Frauenzimmer – aber ich bitte tausendmal um Verzeihung!« rief er aufspringend, »daß ich Ihnen noch keine Cigarren angeboten habe, so gut wie man sie eben aus der Stadt kommen lassen kann.«

»Was mich anbetrifft, so danke ich, aber es würde mich sehr freuen, wenn Sie der Abwechslung wegen eine von meinen Cigarren annehmen wollten.«

»Mit Vergnügen.«

»Bitte, Erlaucht, wenn es auch Ihnen gefällig ist.«

»Ich danke,« gab der Graf Ferrner kurz zur Antwort, »ich rauche nicht gerne beim Reiten und es ist Zeit, daß ich zu Pferde steige, um nach Hause zu kommen, jedenfalls wirst

Du auch Geschäftliches mit dem Herrn haben und da will ich nicht stören.«

»Wenn Sie mich damit meinen, Herr Graf,« bemerkte Rosenthal in einem sehr kühlen Tone, »so kann ich Sie versichern, daß ich für mich hier durchaus nichts Geschäftliches zu thun habe, und wenn es Ihnen genehm sein sollte, den Grund meiner Anwesenheit zu erfahren —«

»Bitte recht sehr, ich verlange nicht darnach.«

»Welchem Verlangen als solchem ich auch schwerlich nachgeben würde, sondern es ist mir jetzt in der That genehm, Ihnen zu sagen, daß ich hierher gekommen bin, um einen meiner langjährigen Freunde, den Herrn Doktor Flinder zu besuchen, in dessen Hause wir alle Drei,« setzte er mit einer gefälligen Handbewegung hinzu, »uns gewissermaßen in gleicher Eigenschaft, nämlich als Gäste befinden.«

Er hatte das in durchaus keinem erregten Tone gesagt, auch ohne seine Miene besonders zu verändern, und doch lag etwas in seiner Sprechweise, vielleicht im Blicke seiner Augen, was den Grafen Ferrner wohl veranlaßte, keine eigentliche Erwiederung zu geben, dagegen ein unterdrücktes Gähnen zu markiren, was indessen Herr von Rosenthal durchaus nicht zu sehen schien, denn seine Mienen zeigten wieder das heiterste, wohlwollendste Lächeln, während er mit dem Baron von Schmetting über den Aufenthalt in Morfeld plauderte, sowie von dessen italienischer Reise, die ihm mit allen kleinen, oft ganz unbedeutenden Nebenumständen, als: unverschämten Postillons, betrügerischen Wirthe, schlechten Herbergen, schönen Weibergestalten, Fuchshetzen in der Campagna bei Rom und Ähnliches, bei dem der Erzähler mit großer Vorliebe verweilte, so augenscheinlich

zu interessiren schien, und wobei er einen so dankbaren Zuhörer abgab, daß Schmetting ganz entzückt von ihm war und es fast übel nahm, als sich Herr von Rosenthal nun erhob, um nach Doktor Flinder zu sehen, ob derselbe noch nicht zurückgekommen sei.

»Jedenfalls nicht,« sagte der Baron eifrig, blickte aber im nächsten Augenblicke den jungen Grafen wie erstarrt an, da dieser in kaltem, ruhigem Tone sagte: »Du kannst es ja nicht wissen, ob der Doktor nach Hause gekommen ist, wie häufig steigt er am Stalle ab und begibt sich, ohne Jemand zu sprechen, in sein Studirzimmer!«

»Und da das auch heute möglich ist,« bemerkte Rosenthal mit freundlicher Miene, »so würden Sie mir wohl gestatten, nach ihm zu sehen.«

»Gestatten natürlich – so leid es mir auch thut, daß Sie uns verlassen,« sagte Baron Schmetting mit einem hörbaren Anfluge von Verlegenheit, »jedenfalls aber hoffe ich, daß Sie mir das Vergnügen nicht versagen werden, unser einfaches Souper zu theilen – – ich bitte herzlich darum, machen Sie mir, meiner Frau und gewiß auch Miß Arabella die Freude.«

»Wenn es allein an mir läge, gewiß,« gab Herr von Rosenthal, nach der Thüre gehend, zur Antwort, »doch glaube ich kaum, daß mich Doktor Flinder heute Abend losläßt.«

Damit war er verschwunden, und dann wandte sich Schmetting rasch auf dem Absatze um, drückte die zusammengelegten Hände auf seinen Leib, warf den Kopf in die Höhe und rief aus: »Na! das muß wahr sein, Deine Liebenswürdigkeit und Höflichkeit macht wahrhaftig einen so angenehmen Eindruck, als wenn man ein Stachelschwein in seinem Bett fände. Was soll denn das bedeuten, daß Du hier in meinem Zimmer Jemand absichtlich beleidigst, der

so freundlich ist, die Schwester meiner Frau nach diesem langweiligen Neste zu begleiten – ah, wenn das kein Unsinn ist, so ist ein Kameel keine vierfüßige Bestie!«

»Weißt Du weiter Nichts?« fragte der Andere gelassen, indem er eine Cigarre nahm.

»Weiter Nichts – weiter Nichts, als wenn das nicht schon ein ganzer Haufe zuviel wäre, hol' mich der Teufel, hätte dieser Herr von Rosenthal nicht eine Engelsgeduld bewiesen, so würden wir eine Hauptschweinerei gehabt haben, darauf kannst Du Dich verlassen.«

»Nun – und dann?«

»Und dann, und dann – ich will Dir was sagen, wenn Du mit anständigen Leuten Händel suchst, so thu' das wo Du willst, aber nicht hier in meinem Zimmer – nein, was zu toll ist, ist zu toll – geh' weiter.«

»Das bin ich gerade im Begriff zu thun,« lachte der Andere, »werde auch wohl nicht wiederkommen, bis die Luft rein ist, und das kannst Du mir in zwei Zeilen schreiben.«

Schmetting murmelte etwas vor sich, hin, was eine Gewährung dieser Bitte sein konnte, aber seinem Gesichtsausdrucke nach auch die freundschaftliche Bitte, sich hängen zu lassen, wo es ihm beliebe.

»Sei wenigstens so gut und hole mir drinnen meinen Hut und meine Reitpeitsche.«

»Ja, wenn sie mich hineinlassen,« brummte Schmetting, machte aber den Versuch, indem er an die Thüre klopfte.

»Was gibt's, Cäsar?«

»Der Graf will nach Hause, gib mir seinen Hut und seine Reitpeitsche.«

»Will er nicht zum Souper bleiben?«

»Nein.«

Dieß rief Schmetting kurz angebunden, worauf sich der junge Graf lachend der Thüre näherte, sein Bedauern, nach Hause zu müssen, in freundlichen Worten aussprach, alsdann die verlangten Gegenstände dargereicht erhielt, sowie auch die kleine Hand der Baronin, die er an seine Lippen drückte. Dann schloß sich die Thüre wieder und er sagte zu seinem mürrisch hin- und hergehenden Freunde: »Was wärest Du eigentlich ohne Deine liebenswürdige Frau – nicht wahr, darauf magst Du mir keine Antwort geben?«

»O doch, ohne meine liebenswürdige Frau würde ich vielleicht nicht das Glück haben, den Herrn Grafen Ferrner so häufig bei uns zu verehren; wie hoch wir aber dieses Glück schätzen,« setzte er achselzuckend hinzu, »das muß ich dem Bewußtsein Deines eigenen Werthes überlassen.«

»Na, wir wollen die Neckereien sein lassen, Du bist vor allen Dingen ein guter Kerl, den ich liebe, der aber einen etwas eng umzogenen Horizont hat, nur weil Du so lange abwesend warst,« setzte er begütigend hinzu, »denn sonst würdest Du mir es nicht übel nehmen, daß ich Deinen angestaunten Rosenthal etwas kühl behandelte, wirst das schon selbst einsehen und mir danken, daß ich Dich gewarnt, sage das auch Deiner Frau und Deiner Schwägerin Arabella. Adieu, Schmetting!«

»Adieu,« brummte der Andere, ohne die dargebotene Hand zu nehmen.

Nachdem Rosenthal das Zimmer vorhin verlassen, war er nach der Küche gegangen, hatte nach dem Doktor gefragt und sich, da er noch nicht zurückgekommen war, in das ihm wohlbekannte Zimmer führen lassen, wo er beim hellen Schein einer Lampe langsam hin und her schritt, die Wände in dem behaglichen Raume betrachtend. Hier hatte sich gar

nichts verändert, in den Regalen standen die Bücher wie früher, auf dem Tisch und den Stühlen lagen andere, als hätten sie gerade schon so gelegen an jenem Tage, als Rosenthal, beinahe genesen, von seinem Freunde Abschied nahm.

Ja, Nichts hatte sich hier verändert, und dabei traf ihn ziemlich schwer das Bewußtsein, daß dagegen in und mit ihm so Vieles anders geworden sei. Häufig schon und jetzt wieder in diesem Augenblicke mehr als je ertappte er sich auf einem Gefühle mehr geistiger als körperlicher Müdigkeit. Allerdings hatte er sich vorhin geärgert über das unartige Benehmen jenes jungen Menschen, obgleich dessen Rücksichtslosigkeit und flaches Wesen ebenso bekannt war, als daß er eine völlige Null, ohne den Glanz des erlauchten Namens, den er trug, dabei aber mußte er sich gestehen, daß ein solcher Name jetzt stark in's Gewicht falle, und schon sah er im Geiste Schmetting diesem Ferrner, Reckenstein jenen Anderen angereicht, und dadurch eine Macht entstehen, die seine gutgemeinten Bestrebungen hemmen und niederdrücken mußte.

Weßhalb fühlte er das jetzt stärker als gestern noch, wo er sich mitten in dem Getreibe befand, war es der Ort, welcher mit seinen Erinnerungen trübe auf ihn einwirkte? – Ja, es mußte so sein, hatte er sich doch eines eigenthümlich ersten Gefühls nicht erwehren können, als er hinter Perlenbach jenen kleinen See in der gleichen Abendbeleuchtung wiedergesehen; hatte sich jenes Gefühl nicht zum Unheimlichen gesteigert, als er jene Gestalt zu sehen geglaubt, die ihn eben so sehr an eine der glücklichsten wie auch an eine der traurigsten Epochen seines Lebens erinnerte? War sie ihm erschienen als ein Gespenst seiner eigenen Liebe, jetzt,

wo er nach jahrelangen gleichgültigen Tändeleien zum ersten Male wieder und wie durch Zauber von einem unaussprechlich süßen Gefühl erfüllt war? – War sie ihm verzeihend erschienen oder als eine Warnerin, war er auf dem Pfade aufwärts zum Glück oder abwärts zum Schluß einer Periode, wo ihn auch der aufleuchtende Mondschein nicht mehr zu neuem glücklichen Leben erweckte?

Er blieb mit verschränkten Armen an dem Fenster stehen und blickte in die dunkle Nacht hinaus – kam noch ein solcher Mond für ihn wie damals, als er sterbend am Ufer jenes Sees lag, und glaubte er wirklich an die Zauberkraft des nächtlichen Gestirns?

Ja, er glaubte daran, wie soeben jetzt wieder, aber nur einen Moment, um dann, nachdem er langsam mit der Hand über Stirn und Gesicht herabgefahren war, verwundernd um sich zu schauen, daß er hier an einem Orte sei, zu dem es ihn allerdings stets hinzog, vor dem er aber auch wieder eine unbegreifliche Scheu hatte. War doch vielleicht etwas Wahres daran, wie er neulich bei Ferrners lachend gesagt, »daß er einen unsichtbaren Faden am Fuße hätte, der ihn langsam, aber mächtig hieher zöge, und ihn vielleicht hier festhalten würde?«

»Pah, Unsinn,« lachte er gleich darauf, indem er seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder aufnahm, »wie kann man so lächerlich auf sich einwirken lassen, war es doch eine natürliche Ursache, die mich hieher zog, und werde ich doch morgen Abend zu Hause über diese Visionen lachen!«

Doch fühlte er immerhin eine freudige Erleichterung, als sich nun draußen auf dem Gange feste Schritte vernehmen ließen und sich gleich darauf rasch die Thüre öffnete und Doktor Flinder mit einem Ausrufe freudigen Erstaunens auf

der Schwelle erschien, heiter ausrufend: »Ei, Herr von Rosenthal, sind Sie es selber oder ist es Ihr Geist, der sich hier an diesem stillen Orte zu einer neuen Lebensperiode rüsten will?«

»Dießmal bin ich es selber, theurer Freund, und könnte ja jener andere von Ihnen angedeutete Versuchszweck auch nur bei vollem Mondenschein stattfinden.«

»Richtig, richtig, aber so bitte ich denn auch, daß Sie sich häuslich und körperlich niederlassen, hier in die Ihnen wohlbekannte Sophaecke – so, nun nochmals herzlich willkommen, und sagen Sie, was treibt Sie hieher?«

»Ich habe Ihnen einen Besuch gebracht, Miß Arabella Stanley, die Schwester Ihrer Hausgenossin.«

»Ah, zur Versöhnung – wie mich das freut, es wurde mir nachgerade unbehaglich, den Schmerz der armen kleinen Frau hier in ihrer Verbannung mit anzusehen.«

»Ja, man versöhnt sich, man reicht sich die Hände, man will fortan in Familie glücklich zusammenleben.«

»Und Sie, Verehrtester?« fragte der Arzt mit einem schlauen Lächeln, »steht auch Ihre Zukunft damit in Zusammenhang?«

»Nicht im Geringsten, ich bot mich nur Seiner Majestät als Vermittler an, der König wünscht junge frische Kräfte an seinen Hof zu ziehen – wir werden alt, mein Lieber.«

»Nun ja, man weiß, was man von Ihren Worten zu halten hat, immerhin macht es mich glücklich, daß Sie, wie ich auch schon von anderen Seiten hörte, keine Ursache mehr haben, an Ihre große indische Reise zu denken – aber da plaudere ich und frage nicht einmal nach Ihren Wünschen oder Bedürfnissen – wo sind Sie abgestiegen, Sie haben

doch noch nicht soupirt oder womit kann ich Ihnen sonst dienen – trinken wir ein Glas zum Willkommen?»

»Nun ja, ich nehme so Etwas an, ich fühle mich ein wenig abgespannt. Wohnung haben wir im Gasthofs genommen, doch wenn Sie mich behalten wollen, so theile ich Ihre ländliche Abendsuppe. Platz zum Nachtquartier hätten Sie doch nicht für mich gehabt.«

»Allerdings, das hätte ich nicht gehabt,« entgegnete der Arzt, plötzlich auf unbegreifliche Art sehr ernst werdend, »wo könnte ich es auch wagen, Sie anders unterzubringen, als in Ihrem ehemaligen Zimmer, das nun, wie Sie wissen, von der jungen Frau mit ihrem Manne besetzt ist – daneben, wo damals – nun ja, wo damals . . . « fuhr er mit einiger Verlegenheit fort – »diese Hinterstube ist von der Kammerfrau der Baronin besetzt – von der Kammerfrau, ja, ja, und dann ist noch ein Kurier da, eine Kammerjungfer und Bediente – die Leute führen einen furchtbaren Train, die Leute müssen enorm reich sein.«

»Enorm, wie man sagt,« erwiderte Rosenthal, »doch wozu dergleichen Entschuldigungen unter uns, ich bin drüben im Gasthof für die eine Nacht ganz gut aufgehoben und möchte auch bei Ihnen, Theuerster, nirgend wo anders schlafen als in meinem ehemaligen Zimmer – – vielleicht später, und dann wohl auf längere Zeit,« setzte er gedankenvoll hinzu.

»Abgemacht, also meine Suppe theilen Sie später mit mir, und jetzt nehmen Sie einen Tropfen Wein an.«

»Mit Wasser, ja – Sie wissen, lieber Freund, für ein so ungeheuer langes Leben wie das meinige ist Mäßigkeit die Hauptbedingung, doch werde ich mir dazu eine Cigarre erlauben.«

Er sagte das, indem er aufstand, um nach seinem Paletot zu gehen, während der Arzt vor die Thüre ging, um nach Jemand zu rufen, der das Gewünschte bringe.

Rosenthal hatte sich seine Cigarre angezündet und sprach nun am Fenster stehend: »Als ich heute gegen Abend drüben bei dem kleinen See vorüberfuhr, hatte ich eine eigenthümliche Vision; denken Sie, wie aus Nebeln und leuchtender Abendsonne gewebt, erschien mir im Schatten eines Baumes das Bild der armen Ellen – nur einen Augenblick, dann war es wieder verschwunden – aber ich sah es sehr deutlich.«

»Eigenthümlich,« erwiderte der Doktor Flinder, trat rasch gegen die Thüre, wo man Jemand kommen hörte, und öffnete dann, um einen jungen Mann eintreten zu lassen, der auf einer Tablette eine Flasche Wein und ein paar Gläser trug, womit er sich dem Tische näherte, gerade in dem Augenblicke, als Herr von Rosenthal, vom Fenster kommend, gleichfalls in den Lichtkreis der Lampe trat.

Wenn dieser auch, wie meistens, sehr bleich aussah, und heute noch ausnahmsweise ernst und düster erschien, so war dieß doch nicht in dem Grade, um so sichtlich vor ihm zu erschrecken, wie es bei dem jungen Manne der Fall war, dessen Augen plötzlich weit offen auf Rosenthal starrten und dessen Hände so bebten, daß die Gläser auf dem Präsentirtbrett klirrten.

Auch der Arzt mußte dieß bemerken, und indem er ihm half die Flasche niedersetzen, sagte er in aufmunterndem Tone: »Was ist denn das, Joseph, das Sie erschrecken läßt, Sie starren ja gerade, als sähen Sie ein Gespenst!«

»O, Herr Doktor, das thu' ich allerdings, sehe auch wirklich ein Gespenst vor mir – o ein furchtbares Gespenst, den

König der Vampyre – – hier mein Gefangener sagt es auch,« fuhr er stöhnend fort, indem er sich auf den Leib klopfte – »er fühlt das und möchte gerne hinaus.«

»Nun, so lassen Sie ihn in Gottes Namen hinaus,« rief der Arzt ungeduldig, »aber nicht hier im Zimmer, wenn ich bitten darf, suchen Sie ihn draußen in der Nacht los zu werden.«

»Gewiß, gewiß, ich wäre sehr glücklich darüber.«

Der junge Mann bewegte sich rückwärts gegen die Thüre, Rosenthal fest im Auge behaltend, als fürchte er sich, diese dunklen Augen, die ihn forschend anblickten, in seinem Rücken zu wissen.

»Ich weiß nicht,« sagte Herr von Rosenthal mit großer Ruhe, nachdem der Davoneilende die Thüre mit einem Rucke hinter sich zugezogen, »dieses Gesicht muß ich früher irgendwo gesehen haben. – Wo war das doch? Richtig, kurz vor jener Zeit, ehe ich zu Ihnen kam – – ah, ich freue mich doch,« fuhr er fort, nachdem er mit der Hand über seine Stirn herabgefahren, »daß mein Gedächtniß stellenweise noch so vortrefflich aushält, Gesichter vergess' ich nicht leicht und weiß sie zu placiren, – mit Namen ist das schon anders, – was den jungen Mann anbelangt, so sah ich ihn in einer höchst komischen Situation, nämlich gerade, als er, ein schlichter Tapeziergeselle, im Begriffe war, Fräulein Seraphine Mirbel eine Liebeserklärung zu machen – Teufel! wie kommt der da drauf, mich für den König der Vampyre zu halten!« fuhr er lachend fort, indem er sich mit fester Hand ein Glas Wein eingoß; »vielleicht dachte er damals, ich sei in einer eifersüchtigen Regung erschienen, gleichfalls dürstend nach dem Blute jener ältlichen Jungfrau – jedenfalls schein ich mich aber seit jener Zeit durchaus nicht verändert zu

haben; wer ist jener junge Mensch? Hat mein Gedächtniß Recht?»

»Ohne Zweifel,« erwiderte der Arzt, »denn aus seiner Vergangenheit erfuhr ich zufällig die gleiche Geschichte, und daß jener, damals für ihn so furchtbare Augenblick mit daran schuld war, seinen schon erschütterten Geist vollends zu verwirren. Er ist schon seit Jahren bei mir, wird von milder Hand unterstützt, und ich glaube, daß ich alle Hoffnung habe, ihn wieder ganz zurecht zu bringen.«

Rosenthal trank ein Glas Wein mit Wasser und sagte dann: »Nach dem, was ich gehört, möchte ich mir darüber einen Zweifel erlauben.«

»O nicht doch, es sind nur die letzten Schatten seiner Krankheit,« versetzte der Arzt zerstreut, da er, während er sprach, nur auf das Geräusch leichter Schritte gehorcht hatte, die sich draußen im Gange vernehmen ließen und wobei er sich halb vom Sitze erhoben hatte, wie um sogleich nach der Thüre eilen zu können.

»Wenn ich Sie stören sollte, lieber Doktor,« sagte Rosenthal, dem nichts entging, »so bitte ich Sie, durchaus nicht auf mich Rücksicht zu nehmen, vielleicht erwarten Sie zu dieser Stunde einen Patienten oder gar eine Patientin.«

»Nein, nein, nichts dergleichen, ich will Ihnen das aufrichtig sagen, ich dachte, man wäre vielleicht gekommen, mich zur Baronin zu rufen, was zuweilen auch in außergewöhnlichen Stunden vorkommt. Diese vornehmen Weiber haben seltsame Launen.«

»Das weiß der Himmel!«

»Nun aufrichtig gesprochen bin ich gerade nicht böse darüber, wenn dieser Besuch mein Haus verläßt. Sie ist eine charmante kleine Frau, hat allerdings auch ihre Schwächen,

doch kommen die mehr auf Rechnung ihres Gemahls, der ein etwas rüder Patron ist. Nehmen Sie vielleicht die ganze Geschichte mit sich nach der Residenz?»

»Nein, ich denke morgen früh allein abzureisen, da mein Zweck erfüllt ist, die junge Dame hieher zu begleiten, und Ihnen, theurer Freund, die Hand zu drücken.«

»Was mich recht innig gefreut hat, doch vermuthete ich, als ich Sie sah, einen anderen Grund.«

»Und welchen?»

»Ich hielt Sie gewissermaßen für einen Quartiermacher des allerhöchsten Hofes, der mir im Vorbeigehen guten Tag sagt. Ich war heute drüben auf dem Schlosse des Grafen Ferrner, traf da zu meinem Erstaunen das Faktotum des Hauses, den alten Fackler, mit wichtigen Vorbereitungen beschäftigt.«

»Ah so!«

»Obgleich fest gehüllt in seine bekannte Schweigsamkeit, hatte er doch so viele Freundschaft für mich, um errathen zu lassen, daß es sich um einen sehr hohen Besuch handle.«

»So ist's, der König wird dort jagen.«

»Und dabei habe ich das Vergnügen, Sie zuweilen bei mir zu sehen.«

»Wenn ich überhaupt mitbefohlen werde – wer kann das wissen, die Zeiten haben sich geändert, der Wind hat sich gedreht, ich sehe an Wasserwirbeln und Blasen, daß die Strömung eine andere Richtung nehmen will, und was mich anbelangt, so habe ich nicht Lust, diesem neuen Wechsel zu folgen, ich bin müde, müde, müde.«

Er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, als er die letzten drei Worte in einem gegen seine sonstige Redeweise fast matten Tone sprach, doch war er nie besser zu sprudelnden

Bemerkungen mehr aufgelegt, als nach solchen Zeichen geistiger Ermüdung, so auch jetzt, denn er schlug eine laute Lache auf, worauf er sagte: »Wahrhaftig, man kann müde und schwindelig werden, wenn man, selbst feststehend, all' dieses Drehen, Wenden und Bücken um sich her sieht.«

Sie schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich – eine Hexenzunft! –

»Es ist in der That, verehrter Doktor, wundervoll, wenn man bei Hofe ein Auge für so Etwas hat, und zugleich das Glück, im Geruche der Ungnade stehend, diese langsamen und raschen Abschwüngen wahrnimmt, wie sich all die Wetterfahnen mit ihren Blechköpfen scharf zur Seite drehen, um nur keine Ahnung aufkommen zu lassen, daß man weniger gelenkig sei als der Nachbar, um der gewünschten oder geradezu anbefohlenen Richtung zu folgen; wie sie sich vorbeischieben mit abgewandtem Kopf und scheuem Blick, um Dich nicht grüßen zu müssen, es könnte das ja gesehen und übel vermerkt werden; wie sie im Salon auf Nadeln stehen, wenn Du Dich näherst; wie sie in Todesangst jeden, auch den dümmsten Vorwand ergreifen, um Dich nicht sehen und sprechen zu müssen – diese miserablen Nullen, von denen ja die Meisten nie etwas Anderes werden, als wenn ihnen erlaubt ist, einer wirklichen Ziffer zu folgen, und ich war für Manche die Ziffer, durch welche sie zur eigentlichen Geltung kamen – und jetzt rebellirt die Null und will besser sein; doch würde es mich gerade nicht verdrießen, wenn das nur mir geschähe, dem immer etwas Zweideutigen, dem abenteuerlichen Rosenthal, aber ich habe Schicksalsgenossen unter den zweifellosesten edelsten Charakteren, Männer mit leider nicht so viel Gleichgültigkeit und gutem Humor, arme Märtyrer, die unglücklich

geworden sind, weil sie von einer Klettenberg nicht mehr begrüßt werden, weil ein Stoltenhoff es wagt, sie über die Achsel anzusehen und weil ein kleines, unbedeutendes Prinzlein nicht mehr die Gnade hat, sie zu einem mageren Dinner oder langweiligen Rout einzuladen. – Wäre ich nur ein Poet, ein Schriftsteller oder dergleichen,« fuhr er fort, indem er mit übereinandergeschlagenen Armen vor dem Arzte stehen blieb, »so würde ich eine Fantasie schreiben ›Das Reich der Nullen«, vielleicht ein Ballet, was äußerst wirksam wäre, wenn die armen Nullen im Chor tanzen, oder ihren Gänsemarsch hinter der gewaltigen Ziffer um Alles in der Welt nicht aufgeben mögen, da sie genau wissen, daß sie ein Nichtsmehr sind, sowie sie ihre Stellung verlassen, eine gewesene, schön schillernde Seifenblase – – ah, ich sehe das Gewimmel in meinen Träumereien häufig vor mir, muß mich aber in Acht nehmen, mich zu sehr mit ihm zu beschäftigen,« setzte er mit einem starren düsteren Blick hinzu, »denn es erregt meine Phantasie und reizt meine Nerven, es ist ein lustiges, übermüthiges Gesindel, irrlichterhaft und seifenblasenartig, das hinüber und herüber streicht, auf und ab, die Kreuz und Quer, steigt und flutet, aufwärts strebt und quirlt, ein gewaltig steigender Strom, der uns das Gehirn einzunehmen drohte und den Verstand zu ersäufen, a – a – a – ah!«

Er machte bei den letzten Worten, die wie ein klagender Ausruf klangen, eine so eigenthümlich hastige Bewegung mit beiden Händen an seiner Stirne und seinen Augen vorüber, daß der Doktor erstaunt aufblickte und sein Lachen etwas erkünstelt klang, indem er sagte: »Ja, Ihre Phantasie, mein lieber Freund, wäre allerdings reizbar genug, um eine

derartige Fantasie oder ein tolles Zauberballet zu komponiren; da wir das aber, Gott sei Dank, nicht nöthig haben, so wollen wir uns nicht damit beschäftigen, lieber unsere Nerven zu besänftigen suchen, die in der That etwas aufgeregter sind.«

»Das sind sie – in der That, das sind sie, mein guter Freund und vortrefflicher Arzt,« erwiderte Rosenthal in dumpfem Tone mit einem eigenthümlichen Lächeln, »kein Wunder auch, die erregenden Vorgänge der letzten Zeit, allerlei Unterhandlungen, die ich geführt, auch mit dieser Mistreß Stanley, die mich gar nichts angeht – und dann hat es mich auch tief erschüttert, daß ich Ellen – die arme Ellen – wieder gesehen.«

»Wo das?« fragte der Arzt mit so augenscheinlich erschrockenem Gesichtsausdruck, daß der Andere erstaunt entgegnete: »Allerdings nur als eine Vision, wie ich Ihnen ja schon gesagt, als ein schattenhaftes Wesen, aber warum sehen Sie mich deßhalb mit einer so seltsam überraschten Miene an, halten Sie es für eine schlimme Vorbedeutung, daß ich Ellen zu sehen geglaubt, oder für ein Unglück, wenn dieß in Wirklichkeit geschähe? – die arme Ellen – dieß edle Herz, es wäre, glaub' ich, besser, wenn ich sie nie von mir gelassen hätte.«

Er sagte das in einem leisen, wehmüthigen Ton und ließ sich zu gleicher Zeit wie ermüdet in die Sophaecke nieder gleiten, worauf er die Hand des Arztes drückte und kopfschüttelnd fortfuhr: »Es war Manches nicht recht, was ich damals gethan, und ich habe schon bittere Reue darüber empfunden, daß ich sie nicht gewaltsam von ihrem Unglücke zurückhielt.«

»Von welchem Unglück?«

»Nun, von ihrer Heirath mit jenem Manne; o, er hat sie nie geliebt, wie es jenes seltene Herz verdiente, es war bei ihm nur ein Rausch der Eitelkeit, jenes schöne und, wie er dachte, vornehme Weib zu gewinnen, die ihm zuliebe einen halb verbrecherischen Schritt, wie er glaubte, gethan, die vielleicht ein Familienverhältniß riskirte, um ihm, dem berühmten Maler, ihre volle Liebe zu Füßen zu legen.«

»Und hatte er ihr diese Liebe wirklich so schlecht vergolten, ist er nicht und vielleicht mit blutendem Herzen gesellschaftlichen Verhältnissen gewichen, die es ihm als einem schwachen Charakter unmöglich machte, seine Frau zu der gehofften Lebensstellung zu erheben und dort zu halten?«

»Gott segne Ihre Unschuld, mein guter Landarzt, und möge Ihnen der Himmel Ihren Glauben erhalten, meinerwegen selbst einem Manne gegenüber wie dieser Weißner – nein, mein Freund, ich weiß das besser, jene falsche Position war nur der Vorwand, um ein Verhältniß zu lösen, das ihm wie Blei an den aufstrebenden Schwingen hing, Herr Weißner will eben Carrière machen und befindet sich dabei gegenwärtig in einem artigen Wettlaufe mit seinem ehrenwerthen Freunde, dem Baron von Reckenstein, der ihm aber jetzt schon um verschiedene Körperlängen voraus ist und auch Sieger bleiben wird.«

Doktor Flinder schüttelte mit dem Kopfe, da er den Sinn dieser Worte nicht verstand, und fragte dann mit beklommener Stimme: »So glauben Sie, daß er Ellen nicht mehr liebt?«

»Ich glaube das nicht nur, sondern ich weiß es genau, der Rausch verflog und es blieb ihm nur eine nüchterne, unangenehme Stimmung und eine Sehnsucht nach Besserem.«

»Nach Besserem?« rief der Arzt in vorwurfsvollem Tone.

»Was er auch gefunden zu haben glaubt in der Person eines jungen, schönen und heißblütigen Mädchens, die, mit einer guten Portion Leichtsinn versehen, nur noch unschlüssig ist, ob sie ihn oder einen andern bedeutenderen Bewerber wählen soll, wenn – sie ihre Liebe nicht schon zwischen Beiden redlich getheilt hat.«

Doktor Flinder schaute besorgt um sich her, als hege er Befürchtungen vor seinen eigenen vier Wänden, welche diese sehr laut gesprochenen Worte Rosenthal's jedenfalls mit angehört hatten. »Das wäre ja entsetzlich,« sagte er, »wie sollte die arme Ellen einen solchen zweiten Schlag überwinden, nachdem sie dem ersten, minder heftigen fast erlegen – bei ihrer festen Überzeugung, daß es nur das Gefühl einer kompromittirenden Lebensstellung sei, was ihn mit blutendem Herzen von ihrer Seite gerissen.«

»Sie wird es überwinden müssen oder untergehen,« murmelte Rosenthal dumpf vor sich hin, – – – Das Alles ging auch vorhin durch meine Seele, als meine lebhafteste Phantasie mir ihr Bild vorspiegelte – – – gern sähe ich sie einmal wieder, um sie zu trösten, um ihr zu rathen, um mir ihren Rath zu erbitten, ja ihren Rath in einer delikaten und für mich sehr wichtigen Angelegenheit – – ich wüßte Niemand, der mir besser rathen könnte wie Ellen,« setzte er träumerisch hinzu.

»Also auch ich nicht?« fragte der Arzt.

»Sie am allerwenigsten,« lachte Rosenthal, »denn es betrifft Etwas, in dem Sie unwissend sind wie ein Kind, es betrifft die Liebe.«

»Nun, wer weiß,« entgegnete Doktor Flinder kopfnickend, »ob ich davon nicht richtigere, wenn auch vielleicht nicht so

tiefe Kenntnisse habe wie Sie, ich hatte lange genug gewartet, bis ich mich in dieß Studium vertiefte, und wenn ich auch keine Resultate aufzuweisen vermag, so ist doch jene Zeit,« sagte er mit einem leichten Seufzer, »nicht spurlos an mir vorübergegangen.«

»So haben Sie erst in späteren Jahren zu lieben angefangen – wie auch ich, und hat auch Sie diese Liebe mächtig ergriffen, vielleicht weil sie nicht nach und nach Ihr Herz einnahm, sondern mit einem Male reich aufgeblüht vor Ihnen stand, Sie mit einem überwältigenden Gefühl umstrickend – – ja, so ist es mir ergangen,« fuhr er, sich rasch erhebend, fort, »es hat mich eingenommen und umstrickt wie mit tausend festen Ranken, es hat mir die Seele zusammengeschnürt, es hat sich mir wie eine weiße, blendende, thaufrische Rose an's Herz gedrückt, es betäubt mich mit ihrem wunderbaren Dufte und ich werde unendlich glücklich sein oder – untergehen.«

Der Arzt hatte ihm kopfschüttelnd nachgeblickt, wie er mit hastigen Schritten, sein Haar heftig aus der Stirn streichend, das Zimmer durchmaß, die leuchtenden Augen erhoben, ein Lächeln auf den Lippen, erregt und bewegt, durchaus nicht mehr der ruhig besonnene, Alles nicht nur kalt berechnende, sondern auch kalt genießende Rosenthal.

»Freund,« sagte der Doktor nach einer Pause zu ihm, »ich muß Sie wahrhaftig hierher in die Kur nehmen unter mein ruhiges, friedliches Dach, fern von Aufregungen der Stadt und dem noch aufregenderen Leben bei Hofe, wir müssen auf Ihre Nerven einzuwirken suchen.«

»Pah, wenn Sie dafür ein Mittel hatten,« rief Rosenthal, plötzlich stehen bleibend, »Sie würden bald ein reicher

Mann sein; ich selbst weiß wohl eines, was ich zuweilen anwende und das mir schon vortreffliche Dienste geleistet.«

»Darauf wäre ich begierig.«

»Es ist nicht meine Erfindung, schon der bekannte österreichische General von Tettenborn empfiehlt es, und ist höchst einfach für Den, der es sich zu verschaffen vermag: man fülle eine große und tiefe Schüssel mit womöglich neuen Goldstücken, stecke die Hände hinein und wühle sanft in dem Golde herum – ah, es ist das von wunderbarer Wirkung, ich habe es häufig selbst erprobt.«

»Aber das Gold muß Eigenthum Desjenigen sein, der es auf diese Weise benutzt?«

»Natürlich.«

»Aldann begreife ich wohl, daß das Herumwühlen auf manche Nerven beruhigend wirken kann,« sagte der Arzt lachend, und da auch Rosenthal herzlich mitlachte, so hatte schon die Erwähnung des unfehlbaren Mittels seine augenblickliche Erregtheit wohlthuend gemildert.

Dann speiste er mit dem Arzte sehr einfach und sehr beruhigend zu Nacht, und erst als sie sich ziemlich spät getrennt hatten, ging Rosenthal allein nach seinem Gasthofe. Da Miß Arabella es vorgezogen hatte, bei ihrer Schwester zu bleiben, fühlte sich der Doktor von einer schweren Last erleichtert; wie leicht hätte Jener Ellen begegnen können und vielleicht willenlos den Schleier zerreißen, in welchen ihre Anwesenheit zu verhüllen sie für so nothwendig hielt.

SECHZEHNTE RANDVERZIERUNG.

Ranken in unbestimmter Form die Ankunft verschleiern.

Es war eigenthümlich, mit welcher Ausdauer und Behaglichkeit der Freiherr von Reckenstein auf seinen Lorbeeren ausruhte, die ihm üppig erwachsen in Folge seiner meisterhaften Arbeit jenes Porträts der Miß Arabella Stanley. Er hatte aber auch das größtmöglichste Kapital daraus zu schlagen gewußt, hatte das Bild zuerst im Atelier einen gewählten Kreis vornehmer Bekannter sehen lassen, denen der Arbeitsraum mit seinem Farbengeruch, den Kohlenzeichnungen und den bunten Schmierereien an den Wänden schon an sich höchst interessant war, welche die wackeligen, hochlehnigen Stühle, die alten Waffen, leuchtenden Damastfetzen mit ungemeiner Bewunderung betrachteten. Auch hatte er sich ein paar interessante Skizzen von Weißner, von Melber, ja selbst von Angelika leihweise zu verschaffen gewußt, dieselben mit einer affektirten Gleichgültigkeit bei sich aufgestellt, vielleicht auf dem Fußboden an der Wand lehrend, oder zufällig halb verhüllt durch ein Stück des Fenstervorhangs – kleine Arbeiten zur Erholung, wie er achselzuckend sagte, und es dann durchaus nicht begreifen zu können schienen, wie selbst Kenner entzückt von diesen kleinen, so gar nicht geachteten Arbeiten waren.

Dann hatte er das wirklich schöne Bild ausgestellt, und wenn auch manche Kunstgenossen kopfschüttelnd davor standen, an dem Gesichte mit seiner sprechenden Ähnlichkeit den markigen Pinselstrich und das prachtvolle Kolorit Weißner's erkennend, sowie in dem Neufundländer einen Zögling Angelika's, in den kunstreichen Gewändern aber ganz die ausgezeichnetste Art wiederfanden, mit der der gute Melber diese Dinge zu behandeln pflegte, so nahm doch das entzückte Publikum dergleichen Äußerungen um

so mehr als gehässigen Brodneid auf, als die in dieser Richtung tonangebenden Blätter der Residenz in mächtiger Begeisterung von dem großen Künstler sprachen, der es nicht verschmäht hatte, mit seiner stattlichen Freiherrngestalt in dem wallenden Ritterbarte hier durch sein Auftreten, dort durch seine offene Hand eine wohlwollende Besprechung sich zu erwirken.

Dann wurde das Bild in's königliche Schloß gebracht und wochenlang sprach die deutsche sogenannte Gesellschaft von nichts Anderem als *de ce tableau délicieux et ravissant de monsieur le baron de Reckenstein*.

Miß Arabella Stanley hatte ihm, ohne nach dem Preise des Bildes zu fragen, ein enormes Honorar geschickt, weißhalb er sich auch eines Tages veranlaßt sah, kleiner Verbindlichkeiten zu gedenken, die er schon längst gegen Weißner hatte und die noch gestiegen waren durch gelegentliche Vorschüsse, auch die Bezahlung des Ateliers und dergleichen betreffend.

»Wir wollen das jetzt um so eher abmachen, mein lieber Freund,« hatte er zu Weißner in jenem bekannten, herablassend freundlichen Tone gesagt, den anständige Menschen aus aristokratischem Munde stets als eine Beleidigung aufnehmen sollten – »als ich doch gezwungen sein werde, mein Miethverhältniß hier aufzulösen, weil ich es für dringend nothwendig halte, mich tüchtig mit dem Studium der Schätze unserer Gemäldegallerie zu beschäftigen.«

Weißner hatte in dieser Äußerung nichts Auffallendes gefunden, hatte es überhaupt kaum gehört, da sie ihm von dem Freiherrn in einem Wust großartiger Redensarten und klingender Phrasen eingegeben wurde. Ja er hatte es nicht einmal weiter beachtet, als Jener sagte: »Ich habe es nie so

deutlich eingesehen als jetzt, daß es zweierlei Kunstbestrebungen gibt, wodurch wir der Welt nützen und uns selbst erheben können: entweder wir werden ausübende berühmte Künstler wie Du, mein lieber Freund, oder wir machen die Kunst insofern zu unserem Lebensberufe, als wir gewissermaßen vermittelnd auftreten zwischen der Göttlichen selbst und der nach Hohem strebenden menschlichen Gesellschaft – habe ich nicht Recht?»

»Ja, ja, Du hast ganz Recht,« hatte ihm Weißner zerstreut zur Antwort gegeben, denn er war gerade sehr beschäftigt, auf einem beinahe fertigen bedeutenden Bilde eine eigenthümlich verkürzte Hand, die ihm etwas störend erschien, zu ändern – »gewiß, Du hast vollkommen Recht.«

»Auch meine Lebensstellung, durch Geburt nun einmal bedingt, weist mich darauf hin, und dann wirst Du mir zugeben, daß mein Standpunkt neben Dir, dem immerhin bedeutenderen und mit Recht weit berühmteren Künstler, etwas Eigenthümliches, etwas Unbehagliches hat.«

»Mache Dir doch darüber keine Skrupeln,« erwiederte der Andere gutmüthig, »ich habe Dir stets die Wahrheit gesagt und thue das auch heute, man kann Dir ein gewisses Talent nicht absprechen und Du wirst wohl von meiner Freundschaft überzeugt sein, daß ich wie bisher fortfahren werde, Deine Entwürfe nach bestem Wissen durchzugehen, und zweifle ich durchaus nicht, daß es Dir mit der Zeit gelingen wird, auch selbstständig ein gutes Porträt zu Stande zu bringen.«

Es war ein eigenthümlicher, fast bössartiger und zugleich verächtlicher Blick, welchen der Freiherr an der Gestalt des Malers, der unbekümmert fortarbeitete, herabgleiten ließ.

Dann aber zogen sich seine Augbrauen unter einem sarkastischen Lächeln hoch empor, als Jener fortfuhr: »Daß Du in der Gallerie nach tüchtigen alten Meistern malen willst, ist eine ganz gute Idee und werde ich gerne zuweilen hinkommen, um nach Deinen Arbeiten zu sehen. – – Glaube auch fast, daß ich in Kurzem dazu eine vollkommen genügende Berechtigung haben werde.«

»So, das glaubst Du – a – a – a – ah!«

»Ja, warum sollte ich ein Geheimniß daraus machen, ich glaube, daß mir die Stelle eines Galleriedirektors und Vorstandes der Kunstschule nicht entgehen kann, die Stelle ist unbesetzt, und wenn ich auf meine allenfallsigen Mitbewerber schaue, so kann ich ohne Überhebung wohl sagen, daß ich durch meine Kunst, durch das, was ich schon geschaffen, durch meinen Namen ein genügendes Anrecht habe, berücksichtigt zu werden. Auch sagte mir damals in Paris Baron Brenner, als er mich aufforderte hierher zurückzukehren, daß man mich voraussichtlich durch eine Anstellung als Galleriedirektor fesseln würde, und wenn ich das noch vor ein paar Jahren ausgeschlagen hätte, so bin ich doch jetzt des Herumziehens müde – ja müde, müde, mein Herz ist müde, mein Kopf ist müde, ja sogar meine Hand ist müde!« rief er in erbittertem Tone, indem er mit der Rechten eine heftige Bewegung in die Luft machte. – – »Da plage ich mich schon eine halbe Stunde, um die eigensinnige Faust hier auf dem Bilde zu ändern, und sage selbst, ob sie lebendig genug heraustritt.«

»Mir wäre sie schon recht, man muß auch zufrieden sein – – sonst aber, denke ich, bleibt mit uns Alles beim Alten, Du bist also so freundlich, meine Verbindlichkeiten hier zu

lösen, dagegen zu erlauben, daß ich nach wie vor zu euch komme, um mir hie und da guten Rath zu holen.«

»Komische Frage – und was Dein Aufgeben des Ateliers hier anbelangt, so kommt mir das insofern gelegen, als ich ja auch das meinige kaum beibehalten werde, wenn ich jene Stelle erhalte.«

»Natürlich, Du würdest doch größere und elegantere Räumlichkeiten zur Verfügung haben als hier.«

»Gewiß – und solche mit weniger Erinnerung, ich habe mich doch für stärker gehalten, als ich es gegen meine eigene Überzeugung durchsetzte, auf's Neue diese Räume zu bewohnen, – alle meine neuen Arbeiten scheinen mir nur schwache Kopieen früherer Werke zu sein, ja die Gefühle meines immer noch jugendlichen Herzens sind wie ein matter Klang aus einer glücklicheren Zeit, wie ein Echo, das in einem fort klagend denselben Namen ruft.«

»Und Du horchst mit Begierde auf diesen Namen oder rufst ihn ja?«

»Nein, das thue ich nicht, im Gegentheil, von meinen Lippen möchte sich gern ein anderer Name lösen, aber er verhallt klanglos in dieser Umgebung – deßhalb will und muß ich fort von hier, deßhalb schmachte ich nach einer so großen, ehrenvollen Stellung, die einen großen Theil meiner Zeit ausfüllt und es verhindert, daß ich Tag um Tag meinen quälenden Gedanken überlassen bin.«

»Pah, wenn man solche Bilder malt, wie würde ich mich von meinen Gedanken quälen lassen, ja aufrichtig gesagt, wie würde ich daran denken, meine Unabhängigkeit aufzugeben, um mich durch eine Stellung, und sei sie noch so ehrenvoll, fesseln zu lassen!«

»Daran habe ich allerdings auch gedacht, doch bin ich schon zu weit vorgegangen, um noch mit Anstand zurück zu können, es bedarf nur noch eines Vortrags des Ministers bei Seiner Majestät, und Graf Wieneck, der Vater meines genauen Bekannten wird das heute oder morgen veranlassen.«

»Hm,« machte der Freiherr, »das ist ja sehr erfreulich für Dich,« – doch als er dieß sagte, stand er im Rücken seines Freundes, weßhalb dieser auch nicht zu sehen vermochte, daß der Gesichtsausdruck Reckenstein's durchaus nichts von einer freundlichen Bewegung zeigte, vielmehr hatte er die Lippen zusammengepreßt und seine buschigen Brauen lagen tief und finster über den Augen. Doch warf er gleich darauf den Kopf in die Höhe und sagte: »Behüt' Dich Gott, Arthur, ich habe vor Tisch noch ein paar Gänge zu machen – bis dahin also Adieu!«

»Adieu, Reckenstein!«

Dann blieb Weßner allein in seinem Atelier, aber nicht lange mehr vor seiner Staffelei und der noch immer unfertigen Faust auf seinem Bilde, sondern trat zurück, die Hand über die müden Augen deckend, und ließ sich endlich auf den Divan nieder, wobei er allerdings die Blicke gegen das Gemälde richtete, aber mit einem Ausdruck, welcher deutlich zeigte, daß er mit seinen Gedanken ganz wo anders war.

Er dachte an das, was er soeben mit Reckenstein besprochen; wenn er sich die Möglichkeit vergegenwärtigte, jene sehr ehrenvolle Stelle zu erhalten, so wallte sein Herz freudig auf, und es war ihm, als könne er doch noch einmal recht glücklich werden. Konnte er doch oder war sogar genöthigt, diese Räume zu verlassen, welche ihm schon längst durch tägliche, ja stündliche Erinnerungen zur Qual geworden waren, besonders auch dadurch, daß er mit seiner Nachbarin

Angelika nicht mehr auf dem intimen Fuße stand wie früher und das schmerzte ihn, er hatte gehofft, in dem freundschaftlichen Verkehr mit ihr Ersatz zu finden für Manches, er hatte gehofft, Melber werde ihm ein unterhaltender Genosse sein – er hatte gehofft, Angelika's Schülerin, jenes talentvolle, junge und schöne Mädchen würde, eine frische, duftige Blüte, jenen Kreis poetisch beleben, und nicht nur im Stande sein, sondern auch gern bereit, sein Herz von düsteren Träumen abzuziehen.

In einem solchen Zusammenleben hätte er sich glücklich und zufrieden gefühlt, hätte wieder vor Augen gehabt ein Ziel, auf's Sehlichste zu wünschen, und nun kam das so ganz anders.

Angelika war schon seit seiner Rückkehr nicht mehr wie früher gewesen und hatte sich seit ihrer Verheirathung total verändert, nicht nur gegen ihn, sondern auch bei sich in ihrem Atelier und Hauswesen – wer hätte denken können, daß Melber bei jener eigenthümlichen, hartnäckigen und als Künstlerin so groß angelegten Natur je etwas Anderes geworden wäre, als der erste Haussklave, als ein männlicher Diensthote, bereit auf den Wink der Gebieterin zu fliegen. Doch hatte ihm schon Angelika nach einigen Tagen gesagt, daß dergleichen sich jetzt nicht mehr schicke, hatte alsdann einen Laufburschen angenommen, der aber als ein sehr unnützes Subjekt in Kurzem wieder entlassen und durch ein Dienstmädchen ersetzt wurde, welches aber auch nicht lange blieb, da sie es für unreputirlich erklärte, bei einer Frau zu dienen, die eine Joppe trug und Tabak rauchte.

»Nun, was sagst Du dazu, Melber?« hatte Angelika auf das hin ihren Mann gefragt. »Glaubst Du, daß es der Mühe werth wäre, sich um solch' dummes Gerede zu bekümmern

– komm' her zu mir und sage mir das ehrlich – weißt Du, mein lieber Melber, Du brauchst nicht im Sinne dieser Küchentrampel zu reden, sondern in Deinem eigenen, als mein Mann, und sollst mir sagen, ob es ein verständiger Mensch unreputirlich halten kann, daß ich eine Joppe anziehe und hie und da eine Pfeife Tabak rauche – nur hie und da, wohlverstanden, denn Du mußt mir zugestehen, daß, seit wir verheirathet sind, meine Pfeife erst in dritter oder vierter Linie nach Dir kommt.«

Darauf hatte sich Melber genähert, die Hände in seine Hosentaschen gesteckt, so daß seine an sich schon kurze Jacke hoch hinaufrutschte, was, da er sich obendrein in einer tänzelnden Bewegung näherte, etwas komisch aussah, doch wollte er dadurch offenbar sein Vergnügen über diese Frage ausdrücken, das auch im Klange seiner Worte lag, als er erwiderte: »Na, weißt Du, es kommt doch so eigentlich Alles auf die Bestimmung des Menschen an, und da man nun nicht leugnen kann, daß die Frauenzimmer von unserem Herrgott nicht dazu bestimmt sind, Hosen und Joppen zu tragen und Tabak aus Pfeifen zu rauchen, so denke ich – so ist meine Meinung – natürlicherweise mit Deiner Erlaubniß – daß das zum Leben des Weibes nicht durchaus nothwendig ist.«

»So, das denkst Du?« erwiderte Angelika, indem sie Palette und Pinsel auf ihren Schooß sinken ließ und nachdenklich vor sich hinblickte.

»Ja, das denke ich, besonders wenn man einmal verheirathet ist.«

»Und macht da die Kleidung einen besonderen Unterschied?«

»Ah, ich denke doch, für mich wenigstens, denn wenn wir früher zusammen ausgegangen sind, ich ein bischen fadenscheinig, was jetzt nicht mehr der Fall ist, Du aber in Joppe und Jägerhut, was noch immer der Fall ist, da habe ich oft die Leute sagen hören: »sehe Einer die beiden verrückten Maler an«, und habe mir nichts daraus gemacht, während jetzt —«

Eine flüchtige aber tiefe Röthe flog über ihr Gesicht, als sie, Palette und Pinsel hastig wieder aufnehmend, in einem durchaus nicht böse klingenden Tone erwiderte: »Weißt Du wohl, Melber, daß Du ein taktloses Ungeheuer bist, doch will ich mir die Sache mit der Joppe überlegen; was aber meine Pfeife anbelangt, so müßte es noch ganz anders kommen, bis ich mich entschloße, von ihr Abschied zu nehmen, — obgleich« — setzte sie träumerisch hinzu, »ich jetzt zuweilen eine Aversion gegen das Rauchen verspüre.«

Auch im Verkehr mit ihrer Schülerin Seraphine von Enzberg hatte sich die berühmte Malerin einigermaßen geändert. Früher war sie ihr fast eine zu strenge Lehrerin gewesen und hatte sie sonst hauptsächlich als das Kind eines werthen Freundes in jeder Art verhätschelt und verwöhnt, während sie umgekehrt jetzt gegen die Arbeiten des jungen raschen und deßhalb etwas flüchtigen Mädchens zu nachsichtig war, sie dagegen persönlich selten noch mit jener alten Herzlichkeit, häufig aber sogar etwas kühl behandelte.

Machte sie wohl Vergleichen zwischen sich selbst und jenem schönen, vollen, lebenswarmen Wesen und dachte dabei an Melber?

Kaum glaublich, wenigstens gab dieser würdige Künstler auch nicht die blasse Idee einer Veranlassung dazu. Er hatte

für das weibliche Geschlecht als solches nie eine Schwärmerie entwickelt, und was ihn zu Angelika hinzog, war nur die Verehrung für deren großartiges Talent, weßhalb er es auch als das größte Glück betrachtet hatte, durch diese Heirath stets in ihrem Atelier weilen zu dürfen, welches Glück auch durchaus nicht vermindert worden war, als er fand, wie behaglich es sei, so ohne Sorgen zu all' den nothwendigen und angenehmen Lebensbedürfnissen zu gelangen, deren Beschaffung ihm früher so viel Mühe und Unlust verursacht, und daß er jetzt seiner Kunst als solcher leben durfte und nicht wie bisher mit dem Gedanken, sein Leben dadurch fristen zu müssen.

Doch mochte nun die Ursache, welche dieser Veränderung gegen die Schülerin zu Grunde lag, sein welche sie wollte, so wurde sie doch von dieser um so schmerzlicher empfunden, als Seraphine nicht anders konnte, als sie auf ihre eigene Persönlichkeit beziehen, da dieß junge Mädchen die wirkliche Ursache einer solchen Entfremdung nicht zu ahnen vermochte.

Zuweilen schien Angelika zu fühlen, wie wehe sie ihr damit thue, und dann versuchte sie diese bewiesene Kälte durch doppelte Aufmerksamkeit als Lehrerin, ja auch durch Beweise ehemaliger Herzlichkeit wieder gut zu machen, selten aber, ohne dann hastig und mit trübem Blick hinzuzufügen: »Eigentlich ist es Unsinn, mein liebes Kind, so viel von Deiner kostbaren Zeit an Dinge zu verschwenden, die Du doch nur aus Liebhaberei treibst und aus denen Du nie einen Lebensberuf machen wirst, Du kannst genug, um Dich und Andere damit zu erfreuen, und solltest Dich noch in anderen und für Dich nützlicheren Dingen vervollkommen,

so will es auch wohl Dein Vater, der Dich hieher in die Stadt ließ zu Deiner vollkommenen allseitigen Ausbildung.«

Früher hatte die berühmte Malerin jedes häufige und noch so harmlose Zusammensein des jungen Mädchens mit Reckenstein und Weißner verhindert, ja selbst dem Letzteren nicht immer die Thüre geöffnet, wenn er zu den Stunden herüberkam, wo Seraphine da war, und er kam gern zu jenen Stunden herüber, was nicht zu leugnen war, und liebte es, sich mit den Arbeiten der talentvollen Schülerin zu beschäftigen, und zwar in so eingehender, nützlicher Art, daß Angelika nichts einzuwenden vermochte, wenn sie auch häufig verdrießlich hinüberschaute. – Jetzt aber war die Sache insofern anders geworden, als sie nicht mehr darauf zu achten schien, wenn Weißner herüberkam und, statt sich an ihrer Staffelei aufzuhalten, mit dem jungen Mädchen plauderte oder ihr nützliche Anleitungen gab, dieser hatte hingegen aber vollkommen die Art und Weise eines strengen Lehrers angenommen, und wenn er, neben ihr stehend, sich an ihre Seite beugte, um irgend eine Korrektur vorzunehmen, so schien es ihm vollständig gleichgültig zu sein, ob er dabei ihren Malerstock streifte, oder ihren vollen Arm, oder ihre runden Schultern.

Auch sie war in ihrem Umgange gänzlich unbefangen mit ihm wie mit den Übrigen, ja zuweilen von einer so naiven Kindlichkeit, daß es ihn auf's Angenehmste überraschte und er schon glaubte, den Druck ihrer feinen Finger zu fühlen, wenn sie ihre Hand auf seinen Arm legte, oder etwas aus ihren Blicken leuchten zu sehen, wenn beim Beschauen ihrer Arbeit ihr reiches Haar seine Wangen berührte.

Oft war es ihm dabei zu Muthe, als brauche er nur seinen Arm um ihren schlanken Leib zu legen, sie fest an sich zu

drücken und ihr zu sagen: »Wir haben uns insgeheim schon lange verstanden, sind auch darüber einig geworden, uns um das Gerede der Welt nicht zu bekümmern, Du bist mein und ich bin Dein, und das Übrige wird sich seiner Zeit schon finden.«

Ja, so hatte er oft gedacht, wenn er ihre heiße, beglückende Nähe fühlte, was, wie eben angedeutet, häufig genug vorkam, häufig genug für ihn, vielleicht zu häufig für sie, deren rasch pulsirendes Blut ihren Körper gern erbeben machte; doch konnte sie zu anderen Zeiten wieder so ruhig und theilnahmlos erscheinen, so kalt überlegend und klug berechnend, daß er sich sagen mußte, es wäre geradezu wahn-sinnig, diese verständige junge Dame zu einem Rennen mit Hindernissen überreden zu wollen.

Und vermochte er sich ihr anders zu nähern, wenn er sich auch noch so heiß darnach sehnte, wurde er nicht von diesem oder einem ähnlichen Glücke zurückgehalten durch unlösliche Fesseln, ja durch Fesseln, deren Eisenringe tiefe Narben an seinen Handgelenken zurückließen, stets wieder sichtbar werdend, sowie er es gewagt hätte, die Hand nach einem neuen reinen Glücke auszustrecken? Lag doch auf ihm und seinem Namen vor aller Welt eine Schmach, ein dunkler Flecken, der nach seiner Ansicht durch nichts abzuwaschen war, für den er aber schwacher und thörichter Weise nur jenes arme Weib verantwortlich machen wollte, das ihm offen und ehrlich entgegengetreten war und ihm gesagt hatte: »Berühre meine Hand nicht, sie ist vor den Augen der Welt nicht fleckenlos genug, um Dich glücklich zu machen!«

Ja, vor eben dieser Welt! — Er hatte nicht daran gedacht, welch' gewichtiges Wort sie mitsprechen würde, und er war

nicht stark genug, ihr Gerede zu verachten, um an Ellen's Seite glücklich zu sein. Der Rausch war zu rasch entfliegen, die Rose entblättert, ehe er sich genügend am Dufte ihres Kelches erfreut, der Becher geleert, dessen Inhalt für ein ganzes Leben genügen sollte, und als er dann anfang, das Gewebe seines häuslichen Glückes zu betrachten, trat jener Freund an seine Seite, um ihm das prüfend, kritisch und spottend thun zu helfen, um ihm zu zeigen, welch' zweifelhaften Einschlag er gewählt, um mit der eigenen, so herrlichen Kette seines Lebens jenen unhaltbaren, fleckigen Stoff hervorzubringen.

Daß dabei jener Freund nur von den besten und edelsten Beweggründen getrieben würde, wer hätte das zu leugnen gewagt – Niemand, denn die es allein zu thun vermocht – Ellen – dachte zu groß und edel dazu, und es schauderte sie, zu reden über den Treubruch, den der Freund am Freunde versucht, denn es hatte sie dabei die unsäglichste Angst erfaßt, er schätze den Freund so hoch, um vielleicht nur eine Taktlosigkeit darin zu finden, hervorgerufen durch die Flecken ihres früheren Lebens.

Ja, es wäre möglich gewesen, daß Weßner so gehandelt hätte, denn er besaß nicht die Kraft des zähen Widerstandes gegen Meinungen und Einflüsterungen, war auch nicht so glücklich, einmal Errungenes gegen Einsprüche hoch und werth zu halten, ja, der Besitz des so heiß Erstrebten machte ihn nur zu rasch gleichgültig, und was er früher als das höchste Glück seines Lebens betrachtet, erschien ihm an der Seite jenes würdigen Freundes nur zu bald als eine unübersteigliche Schranke, die ihn auf ewig von einer wahrhaft glücklichen und glänzenden Laufbahn schied.

Auch jetzt noch, nachdem er diese Schranke vorläufig beseitigt und hinter sich gelassen, warf sie einen düsteren Schatten auf sein Leben und machte es ihm unmöglich, die so heiß ersehnte, sonnige Höhe zu erklimmen, denn was hätte ihn sonst abhalten können, sich unter den Schönsten und Edelsten des Landes eine Lebensgefährtin zu suchen, was hätte ihn zum Beispiel gehindert, es kam ihm diese Idee, zu Seraphine von Enzberg zu sagen: »Willst Du mein Weib sein? – wie Du weißt, bin ich ein großer und berühmter Künstler, Du schwärmst für die Kunst, bist mir auch herzlich gewogen, wie Du nicht leugnen wirst, wie es ja auch nicht anders sein kann, und wir werden ein wundervolles Leben zusammen führen!«

Solches und Ähnliches dachte Arthur Weißner häufig, wenn er sich ermüdet von der Arbeit auf den kleinen Divan niederließ, mit der Hand die Augen bedeckend, um sie ausruhen zu lassen, und so auch heute wieder, wo die Unterredung mit Reckenstein eine unangenehme Empfindung, er wußte eigentlich selbst nicht weshalb, in ihm zurückgelassen hatte. Er hatte schon längst bemerkt, daß der edle Freiherr nur noch seltener in's Atelier kam, und dann auch nur um zu plaudern, oder eine Cigarre zu rauchen, und hatte das allenfalls begreiflich gefunden nach dem großen Erfolge, welchen Jener mit dem Porträt der Miß Stanley gehabt – ein großer Erfolg, Arthur Weißner mußte unwillkürlich lächeln, wenn er daran dachte, wie das die Zeitungen ausposaunt, wie es die Standesgenossen des Künstlers triumphierend verbreitet, ja, wie Reckenstein es endlich selbst geglaubt – hatte er doch hier in diesem Zimmer von der

Ähnlichkeit seiner Arbeit, von seinen gutgemalten Gewändern und dergleichen unbefangen reden können und hatte es nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß er es für nöthig gehalten, der Welt endlich einmal durch eine so bedeutende Arbeit zu zeigen, daß er gänzlich auf eigenen Füßen zu stehen vermöge – gänzlich auf eigenen Füßen, und das hatte Reckenstein ihm gesagt, unbefangen mit offener Stirn, ohne sich verlegen wegzuwenden – – das hatte ihn in ein tiefes, schmerzliches Nachsinnen versenkt, hatte ihn in seinen Gedanken rückwärts greifen lassen bis an eine Zeit, von der den Schleier wegzunehmen er sich auch jetzt wieder scheute, zweifelnd stehen bleibend vor der Vergangenheit und glücklich plötzlich in die Gegenwart zurückversetzt zu werden durch ein geräuschloses Öffnen der Thür, das ihn anschauen machte.

Es war Seraphine, die, ehe sie behutsam eintrat, einen vorsichtigen Blick rückwärts warf, und dann sichtbar mit einem gezwungenen Lächeln fragte: »Darf ich zu einer kleinen Unterredung die Thüre schließen? ich möchte über Etwas Ihren Rath hören, und wünschte nicht, daß wir von drüben gestört würden – es ist doch Niemand dort im Atelier des Barons?«

»Niemand, mein liebes Kind, der edle Freiherr ist gegangen, vielleicht um hieher wie früher nicht zurückzukehren.«

»So, auch er ist gegangen?«

»Warum nicht? –

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond!

wie es im Volksliede heißt, und wer weiß, ob Sie auch mich in einigen Wochen hier noch finden.«

»In dem Falle brauch' ich Sie durch eine Unterredung nicht zu belästigen,« erwiderte das junge Mädchen nach einem tiefen Athemzuge im Tone der Enttäuschung.

»Sie sind ein närrisches Kind, und zuweilen so leicht verletzt,« sagte Arthur Weißner, indem er sanft die Hand des jungen Mädchens vom Griffe des Thürschlosses nahm, den sie rasch wieder erfaßt hatte, worauf er sich langsam umwandte und dann hinter ihrem Rücken den Riegel leise vorschob.

»So, nun setzen Sie sich ruhig dort auf den Divan und sagen mir, um was es sich handelt, um eine kleine Rüge von Angelika, um eine Differenz, oder um einen Farbenstreit mit dem guten Melber, oder gar um Häusliches, Tante Aurelie betreffend?«

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe, und in der Art, wie sie die Zähne aufeinanderpreßte, ihre Augenlider herabsenkte, wie sich ihre Brust gewaltsam hob, bemerkte man eine starke Erregung, die sich auch dadurch kund gab, daß sie alsdann eine Zeitlang mit trotzig aufgeworfenen Lippen schwieg, obgleich er, vor ihr stehend, sie freundlich bat, ihm ihren Kummer anzuvertranten.

Dann sagte sie: »Ich möchte lieber nicht, und schäme mich, daß ich hierher gekommen bin, war auch schon auf der Treppe, als es mich zurückzog.«

»Gut denn, so folgen Sie dem Zuge Ihres Herzens, theilen mir Ihren Kummer mit, und ich will Sie trösten, oder Ihnen rathen, so gut ich eben kann.«

»Ich brauche keinen Trost,« gab sie heftig zur Antwort, »nur den Rath eines Freundes, der zugleich Künstler ist!«

»Gut, diese beiden Eigenschaften glaube ich glänzend vertreten zu können.«

»Sie wissen, daß ich den Winter über hier bleiben sollte,« sagte Seraphine nach einem kurzen beistimmenden Kopfnicken, »mein Vater hat es so erlaubt, nun ich will ehrlich sagen, hat es sich herausbitten lassen, wozu auch Angelika mitgeholfen, indem sie mein bischen Talent und ihre Bereitwilligkeit, es zu unterstützen, hervorhob, wobei sie ihre mütterliche Liebe, mit der sie mich in's Atelier aufnehmen würde, besonders herzlich betonte.«

»Hm – ja – von diesen schönen Sachen hat sie Ihnen auch anfänglich wohlwollend geopfert, ja, sie trieb ihre mütterliche Sorge so weit, um es übel zu nehmen, wenn man an Ihren Arbeiten Wohlgefallen fand. Daß sich das geändert hat, habe ich schon lange bemerkt.«

»Nach Angelika's Verheirathung!«

»Wenigstens einige Zeit darnach, und finde ich das begreiflich, in einer jungen Menage fühlt man sich durch eine dritte Person, die häufig kommt, leicht genirt, besonders wenn diese dritte Person ein schönes junges Mädchen oder auch ein schöner junger Mann ist.«

»Ich suchte diese Mißstimmung durch Fleiß und Zuvorkommenheit zu überwinden, und jetzt schien es mir zu gelingen, um gleich darauf wieder gänzlich vernachlässigt zu werden, wobei mich nur Eines tröstete, daß mir nämlich Angelika selbst gesagt: ›Kehre Dich nicht an mein zuweilen rauhes Wesen, ich fühle selbst, daß ich übellaunisch bin, verdrießlich, ja zornig, um mit der ganzen Welt Händel anzufangen.« – Das konnte sie mir sagen, sie konnte so gegen mich sein, und es hätte mich nicht verletzt, ja, sie hätte sich

offen aussprechen dürfen – persönlich gegen mich aussprechen, daß sie es für besser hielt, wenn ich nicht unnützerweise so viel Zeit an eine Kunst verschwände, worin ich es doch nie zu einer Vollkommenheit bringen könne.«

»Nehmen Sie mir nicht übel, mein liebes Kind, darin hätte Angelika insofern eine Unwahrheit sagen müssen, als Sie es wohl zu einer gewissen Vollkommenheit bringen werden.«

»Wir wollen darüber nicht reden!« rief sie heftig, »mein Vorwurf gegen Angelika betrifft auch etwas ganz Anderes, sie mochte mir immerhin noch härtere Dinge sagen, aber sie mußte nicht hinter meinem Rücken Tante Aurelie veranlassen, mit mir über das Unnütze meiner Bestrebungen zu reden.«

»Sollte das Angelika gethan haben? – ich kann es nicht glauben,« entgegnete der Maler ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd, »das sieht ihr, die so selbstständig zu handeln pflegt, durchaus nicht ähnlich, wogegen Ihre Aufregung, mein liebes Kind, Sie ungerecht gegen unsere gemeinschaftliche Freundin macht – – ah, Seraphine, Sie sind sehr aufgeregt und könnten das nicht leugnen, auch wenn Sie noch so heftig mit dem Kopfe schütteln, Ihr Auge leuchtet, Ihre Wangen glühen, was ich abgesehen von Ihrer Aufregung auch dadurch erklärlich finde, daß Sie hier in meinem warmen Zimmer Ihren Pelzüberwurf anbehalten haben – so, werfen Sie das von den Schultern zurück – seien Sie ruhig und klug, mein Kind, warum sich unnöthigerweise erhitzen!«

Er ließ sich neben Seraphine auf den Divan nieder, und sie litt es, daß er ihr behülflich war, ihr das allerdings zu warme Oberkleid von den Schultern herabzustreifen, während sie in Gedanken versunken finster vor sich niederblickte – und er hatte damit durchaus keine Mühe, denn es glitt

fast von selbst herab über den glatten, feinen Thibet ihres enganliegenden Kleides.

»Vertrauen Sie mir nun weiter,« sagte er lächelnd, »und lassen Sie mich hören, worauf Sie Ihren Argwohn gründen, daß Angelika hinter Ihrem Rücken gehandelt.«

– – »Weil mir Tante Aurelie mit dünnen Worten gesagt, sie hätte schon lange keinen Sinn darin gefunden, daß ich, die einzige Tochter eines reichen Mannes, mich mit der Kunst abgebe, als sei ich genöthigt, dadurch mein Brod zu verdienen – – nun aber habe sie noch in Erfahrung gebracht, daß auch in sonstiger Beziehung mein häufiger und lang andauernder Aufenthalt hier in den Ateliers – Tante Aurelie betonte die Mehrzahl sehr stark – für mich durchaus von keinem Nutzen sei.«

»Ei, ei! und doch sehen Sie hier keine andere Gesellschaft als auch im Hause Ihrer Tante – Angelika und Melber zuweilen – mich – sonst wohl Niemand. – – Auf Rosenthal oder Nellingen, die ja eigentlich nie hieher kommen, kann das sich doch wohl nicht beziehen, noch weniger auf Reckenstein, der ja, soviel ich weiß, nie bei Ihrer Tante war.«

»Nie, bis vor Kurzem, wo er Tante Aurelie besuchte und dort auch Tante Seraphine traf.«

»Die beiden feindlichen Schwestern!« rief Weißner lachend im Tone ungeheuchelter Verwunderung, – »die Zeit der Wunder kehrt zurück – mir hat Reckenstein von diesem Besuche nichts gesagt, das gibt mir zu denken. Hat er Ihnen hier oder sonstwo besondere Aufmerksamkeit erwiesen?« fragte er mit einem Gefühle von Eifersucht, »ich bitte Sie herzlich, liebe Seraphine, sagen Sie mir darin die Wahrheit.«

»Warum sollte ich das nicht thun?« erwiderte das junge Mädchen, die freien, offenen, leuchtenden Blicke auf ihn richtend, »Herr von Reckenstein hat sich nie besonders um mich bemüht.«

»Hier allerdings nicht,« sagte Weißner ernst vor sich niederblickend, »doch weiß ich, daß er eben so entzückt von Ihrer Persönlichkeit war, wie – auch Andere, und da er gerne im Geheimen seine Fäden spinnt, so könnte er vielleicht beabsichtigen, Sie weniger hier, aber häufiger bei Ihrer Tante zu sehell, nachdem er dorthin einmal seinen Katzenlauf genommen.«

»Darin thun Sie ihm und meiner Tante Unrecht,« erwiderte Seraphine, »denn sie findet nicht nur meinen ferneren Aufenthalt hier im Atelier unnütz, sondern auch in der Residenz selber, und will unter der Hand erfahren haben, daß sich mein Vater sehr nach meiner Zurückkunft sehne.«

»A – a – a – ah so! das ist freilich etwas ganz Anderes,« rief der Maler hastig aufspringend, »dann wäre es möglich, daß Sie Ihrer Tante hinderlich, durch irgend Etwas im Wege sind!«

»Vielleicht, weil sie sich mit Tante Seraphine versöhnt hat, denn diese Versöhnung ist so vollständig, daß Beide, auch was mich betrifft, ganz in gleichem Sinne handeln, denn Tante Seraphine, die mich früher so gerne bei sich gehabt hätte, meint nun auch, ein längerer Aufenthalt hier sei gänzlich unnütz, für mich – – so wird mir denn nichts Anderes übrig bleiben, als daß ich nach Hause zurückkehre – ich hatte auch schon an das Haus meines Großvaters Mirbel gedacht,« fuhr sie nach einer Pause fort, mit ihren Blicken dem Maler folgend, der die Hände zusammengelegt und aufwärts blickend in dem Gemache rasch hin und her

ging – »ja, ich hatte mit meiner Cousine Helene schon in vertraulicher Weise darüber gesprochen, mußte aber auch da eine schmerzliche Erfahrung machen, die ich nimmer für möglich gehalten.«

»Warum sind Sie auch so schön und liebenswürdig!« rief Weißner in einem eigenthümlichen Tone, ohne seinen Spaziergang zu unterbrechen, ja ohne herüber zu schauen, »wenn das anders wäre, würden Ihre Tanten Sie um keinen Preis ziehen lassen, und Ihre Cousine, Frau von Mittow, sich beeilen, Sie bei sich aufzunehmen, aber so finde ich das nicht unbegreiflich!«

»Es hat mich tief verletzt!« stieß das junge Mädchen heftig zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor, während ihre Augen eigenthümlich flimmerten – »wenn das Papa wüßte, wenn ich es ihm sagen dürfte oder wollte, aber ich kann und will nicht, obgleich es mich unaussprechlich schmerzt, um einer Laune willen alle meine Studien, alle meine Beziehungen und freundschaftlichen Verbindungen abreißen zu müssen. – – Doch werde ich auch das zu überwinden wissen,« setzte sie in stolzem Tone hinzu.

Sie biß ihre Zähne fest zusammen, und während es um ihre Lippen zuckte, öffnete sie ihre großen Augen so weit als möglich, es sollte nicht erscheinen, als ständen Thränen in denselben, doch hatte sie ihre ineinandergeschlungenen Finger zwischen ihre Kniee genommen und preßte diese heftig zusammen.

Arthur Weißner, nachdem er einige Augenblicke abgewendet gestanden und gedankenvoll hinaufgeschaut an das Stückchen dunkelblauen Himmels, welches oberhalb seines verhüllten Atelierfensters sichtbar blieb, ging wieder zu Seraphine hin, setzte sich neben sie und versuchte sanft ihre

Hände empor zu ziehen, was ihm auch nach einem kleinen Widerstreben gelang; doch brach dabei ihre Fassung und ein paar schwere Thränen rollten über ihr Gesicht herab. Das Mädchen schien aber ebensowenig darauf zu achten, als daß er ihre rechte Hand nicht nur festhielt, sondern auch einen innigen Kuß darauf drückte.

»Wenn ich Unfrieden oder Streit erregen wollte,« sagte sie nach einer Pause in festerem Tone, »so brauchte ich mich bei meinem Vater nur über das rücksichtslose Benehmen meiner Tante Aurelie zu beklagen, dasselbe in's richtige Licht zu setzen, um gewiß zu sein, daß ich Recht behielte; aber ich mag das nicht, ich will das nicht, ich kann das nicht, und wenn ich auch in meiner Aufregung mit einiger Hoffnung hierher zu Ihnen kam, so ist diese doch bei ruhigem Betrachten geschwunden, und ich bin überzeugt, daß auch Sie mir keinen Rath zu geben vermögen.«

»O, könnte ich Ihnen ausdrücken, wie süß mich Ihr Vertrauen berührt, o, könnte ich jetzt gleich einen guten Rath für Sie ersinnen, der ja für mich das glücklichste Resultat hätte, denn wie kann ich es denken, wie kann ich es fassen, Sie hier in unseren Ateliers, Sie drüben bei Ihrer Tante nicht mehr zu sehen! Ihnen kommt das ein wenig schmerzlich vor, mir durchaus unmöglich, wenn ich auch leider nicht weiß, ob die schöne Seraphine in der Ferne noch ihres getreuen Freundes hier mit einiger Freundlichkeit gedenken wird.«

»Ich werde aller meiner Freunde gerne gedenken,« erwiderte sie ernst vor sich niederblickend.

»Aller mit der gleichen Herzlichkeit, Seraphine? wird nicht in der Ferne sich Ihr Herz schmerzlich bewegt fühlen, wenn Sie vielleicht diesen oder jenen Namen in der Erinnerung an uns aussprechen?«

»Ich wüßte keinen,« sagte sie in ruhigem Tone, »denn so Etwas muß auf Gegenseitigkeit gegründet sein, und was das anbelangt, so bin ich überzeugt, man wird meiner hier gedenken, aber mit der gleichen Ruhe, die Sie – nach meiner Versicherung auch bei mir voraussetzen dürfen.«

»Werden Sie mir zürnen, Seraphine,« fragte er bewegt, »wenn ich es wage, in dieser Richtung eine indiskrete, vielleicht zudringliche Frage an Sie zuthun?«

»Wenn sie das ist, werde ich sie einfach nicht beantworten,« gab sie sehr ernst zur Antwort, »doch bin ich überzeugt,« setzte sie nach einer kleinen Pause in weicherem Tone hinzu, »daß gerade Sie eine solche Frage nicht an mich richten werden.«

»O dieß – gerade Sie, könnten mich glücklich machen, und ich möchte, statt zu fragen, lieber eine Antwort auf etwas Anderes in Ihren Augen lesen.«

»Fragen Sie lieber, es ist das besser für uns Beide.«

»Nun denn, eine Frage, die Ihnen vielleicht seltsam erscheint, ob der Sie mir vielleicht zürnen. Wird der Name eines Mannes, der nicht zu unserem Künstlerkreise gehört, vielleicht dauernder in Ihrer Erinnerung bleiben?«

»Sie meinen Nellingen?«

»Ja, an ihn dacht' ich,« entgegnete Arthur Weißner lebhaft, »wie sollte ich nicht an ihn denken in diesem für mich vielleicht unvergeßlichen Augenblicke? Wie sollte ich nicht Ihr Leid, die glänzenden Thränen Ihres Auges schmerzlich mit seiner Person in Erinnerung bringen, mit ihm, der Ihnen stets so unzweideutige Beweise seiner Theilnahme – ja, seiner Liebe gab?«

»Der Theilnahme – der Liebe auf seine Art, die mich vielleicht hätte bestechen können, ich will das offen und ehrlich

zugeben, wenn sie anderer Art gewesen wäre; doch bin ich zu wenig Kind und zu viel auf mich selbst angewiesen, um nicht mit prüfendem Blick in mein Herz und um mich her zu schauen, und habe ich diesen Blick ungetrübt genug erhalten, um zu sehen, daß die Brücke, womit er einen scheinbaren Abgrund verband, kein sicheres Bauwerk war, sondern nur trügerische Blumenranken, die unserem Fuße nachgegeben hätten, sehr wahrscheinlich aber um mich nur allein in den Abgrund stürzen zu lassen – dazu aber war meine Theilnahme nicht groß und stark genug; wäre sie das gewesen,« setzte das junge Mädchen mit erhobenem Kopfe und offenem Blicke hinzu, »so würde mich vielleicht keine kalte Überlegung abgehalten haben, die schwankende Blumenbrücke zu betreten.«

»O, wer Ihre Theilnahme in solchem Grade gewinnen könnte! – wem Sie Ihr unbedingtes Vertrauen schenken wollten!« –

»Nun, Sie sehen, daß ich Ihnen schon einiges Vertrauen schenke, und wenn ich dort Ihr herrliches Bild betrachte, so bin ich stolz darauf, dem Künstler meine Theilnahme durch einen herzlichen Druck der Hand beweisen zu können.«

»Dem Künstler! – ja, dem Künstler allein,« rief er schmerzlich bewegt, »und doch danke ich Ihnen auch dafür, danke Ihnen aus tiefster Seele.«

Er hatte ihre Hand festgehalten und bedeckte dieselbe mit Küssen, und nicht die Hand allein, sondern auch ihren vollen weißen Arm, soviel er durch den rasch aufgestreiften Ärmel davon zu erreichen vermochte, was sie ohne ein Zeichen von Unmuth oder Ungeduld litt, ja, als er so tief herabgebeugt neben ihr saß, leuchteten ihre Augen über ihm, ohne daß er das sehen konnte und sehen sollte, denn als er

den Kopf wieder aufrichtete, um heiß in ihre schönen Augen zu blicken, hatte sie die Lider herabgesenkt und sagte, während ein Lächeln um ihre Lippen spielte: »Durch unser eigenthümliches Gespräch sind wir aber ganz von dem guten Rathe abgekommen, den Sie mir geben sollen und ohne den ich Sie nicht gerne verlassen möchte.«

»Welchen Rath soll ich Ärmster Ihnen geben?« rief er rasch aufspringend, »was kann ich Ihnen sagen, das nicht als größter Egoismus klingen müßte? – Und warum soll es nicht so klingen – warum soll ich Ihnen nicht sagen, daß –«

»Sie sollen mir nichts sagen,« fiel sie ihm rasch in's Wort, »als was Sie mir sagen dürfen, als was ich von Ihnen anhören kann.«

»Ah, Seraphine, wie grausam Sie sind, Sie spielen auf die Fesseln an, welche ich durch's Leben schleppen muß, weil ich vielleicht bis jetzt nicht den Muth hatte, sie gänzlich zu brechen, weil ich, in der Dämmerung meines Lebens umherirrend, keinen Ausweg sah, kein glückverheißendes Licht, das mich antrieb, nach ihm, nach dem Höchsten zu streben – jetzt aber habe ich es gefunden, jetzt ist in meiner finsternen Nacht ein heller Stern aufgegangen, und dieser Stern bist Du!«

»O mein Gott!« rief sie die Hände vor ihr Gesicht pressend, »einen solchen Ausgang durfte und darf unsere Unterredung nicht nehmen, so können Sie das Vertrauen, welches mich hierher geführt, nicht mißbrauchen.«

Sie erhob sich rasch und wandte sich nach der Thüre, indem sie ihm, als er sich ihr in heftiger Bewegung nähern wollte, gebieterisch die rechte Hand entgegenstreckte; dabei flammten ihre Blicke und ihre energischen Züge zeigten finsternen, unerbittlichen Ernst.

»Thor, der ich war,« murmelte er nach einem tiefen Athemzuge kaum vernehmlich, »noch auf ein Glück zu hoffen, das ja durch eine feste Schranke auf ewig von mir geschieden ist – und – bleiben muß. – – – Verzeihen Sie mir, Seraphine,« fuhr er nach einer längeren Pause in einem ruhigen Tone, zu dem er sich gewaltsam zwang, fort, »und seien Sie versichert, daß ich aus seligen Phantasieen wieder auf die nüchterne Erde herabgestiegen bin und ganz zu Ihrem Befehle stehe. – – Aber um Eins flehe ich Sie an,« setzte er in wärmerem Tone hinzu, »lassen Sie uns einen Ausweg finden, lassen Sie uns etwas erdenken, das Ihnen möglich erscheinen läßt, nicht uns trennen zu müssen – nur jetzt nicht, und Sie werden so viel Barmherzigkeit haben, um mir, wenngleich unerreichbar scheinend, jenen hellen Stern leuchten zu lassen, ohne den für mich ringsumher Alles finstere Nacht wäre.«

»Besser eine Nacht, in der man vergessen kann, als ein Licht, welches uns Etwas zeigt, das doch für uns unerreichbar ist.«

»Und sollte das denn in Wahrheit für uns so unerreichbar sein,« bat er in schmeichelndem Tone, wobei er näher trat, ihre Hand ergriff, die sie ihm nicht entzog, ja sogar gestattete, daß er seine Lippen darauf senkte, »wir sind Beide noch so jung, Sie treten erst in's Leben ein, und ich fühle Kraft genug in mir, ein gänzlich neues zu beginnen – auch den Muth, mich von der Vergangenheit zu befreien, zu zerbrechen alle Fesseln, hinter mich zu werfen alles Leid.«

»Und dann?« fragte sie in einem etwas hochmüthigen Tone und indem wieder derselbe eigenthümliche Blick aus ihren dunklen Augen, ungesehen von ihm, über ihn hinflog.

»Dann möchte ich mich schüchtern nahen und demüthig bitten, um diese kleine Hand werben zu dürfen – werben mit der Geduld und Ausdauer eines Jakob.«

»Um am Ende doch nur Lea zu erlangen,« gab sie leise zur Antwort.

»Immerhin bliebe mir ja doch eine jahrelange Hoffnung und so lang ich hoffen darf, kann ich nicht gänzlich unglücklich sein – – – aber Eines, Seraphine,« rief er heftig, »lassen Sie uns nun überlegen, wie wir es verhindern können, daß Sie uns verlassen!«

»Das wäre nur durch Angelika zu erreichen, nur sie allein vermag auf meinen Vater einzuwirken, um ihn zu veranlassen, nicht nur seine Erlaubniß zu meinem Dableiben zu geben, sondern das sogar als einen Wunsch gegen Tante Aurelie auszusprechen.«

»Es wird nicht leicht sein, Angelika zu bestimmen,« erwiderte er nachdenklich, um achselzuckend hinzuzusetzen: »ja, wenn ich früher einen ähnlichen Wunsch ausgesprochen hätte, würde sie sich beeilt haben, ihn zu erfüllen, aber gerade, weil es schwierig ist, hoffe ich, soll es mir gelingen, sei es auch nur, um als Dank einen freundlichen Blick aus diesen schönen Augen zu erhalten.«

Etwas dergleichen vorauszubezahlen schien das junge Mädchen durchaus nicht geneigt, ja sie wandte ihr Gesicht hastig ab, und als er versuchte, ihre Hand an seine Brust zu drücken, entzog sie ihm dieselbe, wenn auch nicht rasch oder unfreundlich.

»Nun ja – ich muß mich genügsam bezeigen,« fuhr er einen kleinen Schritt zurücktretend fort, »dankbar sein für das mir geschenkte Vertrauen – o, wie selig wird es mich machen, wenn ich später, morgen, nach einem Jahre, nach

Jahren daran denke. Diese grenzenlose Dankbarkeit soll Ihnen beweisen, wie glücklich mich diese kleine halbe Stunde macht, glücklich in der Gegenwart, vielleicht noch glücklicher, wenn ich an die Zukunft denke – o, Seraphine! gewähren Sie mir nur ein kleines, für Sie unbedeutendes Zeichen, daß ich hoffen darf – hoffen worauf, wage ich nicht zu wiederholen, auf etwas unsagbar Schönes und Seliges! – Gestatten Sie mir, daß meine Lippen schüchtern Ihre Stirn berühren dürfen, schüchtern, wie man sich etwas Heiligem naht!«

Sie hatte sich der Thür genähert, blieb aber dort mit gesenktem Blicke stehen und wehrte nicht ab, als er sich näherte, als er seinen Arm um ihren schlanken Leib legte, ja sie erhob ihr Haupt, als er das seinige niederbeugte, nicht wie er gesagt, nur gegen ihre Stirn, sondern auch auf ihre Lippen, um nach kaum sekundenlangem Kusse im andern Augenblicke verschwunden zu sein.

Er streckte die Arme nach der Entschwundenen aus, er rief mehrere Male ihren Namen leise und innig, er fühlte sich wie von Glück berauscht, doch mit plötzlich ernüchternden Nachwehen, da er sich gestehen mußte, daß diese frischen, lebenswarmen Lippen kalt und bewegungslos die seinigen berührt, daß aus ihnen kein heißer, elektrischer Strom in sein Herz gesprüht – – doch rief er gleich darauf: »Warum unbillig und ungenügsam sein, warum nicht auf eine schöne, süße Frucht hoffen, die sich mir doch soeben in erster aufsprossender Blüte gezeigt, – wenigstens will ich Alles thun, um mir ihren Dank und damit auch einen schönen Lohn zu gewinnen!«

Er verließ sogleich sein Atelier, um durch ein Klopfen nebenan Einlaß zu erhalten, wobei er sich einigermaßen wunderte, daß sich die Thür gegen sonstige Gewohnheit sogleich öffnete; doch bemerkte er beim Eintreten, daß Angelika nicht bei der Arbeit war, sondern auf einem Gange durch ihr Zimmer begriffen, den sie auch bei seinem Erscheinen fortsetzte, die Hände auf den Rücken gelegt, in welchen sie einen aufgebrochenen Brief hielt.

Melber saß auf einer Staffeleitreppe, wie er gern zu thun pflegte, und rollte seine brennende Cigarre aus einem Mundwinkel in den andern, während sich auf seinem breiten Gesichte ein freundliches, etwas verschmitztes Lächeln zeigte.

»Störe ich nicht?« fragte Weißner, an der Thüre stehen bleibend.

»Nicht im Geringsten, es ist mir sogar angenehm, daß Du gekommen bist.«

»Wozu ich mir gratulire, denn das kam leider seit längerer Zeit nicht mehr vor.«

»Doch nicht durch meine Schuld,« gab die Malerin rasch herumfahrend zur Antwort, »das wirst Du mir, wenn Du billig sein willst, zugeben – ich war stets offen und ehrlich gegen Dich, ich habe Dich mit Freuden empfangen, als Du zurückkehrtest, und wenn alsdann die Nachrichten, die Du mir über Deine Vergangenheit gabst, meine Freundschaft erkäl-teten, so mußt Du das begreiflich finden, wir Weiber haben darin unsere eigenen und vielleicht richtigeren Begriffe – auch wirst Du mir zugeben,« fuhr sie plötzlich stehen bleibend fort, »daß ich Dir gleich in der ersten Stunde meinen Widerwillen gegen Deinen Gesellschafter, jenen vornehmen

und minder berühmten Künstler, wie er sich selbst ausdrückte, nicht verhehlt habe, ja, daß ich Dir gesagt, er könnte zu einer gefährlichen Klippe für unsere Freundschaft werden.«

»Richtig, das hast Du Alles gesagt,« gab Weißner zur Antwort, »und heute, da Dir mein Besuch plötzlich wieder angenehm ist, könnte ich bei Dir,« – fuhr er, sich zu einem Lächeln zwingend, fort, – »bei Dir ein erstaunliches Ahnungsvermögen voraussetzen, da diese Klippe wenigstens drüben im Atelier unsere Freundschaft ferner nicht mehr bedrohen wird.«

»Wie habe ich das zu verstehen?«

»Nun ganz einfach, daß Reckenstein sein Atelier bei mir aufgegeben hat, um in der Staatsgalerie nach alten Meistern zu malen.«

Um die Züge Angelika's zuckte ein kurzes Lächeln und Herr Melber lachte plötzlich so laut und so herzlich, daß er fast von der Staffeleitreppe herabgefallen wäre, wenigstens sich festhielt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, was auf Arthur einen solchen Eindruck machte, daß er überrascht von dem Einen zu der Andern schaute.

»So, Du denkst also,« meinte die alte Malerin kopfnickend, »daß Dein Freund in der Staatsgalerie mit dem Kopiren alter Meister sich beschäftigen wird, was glaubst Du davon, Melber?«

»Ich glaube,« kicherte Dieser, »daß er heute schon im großen Festsale dort auf und ab spazieren geht, um zu sehen, wie er sich als künftiger Direktor ausnehmen wird.«

»Unsinn!« erwiederte Weißner achselzuckend, um gleich darauf in unwilligem Tone fortzufahren: »wie hätte ich auch erwarten dürfen, bei euch etwas Anderes als Gehässiges über ihn zu hören, Reckenstein denkt nicht an so etwas!«

»Ob Du blind bist!« rief Angelika im Tone des Mitleidens – »nicht wahr, Melber, er war blind und ist es immer noch?«

»Wie ein Maulwurf,« murmelte der Gefragte vor sich hin, was aber Arthur Weißner nicht verstand, da Angelika sich ihm nähernd mit erhobener Stimme fortfuhr: »Ja, blind warst und bist Du, oder verblendet, wenn Dir das lieber ist, denn sonst hättest Du lange Deinen würdigen Begleiter durchschauen, hättest sehen müssen, daß dessen Freundschaft und Anhänglichkeit nichts als Heuchelei war, daß das einzige Gefühl, welches ihn an Dich fesselte, im schmutzigsten Eigennutz bestand, und seine ganze Kunst in der Geschicklichkeit, Dich und auch Deine Freunde für sich auszu-beuten.«

Arthur war auffallend erbleicht, hatte seine Hände in einander verschlungen und die Lippen fest auf einander gebissen – hörte er das, was ihm die alte Malerin deutlich genug sagte? oder waren seine Gedanken mit etwas Anderem beschäftigt? – jedenfalls mit nichts Angenehmem, das zeigte der schmerzliche Zug, der jetzt im Zucken eines trüben Lächelns um seine Mundwinkel spielte.

»Deßhalb hat er auch seit Jahren schon gesucht von Dir fern zu halten Alles, was Dir wirklich anhänglich war, was Dich geliebt und was treu an Dir gehangen – brause nicht auf, oder thue es meinetwegen, denn ich würde Dir auch in diesem Falle wiederholen, was ich vorhin gesagt, daß dieser Reckenstein ein schlechter Kerl ist und daß er freventlich an Dir und der armen Ellen gehandelt hat.«

Arthur hatte allerdings vorhin eine unmuthige Bewegung gemacht, doch mehr gegen Melber hin, und fragte Diesen

jetzt mit aufgeworfenem Kopfe: »Was soll denn die Bemerkung eigentlich bedeuten, daß sich Reckenstein im Gefühle eines künftigen Direktors in der Staatsgalerie umschaue?«

»Nun, das soll Etwas bedeuten, was die Spatzen auf den Dächern singen und sich alle Welt erzählt.«

»So gehöre ich also schon nicht mehr in diese Welt?«

»Sei doch gescheidt, Arthur,« sagte die Malerin, ihn leicht mit dem Ellenbogen anstoßend, »wenn es Dir auch Jemand gesagt hätte – daß es nicht geschah, finde ich sehr begreiflich – so würdest Du es doch so wenig geglaubt haben, wie Du es jetzt glaubst.«

»Nun, was soll ich denn eigentlich glauben?« rief Arthur auffahrend, »doch nicht, daß Reckenstein Direktor der Staatsgalerie zu werden beabsichtigt, oder daß er je Hoffnung hätte, es zu werden – er, als Künstler eine solche Null!«

»Aber eine Null unter der Freiherrnkrone und das zählt in diesem Falle mehr als Dein einfaches, bürgerliches Leben.«

»Mach' mich durch halbe Bemerkungen nicht toll, Angelika, wenn Du Positives weißt, so schone mich nicht und sage es gerade heraus!«

»Melber weiß schon Positives.«

»Nun denn!«

»Ich hab' es aus dem Munde eines der wichtigsten Beamten des regierenden Königs.«

»Und wie heißt dieser wichtige Beamte?«

»Der Hoffriseur.«

»O, Du brauchst darüber nicht zu lachen,« sagte Angelika, »dergleichen Leute wissen noch mehr als Höhergestellte, und der Hoffriseur hat Melber im Vertrauen mitgeteilt, daß die Ernennung des Freiherrn von Reckenstein zum Direktor der Staatsgalerie in den nächsten Tagen erfolgen werde.«

»Der Hoffriseur – ja so,« sagte Arthur Weißner mit einem verächtlichen Lächeln, »eine solche Quelle muß man allerdings respektiren – und schlug dann selbst dieser würdige Mann nicht aus Entsetzen die Hände über dem Kopf zusammen über die Absicht, der Staatsgalerie einen solchen Direktor zu geben?«

»Im Gegentheil,« sprach Melber lächelnd, »er ist von der Leutseligkeit und der Herablassung des Freiherrn entzückt, bewundert dessen Haupthaar und prächtigen Bart, und gestand mir, daß er allerhöchsten Ortes zwischen Kamm und Scheere häufig gewagt habe, den Namen Reckenstein zufällig einzuwerfen, was dort immer von guter Wirkung sein soll.«

– – – »Er war ja soeben noch bei mir,« sagte Weißner nach einer langen Pause und einem tiefen Athemzuge – »er hat mir nichts davon gesagt, obgleich er von der Staatsgalerie sprach und seinem Vorhaben, dort alte Meister zu kopiren. – – – Es kann ja auch nicht sein,« fuhr er leise und tonlos fort, »er kann nicht eine solche Falschheit gegen mich begehen – oder – ich müßte ja glauben,« setzte er mit erhobener Stimme hinzu, »daß er auch sonst schon unwahr und nur seinem eigenen Interesse folgend an mir gehandelt hätte, was konnte ihn aber bewegen, das zu thun?« schloß er mit sich selbst redend.

»Damals meinst Du?« fragte die alte Malerin, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte.

»Ja, damals – freilich damals – welchen Grund hätte er haben können, sie zu verdächtigen, zu beschimpfen, von meinem Herzen zu reißen?«

»Thor, der Du bist; um Dich Deines guten Engels zu berauben, um volle Gewalt über Dich zu erhalten, um Dir Alles zu sein, scheinbar Dein einzig wahrer Freund, aber in Wahrheit nur scheinbar Dein Freund und in Wirklichkeit ein Kunstvampyr, ein Blutsauger schlimmster Art, der sich an Dich hängte, sich von Dir aufwärts mitschleppen ließ und nun von Dir läßt, sobald er glaubt allein weiter kommen zu können.«

»Nein, nein, Angelika!« rief er heftig, »aus Dir spricht Dein Haß gegen ihn, ich kann's und will's nicht glauben – – ich darf's ja nicht glauben, denn sonst wäre er mir ja schon jahrelang ein falscher Freund gewesen, und denke doch nur, meine gute Angelika, wie elend mich das machen müßte!«

Er hatte die rechte Hand auf die hohe Lehne eines der alten geschnitzten Stühle gelegt, ließ sich nun langsam auf den Sitz desselben niedergleiten, worauf er in sich zusammensank, die Hände gegen das Gesicht drückte und eine lange, lange Weile so verharrte.

Dann richtete er sich auf und sagte achselzuckend: »Verzeihe mir und sei nicht böse, wenn ich Deinen Worten nicht zu glauben vermag, Du wirst auch begreifen, daß ich vielleicht zu feige bin, das zu thun, daß ich mich anklammere an die geringste Hoffnung, es könnte nicht so sein – wenn es dann doch ist, so will und muß ich auch dieses Unglück tragen – – nur heute noch laß mir meinen Glauben – – sieh', ich war schon erregt, verstimmt, als ich zu Dir kam, wollte etwas mit Dir reden, Dich um etwas bitten.«

»Gerade so wie ich Dich,« sagte Angelika lächelnd, indem sie den Brief in ihrer Hand etwas emporhob, »doch rede Du zuerst.«

»Nein, laß mich hören, was Du willst,« gab er zerstreut zur Antwort, »ich beruhige mich indessen wieder und möchte Dir mit Ruhe sagen, um was ich Dich zu bitten wünschte.«

»Wie Du willst, ich möchte Deinen Rath in einer geschäftlichen Angelegenheit, da Du dergleichen besser verstehst als ich. – Lies diesen Brief!«

»Oberstjägermeisteramt – was kann das von Dir wollen?«

»So dachte ich auch, ehe ich gelesen, und weiß noch nicht, was ich thun soll – mir widersteht's!«

»Ah, das ist aber ein sehr ehrenvoller Auftrag!« rief Weißner, nachdem er das Schreiben durchflog, »von der alten Excellenz eigenhändig geschrieben.«

»Mag sein, was Mir aber den Auftrag nicht angenehmer macht, und wenn Du mir als Freund rathen willst, so bitte ich, das so nüchtern als möglich zu thun, ganz vom Standpunkt des Handwerks aus, ohne von großer Ehre und dergleichen berauscht zu sein.«

»Und was sagt Melber, was sagt Dein Mann dazu?«

Weißner that diese Frage, indem er seine Blicke gegen den Betreffenden erhob, während Angelika nachdenklich vor sich niederblickte, und er mußte trotz seines betrübten Gemüthes fast lächeln, als er sah, wie komisch eifrig der kleine Maler auf der Staffeleitreppe mehrere Male mit dem Kopfe nickte.

»Er meint, ich solle das annehmen.«

»Und das meine ich auch, Du brauchst Dich allerdings nicht nach neuen Aufträgen umzuschauen, kannst auch sonst wohl ablehnen, was Dir nicht zusagt, glaube aber, daß Du dieser direkten und immerhin ehrenvollen Aufforderung Folge leisten mußst.«

»Pah, wer könnte mich zwingen?«

»Irgend eine Persönlichkeit allerdings nicht, aber die Verhältnisse, denn Du darfst nicht vergessen, daß Du nicht mehr so unabhängig bist wie früher.«

»Nicht wahr?« sagte Melber mit einem vergnüglichen Grinsen.

»Du bist verheirathet, Du hast einen Mann genommen und damit eine Familie gegründet.«

»Nur aus zwei vollkommen selbstständigen Personen bestehend,« brummte die alte Malerin, worauf Herr Melber so auffallend in sich hinein kicherte, daß Angelika ihre Hand drohend gegen ihn erhob, welche Geberde indessen abgeschwächt wurde durch ein kurzes Lächeln, das über ihre leicht erröthenden Züge flog; dann sagte sie zu Weißner: »Dein Rath ist also, ich soll diesen Auftrag annehmen?«

»Unbedingt.«

»Bin aber nie mit vornehmen Herren, Excellenzen oder gar mit Königen umgegangen, weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich dabei zu benehmen habe.«

»Gerade so wie Du Dich gegen uns benimmst, und Du brauchst von Deinem eigenen Wesen eben so wenig etwas zu ändern wie von Deiner Kunst – es sei denn vielleicht, daß Du in Deinem Äußeren eine kleine Änderung eintreten ließest.«

Hier lachte Melber auf so herausfordernde Art, daß es wohl begreiflich war, wie Angelika rasch gegen ihn gewendet hinüberrief: »Höre und sehe Einer dieses Ungeheuer, das ist Wasser auf seine Mühle, denn er hat sich schon ein paar Mal unterstanden, mir meine Joppe und meine Pfeife zu verleiden.«

»Hier kannst Du das allerdings halten, wie es Dir beliebt, aber wenn Du der Einladung in diesem Schreiben Folge leistest und Deinen Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen Ferner nimmst, um dort Seine Majestät mit Jagdgefolge, Pferden, Hunden und erlegtem Wilde zu malen, glaube ich doch, daß es zu Bemerkungen Veranlassung gäbe, wenn Du in der Joppe und Deinem Tyrolerhut erschienenest, wenigstens im Schlosse selbst, denn es müßte sich ganz sonderbar ausnehmen, Dich unter den Herrschaften dort, wobei auch wahrscheinlich Damen sind, so herumwandeln zu sehen.«

»So herumwandeln zusehen!« wiederholte Angelika, mit wohlgefälliger Miene an sich herunterschauend, »ich meine doch, daran wäre im Ganzen nichts auszusetzen – doch wenn Du, Arthur, und dieser übermüthige Melber da,« fuhr sie achselzuckend fort, »diesen allerhöchsten Auftrag als so etwas Großes ansehen, so will ich mich insofern bequemen, als für jene Stunden der Sklaverei eines jener langen, schlampigen Kleider anzuziehen – was meint ihr zu meinem Hochzeitsgewand?«

»A – a – a – ah!« rief Weißner mit einem nicht mißzuverstehenden Lächeln, »das paßte an Deinem Hochzeitstage vortrefflich hieher unter Künstler und Kunstfreunde, aber dort – nimm mir das nicht übel, Angelika – wäre es in anderer Weise gerade wieder so auffallend wie Deine Joppe.«

»Mit euch sollte man über so Etwas gar nicht reden,« sagte sie in verdrießlichem Tone, »und ich sollte thun, was mir wohlgefällt, habe mir aber nun einmal vorgenommen, dießmal eurem Rath zu folgen, will es auch thun, so schwer mir's ankommt – bestelle mir also ein graues oder ein schwarzes Kleid, Melber, doch werde ich auch meine Joppe mitnehmen und sie im Walde tragen, wenn ich dort zeichne.«

»Und da bist Du zu beneiden,« entgegnete Melber, »des Zeichnens wegen nämlich, denn man wird Dir dort eine Staffage zusammenstellen, um welche Dich jeder andere Künstler beneiden muß, denke Dir so einen herrlichen Wintertag, der prächtig gefärbte Wald, Schnee auf den grünen Tannen, tiefblauer Himmel, dazu das malerische Jagdgewühl, die Jäger, das Jagdgefolge, die edlen Pferde und schönen Hunde, und Du, das Alles gewissermaßen dirigierend, indem Du selbst die höchsten Herrschaften dazu benutzest, um Dir nach Belieben zu Modell zu stehen – beneidenswerth.«

»Wie man's nimmt, mir wär' es gerade so lieb, sie ließen mich hier in meiner Klause – aber noch über Eines möchte ich Dich hören, was da in dem Schreiben steht – ungefähr am Schlusse von der Begleitung.«

Weßner blickte in das Papier länger, als gerade nothwendig war, um dort die bezeichnete Stelle zu finden, schaute auch, nachdem er sie gefunden, über den Brief hinweg gedankenvoll vor sich hin. –

»Nun,« fragte Angelika, »hast Du es gefunden?«

»Ja, und das scheint mir ziemlich klar, der Oberstjägermeister in seiner bekannten Artigkeit ersucht Dich, jede Begleitung mitzubringen, die Dir gut dünkt, und auch für diese die Gastfreundschaft seines Schlosses anzunehmen.«

»Diese Begleitung wird wohl Melber sein?« fragte Weßner, worauf der kleine Maler indessen auf's Entschiedenste mit dem Kopfe schüttelte und Angelika achselzuckend sagte: »Es wäre wohl nichts natürlicher gewesen, aber er will nun einmal nicht und gewissermaßen kann ich ihm nicht

Unrecht geben; da er mein Mann ist, würde ich niemals dulden, daß man ihn bei Seite stehen ließe, und mit zur Gesellschaft zu gehen, dazu – kann er sich nun einmal nicht verstehen.«

»Und habe ganz Recht, nicht wahr, Weißner?« rief der Genannte lachend, worauf er von der Staffeleitreppe herabstieg und sich in seiner breiten komischen Gestalt näherte. »Denkt doch nur, wie ich mich da ausnehmen würde, nein, ich bleibe hier und halte Haus, lange wird's ja doch nicht dauern.«

»Das hoffe ich auch – aber da man mir einmal eine Begleitung zumuthet,« sagte sie nachdenklich, »so werden sie es schicklich finden, wenn ich auch eine mitbringe, und da habe ich dann an die Seraphine gedacht, der das Getreibe gewiß Vergnügen machen würde, meinst Du nicht auch so, Arthur?«

Nun hätte Dieser mit lauter Stimme gern sogleich Ja, dreimal Ja gerufen, bezwang sich aber zu einem minutenlangen Stillschweigen und sagte alsdann in kühlem Tone: »Ja, es wäre am Ende nicht so übel, wenn Du Seraphine mitnähmst, denn da Dein Mann nicht mitgeht, solltest Du doch eine weibliche Begleitung haben, sie kennt Dich, ist Dir sehr attachirt, und kann Dir auch hie und da eine kleine Hülfe leisten.«

»Gut, ich will's ihr sagen.«

Arthur fühlte ein wonniges Gefühl sein Herz durchströmen, weil er so bald im Stande gewesen war, etwas zur Erfüllung des Wunsches beizutragen, den das schöne, junge, geliebte Mädchen gegen ihn ausgesprochen; doch sollte sich dieses Gefühl zur unaussprechlichen Freude steigern,

als die alte Malerin nach kurzer Pause sagte: »Gut, ich habe Deinem Rathe gefolgt, ich werde ein langes Kleid tragen, was mir sehr widerstrebt, dafür aber verlange ich auch von Dir eine Gefälligkeit, Du weißt, daß ich mit menschlichen Figuren und Köpfen, besonders was Ähnlichkeit anbelangt, nicht gut zurecht komme, ja, absolut für ein großes Bild dazu nicht im Stande bin, weshalb ich, auf Deine Freundlichkeit bauend, den Oberstjägermeister gebeten, sich an Dich zu wenden, und hier ist seine Antwort.«

Sie zog ein anderes Papier aus der Tasche, das sie Weißner reichte, der im höchsten Grade überrascht die Zeilen durchflog, in welchen Graf Ferrner schrieb: So sehr auch der von Angelika ausgesprochene Wunsch mit dem Seiner Majestät und auch mit seinem eigenen zusammenstimme, und obgleich schon die Rede davon gewesen sei, Weißner zu bitten, einen Theil jenes Auftrages zu übernehmen, so habe man doch nicht gewagt, dem hochberühmten Künstler einen solchen Vorschlag zu machen, sei aber hocherfreut, wenn Madame Melber die Vermittlung dazu freundlichst übernehmen wolle.

»Ich hatte allerdings in dem Falle an Reckenstein gedacht,« sagte Melber, sich auf komische Art windend, »das wäre ein Fressen für ihn gewesen, mit der berühmten Angelika gemeinschaftlich ein Bild zu malen, und dazu unter den Augen des Königs, und an diesen allerhöchsten Personen selbst seine Studien zu machen.«

»Gut, ich nehme Deinen Vorschlag an!« rief Arthur, der sich in mehr als einer Hinsicht dafür begeistert fühlte, »und wir Beide wollen bei dieser gemeinschaftlichen Arbeit einmal zeigen, ob wir Künstler *à la* Reckenstein sind, oder vom Geist berufene und von Gott und aus uns selbst begnadigt.«

SIEBENZEHNTE RANDVERZIERUNG.

Auf weißem Schneefeld der Glanz sinkender Abendsonne.

Rosenthal hatte die Absicht gehabt, nach seinem Besuch bei Doktor Flinder am andern Tage frühzeitig wieder nach der Residenz zurückzukehren, auch war Miß Arabella damit einverstanden, da sie ihre Mission Abends noch erfüllt hatte, der Schwester die Verzeihung der Mutter mitgebracht und Pläne für die Zukunft gemacht. Frau von Schmetting wollte noch kurze Zeit in Mohrfeld bleiben, bis eine für sie passende, elegante Wohnung gefunden und eingerichtet sei, zu welchem Entschlusse die beiden Schwestern auch durch den jungen Grafen Ferrner bestimmt worden waren, der eine Einladung Schmetting's zu den bevorstehenden großen Jagden für selbstverständlich hielt, und der der Ansicht war, daß sich dabei auf's Einfachste, Natürlichste die Vorstellung bei Seiner Majestät machen ließe.

Bei dem kleinen Diner, welches diese vier glücklichen Leute, deren Jedem der Zukunftshimmel auf's Rosigste erschien, zusammen hielten, war es lustig hergegangen und ziemlich spät geworden, weßhalb Miß Arabella mit einigen freundlichen Zeilen Herrn von Rosenthal ersuchte, die Abreise am andern Tage bis gegen Mittag hinauszuschieben, und das kam ihm gar nicht ungelegen, denn er fühlte sich nach einer schlecht durchschlafenen Nacht müde und angegriffen.

Früher bis noch vor ganz Kurzem war ihm der erquickendste Schlaf dienstbar gewesen, er hatte nichts weiter gebraucht, als, seine Gedanken verabschiedend, den

Schlummer zu rufen, und darauf sogleich das Gefühl gehabt, als zöge ein weicher, wohlthuender Hauch über ihn hin, der ihn wie ein schützender Schleier von der Außenwelt trennte und unter dem er auf's Behaglichste, Erquickendste fast traumlos die Gegenwart vergaß.

Das hatte sich geändert und diese Änderung hatte ihn erschreckt – der Schlummer kam zuweilen nicht mehr wie eine sanfte, Alles verhüllende Decke, sondern zog über ihn her wie graues, zerrissenes Gewölk, zuweilen erhellt von leuchtenden Blitzen, nicht selten aber auch wilde, phantastische Gestalten zeigend, ein traumhaftes wildes Heer, das seinen Schlaf beunruhigte.

Dabei konnte er den gleichen Traum, durch Erwachen unterbrochen, immer wieder auf's Neue träumen und nicht nur in der gleichen Nacht, sondern in verschiedenen, die oft durch Tage und Wochen getrennt waren. So einen, vor dem er sich gerade dieser Wiederholung wegen fürchtete, obgleich derselbe eigentlich nichts Schreckhaftes an sich hatte, denn in diesem Traumgesichte erschien am Fuße seines Bettes eine weiße Marmorgestalt mit Gesichtszügen, die er kannte, für die er sich interessirt, ja die er verehrt oder geliebt, und diese Gestalt, nachdem sie ihn eine Zeitlang ruhig betrachtet, fing an, sich durch unbegreiflich schnelles Drehen und Winden so zu verzerren, daß die schattenhaften, unzähligen Umrisse derselben kaum noch die ursprüngliche Form erkennen ließen; doch mühte er sich ängstlich, fast verzweifelnd ab, diese ursprüngliche Form wieder festzustellen.

Es waren das für ihn Augenblicke unbeschreiblicher Qual, und wenn ihm im Traum die weiße Marmorgestalt erschien, so fühlte er selbst im tiefsten Schläfe eine unbeschreibliche

Erregung, die nicht nur bei dem Erwachen in der Nacht noch fort dauerte, sondern auch den andern Morgen noch Spuren hinterließ von einer starken Ermüdung, sowie in dem Gefühl, als laste oben auf seinem Kopfe rings um den Schädel ein schwerer eiserner Ring, der den leichten Flug seiner Gedanken hemmte und ihn moralisch niederdrückte.

Allerdings war seine Willenskraft stark genug, um diesen Druck, sowie das beengende Gefühl von sich abzuschütteln oder wegzuschwemmen durch kaltes Wasser, wie er auch heute Morgen wieder that, als Doktor Flinder zu ihm eintrat, um Abschied von ihm zu nehmen, ehe der Arzt seinen Morgenritt in die Umgebung des kleinen Orts machte.

Diesem allein von allen Ärzten seiner Bekanntschaft hatte Rosenthal von jenem seltsamen Traumgesichte und dessen unbehaglichen Folgen erzählt, aber nur als dem Freunde, nicht als dem medizinischen Rathgeber, da es bei Beiden nur eines Blickes der Übereinstimmung bedurfte, um zu wissen, daß es für dergleichen Nervenaufreregungen oder Störungen der Gehirnthätigkeit keine eigentlichen Heilmittel gäbe, als vielleicht die bekannten Mephisto's, zu denen sich aber Rosenthal eben so wenig entschließen mochte als Faust.

»Bei einer neuen Lebensperiode, die ich nächstens beginnen werde,« sagte er lächelnd, »hoffe ich mich von diesen kleinen Unbequemlichkeiten zu befreien. Ich habe dießmal schon zu lange gelebt, und werde meinen Körper erfrischen und meinen Geist auf's Neue stählen müssen – aber denken Sie nur, lieber Doktor,« fuhr er, da er gerade mit seiner Toilette beschäftigt war, in den Spiegel schauend fort, weßhalb er auch die ernste sorgenvolle Miene seines Freundes

nicht bemerkte, »es war heute Nacht nicht meine Marmorfigur, die mich beschäftigte, sondern ein anderes Traumgesicht, das einen noch unangenehmeren Eindruck auf mich hervorbrachte. Mir träumte nämlich, ich befände mich in Ihrem Hause, in meinem ehemaligen Zimmer bei einer Partie Whist, konnte aber meine Karten weder gehörig halten noch richtig ausspielen, so daß mir die Anderen nach der Reihe immer helfen mußten, und halfen, natürlich nur zum eigenen Vortheil, und wer glauben Sie wohl, daß jene Mitspieler waren – Der arme junge Mensch, den ich gestern Abend bei Ihnen sah, der seinen Vampyrwahnsinn immer noch nicht verloren hat, und jene beiden alten Schwestern, Thusnelda[Aurelie] und Seraphine – wahrlich eine tolle Gesellschaft – für mich – für Rosenthal. – – – – Wenn ich denke, daß es möglich wäre, je so herunterzukommen körperlich und geistig, dann wäre es doch wahrlich besser, rasch zu enden. – Deßhalb aber,« fuhr er mit einem leuchtenden Blick, mit einem wohlgefälligen Lächeln auf sein Spiegelbild fort, indem er seine langen, schwarzen Favoris sanft kämmte, »ist es auch eine unendliche Wohlthat, was mir zu Theil geworden, mein Leben immer wieder von vorne anfangen zu können – hinter mir in der vergangenen Periode zu lassen Schwäche und Hinfälligkeit, und vor mir wieder zu haben frische, erneute Lebenskraft.«

»Wahrlich, ein beneidenswerthes Loos,« gab der Doktor gedankenvoll zur Antwort, »und wer damit auch andere Sterbliche beglücken könnte, dessen Ruf als Wunderthäter wäre gemacht!«

»Ob es gerade ein Glück ist, so lange leben zu müssen, will ich dahin gestellt sein lassen, ich bin am Ende einer meiner Lebensperioden schon oft recht müde gewesen und

habe mich nach ewiger Ruhe gesehnt – was bringt Einem auch ein neuer Abschnitt, Neues eigentlich gar nichts, und das schon oft Dagewesene auch nicht immer in reizenderer Form, es ist ewig die alte gleiche Geschichte, Blatt, Blüte, Frucht, dann Abfallen und Vergehen, nur bei mir mit dem kleinen Unterschiede, daß ich gerade wieder in derselben Gestalt, mit den gleichen Gefühlen und dem vollen Bewußtsein des Vergangenen erstehe, was einentheils amüsam, andernteils höchst langweilig ist.«

»Und eine solche Veränderung steht Ihnen nahe bevor?« fragte Doktor Flinder kopfschüttelnd.

»Ich glaube, ja,« entgegnete Herr von Rosenthal, indem er auf's Umständlichste fortfuhr, sich mit seiner Toilette zu beschäftigen, »ja, ich fürchte es für dieses Mal, denn ich beschäftige mich gerade mit einer Angelegenheit, wobei mein Herz auf's Höchste interessirt ist, und die ich gern zu Ende führen möchte, ehe – – ich glaube, ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich liebe mit aller Kraft meines großen, schönen, unvergänglichen Herzens und daß es mich auf Jahrhunderte hinein betrüben würde, wenn mir das Schicksal verwehrte, in Besitz dieser Liebe zu gelangen. – – – Denn auch ich bin dem Schicksal unterworfen, a – a – a – ah! beim großen Geiste, ich fühle das deutlich und häufig, wie gerade jetzt mahnt mich hier ein Druck,« er legte die Hand an seine Stirn, »daß ein Kettenglied allgemeinen menschlichen Elends auch die gänzliche Freiheit meiner Seele hindert. – Sei es wie es will, ich kann es nicht hindern! – So, jetzt bin ich gerüstet, Sie würdiger zu empfangen,« rief er heiter, indem er sich umwandte und dem Arzte dabei die Hände entgegenstreckte, »was macht meine schöne Begleiterin, soll ich sie abholen oder will sie hier bei mir vorbeifahren?«

»Sie kommt hieher,« gab Doktor Flinder rasch zur Antwort, »was wollen Sie sich nochmals in mein Haus bemühen, Miß Arabella kommt, sobald sich beide Schwestern die letzten Adieus gesagt; das dauert immer etwas lange,« setzte er lächelnd hinzu, doch war dieß Lächeln ein erkünsteltes, um einen Ausdruck der Besorgniß zu verbergen, den er kaum zu bemeistern vermochte, wenn er in Rosenthal's sehr bleiches Gesicht und in seine unheimlich leuchtenden Augen blickte – Zeichen einer ruhelosen Nacht, was er sich auch nicht enthalten konnte zu sagen, als ihn der Andere nach einem Blick in den Spiegel achselzuckend selbst darauf aufmerksam machte, dann fortfahrend: »Was ist zu thun? Mittel gibt es nicht und hoffe ich, ja, ich bin davon überzeugt, daß die schwankende Wage von selbst wieder in's ruhige Gleichgewicht kommt – entsetzlich, wenn es anders wäre, wenn eine solche Störung bliebe, wenn die eine Schale, mit allem groben Irdischen beladen, immer tiefer hinabsänke, da der verloren gegangene Geist nicht mehr im Stande wäre, den nothwendigen Gegendruck auszuüben – – ehrlich, lieber Doktor!« rief er plötzlich, indem er ganz nahe zu dem Arzte hintrat und ihm seine Rechte auf die Schulter legte, »ehrlich als Mediziner und Freund, halten Sie es für möglich, daß ich in einer meiner Lebensperioden wahnsinnig werden könnte? – es ist die Beantwortung dieser Frage für mich von ungemeiner Wichtigkeit,« fuhr er zu traulich fort, »denn beim Schluß einer Periode könnte es mir in einem solchen Falle passiren, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu versäumen und damit auch das Wiedererwachen.«

»Ruhig, ruhig, mein lieber Freund,« sagte der Arzt heiter lächelnd, indem er sich behaglich in die Sophaecke zurücklehnte, »was sind das wieder für bizarre Sprünge Ihrer Phantasie, und wie kann Ihr Verstand sich das erlauben, da Sie ja doch ganz genau selbst wissen, daß sich die aufgeregten Nerven nach einer schlummerlosen Nacht breit machen!«

»Das weiß ich allerdings, kann aber nichts dafür, wenn mein Geist dergleichen tolle Kettensätze macht, wo das Facit eine Frage ist, wie ich sie eben gethan.«

»Deren Beantwortung ich aber als unmöglich von mir abweisen muß, glaube Ihnen jedoch soviel sagen zu können, daß ich, wie ich Sie seit Jahren kenne, auch nach Beobachtungen und Untersuchungen nicht die Spur einer derartigen Befürchtung hege, und ebenso überzeugt bin, daß Sie morgen nach einer gut durchschlafenen Nacht über Ihre eigene Frage lachen werden.«

»Möglich,« erwiderte Herr von Rosenthal, gedankenvoll durch's Fenster blickend, »wir lachen auch im hellen Sonnenschein über die Möglichkeit eines Gespenstes, und doch packt uns in der Mitternachtstunde bei dem Gedanken daran ein erneuertes Grausen, und dasselbe Grausen erfüllt auch mich zuweilen, wenn ich eine schlotterige Gestalt zu sehen glaube, die meine blödsinnigen Züge trägt – a – a – a – ah! wenn ich an so etwas glauben könnte, so würde ich, aller Klugheit vergessend, jenen großen Sprung wagen.«

»Haben Sie denn schon gefrühstückt?« fragte der Arzt, indem er sich zu einem Lachen zwang.

»Nein, noch nicht.«

»Daher also Ihre wunderlichen Phantasieen aus einem leeren Magen.«

»Möglich, doch wird der Kellner sogleich erscheinen und ich hoffe, Sie leisten mir Gesellschaft.«

»Wenn Ihr Frühstück köpös und gut zubereitet ist, woran ich nicht zweifle.«

»Sehen Sie selbst, dort kommt es, und scheint mir wenigstens in seinen Dimensionen Vertrauen erweckend.«

Der Kellner brachte das Frühstück mit Hilfe des Stubenmädchens und es war reichlich und von solcher Güte, daß sich der Arzt lachend damit zufrieden erklärte.

»Wissen Sie aber auch, lieber Freund,« fragte Rosenthal, indem er sein erstes Ei aufschlug, »wie ich jenen großen Sprung für meine Person einrichten würde, im Falle nämlich —«

»Reden Sie geschwind, wenn es nun einmal sein muß, denn nach dem Genusse jenes vortrefflich aussehenden und gewiß saftigen Beefsteaks werden Ihre wunderlichen Schrullen vollständig verschwunden sein.«

»Nein, ich sage es lieber nicht,« rief Herr von Rosenthal, indem es schalkhaft aus seinen Augen blitzte, »auch Sie müßten in dem Falle davon überrascht werden, ich habe mir das so originell ausgedacht, daß alle Welt applaudiren müßte, ich selbst mit, wenn das möglich wäre, und es jedenfalls in der neuen Lebensperiode thun werde.«

»Nun, darauf wollen wir es ankommen lassen,« rief Doktor Flinder laut lachend, »ich aber will auf's Gegentheil ein Glas dieses vortrefflichen Champagners trinken, dessen Marke ich kenne, und den die Wirthin, ihren Landweinen mißtrauend, vorsorglich heraufgeschickt hat, und hoffentlich thun Sie mir mit einem vollen Glase Bescheid.«

»Gewiß, denn so Unbedeutendes ich auch im Essen leiste, bin ich doch dem mehr geistigen Genusse eines guten Weines nicht abgeneigt.«

»So trinken wir auf —«

»Das Wohl eines wunderbaren Wesens, und Ihnen, theurer Freund, vorläufig noch unbekannt, eines Engels, der im Stande ist, mich durch einen Augenaufschlag in den Himmel zu erheben, der mich durch ein einziges Wort auf's Neue und dauernd an die Erde zu fesseln vermag.«

»Gut, ein volles Glas darauf, und möge dieser gute Engel segensreich auf Sie einwirken.«

»Das wird er hoffentlich und in solchem Umfange, daß selbst die Extravaganzen Rosenthal's, wie sie meine Phantasien oft zu nennen beliebt, auf ein unbedeutendes Nichts zusammenschrumpfen werden; wahrhaftig, lieber Doktor, ich sehe mich schon im Geiste als hausbackener Familienvater und Sie Morgens bei mir eintreten, um sich nach großen und kleinen Leiden zu erkundigen.«

»Lieber nach den Leiden Großer und Kleiner,« gab der Arzt mit Herzlichkeit zur Antwort, »und ich trinke darauf ein weiteres Glas.«

»Dem ich von ganzer Seele Bescheid thue!« rief Rosenthal mit leuchtendem Blicke, »wobei ich Ihnen nicht zu sagen vermag, welch' unbeschreiblich seliges Gefühl mein Herz förmlich erbeben macht, wenn ich daran denke, all' die kleinen und großen Fesseln zu sprengen und mir einmal selbst leben zu können.«

»Somit der Freiheit dieß letzte Glas!«

»Ja, der Freiheit mit einem Pereat all' dieser goldenen Fesseln!«

»Da kommt auch wieder eine solche!« rief Rosenthal un-muthig aufspringend, als man das dumpfe Rollen eines Wagens vernahm, der nun vor dem Hause hielt, worauf der geschäftige Kellner erschien, um die Ankunft desselben zu melden, seine Rechnung zu präsentiren und den gnädigen Herrn bis vor die Hausthüre zu begleiten, wo ihm Miß Arabella die Hand aus dem Wagenschlag entgegenstreckte und dabei um Entschuldigung bat, daß sie seine Morgenbehaglichkeit gestört.

Dann nahm Rosenthal von dem Doktor herzlichen Abschied und fuhr gleich darauf an der Seite Arabellens gen Perlenbach.

Beide waren anfänglich schweigsam, und da sie ihm freundlichst zugewinkelt, um sich hierauf mit halb geschlossenen Augen in ihre Wagenecke zu drücken, so machte er es gerade so, nur mit dem Unterschiede, daß er seine Blicke über das wellenförmige Terrain schweifen ließ bis hin zum Schlosse des Grafen Ferrner, dessen Thürme ihm sichtbar wurden.

Dabei gedachte er lebhaft jener Zeit, wo er dort eingekehrt war, immer noch tief leidend, krank an Leib und Seele und ohne einen heiteren Blick in die Zukunft. Heute dachte er mit Behagen daran, denn wie hatte sich seit jener Zeit seine gesellschaftliche Stellung vortheilhaft verändert! Fühlte er sich doch nicht mehr wie damals losgerissen aus allen behaglichen Verhältnissen, wohl frei, aber nicht schutzlos wie der Vogel auf dem Zweige.

Er war nach jener Katastrophe und als er, vom Glück begünstigt, wieder eine gesicherte Stellung erhielt, umsichtig geworden, vernünftig und praktisch. Er hatte mit Verstand

und Glück gearbeitet, er hatte seine Stellung bei Hofe benutzt, sowie auch die Freundschaft, die der Herr Kommerzienrath Mirbel an diesem höchst interessanten Rosenthal nahm, dessen kühne, oft gewagte, aber immer geniale und praktische Geschäftskombinationen ihn schon so häufig in das größte Erstaunen versetzt und stets mit größtem Vertrauen erfüllt hatten; und wer es weiß, was Achtung und Vertrauen des Direktors einer großen Bank besagen will, wird nicht im Unklaren darüber, sein, ob Rosenthal im Stande gewesen, sich in dieser Richtung eine höchst unabhängige Stellung zu verschaffen.

Es war dieß aber auch um so angenehmer für ihn, als seine Stellung bei Hofe nach so kurzer Zeit schon das nicht zu halten versprach, was er von ihr gehofft – für sich, mehr noch für Andere und das allgemeine Beste. Und alles das war so rasch gekommen und hatte sich so energie- und interesselos gemacht, daß er nur mit Widerwillen an einen neuen Versuch dachte.

War doch seine Seele jetzt auch von einem wundervollen Bilde so vollständig erfüllt, wie er es nicht für möglich gehalten, mußte er sich doch bei der heutigen Fahrt in richtiger Folge seiner Gedanken Gewalt anthun, um nicht das liebliche Bild der jungen schönen Hofdame in seinen Träumereien so in den Vordergrund treten zu lassen, daß er für alles Übrige keinen Sinn mehr hatte, nicht einmal für die freundlichen Worte seiner Nachbarin, die ihn mit seiner Versunkenheit neckte und ihm lachend daraus etwas sehr Schmerzliches prophezeite – »denn ich kann Ihnen die

Wahrheit länger nicht mehr verschweigen,« setzte sie launig hinzu, »ich habe mit der Schwester über meine Angelegenheiten gesprochen, und bin nun entschlossen, den Herrn von Nellingen zu heirathen.«

»Ein rascher Entschluß, den ich wie alle ähnlichen nur billigen kann, aber —«

»O, ich weiß, was Ihr Aber sagen will, und da dasselbe allerdings nicht ganz wegzuleugnen ist, so wende ich mich zur Vermittlung an Ihre Freundschaft. Sie kennen meine Verhältnisse genügend, Sie wissen, daß sich die Königin dafür interessirt, Sie wissen vielleicht auch, ob Herr von Nellingen kleine Verhältnisse hat, und wie man es anfängt sie zu brechen.«

Rosenthal mußte unwillkürlich lächeln über die praktische Art der jungen Engländerin, diese Angelegenheit wie jedes andere Geschäft zu behandeln, und da sie dieses Lächeln für völlige Beistimmung hielt, so fuhr sie ungenirt fort: »Nellingen ist ganz nach meinem Geschmacke, besitzt, wie ich höre, wenig oder gar kein Vermögen, und wird dankbar sein, daß ich ihm die Rente einer halben Million verschaffe. Es ist das immerhin keine Kleinigkeit und wird ihn veranlassen, mich nach und nach zu lieben. Auf einmal kann und will ich das nicht verlangen, doch weiß ich, daß er sich für mich interessirt, und begnüge mich vorläufig damit. — Sagen Sie mir ehrlich und als Freund darüber Ihre Ansicht.«

»An dieser Verbindung wäre durchaus nichts auszusetzen, ja, ich finde sie so passend, daß ein Liebhaber für dergleichen Arrangements stolz auf die Erfindung sein könnte, — wenn nun —«

»Sagen Sie mir lieber, ob Ihnen etwas bekannt ist von irgend einem bindenden Engagement Nellingen's?«

Rosenthal dachte begreiflicher Weise an Seraphine von Enzberg; da er aber kein Recht hatte, weder die Aufmerksamkeiten des jungen Offiziers bei und nach jener Künstlerhochzeit, noch dessen Besuche im Hause der Tante Thusnelda[Aurelie] ein Engagement zu nennen, so erwiederte er achselzuckend: »Ich habe nie von dieser Art wirklicher Verbindlichkeiten Nellingen's gehört – junge Leute sind eben junge Leute.«

»Die Vergangenheit kümmert mich auch nicht,« versetzte Miß Arabella mit großer Ruhe, »ich denke nur an meine Zukunft; da es mir nicht mehr passend erscheint, neben meiner Schwester unverheirathet mitzulaufen, so habe ich mir einen guten Namen und eine geachtete Persönlichkeit ausgesucht.«

»Nebenbei einer der schönsten Männer des Hofes, was bei diesem Kaufe doch auch etwas sagen will.«

»Pfui, Sie sind zuweilen recht abscheulich, Herr von Rosenthal!«

»Nur wahr und klar, wie mein berühmter Bergkrystall, und will Ihnen auch mit diesen schönen Eigenschaften dienen.«

»Geben Sie mir Ihre Hand darauf.«

»Mit Vergnügen, hier ist sie.«

»Wissen Sie aber auch, was ich als ersten Beweis Ihrer Freundschaft verlange?«

»Ich kann es mir allenfalls denken, meinen Zebra zum einleitenden Geschenk.«

»Nun, und?«

»Ich habe einmal A gesagt und will auch vor dem Z nicht zurückweichen.«

»So bestimmen Sie mir einen Preis.«

»Das ist mir unmöglich, Zebra war mein Liebling; solche verkauft man nicht, man verschenkt sie nur.«

»Nehmen Sie für heute meinen heißen Dank.«

»Und bitte für später um eine kleine Gegenleistung.«

»Mit tausend Freuden.«

»Darin bestehend, wenn diese Heirath zu Stande kommt, Ihrer Majestät der Königin gelegentlich zu sagen, daß ich einiges Verdienst habe bei der Erfüllung dieses allerhöchsten Wunsches.«

Damit hatten sie Perlenbach erreicht, und da hier der Bahnhofinspektor trotz des besten Willens nicht im Stande war, den beiden Reisenden im durchkommenden Zuge ein eigenes Coupé zu geben, so hatten damit alle intimen Unterhaltungen ein Ende.

Nachdem Herr von Rosenthal in der Stadt angekommen, Miß Arabella nach Hause geleitet, kehrte er zu Fuß in seine Wohnung zurück und war, als ihm sein Kammerdiener verschiedene eingelaufene Briefe übergab, sichtlich verstimmt, eine gewisse, ihm wohlbekannte Handschrift darunter zu vermissen; was ihn allein interessirte, waren zwei Zeilen des Oberstjägermeisters, worin ihm dieser schrieb, »daß die allerhöchst gewünschten Jagden in einigen Tagen beginnen würden, und daß Rosenthal als Freund des Hauses sicher dort erwartet würde«; doch warf er auch dieses Billet unmuthig bei Seite, denn er hatte so sicher darauf gerechnet, etwas von Fräulein von Nickols zu finden, eine längst ersehnte Antwort auf schon einige Male an sie gestellte Fragen, ein günstiges Resultat auf schriftliche Bitten, ja auf mündliche Fragen, denn so selten es ihm auch bei seinem eigenthümlichen Verhältniß zum Hofe der Königin und bei

dem Alles überwachenden Auge der Fräulein von Klettenberg gelingen konnte, sich der jungen, schönen und deßhalb auch vielfach umworbenen Hofdame in Gesellschaften, deren es obendrein in der Trauerzeit so wenige gab, zu nähern, so war es seiner Gewandtheit doch schon einige Mal gelungen, ihr ohne Aufsehen ein bedeutsames Wort zuzuflüstern, und sie lächelnd an die Dankbarkeit zu mahnen, die sie ihm damals durch ein vielversprechendes Zeichen gelobt, als er so kräftig den Schutz des Königs für sie herbeigezaubert.

Dabei war Rosenthal aber nicht der Mann, der um kühle Dankbarkeit gebettelt hätte, wenn er nicht in dem feuchten Glanz der schönen, glutvollen Augen jenes herrlichen Mädchens ein anderes Gefühl zu lesen geglaubt, ja, wenn er nicht verstanden hätte einen plötzlich flammenden Blick, den sie vorübergehend aus den Augenwinkeln über ihn hingieß bei fest zusammengepreßter Lippe und einem Wogen der Brust, und eine gewöhnliche Koketterie konnte dieß nicht sein, hätte auch gar keinen Sinn gehabt, da er ihr schon ein paar Mal ohne Rückhalt, allerdings in halb scherzenden Worten, seine Leidenschaft erklärt, welches Geständniß sie mit einem seelenvollen Blick aufgenommen, mit einem tiefen Athemzuge erwiedert, indem sie flüchtig sagte: »So darf ich Sie meinen lieben Freund nennen, so darf ich mich Ihnen ganz vertrauen und, wie schon damals geschehen, bei Ihnen Schutz und Hülfe suchen?«

»Gewiß, Elenor[Elisabeth],« hauchte er ihr nach, als sie auffallend kühl grüßend bei ihm vorüberschritt – »Alles, Alles weih' ich Ihnen – mein Glück und mein Leben.«

Dann aber waren wieder Wochen vergangen, wo sie ihn zu vermeiden, ja kaum zu erkennen schien, selbst wenn er

mit unerhörten Anstrengungen so glücklich gewesen war, ihr ohne Aufsehen nahen zu können.

Alles das hielt ihn in einer früher nie gekannten fieberhaften Aufregung, ließ ihn heiß wie nie ein Ziel erstreben, von dem er Ruhe und Glück nicht nur für flüchtige Augenblicke, sondern für sein ganzes Leben erwartete.

Ja, er wollte ihr sein ganzes künftiges Leben zu Füßen legen, Alles, was er besaß, und auch das war nichts Geringes, er wollte sie bitten, ihm als sein geliebtes Weib nach einem stillen, glückseligen Hafen zu folgen, er wollte dort im Glück stiller Häuslichkeit sein vergangenes, bewegtes Leben vergessen, nachdem er nicht ohne einigen Eclat unter dem grenzenlosen Erstaunen seiner Bekannten, seiner Freunde, ja vor Allem seiner Neider und Feinde Abschied genommen.

Ihr alles das sagen zu können, darnach sehnte er sich unbeschreiblich und mit dem Gefühle, als sei es das erste Mal, daß er, einem weiblichen Wesen zu Füßen sinkend, deren Hände küssend, aus vollem, warmem Herzen spräche: »Ich liebe Dich!«

Das Alles ging heute wieder heiß und funkensprühend durch seinen doppelt erregten Geist, als er nachsinnend in seinem niedrigen Fauteuil vor dem Kamine ruhte, in dem wegen des kalten Wintertages ein mächtiges Feuer loderte. — Er hatte sich ihr schon ein paar Mal schriftlich auf eine so vorsichtige Art genähert, daß es unmöglich war, sie oder sich selbst zu verrathen oder zu kompromittiren, er hatte sie gebeten, ihm endlich einmal zwei vertrauliche Worte zu gönnen, das »Wie« solle sie seiner Klugheit überlassen. Sie hatte ihm bis jetzt keine Zeile darauf geantwortet, aber durch ein nicht zu verkennendes Zeichen mitgetheilt, daß diese Briefe in ihre Hände gelangt seien.

Warum diese Zurückhaltung bei anderen Beweisen ihrer Theilnahme – ja, ihrer Zuneigung – sein scharfes Auge täuschte sich darin nicht. Warum zögerte sie so lange, Schutz und Hülfe bei ihm zu suchen, wie sie ihren Worten nach zu thun Willens war?

Wahrhaftig, er fühlte zuweilen große Lust in sich, diese Angelegenheit mit einem Male zu kündigen, seinen Staatswagen einspannen zu lassen, den Kutscher hinaufzusetzen, goldbordirt und mit weißer Perrücke, um seine große Aufwartung bei Hofe zu halten, um von der ersten Hofdame Ihrer Majestät, bei seiner Freundin Fräulein von Klettenberg, die Hand der Fräulein von Nickols zu erbitten. Früher würde er so etwas gewagt haben zum Entsetzen aller Staatsdamen und sämtlicher alter Hofexcellenzen; denn Seine höchstselige, warmblütige Majestät hätte wahrscheinlich herzlich gelacht über diesen neuen Streich des unverbesserlichen Rosenthal. Aber heutzutage war dergleichen nicht mehr zu wagen, denn es wäre eine üppige Saat von Ungnade daraus erwachsen, die jedenfalls der unschuldig Betreffenden verderblich geworden wäre; es war eben keine Poesie mehr in der gegenwärtigen Zeit, nur Tugend, strenge, rücksichtslose Tugend.

Der Kammerdiener des Herrn von Rosenthal übergab ein paar Karten von Besuchen, die dagewesen waren – lauter gleichgültige Namen bis auf einen, den Rosenthal mit erstanntem Lächeln betrachtete, – Baron Brenner.

»Wann war der Baron da?«

»Gestern in der Dämmerung!«

»Aha, in der Dämmerung!«

»Da ich ihm aber sagte, der gnädige Herr sei um diese Zeit schwer zu Hause zu treffen, so sagte er mir, er würde heute im Laufe des Tages wiederkommen.«

»So muß er sich recht sehr beeilen,« erwiderte Herr von Rosenthal, einen Blick durch das Fenster nach dem Himmel sendend, dessen tiefdunkle Bläue schon anfang stahlfarbig zu werden.

»So sind der gnädige Herr für ihn zu Haus?«

»Wenn er vor der Dämmerung kommt, ja, sonst nicht.«

Ein ziemlich starker Ton der Vestibülglocke rief den Kanuerdiener hinaus, und als er gleich darauf die Thüre wieder öffnete, meldete er den Herrn Baron von Brenner.

Rosenthal blickte auffallend an die Zimmerdecke empor und schien etwas an seinen Fingern zu berechnen, worin er sich auch nicht stören ließ, als der Gemeldete dicht neben ihn trat und ihn lächelnd betrachtete. Ja, erst nach einer vollen halben Minute blickte er auf, um Brenner alsdann den ausgestreckten kleinen Finger seiner linken Hand zu reichen, indem er sagte: »Wollen Sie Platz nehmen, mein Lieber, das heißt, wenn Sie gekommen sind, um zu plündern; in dem Falle rathe ich Ihnen dazu, denn es plaudert sich in der Dämmerung am besten, am behaglichsten, und wenn man dann ein Haus verläßt, wird man von der Nachbarschaft nicht gesehen.«

»Immer der alte Humor, immer das Bedürfniß, seinen Freunden etwas Pikantes zu sagen,« erwiderte Brenner mit einem erzwungenen Lächeln, »aber trotz alledem nehme ich einen Fauteuil an, sogar eine Cigarre als Friedenspfeife.«

»Nehmen Sie sich in Acht und seien Sie nicht leichtsinnig, Sie wissen, daß der Indianer nach gerauchter Friedenspfeife das Recht hat, selbst in Gegenwart des großen Häuptlings

und der großen Häuptlingin zu Ihnen zu sprechen: »mein Bruder Brenner, ich hoffe, das Licht des Tages ist Dir am heutigen Morgen rosig aufgegangen« – doch zur Sache, womit kann ich Ihnen dienen?«

»Sie verkennen mich stets, lieber Rosenthal,« versetzte der Andere in einem ernsten Tone, »ich bin eigentlich nur gekommen, um Ihnen meinen Dank zu sagen für Ihre vortrefflichen Rathschläge.«

»Mein bester Dank ist der, daß diese Rathschläge gut gewirkt haben und man Ihnen gratuliren kann.«

Brenner warf einen lauernden Blick auf die gänzlich unbewegliche Miene Rosenthal's, mit welcher er fortfuhr: »Sie werden sehen, daß auch meine Prophezeiung eintrifft, das heißt, sehen können Sie das nicht, denn wenn man Sie später als Minister des Auswärtigen in die Gruft senkt –«

»So wüßten Sie schon?«, sagte Brenner mit unverkennbarem Erstaunen.

»Ich weiß Alles, denn obgleich ich gestern abwesend war, hat mir doch vorhin mein wunderbarer Bergkrystall erzählt, daß es so gekommen ist, wie ich vorausgesehen.«

Brenner nickte schweigend mit dem Kopfe, ehe er zur Antwort gab: »Und doch war es etwas voreilig von der guten Excellenz um einer so geringfügigen Ursache willen.«

Jetzt erst wußte Rosenthal, was zwischen gestern und heute geschehen war, und obgleich er seinen Fuß vor innerer Aufregung fest gegen die Eisenstange des Kamins drückte, las man doch nichts auf seinem blassen, unbeweglichen Gesicht, ja seine Stimme klang genau so ruhig wie vorhin, als er sagte: »Was nennen Sie eine geringfügige Ursache? das Sandkorn, welches die entscheidende Stunde füllt, der Tropfen, der den Becher überfließen macht, das winzige

Loch, welches das mächtigste Schiff versenkt, sind auch geringfügige Ursachen, es kommt Alles darauf an, wie der Boden bearbeitet ist, in dem die gute oder böse Saat aufgehen soll.«

»Ja, ja – vollkommen richtig, aber Sie werden es sehr begreiflich finden, daß mich das in die größte Aufregung versetzt. Sie wissen, ich war bereits dem auswärtigen Amte beigegeben, man beschäftigte mich in wichtigen Dingen, ich hatte so schöne Hoffnungen, und komme mir jetzt vor wie Jemand diesseits eines tiefen, brückenlosen Abgrundes, dem von jenseits ein herrliches Ziel leuchtet, das er nicht erreichen kann.«

»Zum Teufel, warum denn nicht? So schlagen Sie eine Brücke!«

»O, lieber Rosenthal,« erwiderte Brenner seufzend mit kleinlauter Stimme, »wie unbedeutend komme ich mir vor gegen Sie, gegen Ihren großen Geist! Ich bin fest überzeugt, Ihnen wäre es ein Leichtes, das heißersehnte, kühne, massive Brückengewölbe zu bauen.«

»Etwas so Massives und Gediegenes, wie Sie es sich vorstellen, braucht unsere heutige Zeit nicht, es genügte ein schlanker, schwanker Steg, und einen solchen fertigzubringen, sollte mir allenfalls gelingen.«

»Aber wie, Theuerster? – wie? – Sie sehen mich verzweifelt nach einem Strohalm haschen, dieser Strohalm ist einer Ihrer kostbaren Rathschläge.«

»Sie müssen eben Etwas thun, von dem man mit Anerkennung, besser noch mit Bewunderung spricht.«

»Aber was – was? Ihnen wird es ein Leichtes sein, so Etwas zu finden. Ich weiß Nichts – gar Nichts!«

»Für so leicht, wie Sie das glauben, halte ich es auch nicht. Lassen Sie mich einen Augenblick überlegen, das sind Rathschläge, die man nicht so aus dem Ärmel herausschüttelt – nehmen Sie inzwischen eine Cigarre von den kleinen da – man kann sie rauchen.«

Rosenthal hatte sich indessen erhoben und ging, seine Hände auf dem Rücken ineinanderschlingend, langsam durch das Zimmer, – er überlegte – aber nicht, wie Brenner zu helfen, sondern ob es überhaupt rätlich sei, ihm eine gute Idee zu souffliren – und warum nicht – er ist gerade unbedeutend genug, um als echte Null erkannt zu werden, sobald er aus seinem Niveau hervortritt, und vielleicht dient das dazu, die Augen zu öffnen, vielleicht aber auch ist man mit dieser Umgebung zufrieden, wenn man sich selber groß und bedeutend darin fühlt. – Geben wir ihm also eine kleine Anleitung. Dann setzte er laut hinzu: »Nicht wahr, die Cigarre ist gut?«

»Ausgezeichnet wie Alles, was Sie Einem bieten.«

»Ein solches Lob schärft meinen Verstand, lieber Brenner, hören Sie also.«

»Ich bin Ohr vom Scheitel bis zur Sohle.«

»Verzeihen Sie mir, das ist ein fürchterliches Bild – aber hören Sie: es muß von Ihnen Etwas geschehen, was allerhöchsten Ortes, ich meine damit, was von Ihrer Majestät der Königin freundlich aufgenommen wird. Sie müssen der hohen Frau einen Wunsch erfüllen, ohne daß sie diesen Wunsch gerade gegen Sie ausspricht.«

»Ganz gut, aber wie soll ich Ärmster Kenntniß von einem solchen Wunsche haben?«

»Zum Beispiel durch Ihre Freundin und Gönnerin, Fräulein von Klettenberg, die jedenfalls etwas Besseres weiß, als ich Ihnen vielleicht vorschlagen könnte.«

»Bitte um Gotteswillen, lieber Rosenthal, seien Sie nicht zu bescheiden und schlagen Sie mir Ihre eigene Idee vor, es ist jedenfalls die beste.«

Rosenthal hob seinen Zeigefinger warnend in die Höhe, indem er sagte: »Wenn so Etwas gehört worden wäre – doch beruhigen Sie sich, bei mir haben die Wände keine Ohren, weshalb, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, ganz so ist, als käme es aus Ihrer eigenen Inspiration, auch mache ich an die Autorschaft keinen Anspruch. – Haben Sie nie von einem Wunsch der Königin gehört, den jungen, schönen Ordnonanzoffizier Seiner Majestät passend zu verheirathen?«

»Ja, ja, oder anderswo untergebracht zu sehen, richtig, darüber sprach mir auch neulich schon Fräulein von Klettenberg im engsten Vertrauen, indem sie mich verstehen ließ, daß diese große Freundschaft –«

»A *la* Kastor und Pollux für die Königin etwas Peinliches habe, weshalb als Gegengift eine Verheirathung angewandt werden soll.«

»Wird aber schwer zu machen sein.«

»Alles Gute oder Böse ist leicht, wenn man mit redlichem Willen daran geht.«

»Sie sehen, wie ich nach Ihren Worten schmachte,« rief Brenner mit aufgehobenen Händen, »eine passende Partie für Nellingen, eine Million für eine Partie –«

»Sagen Sie lieber eine Partie von weit mehr als einer Million – und die wüßte ich!«

»A – a – a – ah, Rosenthal! Seien Sie abermals mein guter Engel, nennen Sie mir diesen Namen und machen Sie mich auf ewig zu Ihrem Schuldner!«

»Was thue ich mit einem ewigen Schuldner, lieber Baron? es ist das so eine vage Redensart. Was ich thue, geschieht umsonst, und jene Partie für Nellingen wäre Miß Arabella Stanley.«

»Bei Gott, eine gloriose Idee!«

»Ich habe niemals andere, lieber Brenner, aber was jene Sache betrifft, so muß sie rasch und entschieden angefaßt, vor allen Dingen der ältere Bruder, Erwin von Nellingen, jener fromme Denker, dafür gewonnen werden.«

»Das wäre nicht schwer, denn er hegt den gleichen Wunsch, seinen Bruder verheirathet zu sehen.«

»Aus Anhänglichkeit für die Königin, wie ich das verstehe; gut, so chauffiren Sie doch schleunigst; Miß Arabella Stanley, einundzwanzig Jahre alt, unabhängig auch in diesem Falle, da ihre Mutter in jede anständige Heirath einwilligen wird, besitzt eine Rente, gleichfalls unabhängig, von einer halben Million, ist, wenn auch keine Schönheit, doch eine interessante junge Dame von den vollendetsten Formen, und hat sich, was die Hauptsache ist, dahin ausgesprochen, Herrn Hugo von Nellingen heirathen zu wollen.«

»O, theurer Rosenthal!« rief Baron Brenner rasch aufspringend in enthusiastischem Tone, »ich könnte Ihnen mit Thränen in den Augen danken.«

»Wenn Thränen unter uns überhaupt schicklich wären oder überhaupt irgend welchen Eindruck auf mich machen könnten; da dieß aber nicht der Fall ist, wie Sie genau wissen, so danken Sie mir auf andere Art.«

»Auf welche Art, mein Gönner und Freund?«

»Daß Sie mich später, wenn Sie einmal zur vollkommenen Macht gelangt sind, nicht total verleugnen und sich nicht scheuen, zum Beispiel zu sagen: ›Auch ich habe diesen Rosenthal ein klein wenig gekannt, er hatte mitunter keine üblen Einfälle und war, was man zu sagen pflegt, für seine Bekannten ein guter Kerl.« – – Mehr, mein lieber Baron, verlange ich von Keinem von euch,« setzte er, eine stürmische Umarmung des Andern ruhig abwehrend, hinzu, »das aber strengstens und ohne Zweideutigkeit, und wäre ich im anderen Falle, wengleich tausend Meilen entfernt, oder,« fuhr er sehr ernst werdend fort, »oder wenn schon in einer besseren Welt, genöthigt, mich vielleicht mit einem grausigen Zeichen bemerklich zu machen.«

»Reden wir weiter nicht von Dank und Erkenntlichkeit,« rief Brenner in einem gerührten Tone – »wozu auch Worte? Thaten sollen sprechen!« Er sagte dieß anscheinend in tiefer Bewegung, die er dadurch zu verbergen suchte, daß er, sich abwendend, seinen Hut nahm und sich hierauf, als sei er doch nicht sicher, seine Gefühle länger bemeistern zu können, mit einem herzlichen Winken der Rechten nach der Thüre zurückzog, wo er ohne Säumen verschwand.

Der Eintritt des Kammerdieners hemmte eine Flut von sehr ernsten Phantasieen Rosenthal's, und was Jener ausrichtete, gab seinen Gedanken sogleich eine andere Richtung.

»Seine Majestät,« meldete er, »lassen den Herrn Baron bitten, womöglich heute zwischen Fünf und Sechs in's Schloß zu kommen.«

»Gut, ich brauche keinen Wagen, da es hart gefroren und deßhalb trocken ist. – Lege meinen arabischen Mantel in's Vorzimmer.«

»Zwischen fünf und sechs Uhr,« sprach Rosenthal, das Zimmer durchmessend, vor sich hin – »wieder in der Dämmerstunde, sollte das Zufall sein? ich glaube kaum, und dieser allerhöchste Wunsch, mich in jüngster Zeit nur während der Dunkelheit zu sehen, fängt an mir bedenklich zu werden – bedenklich? – vielleicht auch erfreulich, wenn eine glückliche Lösung daraus hervorgeht, wenn Bande zerreißen, die doch nicht mehr haltbar wären, wenn es mir gelingt, andere, süße zu knüpfen.«

Nach fünf Uhr verließ Herr von Rosenthal seine Wohnung und schritt in der Dunkelheit dem königlichen Schlosse zu. Es war ein klarer Winterabend ohne Schnee, vom stahlfarbenen Himmel leuchtete die scharfe, feine Sichel eines sehr jungen Mondes.

Im äußersten Vorzimmer des kleinen Parterreappartements des Königs, wo Seine Majestät Rapporte entgegennahm, arbeitete, las, Freunde empfing, jene Zimmer, wo er schon als Kronprinz gewohnt, befand sich der Lakai Haller und jedenfalls mit dem Ohr an der Thürspalte oder mit dem Auge am Schlüsselloch, denn kaum näherte sich Rosenthal, so öffneten sich die Flügel, um hinter ihm wieder geschlossen zu werden, wobei der Diener in dem hiedurch verursachten allerdings leichten Geräusch dem Eintretenden sagte: »Seine Majestät befinden sich in Ihrem Schreibzimmer und geruhen dort schon eine Viertelstunde wartend auf und ab zu gehen.«

Rosenthal warf einen gleichgültigen Blick auf die Uhr unter dem Spiegel und ging dann durch die spärlich erleuchtete Zimmerreihe bis zum Schreibkabinet des Königs, vor welchem sich der Kammerdiener vom Dienste befand, der ihn meldete und dann einzutreten ersuchte.

Seine Majestät standen vor einem lodernden Kaminfeuer, stützten den Arm auf den Marmorsims und lasen scheinbar in einem Zeitungsblatt auch wohl noch eine halbe Minute, nachdem sich die Thür nicht ohne einiges Geräusch geschlossen hatte – dann sagte der König: »Ah, sieh' da, Rosenthal! ich habe Sie bitten lassen, mich einen Augenblick vor der Tafel zu besuchen – es ist kalt draußen, nicht wahr? wir werden Frost haben, vielleicht Schnee – gut für unsere bevorstehenden Jagden bei Graf Ferner – apropos, Sie kommen ja soeben daher!«

»Von Morfeld kam ich vor ein paar Stunden zurück. Ich war gestern dahin gefahren, um meinen Auftrag, den mir Eure Majestät gegeben, gründlich auszuführen.«

»Welchen Auftrag, wenn ich bitten darf?«

»Die Familie Stanley betreffend, Majestät, Sie geruhten sich dafür zu interessiren, daß eine Versöhnung zwischen Madame Stanley und deren Schwiegersohn Baron Schmetting zu Stande käme. Es gelang mir das bei der alten Dame auch so überraschend schnell, daß ich aus Dankbarkeit nicht anders konnte, als ihren Wunsch erfüllen und die Baronin Schmetting selbst von der Verzeihung in Kenntniß zu setzen.«

»Ah, Sie fuhren mit deren Schwester, Miß Arabella, glaube ich – dieselbe junge Dame, die von dem Baron Reckenstein so ausgezeichnet gemalt wurde, ein vortrefflicher Künstler dieser Reckenstein, dazu von sehr guter Familie, was für den Umgang mit dergleichen Leuten doch nicht unwichtig ist, obgleich Sie mich schon häufig des Gegentheils versichert – nun ja, ich will gerade nicht behaupten, daß es unbedingt nothwendig ist, aber wo es sich so gut trifft, wie gerade bei diesem Reckenstein, da macht mir das immerhin

einen guten Eindruck, und ich habe um so mehr daran gedacht, ihn an mich zu attachiren. Es war gerade die Stelle eines Galleriedirektors vakant, wozu ich Reckenstein ernannt und das Dekret heute früh unterschrieben habe.«

Der junge Fürst sprach den letzten Satz, indem er sich bei jeder Sylbe etwas höher aufrichtete und damit zu gleicher Zeit seine Sprechweise langsamer und ausdrucksvoller werden ließ, was er gerne zu thun pflegte, wenn er irgend eine Einsprache vorauszusehen glaubte; hier hatte er sich denn auch in diesem Falle nicht geirrt, denn Rosenthal erwiederte mit einem leichten Bedauern im Tone: »Das wird einem anderen verdienten Künstler recht schmerzlich sein, dem Maler Arthur Weißner, der, wie ich genau weiß, sehr darauf hoffte, diese Stelle zu erhalten.«

»Ah, Ihr Schwager! – Sie wissen aber, lieber Rosenthal, daß ich das Protégiren in der Familie nicht leiden kann.«

»Gewiß, ich würde mich auch nie unterstehen, Eurer Majestät damit lästig zu fallen.«

»Dann fragt es sich auch noch sehr, welcher der bedeutendere Künstler ist, und man hat mich voll guter Seite versichert, daß Herr Weißner den Rathschlägen des Barons sehr viel zu danken habe.«

Rosenthal verbeugte sich schweigend, ohne daß sich sein Gesicht auch nur im Mindesten veränderte, und gerade deßhalb sagte der König etwas kurz und abstoßend: »Überhaupt – ging diese Ernennung ohne irgend welche Einmischung aus meinem eigenen Willen hervor. – Ja, aus meinem eigenen Willen,« wiederholte er nach einer kurzen Pause, während welcher er den schützenden Kamin verlassen und in imponirender Weise mit erhobenem Haupte einen Gang

durch's Zimmer machte — — — »doch wollte ich jetzt eigentlich nicht von meinem Willen reden, sondern nur von meinen Wünschen, und möchte auch, daß Sie darauf Rücksicht nähmen, wenn ich einmal so gütig und schonend gewesen, statt eines Befehles nur einen Wunsch auszusprechen — einen Wunsch des Königs — ich meine, das sollte genügen.«

Der Fürst hatte bei den letzten Worten bedeutsam nach Rosenthal hinübergeblickt, ohne seinen Spaziergang dabei zu unterbrechen, blieb aber dann wieder an dem Kamine stehen, als der Andere mit ruhiger Stimme erwiderte: »Das ist so selbstverständlich, daß es nicht der Erwähnung bedarf, es sei denn, daß Eure Majestät diese Erwähnung absichtlich thaten.«

»Ich thue nie etwas ohne Absicht und Alles nach reiflichem Nachdenken.«

»In welchem Falle mir Eure Majestät das Zeugniß nicht versagen werden, daß ich bis jetzt jedem Ihrer Wünsche entweder nachgekommen bin, oder mir sogleich erlaubt habe, auf allenfallsige Schwierigkeiten in der Ausführung aufmerksam zu machen.«

»Ich kann das nicht leugnen, was die Vergangenheit anbelangt, möchte aber für die Zukunft auch dringender darum gebeten haben, und vor allen Dingen wünschen, daß Sie diese meine Worte sehr beherzigen.«

Rosenthal verbeugte sich schweigend und wäre zu jeder anderen Zeit überzeugt gewesen, jetzt für heute entlassen zu werden, sah aber an einigen unruhigen Bewegungen des hohen Herrn, sowie an einem gewissen Zucken der Mundwinkel, daß noch etwas nachkommen würde, was er sich anschickte mit eben so großer Geduld hinzunehmen, selbst

nicht einmal durch ein Zucken der Augen irgendwelche Opposition zu verrathen, denn es war im gegenwärtigen Augenblick nicht der Zeitpunkt, wo er eine kühle Behandlung oder gar eine Ungnade hätte brauchen können – er dachte an Elenor[Elisabeth] und blickte harmlos wie ein Kind zu dem Könige auf.

»Ich habe nämlich einen Wunsch,« fuhr Seine Majestät in etwas strengem Tone fort, »der in Zusammenhang gebracht werden könnte mit Ihrer und Miß Arabellens Spazierfahrt – leugnen Sie nicht, ich habe darüber meine guten Nachrichten. Ich habe darüber Verschiedenes gehört, – was man mir auch von Ihrer Seite nicht hätte verschweigen sollen, – was ich aber durchaus nicht zu bewilligen Lust habe, – selbst wenn auch die Königin eine Verbindung protegirt, zu der ich weder meine Zustimmung noch meine Erlaubniß geben werde. – Niemals!«

Er sprach das mit einer sehr bemerkenswerthen Steigerung im Tone der Stimme wie in der Strenge des Gesichtsausdruckes, und da Herr von Rosenthal es für besser hielt, durchaus nicht im Zweifel zu sein über den Grund dieser Mißstimmung, ja daher es für nützlich hielt, jetzt doch eine kleine Erwiderung zu wagen, so sagte er etwas kühl: »Mit dem Projekt Ihrer Majestät der Königin, eine Heirath zu arrangiren zwischen dem Herrn Baron Hugo von Nellingen und Miß Arabella Stanley, kann meine Spazierfahrt,« er betonte dieses Wort absichtlich, »doch eigentlich nicht in Zusammenhang gebracht werden.«

»Wenn auch vielleicht nicht direkt und speziell,« versetzte der König mit einiger Heftigkeit, »so doch im Allgemeinen, und Sie werden mir doch nicht sagen können, daß Sie um diese Geschichte nicht gewußt hätten.«

»Der Himmel bewahre mich Eurer Majestät gegenüber vor einer Lüge, ich habe allerdings über dieses öffentliche Geheimniß flüstern gehört.«

»Und hätten mir das sagen sollen, hätten sich nicht so stillschweigend und durch Gott weiß was sonst noch zum Mitwisser machen sollen. – Wozu diese Heirath? – zur Lust und zur Unterhaltung alter Weiber, Vornehm und Gering, an dem Bestreben, dergleichen einzufädeln und zusammenzubringen, was nicht zusammengehört. – Beim Himmel, ich will das nicht leiden, und rathe Jedem, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern und mir die meinen zu lassen – er ist mein Freund und ich werde es deßhalb nicht dulden, daß er elenden Geldes wegen unglücklich wird. – Sagen Sie selbst, Rosenthal, ob ich Recht habe oder nicht?«

Der Ton der letzten Worte klang so ganz anders als der des bisher Gesprochenen, daß Rosenthal, die Weichheit desselben erkennend, nicht anders konnte, als die Versicherung abgeben, daß ihm eine solche Verbindung, wenn gegen den allerhöchsten Willen, durchaus nicht als nothwendig erscheine. Doch antwortete ihm der König hastig: »Lassen Sie ›meinen allerhöchsten Willen‹ aus dem Spiel, seien wir einfache Privatpersonen, gute Bekannte, die über das Wohl eines befreundeten Dritten sprechen, und sagen Sie mir offen Ihre Überzeugung, ob Sie glauben, daß Nellingen jene Miß Arabella Stanley liebt?«

»Das glaube ich allerdings nicht, bin weit eher vom Gegentheil überzeugt!«

»Vernünftig gesprochen, und deßhalb halte ich es für meine Pflicht, den jungen Mann von einer solchen dummen Vernunftheirath abzuhalten. – Auch sehe ich gar nicht ein,

warum ich mich der Leute, die mir von Herzen attachirt sind, berauben lassen soll, – etwa weil ein paar müßige Weiber an dergleichen Geschichten ihr Wohlgefallen finden.«

»Gewiß nicht, Majestät!«

»Sie selbst riethen mir, mich mit jüngeren Leuten zu umgeben und in deren Umgänge die Stimme der Wahrheit und der Freundschaft zu finden, deßhalb habe ich mich auch an Nellingen attachirt, da ich weiß und fühle, daß er anhänglich genug an mich ist, ja daß er mich genügend liebt, um offen gegen mich zu sein. – Allerdings hat er nicht Ihren Geist, ich sehe aber darin, was unsern Umgang anbelangt, keinen Mangel, denn ich selbst fühle mich in dieser Richtung so hochstehend, daß ich doch selten Jemand finden kann, an dem ich mit Überzeugung hinaufschau. Von Ihnen, Rosenthal, könnte ich allenfalls sagen, daß Sie mir in gewisser Beziehung beinahe ebenbürtig sind, und sehen Sie, das ist gerade für ein harmonisches Leben nicht ohne Hinderniß, denn wenn der große Dichter je die Wahrheit sprach, so war es, als er sagte:

›Wo Weiches sich mit Hartem bindet,
Da gibt es einen guten Klang.«

Jedenfalls aber werden Sie es verstehen, daß sich andere Elemente an mich heranziehen, daß ich mit jüngeren und leichteren Kräften die schwere und gediegene Masse meines eigenen hochgestellten Seins zu vermischen suche, ja darnach trachte, durch eine minder hervorragende Umgebung meine eigene hohe Distinktion etwas zu mildern und abzuschwächen – – ich weiß nicht, ob Sie mich genau verstanden und begriffen haben?« –

Da Rosenthal diese Frage mit gutem Gewissen nicht bejahen konnte und noch weniger verneinen mochte, so half er sich mit einer tiefen Verbeugung, auf diese Art jedenfalls seine Ergebenheit und Fügung unter den königlichen Willen zu bezeigen.

»Sie werden mich hoffentlich aber so verstanden haben,« fuhr der junge Fürst fort, indem er sich würdevoll aufrichtete, »daß Sie auch nicht im Entferntesten daran denken können, mich einer Inkonsequenz oder Unbeständigkeit zu beschuldigen, im Gegentheil, ich schätze Ihre persönlichen Verdienste wie bisher und bleibe Ihnen gewogen wie früher, wenn mir auch meine vielen und wichtigen Arbeiten in nächster Zeit nicht gestatten werden, Sie so häufig als bisher zu sehen. Adieu, mein lieber Rosenthal, und behüte Sie der Himmel!«

Er sagte das nicht ohne Freundlichkeit, um aber gleich darauf etwas ernster hinzuzusetzen: »Nach meinem vorhin ausgesprochenen Wunsche werden Sie sich hoffentlich richten und mir keine Veranlassung geben, denselben zu wiederholen. – Hoffentlich sehen wir uns bei den Jagden meines Oberstjägermeisters – adieu!«

Rosenthal hatte das Gemach nach einer tiefen schweigenden Verbeugung verlassen, wodurch es wohl begreiflich war, daß ihm das letzte Wort Seiner Majestät so bedeutsam in die Ohren klang, daß er es leise für sich wiederholte. – »Adieu, das könnte ein Adieu auf Nimmerwiedersehen sein,« dachte er, »wenn ich die königliche Hoffnung, mich bei den Jagden Ferrner's zu sehen, täuschen wollte, was mir aber durchaus nicht einfällt, denn ich werde dort erscheinen, um, wenn mir jenes höchste Glück beschieden ist, meine Abschiedskarte mit besserem Trumpfe auszuspielen.«

ACHTZEHNTE RANDVERZIERUNG

die, über dem Schlußkapitel, zum Anfange dieser Geschichte paßt, indem sie das Symbol der Ewigkeit zeigt – eine Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt.

Wer so genau alle Räumlichkeiten des königlichen Schlosses kannte wie Rosenthal, die großen und kleinen Treppen desselben, die vom Tageslicht erleuchteten Gänge sowie die schmalen Korridore, die von beständigem Lampenlicht erhellt wurden, dazu alle Ruheplätze und Verstecke in den dicken Mauern und Vestibülen, wer obendrein wie er verschiedene Bewohner dieser weitläufigen Gebäude unter seinen Bekannten zählte, also zu allen Thüren ohne Aufsehen eintreten konnte, für Den war es nicht schwierig, einen Besuch zu wagen, der im Fall des Bekanntwerdens wegen der Person der Betreffenden, besonders aber wegen der Tageszeit, in welcher dieser Besuch stattfand, von kompromittierenden Folgen hätte sein können.

Es war nach Begriff der Besuchsetikette ziemlich spät, vielleicht eine Stunde nach aufgehobener Tafel, als Rosenthal den weiten, unter seinen Schritten hallenden Hauptgang gegen das mittlere große Portal zuschritt, um sich von dem dort befindlichen Portier Feuer für seine Cigarre geben zu lassen, ja, um mit diesem alten, würdigen, ergrauten Diener ein paar freundliche Worte zu sprechen, ehe er in die Dunkelheit hinaustrat, um einen draußen wartenden Miethwagen zu besteigen, der ihn im raschesten Laufe der Pferde nach dem Klublokal brachte, wo er heute wie früher schon einmal mit Ostentation durch alle Säle schritt, hier und dort ein Wort plauderte, ja gerade so that, als habe er

Stunden zur Verfügung, während er in Wahrheit nach kaum zehn Minuten abermals in seinem Wagen saß, und sich auf einen Punkt führen ließ, von wo er das Schloß in Kurzem wieder erreichen konnte.

Dort trat er zu einer kleinen, tief im Schatten liegenden Pforte ein, die er selbst öffnete und wieder hinter sich schloß, und obgleich ihn hier die tiefste Stille umfing, obgleich er sicher war, sich hier an einem Orte zu befinden, wohin nur der seltenste Zufall Jemand von den Dienern hätte führen können, blieb er doch unter einem tiefen Athemzuge einige Augenblicke lauschend stehen, und stieg dann erst eine schmale Wendeltreppe hinauf, die er mit der Hand tappend hatte suchen müssen.

Auch bei diesem Aufsteigen athmete er zuweilen tief und schwer, ja er fühlte sein Herz so heftig schlagen, daß er ein paar Mal erschrocken stehen blieb, sorgfältig um sich her lauschend.

Und doch entstand diese Aufregung nicht so sehr aus der Furcht, auf seinem Gange entdeckt zu werden, als vielmehr aus dem seligen Bewußtsein, endlich diesen Gang wagen zu dürfen, ja durch ein paar herzliche Zeilen dazu eingeladen zu sein.

Es waren allerdings nur wenige Worte, die sie geschrieben hatte, und worin sie ihn um seinen Besuch zu dieser Stunde in einer wichtigen Angelegenheit bat.

Im ersten sowie zweiten Stockwerk berührte die kleine Wendeltreppe lange dunkle Gänge, deren Enden indeß, wo sie an bewohntere Räume stießen, erleuchtet waren, und hier blieb Rosenthal ein paar Mal unbeweglich stehen, da er Stimmen herüberschallen hörte, auch wohl in der Ferne Diener vorübereilen sah. Dorthin in jene belebtere Gegend

mußte auch er, aber nicht über den breiten Gang, sondern indem er eine Reihe leerer Zimmer durchschritt, zu denen er den Schlüssel hatte.

Dann war er am Ziele und blieb einen Augenblick tief aufathmend stehen, ehe er leise an eine Tapetenthür klopfte, die ihm auch sogleich von einer Kammerfrau geöffnet wurde und die, als er in ein matt beleuchtetes kleines Zimmer trat, ihn leise flüsternd bat, sich einen Augenblick niederlassen zu wollen. »Das gnädige Fräulein,« fügte sie bei, »fand sich etwas angegriffen durch die große Hitze unten im Speisesaal und später beim Cercle, welcher ziemlich lange dauerte, wollen auch ein wenig die große Trauertoilette ändern, weßhalb der Herr Baron gütigst ein paar Sekunden entschuldigen wollen.«

Schon ein paar Mal im Leben hatte sich Rosenthal in ähnlicher Lage, wie er glaubte, befunden, war durch Hintertüren in halb dunkle Gemächer geführt worden und hatte nach einigem Warten eine weiche, warme Hand mit Entzücken an seine Lippen gedrückt, war auch durch ein nicht zu beschreibendes Gefühl darauf vorbereitet gewesen, während er jetzt, und er fühlte sich glücklich darüber, ganz anders empfangen wurde, ja selbst ganz anders dachte.

Die Kammerfrau war in dem heller beleuchteten Nebenzimmer verschwunden. Er hatte sich in einen Lehnstuhl niedergelassen, der neben einem niedrigen Sopha stand, und betrachtete mit Entzücken die einfache, aber hübsche Einrichtung dieses Zimmers, in welchem ihn eine Menge nothwendiger und nützlicher Gegenstände belehrte, daß es

von seiner schönen Herrin wohl am meisten, ja ausschließlich bewohnt wurde. Hatten doch überhaupt diese jüngeren Damen des Hofes begreiflicher Weise keine ausgedehnten Appartements, ein Vorzimmer, zu welchem er hereingetreten war, das Wohnzimmer, wo er sich befand, daneben Ankleid- und Schlafgemach. – Auch wehte durch diesen Raum jener unsagbare süße Duft, der uns das Bewohntsein durch eine geliebte Person verkündet, ein Duft, der nicht ausschließlich Parfüm ist, der aber mehr entzückt, ja berauscht, als alle Wohlgerüche Arabiens.

Da saß er nun und blickte träumend vor sich hin und dachte, was er ihr im nächsten Augenblick sagen wolle, nichts Überschwängliches, keine klug überlegten oder heiß erregten Worte, zu solcher Verschwendung schien ihm die gegenwärtige Zeit sowie seine vorgerückte Lebenszeit zu kostbar. – Er wollte ihr nur einfach sagen, er habe geglaubt, in ihren Blicken zu lesen, aus ihren Worten zu hören, daß er ihr nicht ganz gleichgültig sei, sie habe ihm Dank versprochen für einen kleinen geleisteten Dienst, aber er verlange mehr, er fordere zur Belohnung ihre Hand, wäre es auch nur, um seinen Schutz über ihr ganzes künftiges Leben ausdehnen zu dürfen.

Da öffnete sich die Thür, Fräulein von Nickols trat ein und sah in ihrem einfachen grauen Gewände, das reiche blonde Haar zwanglos gelockert, entzückend schön aus, nur etwas bleich; sie that einen tiefen Athemzug, als sie sich Rosenthal näherte und ihm ihre Hand reichte, welche sich heiß und feucht anfühlte.

»Verzeihen Sie mir,« brachte die junge Dame mit leiser, bebender Stimme mühsam hervor, »daß ich mir erlaubt habe, Sie zu mir zu bitten. Ich konnte nicht anders – bei Gott, ich konnte nicht anders.«

»Wie mögen Sie so reden, theures Fräulein!« erwiderte Rosenthal in einem Tone zärtlichen Vorwurfs, »wissen Sie denn nicht, daß ich wie nach einem Ruf zur Seligkeit auf Ihre lieben Zeilen geharrt, um mich endlich einmal über unsere Verhältnisse gegen Sie aussprechen zu dürfen?«

»Sie waren so gütig, mich damals Ihrer Hülfe, Ihres Schutzes zu versichern,« sagte sie in einem Tone, als habe sie seine Worte überhört, jedenfalls nicht in seinem Sinne verstanden – – »aber nehmen Sie Platz, Herr von Rosenthal, Sie müssen mir schon ein paar ruhige Augenblicke schenken – – dabei muß ich um Verzeihung bitten,« fuhr sie um sich blickend fort, um gleich darauf mit der Hand langsam über ihre geschlossenen Augen zu fahren, »daß ich Sie hier beinahe in einem Halbdunkel empfangen.«

»O, wie mich dieser Beweis von Vertraulichkeit entzückt!«

»Es ist weniger ein Beweis der Vertraulichkeit,« sagte sie schmerzlich lächelnd, »als eine Nothwehr gegen scharfe und böse Augen des anstoßenden Schloßflügels, welche einer helleren Beleuchtung gleich Gründe unterlegen, die – nun bei Gott – die heute Abend vielleicht gerechtfertigt sind. Doch werden Sie nicht böse von mir denken, Herr von Rosenthal, daß ich Sie bat, mich um diese Stunde zu besuchen.«

Es lag etwas in den Worten des jungen Mädchens, im Tone ihrer Stimme, im ganzen Wesen, was ihn befremdete und was er nicht mit der gewöhnlichen Sicherheit, mit dem eher

herausfordernden als zu bescheidenen Auftreten dieser jungen Dame vereinigen konnte.

Jetzt saß sie vor ihm auf dem kleinen Sopha, die Hände gefaltet in ihrem Schooße, den Kopf gesenkt, nachdenkend, träumerisch, es nicht beachtend, daß ein Theil ihres blonden Haares von der Schulter in den durch eine gelöste Masche ziemlich tief erscheinenden Ausschnitt ihres Gewandes niedergeglitten war, dort ihre weiße Brust wie mit Goldfäden zudeckend.

Es war ihm peinlich, sie so zu sehen in diesem Augenblicke. Wie hatte er sich darauf gefreut, sie in kecker, heiterer Laune zu finden, geistige Funken sprühend und so seine Unterhaltung herausfordernd, bis er ihr vielleicht unter Scherz und Lachen seine ernsthafteste Liebe gestanden und gefragt: »Ob sie wohl im Stande sei, den an Jahren allerdings bedeutend älteren Rosenthal vielleicht mit anderer als kindlicher Liebe zu betrachten.«

Wie gesagt, das hätte sich im Gewande des Scherzes ganz vortrefflich gemacht. Aber jetzt bei ihrer so seltsam befangenen, ernsten, ja traurigen Miene wußte selbst er mit aller seiner Gewandtheit nicht sogleich das richtige Thema anzuschlagen.

»Ich habe Ihnen noch nicht einmal so recht aus vollem Herzen danken können für Ihren wirksamen Schutz von damals, der mich allerdings für einen Augenblick triumphiren ließ, aber mir eine noch erbittertere Feindin zuzog, als ich schon hatte.«

»Was fragen wir künftig darnach, was kümmern uns alle offenen und geheimen Feinde?«

»O, ich weiß es wohl,« erwiderte Fräulein von Nickols mit bewegter Stimme, »wie freundlich Sie mir geneigt sind,

und eben das gibt mir den Muth, offen und rückhaltlos mit Ihnen zu reden. – O, mein Gott, wenn ich nur die erste Wendung dieses Gesprächs glücklich überwunden hätte,« flüsterte sie so leise, daß Rosenthal sie unmöglich verstanden, wenn er nicht in diesem Augenblicke ihre Hand ergriffen und sich ihr dadurch genähert hätte, wobei er aber auch bemerkte, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten, und daß sich ihre zuckenden Lippen bemühten, einen Ausdruck tiefen Schmerzes nicht weiter sichtbar werden zu lassen.

»Theure Elenor[Elisabeth],« bat er innig, indem er von seinem Sessel an ihre Seite glitt, sie an sich zog und mit weicher Stimme fortfuhr: »mein armes Kind, ich hatte in der That keine Ahnung davon, Sie so tief schmerzlich bewegt zu finden, bin auch rathlos, welches Wort des Trostes ich Ihnen sagen soll – – seien Sie deßhalb offen gegen mich, offen, wie gegen Jemand, dem man zuversichtlich vertraut, offen wie gegen einen Bruder, oder besser wie gegen einen treuen Freund, von dem man überzeugt ist, daß er mit inniger herzlicher Liebe für uns denken, für uns handeln wird.«

Sie hatte ihre Augen geschlossen, sie hatte ihren Kopf auf seine Schultern sinken lassen, sie schien ruhiger werden zu wollen; doch brach ihr Schmerz in der nächsten Sekunde auf's Neue und in so leidenschaftlicher Weise aus unter einem Schluchzen, welches ihren Körper erbeben machte, daß Rosenthal sie erschreckt an sich drückte, was sie nicht nur litt, sondern sie gestattete ihm sogar, für eine selige Sekunde ihre weichen, heißen, feuchten Lippen zu suchen und zu finden.

Nur eine Sekunde lang – aber diese Sekunde, in welcher er die wundervollen Formen ihres Körpers in seinen Armen gehalten, wo ihn die Berührung ihrer heißen Lippen

elektrisch durchzuckt, däuchte ihm eine Ewigkeit seligen Glückes zu sein und ließ ihn nicht sogleich den Sinn ihrer Worte begreifen, die sie jetzt mit leiser, bebender Stimme, das Gesicht an seiner Schulter verborgen, sprach: »Wenn Sie mein Freund sein wollen, mein einziger treuer Freund, so will ich Ihnen das ganze Elend meiner Seele anvertrauen, will wie ein banges Kind zu Ihnen flehen, – helfen Sie mir – retten Sie mich!«

»Ihnen helfen, theure Elenor[Elisabeth], Sie retten?« fragte er etwas befremdend, indem er sanft ihr Haupt erhob, um ihr in die Augen zu schauen – – »bei Gott, ich bebe und weiß nicht, welchen Sinn ich Ihren Worten unterlegen soll!«

»Den entsetzlichsten und den schrecklichsten,« hauchte sie kaum hörbar, »jenen Sinn, den meine bebenden Lippen nicht auszusprechen vermögen – der mich Ihre Freundschaft unwürdig erscheinen läßt – der mich zu Ihren Füßen niederwirft – eine zerstörte Blüte!« – –

Sie wollte von dem Divan niedergleiten, doch hielt er sie mit starkem Arm aufrecht, während sein Ohr bang und gierig ihren Worten lauschte, als sie fortfuhr: »Furchtbar, daß ich gezwungen bin, mich Ihnen, von dem ich allein Schutz und Hülfe erwarte, anzuvertrauen!«

»– Und Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben, – – vertrauen Sie mir!«

Rosenthal sagte das, sich langsam aufrichtend, und wend den furchtbaren Ausdruck in seinem totenbleichen Gesichte sah, den unheimlichen Glanz seiner weitgeöffneten Augen, hätte glauben können, das junge Mädchen wende sich schaudernd von ihm ab; da sie nun das Haupt in ihre beiden Hände sinken ließ und kaum vernehmlich flüsterte: »Ich liebte und wurde wieder geliebt von einem Mann, der mir

in all dem Hohen, und Schönen als das vollkommenste Ideal erschien, weißhalb ich ihm auch Alles, Alles gab, was ich zu geben vermochte – – und gegen diesen Mann nun,« rief sie in wilden Schmerz ausbrechend, »sollen Sie mir beistehen, sollen mich retten vor unsäglichem Unglück, denn er hat mich verrathen und betrogen!«

»Warum aber gerade ich?« fragte Rosenthal in eisigem Tone, er konnte nicht anders in diesem Augenblicke, als ton- und gefühllos reden – er war wie erstarrt, wie leblos, er hob langsam den Blick in die Höhe und da kam es ihm vor, als säne ein leuchtender Stern langsam herab, – ewiger Nacht entgegen.

»Und warum gerade ich?« wiederholte er.

»Weil Sie ein Mann sind in der schönsten Bedeutung des Wortes, weil Sie unternehmen und vollbringen, was Keiner zu unternehmen wagt und vollbringen kann, weil ich in Ihren Augen gelesen, an dem Ton Ihrer Stimme gehört, welch' tiefes, warmes Interesse Sie an mir nahmen.«

»Mehr als das,« rief er in einem tiefen, schmerzlichen Athemzuge, »weit mehr als das, wenn Sie mich gekannt hätten und verstehen wollten, so hätten Sie empfinden müssen, daß ich Sie liebe, unsäglich liebe, bis zum Wahnsinn liebe. – – Sie hätten dieses Gefühl nicht zu erwidern gebraucht, aber das – – hätten Sie mir nicht anthun sollen!«

»– – Es war zu spät!«

»Ah, es war zu spät,« erwiderte er in einem leichten, schmerzlichen Tone, »jetzt zeigt unsere Uhr die Mitternachtstunde und ich soll das Rad der Zeit zurückdrehen – Geschehenes ungeschehen machen?«

»Wenn das Jemand kann,« rief sie mit fliegendem Athem, »so sind Sie allein dazu im Stande. Der Verrath ist noch nicht vollbracht – er droht erst.«

»So müßte ich doch jedenfalls den Namen des Verräthers wissen,« gab er mit unsicherer Stimme zur Antwort, während über sein Gesicht ein erheucheltes kühles Lächeln flog.

»Hugo von Nellingen – Jedermann spricht von seiner bevorstehenden Heirath.«

»Mit Miß Arabella Stanley – und was sagt er selbst?«

»Er meidet mich und das gerade läßt mich das Ärgste befürchten.«

Kaum hatte Fräulein von Nickols dieß gesagt, als sie entsetzt auffuhr, gegen das Nebenzimmer lauschte und ihre Rechte gegen Rosenthal ausstreckte, ihm so Schweigen gebietend, ja jede Bewegung untersagend.

Man vernahm Stimmen in dem anstoßenden Gemach, die der Kammerfrau, welche leise und ehrerbietig sprach, eine andere, die sich laut und gebieterisch vernehmen ließ.

Rosenthal hatte seine vollkommene Ruhe wieder erlangt, drückte sanft die Hand des jungen Mädchens bei Seite, erhob sich geräuschlos und griff gegen die kleine Carcell Lampe am Tisch, um sie aufzudrehen.

Es war zu spät. Die Thür war schnell geöffnet, vielmehr hastig aufgestoßen worden und auf der Schwelle stand Fräulein von Klettenberg hoch aufgerichtet, kopfnickend, boshaft lächelnd. – – »Ah, mein Fräulein,« rief sie in einer ziemlich langen Kunstpause, »das sind Ihre ruhigen, beschaulichen Augenblicke, wenn Sie, Migräne vorschützend, sich dem Dienst Ihrer Majestät entziehen – ich gratulire zu diesen ehrenhaften Amusements.« Wer Rosenthal in diesem

Augenblicke betrachtete, und das that Fräulein von Klettenberg mit einem raschen, giftigen Streifblick, hätte erstaunt sein müssen, ihn nach alledem, was vorgefallen war, so ohne alle Zeichen der Überraschung, viel weniger des Erschreckens dastehen zu sehen. Mit der ihm eigenen Gewandtheit hatte er sich durch eine rasche Wendung so zu stellen gewußt, daß sich der Tisch zwischen ihm und der jungen Dame befand, wobei er sich auf die Lehne des Sessels stützte, von welchem er soeben aufgestanden zu sein schien.

Jetzt blickte er erstaunt auf die Eingetretene, und einen zweiten sehr bösen Blick derselben auffangend, sagte er nach einer tiefen Verbeugung: »Ich kann nur bedauern, meine Gnädige, daß ich nicht im Stande war, Ihnen meinen unangenehmen Anblick zu ersparen, was jedenfalls geschehen wäre, wenn Sie die Gnade gehabt hätten, sich anmelden zu lassen, wie das selbst unter genauen Freundinnen häufig und nicht ohne Nutzen zu geschehen pflegt.«

Fräulein von Klettenberg war in diesem Augenblick ganz Allarmstange und es hätte nur des kleinsten entzündenden Wortes bedurft, um sie in Feuer und Flammen zu setzen, wenn sie nicht übermenschliche Anstrengungen gemacht, um Diesem da gegenüber ruhig und groß zu erscheinen. Doch bebte sie vor innerer Aufregung und ihre Zähne zitterten förmlich auf einander, als sie sagte: »Mit Ihnen, mein Herr, habe ich« – sie betonte das »ich« mit ganz außerordentlicher Schärfe – »durchaus nichts zu thun, das werden Andere besorgen, und ich muß Sie deßhalb dringend ersuchen, auf den Schleichwegen zurückzukehren, auf welchen Sie hierher gekommen sind.«

»Was jedenfalls in möglichster Kürze geschehen wird, ich bin aber untröstlich, Sie nicht eher von meinem verhaßten Anblicke befreien zu können, als bis ich diese junge Dame von dem Verdachte befreit, der nur zu deutlich aus Ihren freundlichen Worten klang.«

»Es wird auch ohne Sie untersucht werden können, wie weit mein Verdacht gegründet war oder nicht.«

»Ich bitte, daß dieß in meiner Gegenwart geschieht, und bedaure, dieß Zimmer früher nicht verlassen zu können.«

Bei diesen Worten flammte Fräulein von Klettenberg auf, und mit einem energisch ausgesprochenen »Das wollen wir doch einmal sehen« eilte sie nach der Ecke des Zimmers, wo sich die Klingelschnur zum äußersten Vorzimmer befand, hatte diese aber noch nicht erreicht, als sie ihr Handgelenk durch Rosenthal's Finger umfaßt fühlte, und in seine flammenden Augen blickend unwillkürlich erschreckt stehen blieb, um ihn flüstern zu hören: »So lange ich hier bin, wird kein weiterer Skandal gemacht, es sei denn, daß ich mich in einer Weise daran betheilige, die auch Ihnen höchst unangenehm sein müßte – – ob Sie das Recht haben, so ohne Weiteres in das Zimmer dieser armen, wehrlosen, jungen Dame einzudringen und so auch mich auf die indiskreteste Art zu belästigen, weiß ich nicht, weil Sie aber einmal da sind, so will ich – ja ich will,« setzte er aufflammend hinzu, »daß Sie hören, was ich über diese Ihnen so auffallend scheinende Zusammenkunft zu sagen habe.«

»Was Sie zu sagen haben« – entgegnete die Klettenberg, indem sie einen Schritt zurücktrat und ihn von oben bis unten maß, »als ob mich das auch im Geringsten kümmerte, als ob ich auch nur den Werth eines Nadelknopfes auf Ihre Worte legte.«

»Begreiflich – diese Ausrede,« gab er mit einem verächtlichen Lächeln zur Antwort, »und da es allerdings in Ihren Augen dem Scheine der Wahrheit Abbruch thun könnte, wenn ich spräche, und ich möchte das um keinen Preis, so hoffe ich, wird Fräulein von Nickols die volle Wahrheit sagen, weßhalb sie mich hierher rief – was sie mir anvertraute – aber die volle Wahrheit, armes Kind, es hilft da kein Verheimlichen und Verschweigen.« Fräulein von Nickols hatte beim Erscheinen der ersten Dame Ihrer Majestät zuerst erschreckt die Hände vor das Gesicht gedrückt, sich aber dann rasch wieder gefaßt und langsam erhoben und hoch aufgerichtet, wobei sie ihre anfangs etwas bebenden Lippen fest aufeinanderpreßte und wobei, sowie ihre sichtbaren Athemzüge ruhiger wurden, ihre fest auf Fräulein von Klettenberg gerichteten Augen einen feindlichen, ja drohenden Ausdruck annahmen. Jetzt öffnete sie hastig den Mund, so daß zwischen ihren frischen Lippen die weißen Zähne hervorfunkelten, und sagte dann, ihre Stimme gewaltsam zur Ruhe zwingend: »Ja, ich ersuchte Herrn von Rosenthal, mich in dieser Stunde zu besuchen, und das, um ihn ohne Zeugen, ohne Belästigung oder Unterbrechung sprechen zu können. Ich bat ihn um seinen Rath, um seinen Schutz, um seine Hülfe.«

Die Augen des Fräulein von Klettenberg richteten sich fragend auf die Sprecherin, zugleich ein Erstaunen im höchsten Grade blicken lassend.

»Ja, mein Fräulein, ich bat Herrn von Rosenthal um seinen Rath, wie ich mich zu verhalten habe einer Dame gegenüber, welche, Dienerin wie ich, ihre Stellung mißbraucht,

um mich durch die kleinlichsten und gehässigsten Nadelstiche zu verletzen – ich bat um seinen Schutz gegen einen bevorzugten Liebling der Majestäten, gegen den Baron Hugo von Nellingen, der seine Stellung gebrauchte, meine Liebe zu erringen – ich verlangte seine Hülfe, um mich von einem Abgrunde, der sich zu meinen Füßen öffnet, zu retten.«

Das waren drei gewaltige Schläge auf das Haupt der ersten Dame Ihrer Majestät, und wie sie davon getroffen wurde, zeigte ihr deutliches Zusammenzucken, auch machte sie nicht einmal den leisesten Versuch, eine Miene spöttischen Zweifels zu zeigen, war es doch unmöglich, auch nur irgend Etwas an der ganzen vollen Wahrheit dieser schlicht und ruhig ausgesprochenen Worte zu bezweifeln.

Wohl über eine Minute lang herrschte in dem Gemach peinliches Schweigen, dann trat Rosenthal dem jungen Mädchen näher, nahm sanft ihre Rechte in seine beiden Hände und sagte mit einem unaussprechlich traurigen Ausdruck der Stimme: »Mein Rath kommt hier zu spät, schützen konnte ich Sie auch nicht mehr, aber meine Hülfe soll Ihnen werden, so gut es meine Kraft vermag.« Er küßte sie leicht auf die Stirn, nahm dann seinen Hut und verließ das Gemach ohne Weiteres, um auf demselben Wege, den er gekommen, zurückzukehren. Anfänglich stieg er die Treppen hinab, aufrechten Hauptes mit zusammengebissenen Lippen, wenngleich schwer athmend wie im Fieber, und erst auf den untersten Stufen lehnte er plötzlich seine Hand gegen die Wand, ließ den Kopf sinken, und wer ihm hätte in das Gesicht sehen können, würde zwei schwere Thränentropfen, die über seine Wangen rollten, bemerkt haben.

»– Alles aus, Alles vorüber – ich fürchte, der letzte Lebensabschnitt naht!«

Wie er nach Hause gekommen war, wußte er selbst nicht; eben so wenig, was ihm sein Kammerdiener, der ihn mit erstaunten Blicken betrachtete, gemeldet. Endlich fand er sich in seinem tiefen Fauteuil am lodernden Kaminfeuer sitzend und erwachte wie aus einer Betäubung, als Jemand die Hand auf seine Schulter legte, blickte aber auch dann nicht einmal in die Höhe, sondern sagte nur kopfnickend: — »Ja, ja, es ist schon spät, aber trotzdem habe ich noch keine Zeit, mich zur Ruhe zu legen.« Dann aber schien er doch den Klang einer befreundeten Stimme zu erkennen, die nach seinem Befinden forschte, denn er erhob den Kopf und sagte: »Ah, Sie sind es, Doktor, Sie kommen zu einem recht Kranken.«

»Wenn das wäre, sollte es mich wenigstens freuen, gekommen zu sein, aber ich hoffe, daß dem nicht so ist, und möchte Sie recht gesund finden an Leib und Seele.«

»Pah,« gab Rosenthal mit einem matten Lächeln zur Antwort, »es war nur so ein tückischer Überfall, der mich fast niedergeworfen hätte, aber bei Gott, mein alter Freund, Ihr Anblick, der Klang Ihrer Stimme, die Wärme Ihrer Hand haben für mich etwas Lebenerweckendes, und wenn Sie mir erlauben, ein paar meiner indischen Wundertropfen zu nehmen, so will ich Ihnen die Versicherung geben, daß in Kurzem Körper und Geist in einer anständigen Verfassung zu Ihren Diensten sein sollen.«

Er erhob sich immer noch etwas langsam, um in's Nebenzimmer zu gehen, und als er von dort, wo er Haar und Bart etwas geordnet, auch in Wahrheit ein paar Tropfen aus einem Flacon genommen, in Kurzem wieder zurückkehrte, war von seinem Gesichte alle Abspannung verschwunden, ja seine Züge zeigten ein schwaches Lächeln, als er auf Doktor

Flinder sah, der gegen seine Gewohnheit mit Zeichen von Unruhe und Aufregung im Zimmer hin und her schritt.

Jetzt blieb der Arzt plötzlich, stehen, wandte sich um und rief: »Wozu alle Einleitungen und Umschweife, – – die arme Ellen ist bei mir, das heißt, sie war bei mir, ist aber seit gestern verschwunden, hat sich wahrscheinlich hierher gewendet, weshalb ich gekommen bin, Ihnen das zu sagen und um Ihren Rath und Ihre Hülfe zu bitten.«

»Ellen?« sagte Rosenthal, doch sprach er diesen Namen in keinem überraschten Tone aus, noch viel weniger aber zeigte sich eine Verstimmung auf seinem Gesichte, im Gegentheile gleich darauf schienen seine Züge freudig erregt und seine Augen leuchteten, als er fortfuhr: »Da geht mir vielleicht ein verloren gegangener Stern wieder auf.«

»Ich mache mir die bittersten Vorwürfe, lieber Rosenthal,« sprach der Doktor hin und her rennend, »Ihnen die Anwesenheit des unglücklichen Weibes bei mir nicht schon neulich gesagt zu haben.«

»Allerdings, doch beruhigen Sie sich darüber, wenn die arme Ellen nur da ist.«

»Aber ich sagte Ihnen ja, sie ist gestern verschwunden!«

»Seit gestern? – warum gerade seit gestern?« fragte Rosenthal, indem er sich langsam mit der Hand über die Stirne strich. – »Hat dieses Gestern in irgend Etwas Zusammenhang?«

»Gewiß, mein Freund, und ich will Ihnen das umständlich, aber rasch erzählen.«

»Lieber so kurz als möglich – Sie sehen mich in einer wohlbegreiflichen Spannung.«

»Wie die arme Ellen zu mir kam, sollen Sie später erfahren, genug, sie war da, körperlich gesund, geistig nur noch durch eine schwache Hoffnung gehalten.«

»Ah, sie hofft immer noch auf ihn – armes Weib!«

»Ja, sie hoffte, seine Liebe sei nicht erloschen und nur Einflüsterungen böser Menschen, falsche Scham, Verhältnisse, denen er in seinen Schwächen unterlegen, seien schuld an ihrem Unglück.«

»Sie sagen, Ellen hoffte, also hofft sie nicht mehr – seit wann das?«

»Seit gestern.«

»Mit Ihrem Gestern – was ist geschehen? – sie sah ihn wieder, er kehrte zu ihr zurück?«

»Er kehrte nicht zu ihr zurück, aber sie sah ihn um eine junge schöne Dame beschäftigt, die er begleitete, mit der er in leidenschaftlichem Tone sprach, der er ein Versprechen abzudringen schien, das sie endlich mit einer leichten Neigung des Kopfes zusagte.«

»Wer war die Dame? – Wer kann das gewesen sein?« – – Herr von Rosenthal bedeckte die Augen mit der Hand und fuhr, ehe Doktor Flinder etwas antworten konnte, fragend fort: »Sie war jung und sehr schön, von großer, voller Gestalt?«

»Ja, ja, ganz recht!«

»Sie hatte reiches, hellblondes Haar und Augen von einem seltsamen Dunkelblau?«

»Allerdings, ihr Haar war hellblond. Die Farben der Augen konnte ich nicht unterscheiden. Sie kam vorgestern von hier nach Morfeld in Begleitung einer älteren, etwas sonderbar aussehenden Dame.«

»Begreiflich,« sagte Herr von Rosenthal vor sich niederblickend, »es ist Fräulein von Enzberg in Begleitung Angelika's, die nach Morfeld kam, um von dort auf das Schloß des Grafen Ferrner zu gehen – doch ist das Wie und Wo ganz gleichgültig,« fuhr er erregter fort, »lassen Sie mich weiter hören, was geschah.«

»Es geschah durchaus nichts, was mich beunruhigt hätte, sie erzählte mir den Vorfall allerdings mit etwas bleichen Gesichtszügen unter einem trüben Lächeln.«

»Ah, Sie kennen sie nicht wie ich!«

»Sie versprach mir, in keiner Weise unüberlegt und ohne meinen Rath zu handeln. Dann verließ sie das Haus, um nicht mehr zurückzukehren. Ich wartete bis zum letzten Bahnzuge und bin dann hieher geeilt.«

»Aber was brachte Sie auf die Vermuthung, daß sich Ellen nach der Residenz gewendet hat? – ich glaube das nicht, welchen Grund würde sie haben? – nicht den, ihn hier aufzusuchen, woran sie auch wahrscheinlich nie gedacht hat. Auch ist Weißner ja dort, wie Sie sagen, – so könnte sie nur vor ihm geflohen sein, und auch das würde sie nicht thun, ohne Sie darüber zu Rathe zu ziehen.«

»Was ich gewiß für meine Sorge und Freundschaft um sie verdient habe.«

»Beruhigen Sie sich darüber,« sagte Herr von Rosenthal nach einer längeren Pause, während welcher er, am Kaminfeuer stehend, in die dunkle Glut gestarrt, »geflohen ist sie nicht – vor ihm nicht – ich kenne Ellen's Charakter, will aber nicht sagen, daß ich mich, eben weil ich ihn kenne, über ihr Verschwinden beruhigt finde – Gott stehe der Ärmsten bei, entweder hat sie sich zu ihrer früheren Energie aufge rafft, um vielleicht etwas Furchtbares gegen ihn zu unternehmen,

was ich jedoch immer noch bezweifle, oder,« setzte er leise in dumpfem Tone hinzu, »ist ihre Kraft zu Ende, sie ist unterlegen und hat dabei vielleicht noch so hochherzig gehandelt, ihm seine Freiheit wiederzugeben.«

»Führen Sie nicht dergleichen Reden, Herr von Rosenthal,« erwiederte der Arzt in erregtem, fast heftigem Tone, »o, wüßten Sie, wie Sie mein Herz dabei zerreißen!«

»Ich weiß es, lieber Freund, ich weiß es genau,« gab der Andere mit so matter Stimme zur Antwort, daß ihn Flinder erstaunt betrachtete, »würde auch vielleicht nicht dergleichen Reden führen, wenn ich nicht alle Ursache hätte, die traurigen Gefühle der armen Ellen zu theilen, ja ihr Schicksal, wenn sie so freundlich gewesen wäre, mich davon zu unterrichten. – Sehen Sie mich nicht so bestürzt an, wer kann seinem Schicksal entgehen! – und was mich anbetrifft, so stehe ich jetzt sehr nahe im jenem Lebensabschnitt, von dem ich neulich mit Ihnen sprach – doch reden wir jetzt nicht von mir – hören Sie lieber meine Ansicht, meinen Rath in Betreff jener Unglücklichen. Daß sie nicht hier in der Stadt ist, glaube ich sicher annehmen zu dürfen, was sollte sie hier auch beabsichtigen, das sie jetzt gerade hierher getrieben; hoffen wir vielmehr, daß sie nach einem langen Gange, den sie vielleicht in stummer Verzweiflung gethan, sich vielleicht wieder eines Anderen besonnen und nach ihrem Hause zurückgekehrt ist.«

»So sollte auch ich sogleich wieder dorthin, rathen Sie mir?«

»Ja, das rathe ich Ihnen, und damit Sie sehen, daß dieser Rath aus meiner besten Überzeugung entspringt, so werde ich Sie begleiten – Sie brauchen das auch durchaus nicht

als ein Opfer meinerseits zu betrachten, denn ich war ohnedieß im Begriff, heute Nacht noch über Perlenbach nach dem Schlosse des Grafen Ferrner zu gehen. – Ich hatte ein paar schlaflose Nächte mit recht bösen Träumen,« setzte er unter einem sonderbaren Lächeln hinzu, »und scheue mich deßhalb vor meinem Bette, aber Ihnen sagt vielleicht eine Nachtfahrt nicht zu?«

»Warum nicht? – aber wir haben mit der Eisenbahn keinen Zug mehr nach Perlenbach.«

»Nein, vor morgen früh nicht, weßhalb ich Ihnen vorschlage, mit Postpferden und meinem Wagen zu gehen, wir verlieren höchstens den Schlaf im Bette, gewinnen aber an Zeit, denn bis der Frühzug von hier abgeht, sind wir fast in Morfeld. – Ist es Ihnen so recht?«

»Gewiß, und ich bin dankbar dafür.«

»So will ich die Pferde bestellen lassen, und da uns noch Zeit genug übrig bleibt, so erlauben Sie mir vielleicht, einige Papiere durchzusehen. Setzen Sie sich indessen hier an das Kaminfeuer und mein Kammerdiener soll uns einen früher von Ihnen so geschätzten Maraskinopunsch machen.«

Herr von Rosenthal drückte auf die Glocke, gab dann die nöthigen Befehle, und während er sich hierauf an seinen Schreibtisch setzte, Schubladen auf- und zuschloß, Papiere herausnahm und durchsah, versank der Arzt vor dem Kaminfeuer in tiefes, finsternes Brüten.

»Wie heißt doch das Gedicht,« rief Rosenthal nach einer langen, langen Pause herüber, »wo die Gefühle jenes nächtlich Träumenden geschildert sind, um dessen Haupt des Schicksals düstere Flügel rauschen? – So etwas ungefähr.«

»Ich weiß es wahrhaftig nicht.«

»Es ist das vielleicht ein gewagtes Bild, aber es gibt Augenblicke, wo man einen eiskalten Hauch von wehenden Geisterflügeln zu fühlen glaubt, wo man schaudernd denkt an das Ende aller Dinge.«

Er sagte das, aber durchaus in keinem erregten Tone, indem er eine kleine, mit einem sehr sicheren und kunstvoll gearbeiteten Schlosse versehene Stahlkassette öffnete, dann eine goldene, zierlich emaillierte Kapsel herausnahm, deren Deckel er aufspringen ließ, um mit Interesse winzige braune Pillen, welche die Kapsel enthielt, zu betrachten, worauf er ihren Deckel wieder zudrückte und die Kapsel in seine Westentasche gleiten ließ. In die Kassette dagegen legte er verschiedene Papiere, die er couvertirt, gesiegelt und mit Überschriften versehen hatte, Überschriften, von denen eine lautete: »Für Fräulein von Nickols«, die andere: »Für Ellen«, eine dritte, deren Couvert obenauf zu liegen kam: »Für meinen lieben Freund Doktor Flinder«.

Dann schloß er diese Kassette wieder, behielt den Schlüssel zwischen seinen Fingern, trat an's Fenster, wo er den schweren Vorhang aufhob, um in die Nacht hinaus zu schauen.

Der Himmel war nicht mehr so klar, wie er seit einigen Tagen, ja noch am heutigen, Nachmittage gewesen war. Sterne und Mond hatten sich hinter dichten Wolken verborgen, und wo man einen falben Schein des letzteren schon tief gegen Westen bemerkte, sah man zu gleicher Zeit, daß sich die Wolkenmasse langsam von Süden nach Norden schob.

Rosenthal winkte leicht mit der Hand nach jenem falben Schein hinüber, und als er darauf den Vorhang wieder sinken ließ, rang sich ein schwerer Seufzer aus seiner Brust, ja er blieb ein paar Sekunden lang gegen das verhüllte Fenster

gekehrt stehen, wobei er unter einer zuckenden Bewegung seine Hände gegen Stirn und Augen drückte.

Als er aber hierauf an den Kamin trat, erschienen seine Gesichtszüge ruhig und gleichmäßig, ja er lächelte, indem er zu dem Arzte sagte: »Thun Sie mir den Gefallen, lieber Doktor, und halten diesen kleinen Schlüssel hier für ein paar Tage in Verwahrung. Er gehört zu einer Kasette, die ich mit mir nehmen muß und in Ihrem Hause lassen will, bis ich sie vielleicht auf Schloß Ferrner brauche. Sie sind ein vorsichtiger Mann, während ich in solchen Dingen leichtsinnig wie ein Kind bin.«

Doktor Flinder nahm den Schlüssel und steckte ihn in ein kleines Etui voll chirurgischer Instrumente, die er stets bei sich führte.

»So, dort ist er vortrefflich aufgehoben,« sagte Herr von Rosenthal lächelnd.

Dann trat der Kammerdiener mit der Meldung ein, daß der Reisewagen vor dem Hause halte.

»Gut, gehen wir also, wenn es Ihnen gefällig ist, lieber Doktor; sind Sie mit einem warmen Überrock versehen, sonst lasse ich Ihnen einen Pelz geben?«

»Danke herzlich, ich bin genügend versehen.«

Als der Kammerdiener seinem Herrn einen dicken Mantel umgab, sagte Herr von Rosenthal: »Du bleibst vorläufig hier und werde ich Dir schreiben, ob und wann Du mit meinen Koffern nach Schloß Ferrner gehen sollst. Nimm die kleine Kasette dort und trage sie in den Wagen.«

Gleich darauf folgten Beide dem Kammerdiener, und als dieser den Schlag geöffnet hatte, sagte Doktor Flinder an den Himmel hinaufschauend: »Welch' ein merkwürdiger Umschlag des Wetters, es weht so warm und dunstig von

Süden herüber, als ob es schon Frühling werden wollte! – Ich habe bei der nächtlichen Fahrt diese Alles verhüllenden Nebel recht gern, sie verschleiern uns die Fernsicht und lassen uns behaglich träumen und einschlafen.«

»Nachdem unsere Stimmung ist,« erwiderte Herr von Rosenthal, indem er sich in die Wagenecke drückte, während die vier Pferde im raschen Laufe davon trabten.

So lange die Hufeisen auf dem Pflaster klangen, setzte keiner der Beiden die Unterhaltung fort, als aber draußen vor dem Thore der Reisewagen auf der weichen Chaussee dumpf rollend weiter fuhr, sagte Herr von Rosenthal sich etwas vorbeugend: »Ich liebe bei den Nachtfahrten die klaren Nächte, denn diese grauen Nebel, die Strauch und Baum umspinnen, erscheinen mir wie finstere Mächte, die Unheil für uns brauen, hinter deren grauen Schleiern sich Unheimliches vorbereitet, was uns nicht verborgen bleiben wird beim ersten Grauen des Tages.«

»Reden Sie nicht so, Verehrtester,« erwiderte der Arzt in bekümmertem Tone, »Sie wissen, ich bin sonst immer Der gewesen, welcher Ihre trübe Laune so gut als möglich parirte. Aber heute bin ich nicht dazu im Stande, denn der Gedanke an die arme Ellen liegt mir schwer auf der Seele.«

»Und mir könnte all' das Unglück, was sie betroffen, eine Bürgschaft sein für eine vielleicht günstige Änderung ihres Schicksals und zugleich zum Heil für mich – könnte sein, aber,« setzte er in dumpfem Tone hinzu, »ich selbst bin zu sehr in meiner gegenwärtigen Lebensperiode vorgeschritten, um noch viel Zeit zu Angenehmem übrig zu haben. – Und doch – trotz alledem – ist der Gedanke an Ellen der einzige Stern, der mir noch leuchtet, – bitte, lieber Doktor,

erzählen Sie mir von ihr, – Alles – auch das scheinbar Kleinste und Unbedeutendste interessirt mich.«

Darauf berichtete der Andere von Ellen, wie sie so plötzlich und unverhofft zu ihm gekommen, jene Dame begleitet, die ihr mehr eine Freundin als Herrin gewesen, obgleich sie von der Vergangenheit der Unglücklichen nie etwas erfahren. Ellen wollte nach England zurück, dort ihre armen Verwandten aufsuchen, und es war ihr ein bitteres, peinliches Gefühl, durch Zufall gerade hier festgehalten zu werden. Doch weigerte sie sich hartnäckig, jener Dame nach der Residenz zu folgen, und ich gab mich schon der Hoffnung hin, ihr finsternes, theilnamloses Leiden linder werden zu sehen und sie vielleicht doch noch wiederzugewinnen für den Umgang mit Menschen, die ihr Wohlwollen und Freundschaft entgegenbrächten. – Da geschah das, was ich Ihnen heute Abend schon in kurzen Worten andeutete.«

»Genügend, um von mir vollkommen begriffen und verstanden zu werden, an dem Schlage wird sie, fürchte ich, zu Grunde gehen, obwohl, lieber Doktor,« fuhr er hastig fort, als der Andere etwas entgegen wollte, »ich kenne diesen Charakter, sie hat ihm vielleicht verziehen, daß er so schwach war, sich den Umständen und Einflüsterungen zu beugen; sie wird das nicht überleben, daß er sie verrathen.«

»Dabei ist es ein Trost für mich,« erwiederte der Arzt mit leiser Stimme, »daß dieß Sterben am gebrochenen Herzen eigentlich nur Redensart ist, und daß, wo die ärztliche Kunst und die Freundschaft Zeit finden, auf ein zerstörtes Gemüth einzuwirken, noch nicht Alles verloren ist.«

»Ja, wenn ihnen andere Dinge nicht zuvorkommen – – o, wie gerne möchte ich mit über Ihre Hoffnungen phantasiren, wäre doch die Erfüllung derselben auch vielleicht

für mich ein Rettungsanker – – unseliger Mensch,« rief Rosenthal heftig aus, »oder unseliger Zufall, der ihn gerade dorthin führen mußte, und doch für mich wieder so erklärlich, so ohne alles Besondere, wenn man nicht annehmen wollte, daß das Schicksal tückisch die Fäden unseres Lebens verwirrt, um uns zu Begegnungen zu zwingen, die unser Unglück herbeiführen. – Drüben auf dem Schlosse des Grafen Ferrner,« fuhr er nach einer Pause in ruhigerem Tone fort, »sind heute, morgen, mehrere Tage große Hofjagden, zu denen auch ich mich nach Umständen begeben, und da der König schon längst ein Bild von der berühmten Malerin Angelika besitzen wollte, so hat der Oberstjägermeister sie auf allerhöchsten Befehl eingeladen, sein Schloß zu besuchen, um dort des allerhöchsten Auftrages, des Befehls gewärtig zu sein. Ich denke mir nun, daß die sehr unabhängige Künstlerin es vorgezogen, auf Morfeld zu wohnen statt im Schlosse selbst, oder daß sie wenigstens erst später dorthin gehen wollte, genug, sie war da und dadurch hat auch diese unglückselige Begegnung stattgefunden.«

»Sie kennen jene junge Dame?«

»O, ziemlich genau, es ist das kein gewöhnliches, kein ungefährliches Wesen, und was ich von Weißner glaube, ist, daß er deßhalb mit wahnsinniger Hartnäckigkeit an ihr hängt, weil er so gut wie ich die Überzeugung hat, daß sie einen Andern liebt.«

»Entsetzlich – doch vielleicht könnte dieser Umstand noch zum Heil für die arme Ellen werden.«

»Sie sind ein guter Mensch und treuer Freund,« sagte Herr von Rosenthal mit weicher Stimme, indem er ihm die Hand

reichte, »doch glaube ich nicht, daß da noch etwas zu vergleichen, zu heilen ist. Das Verhängniß rollt mit uns dem Ende zu, und wir, als Staubatome an diese Erde geklammert, müssen ruhig erwarten, bis sie in ihrem sausenden Laufe uns wegschleudert, hinaus in die Unendlichkeit, vielleicht in das Nichts.«

Er sprach das mit dumpfer Stimme fast unhörbar, indem er sich gegen das Fenster beugte und düster sinnend gen Westen sah, wo – die Nebel hatten sich gerade ein wenig verzogen – der untergehende Mond in trüber Glut faul und schläfrig auf einen Wolkenstreifen anzusehen war, als sei er es nicht nur für heute, sondern für immer herzlich müde, den thörichten Menschen zu all' ihrem Unsinn zu leuchten.

Der Wagen hielt hier plötzlich und da man den Postillon mit Jemand sprechen hörte, so schaute Doktor Flinder zum Wagenschlag hinaus, um zu fragen, was es gäbe, worauf der Postillon rückwärts gewandt zur Antwort gab: »Es ist da einem Einspanner was passirt, ich glaube das Rad gebrochen, und der Mann dabei jammert nun, daß er nicht weiter könne, nach Perlenbach glaube ich, wo er zum Frühzuge erwartet werde, und da bittet er, ihn mitzunehmen, derweil der Kutscher auf dem ausgespannten Pferde in's nächste Dorf ritte.«

»Ich habe nichts dagegen, daß der Mann aufsitzt,« entschied Herr von Rosenthal, »doch soll sich der Postillon nicht länger aufhalten.« Dann wickelte er sich fröstelnd in seinen Mantel und sagte:

»Unnützes Zagen, Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde schauern;
Der Morgen dämmt auf.«

Es war für die Jahreszeit auffallend warm, trotzdem jetzt der Wind aus Osten kam, die Nebel verjagt hatte und den Himmel geklärt, so daß nur einzelne allerdings schon erbleichende Sterne sichtbar waren.

So hell war es schon geworden, daß man die hüpfende Bewegung des Postillons auf dem Sattelpferde deutlich erkennen konnte, so auch die Gestalt des unterwegs aufgenommenen Mannes, der jetzt zufällig rückwärts schaute, als Herr von Rosenthal abermals zum Wagenschlag hinaussah, um dann mit Zeichen des Erstaunens jenen zu erkennen.

»Sind Sie es in der That, Herr Schettel?« fragte er im Tone der Überraschung, »und was hat Ihre Anwesenheit hier oder vielmehr nächtlicherweise auf der Landstraße zu bedeuten?«

»Ach, Herr Baron,« erwiderte der Andere mit seiner dünnen Stimme, »es war mir nicht mehr möglich, mit dem Abendzuge nach der ersten Station gegen Perlenbach zu kommen, wo ich dringend zu thun habe, weßhalb ich einen Einspanner nahm, der mich aber, wie Sie bereits wissen, schmählich im Stiche ließ, und hätte ich ohne Ihre gütige Erlaubniß traurig zu Fuße laufen müssen.«

Das blasse Gesicht des jungen Mannes mochte Herrn von Rosenthal vergangene Zeiten in's Gedächtniß zurückrufen und ihm als Zerstreuungsmittel in diesem Augenblicke nicht unangenehm sein. Genug, es fuhr ein kurzes, jedoch melancholisches Lächeln über seine Züge, als er sagte: »Das ist nun das dritte Mal, daß wir uns unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen begegnen – erinnern Sie sich noch, vor Jahren?«

»Gewiß, Herr Baron!«

»Dann vor Monaten, als Sie mir Ihr Vertrauen schenken, und darf ich mir deßhalb wohl erlauben, mein lieber Herr Schettel, Sie auf einen kleinen Widerspruch in Ihren Reden aufmerksam zu machen. Sie wollten von der Residenz aus zur ersten Eisenbahnstation gegen Perlenbach und fahren nun schon die vierte Poststation gemüthlich weiter, ohne vielleicht zu wissen, daß wir Perlenbach so eben hinter uns gelassen haben.«

»O nein, ich weiß das ganz genau, Herr Baron, und wenn ich Ihre Güte noch weiter in Anspruch nahm oder nehme, so geschah das, weil ich sehr glücklich bin, nicht nur Perlenbach, sondern sogar Morfeld zu erreichen, wohin, wie mir der Diener sagt, der Herr Baron fahren.«

»A – a – a – ah so!« bemerkte Herr von Rosenthal, indem er sich in die Ecke zurücksinken ließ. Doch wandte sich deßhalb der Andere noch nicht um, sondern beugte sich noch weiter in den Wagen hinein, wobei er in demüthigem Tone fortfuhr: »Meine Reise ist kein Geheimniß für Sie, Herr Baron, am allerwenigsten für Sie, und es wird Sie vielleicht interessiren. Fräulein von Enzberg ist, wie Sie vielleicht wissen, in Morfeld mit der alten berühmten Malerin, und für Fräulein Seraphine kam gestern ein Schreiben, daß ihr Vater schwer erkrankt sei, was ich ihr telegraphisch anzeigte und mich dann gleich darauf auf den Weg machte, um sie heute früh auf der ersten Station zu erwarten. Es wird sie sehr beunruhigen und da dachte ich mir, es sei Freundschaftspflicht, sie zu begleiten und ihr tröstliche Worte zu sagen. Wenn ich sie obendrein noch in Morfeld treffe, wohin sie unbedingt zum Frühzuge nach Perlenbach fahren wird, so ist das ja noch um so besser.«

In diesem Augenblicke ließ der Postillon seine Vorläufer auf dem schlechten, tief ausgefahrenen Wege eine kleine Wendung machen, während er brummte: »Das passirt einem jedesmal, daß man andere Wagen gerade an einer Stelle begegnet, wo man kaum ausweichen kann. – He, Jakob!« rief er alsdann dem Kutscher eines herankommenden Fuhrwerks zu, den er zu kennen schien, »halt doch mit Deinem leichten Gefährt auf der Höhe, damit ich besser vorüber kann!«

Das war just dieselbe Stelle, auf welcher vor Jahren der Obersthofmeister von Tönning zu seinem Schrecken dem für todt gesagten Rosenthal begegnet war, der nun, lebhaft an jenen furchtbaren Abend denkend, dem auf der Höhe haltenden Fuhrwerk entgegensah, wobei es ihm einigermaßen auffiel, dicht hinter demselben einen reitenden Lakaien mit einem ledigen Handpferde zu bemerken.

Zu gleicher Zeit mußte die Aufmerksamkeit des Arztes durch etwas Anderes auf der rechten Seite des Weges in Anspruch genommen worden sein, denn er schaute mit starren, weit aufgerissenen Augen dorthin, schien es nicht einmal zu hören, daß Rosenthal mit einem Ausdruck des Erstaunens auffuhr, und daß sich Herr Schettel unter einem schmerzlichen Weheruf vom Bocke der Kalesche herabwarf.

Da war nun die Kalesche so nahe an das droben haltende Fuhrwerk herangekommen, daß man sich mit den darin Sitzenden herüber und hinüber hätte die Hände schütteln können, woran aber Niemand von den Betreffenden auch nur im Entferntesten zu denken schien, vielmehr schaute Rosenthal mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des Hasses in dem völlig erdfahlen Gesichte auf Baron Nellingen, der an

der Seite von Seraphine von Enzberg saß und sich rasch vorne überbeugte, weniger wahrscheinlich um seine Züge zu verbergen, als dem erschrocken aufblickenden jungen Mädchen ein paar beruhigende Worte zuzuflüstern, nicht ahnend, was Furchtbares über seinem Haupte schwebte, und ihn nun so unvorbereitet und in seiner Stellung und Lage entsetzlich berührte, daß selbst Rosenthal davor erschreckt zusammenfuhr – ein Faustschlag jenes zur Wuth aufgeregten jungen Menschen, der den Offizier mitten in das Gesicht traf.

Alles das aber war nur das Werk eines Augenblicks und ging mit der Schnelligkeit eines Gedankens vorüber. Seraphine stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der Kutscher, nicht wissend, was sich noch weiter begeben würde, hieb in seine Pferde, und der Postillon Rosenthal's, der den Weg vor sich wieder frei sah, machte es gerade so, unbekümmert darüber, daß er mit zweien seiner Reisenden weniger weiterfuhr; auch hielt der Wagen auf einen Ruf Rosenthal's, der nun rasch herausprang und sich mit verwunderter Miene rings umschaute, denkend, das Alles sei nur ein böser Traum gewesen, und doch mußte es wahr gewesen sein. Er glaubte noch aus der Ferne das Rollen von Rädern zu vernehmen, der junge Mensch, den er mit sich genommen hatte, war verschwunden und merkwürdiger Weise auch der Freund, der an seiner Seite gesessen.

Alles das war an sich nicht unnatürlich, kaum außergewöhnlich, und doch schien es ihm, er wußte selbst nicht warum, ein bedeutungsvolles Vorspiel zu etwas Anderem zu sein.

Er fühlte sich seltsam aufgeregt, gläubig für alles Unbegreifliche, empfänglich für das Wunderbarste; blickte er

doch mit düsterem Auge in die vor dem Morgen fliehenden, langgestreckten Wolkenmassen, als müsse in diesen Gebilden sogleich Furchtbares für ihn erscheinen; bückte er sich doch, um auf das eigenthümliche Geräusch zu lauschen, das der scharfe Lufthauch hervorbrachte, indem er über die Heide wegfuhr und an den feinen Gräsern vorüberschliff. Würde er sich doch gar nicht gewundert haben, wenn ihm der Wind, der ihm sein Haupt streifte, mit deutlicher Stimme allerlei Seltsames erzählt hätte, ja, es war ihm ein paar Mal, als flüstere es in sein Ohr: »Eile Dich – eile Dich – o – o – o – eile Dich – –«

Nichts, was auch geschehen wäre, hätte ihn überrascht. Er befand sich wie im Traume, und als jetzt vom Wege Jemand herüber kam und auf ihn zutrat, den Hut in der Hand haltend und sich trotz des kühlen Morgens den Schweiß von der Stirn und dem bleichen, verzerrten Angesicht wischend, fand er es, nach dem was vorgefallen, ganz begreiflich, daß es Arthur Weißner war, der drüben hinter einem Baume verborgen, auf seine eigene Art Abschied von der schönen Sraphine genommen.

Rosenthal hätte lächeln können über dieses Zusammentreffen, das wie in der Komödie gemacht erschien und doch wieder so begreiflich war. Er hätte lächeln können, als ihm der Andere mit dumpfem Tone einen guten Morgen bot und dann leise hinzusetzte: »Er nehme dieses Zusammentreffen für eine Gunst des Schicksals, und so seltsam auch Zeit und Ort erscheine, müsse er Herrn von Rosenthal doch dringend bitten, einen kleinen Gang mit ihm zur Seite zu machen, da er ihm nothwendig ein paar Worte anzuvertrauen habe.«

So seltsam dieses Verlangen auch war, so erschien es dem Betreffenden in seiner eigenthümlichen Gemüthsstimmung

doch so wenig außergewöhnlich – hatte er doch ganz andere Dinge ohne Verwunderung erlebt, daß er nach einer leichten Verbeugung von seinem Wagen wegtrat und dann, von Weißner begleitet, rechts die sanfte Anhöhe hinanging.

Doch hatten sie erst wenige Schritte gemacht – und der Maler zur Einleitung eines Gespräches allerlei gesagt, was dem Anderen ziemlich gleichgültig war; es klang weder ein Name darin, noch eine Bemerkung, die im Stande gewesen wäre, ihn aus seinen Träumereien zu reißen – als sie mit einem Male vor sich den Arzt bemerkten, dessen Gestalt mit aufgehobenen Händen sich tief dunkel, fast drohend abhob von dem licht und lichter werdenden Morgenhimmel, dem sie rascher entgegenschritten.

— — — Da, nach wenigen Schritten lag der kleine See vor ihnen, den Beide so genau kannten, und sein Wasserspiegel, vom Morgenhauche leicht gekräuselt, leuchtete ihnen entgegen, widerspiegelnd den klaren Himmel, an dem sich in leuchtender Röthe die Vorboten der aufsteigenden Morgensonne emporschwangen, während die Gräser am Ufer, die Binsen im Wasser ihre Häupter neigten, nickten und sich demüthig bückten vor dem ersten zitternd und glitzernd herüberschießenden Sonnenstrahle.

— — — Was war nun aber das Entsetzliche, das sich hier oben im bleichen Lichte des jungen Tages zeigte, vor dem drei starke Männer wie erstarrt dastanden, von welchen Einer derselben sich mit einem gellenden Schrei abwandte, um mit fliegendem Haar, wie von den Rachegeistern gejagt, über die Haide dahin zu fliehen?

— — — — Es war die Leiche eines jungen schönen Weibes, die mit in einander verschlungenen Händen vollkommen sichtbar dicht unter dem Spiegel des stillen See's ruhte, auf wahrhaft poetische Art veredelt durch einen goldenen Sonnenstrahl, der wie ein leuchtender Reif, wie ein Heiligenschein über dem schönen Haupte der Unglücklichen schwebte. —

Nach ein paar Tagen war Alles vorüber, wie das bei solchen Gelegenheiten vorüber zu gehen pflegt, unter Glockengeläute, Orgelton und Thränen, und wahrlich, es waren aufrichtige Thränen, die hier geweint wurden an der Leiche des jungen, schönen, bekümmerten Weibes, die sich in den wenigen Wochen ihres Aufenthaltes in Morfeld hier durch thätige Hülfe, dort durch mildthätigen Zuspruch alle Herzen erobert hatte. Als sie hinabgesenkt wurde in das stille Grab, war Niemand, der sich nur eben regen und bewegen konnte, zu Hause geblieben. Nicht nur die Bewohner des Dorfes alle umstanden das Grab, sondern auch schwarz gekleidete Frauengestalten, die aus der Residenz gekommen waren, um hier Sträuße und Kränze niederzulegen und ihre Thränen darüber zu weinen. So die edle Gräfin Wieneck mit ihren Kindern, Ellen und Arabella Stanley, Angelika, die in ihrem langen Trauerkleide und bleichen, eingefallenen Gesichte, ein Bild des Schmerzes, an dem Grabe kniete.

Er allein, der im ersten Entsetzen über den Anblick der furchtbaren Verkörperung seines Bildes geflohen war, schien ferne geblieben zu sein. Doch hatten die Leute im Hause des Arztes von einem Manne gesprochen, der in den beiden Trauernächten um das Haus geschlichen sei, sich zuweilen

scheu genähert und sein Auge an einen Spalt des Fensterlakens gedrückt habe, um dann wieder entsetzt zu fliehen.

— Auch hatte Herr von Rosenthal geglaubt, draußen auf dem Friedhofe in dem ergreifenden Augenblicke, als die erste Scholle niederpolterte, ein bleiches, verzerrtes Gesicht nur eine Sekunde lang jenseits der Kirchhofmauer auftauchen und sogleich wieder verschwinden zu sehen. Doch hatte es auf ihn nicht den geringsten Eindruck gemacht, wie überhaupt Alles, was sich um ihn her begab, weder Thränen, noch traurige Mienen, noch ein freundschaftlicher Händedruck, mit dem man sich von ihm als dem Hauptleidtragenden, so seinen Schmerz ehrend, verabschiedete.

Er schien erstarrt und gänzlich gefühllos geworden zu sein; er schien nicht einmal tief ergriffen, man hätte nicht sagen können, daß er bleicher als gewöhnlich aussah, nur als Alles vorüber war und sich Jeder still zurückgezogen hatte, legte er die Hand an seine Stirn und athmete tief und schmerzlich auf, ehe er seinem Freunde in das stille Haus folgte.

»Sie bleiben doch vorläufig bei mir, Rosenthal?« sagte Doktor Flinder, worauf der Gefragte hastig erwiederte: »Jedenfalls, wenn Sie mich behalten wollen und mir die Ruhe gönnen, deren ich so nothwendig bedarf. — Jetzt ist ja auch mein Zimmer wieder frei,« fügte er unter einem leichten Schauer bei, »und wenn Sie erlauben, ziehe ich' mich dorthin zurück, vorläufig wohl nicht auf sehr lange, da ich noch die Verpflichtung habe, im Schlosse des Grafen Ferrner persönlich meinen Dank auszusprechen für die mir zu Theil gewordene Gastfreundschaft, wozu ich meinen Wagen brauche, für den wohl Pferde hier zu finden sind?«

»Gewiß,« erwiederte der Arzt, »und ich werde Sorge tragen, daß es dazu nur eines Winkes von Ihnen bedarf.«

»Dann aber, wenn auch das geordnet sein wird, bin ich im Stande, mich der heiß ersehnten Ruhe zu erfreuen.«

Er reichte auf der Schwelle des gewissen Zimmers mit dem Alkoven dem Arzte, welcher ihn ernst und forschend betrachtete, seine beiden Hände und sprach dazu mit einem leichten Zucken der Lippen: »Gewiß, lieber Freund, auf Wiedersehen!«

Die projektirten Jagdpartien und das zwanglose, gesellschaftliche Leben im Schlosse des Oberstjägermeisters, von dem sich Seine Majestät als Erholung nach der ernsten Trauerzeit so viel versprochen, erfüllten dieses Versprechen nur äußerst mangelhaft, denn was das Herumstreifen im hallenden Walde unter winterlich glänzendem Sonnenschein anbelangte, so war hierzu das Wetter so ungünstig wie möglich, und statt daß hartgefrorener Boden dem Jäger und dem Wilde eine lustige Flucht und Verfolgung gestattete, war der vom Regen durchweichte Boden kaum zu betreten, statt dem Klange der Waldhörner sauste der heulende Sturm Tage und Nächte lang durch den Forst, fuhr pfeifend um die Schloßthürme, auch zuweilen durch die hohen Kamine herab, wodurch man allerdings bei dem lodernden Feuer behaglich saß und sich auch wohl das zwanglos gesellschaftliche Leben, frei von aller Hofetikette, entwickelt hätte, wenn hier nicht andere Umstände mit eingewirkt hätten.

Schade drum, es hatte das am ersten Tage bei Sonnenschein und heiterer Laune so angenehm begonnen, und es waren Elemente da, die aus eine lustige Zeit hoffen ließen, und Alle waren in rosiger Laune bis zu dem Haushofmeister

Herrn Fackler hinab, der von dem Bestreben beseelt war, das alte Haus Ferrner im vollsten Glanze zu zeigen.

Selbst die Miene Seiner Excellenz des Oberstjägermeisters hatte sich sichtlich wieder erheitert, als er in den alten wohlbekanntem Schloßhof einfuhr, und er nahm sich vor, in vollem Glanz die letzten Tage des Herrendienstes zu feiern – die letzten, denn sein Entlassungsgesuch lag von ihm unterschrieben bereit.

Im Schlosse befanden sich Stoltenhoff und Schalken, auch der Rittmeister von Mittow, ein ausgezeichnete Jäger und angenehmer Kamerad, ferner war da Freiherr von Reckenstein, der neu ernannte Direktor der Gemäldegalerie, weniger als Waidmann eingeladen, sondern weil er in seiner schönen Gestalt und seinem prachtvollen Barte eine gute Ausschmückung des Salons bot und weil er als Künstler und Mann von Geschmack für das Jagdbild, welches Angelika malen sollte, die besten Anleitungen zu geben im Stande war.

Da befanden sich in diesem hohen Kreise ferner der erste Adjutant Seiner Majestät, General von Welker, ein alter Herr und Freund des Grafen Ferrner, der schon den höchstseligen König öfter hieher begleitet hatte und aus jener Zeit als Schaustück noch übrig war. Daß Hugo von Nellingen nicht fehlte, verstand sich von selbst, und war neben diesem noch eine andere junge Kraft da, welche für die langen Winterabende Vortreffliches versprach, Baron Schmetting nämlich, dessen Persönlichkeit einen angenehmen Eindruck auf Seine Majestät gemacht hatte und von dessen gesellschaftlichen Talenten Jedermann entzückt war. Gab es doch keine Langeweile mehr, sobald ihm ein gnädiger Blick erlaubt hatte, seine Künste zu zeigen und seiner Laune die Zügel schießen

zu lassen. Da war ihm Alles dienstbar für seine Taschenspielerkünste, die Serviette des Nachbars, das Glas seines Gegenübers, eine Blume von dem Tafelaufsatz, und als er eine derselben in das soeben noch leere Glas des Königs hineingezaubert, war man einig darüber, daß Bosco neben ihm nur ein Stümper sei. Auch verstand er es vortrefflich, die Stimmen bekannter Personen nachzuahmen und kleine Soloscherze zu improvisiren, kurz, er war ein sehr belebendes Element, wirkte nicht nur für sich allein, sondern munterte auch Andere auf, ihre Talente zu zeigen, wie zum Beispiel den Freiherrn von Reckenstein, der Großes leistete in Darstellung ernster Charaktere. Was den Wirth des Hauses, den Oberstjägermeister Grafen Ferrner, anbetraf, so hatte er die Residenz in ziemlich trüber Laune verlassen, nachdem er Abschied genommen von seinem Freunde Wieneck, dem ehemaligen Minister des Äußern, für den man sich nun wirklich mit Baron Brenner begnügt hatte. Er war mit dem Obersthofmeister Baron Tönning zusammen bis Perlenbach gefahren, und als hier die beiden alten Herren Abschied von einander nahmen, sagten sie: »Auf Wiedersehen bei Dir oder bei mir,« woraus man entnehmen konnte, daß Beide entschlossen waren, ihre schönen Herrschaften so bald nicht wieder zu verlassen. Ja, ein Gefühl des Wohlbehagens erschien alsdann auf den Mienen des Baron Ferrner, als er unter dem drohenden Löwen mit seinem trotzigen »Mordo« in den Schloßhof einfuhr, wo man an glänzenden Equipagen, schönen, gesattelten Pferden, zahlreichen Reitknechten und Jägern die Anwesenheit der königlichen Hofhaltung erkannte.

Man erwartete Seine Majestät in einer Stunde, und da der hohe Herr zuweilen je nach Laune den raschen Wechsel

liebte, so wollte er unmittelbar nach der Ankunft zur lustigen Jagd hinaus, und war an diesem ersten Tage das Wetter auch so freundlich, sich dem allerhöchsten Wunsche zu fügen.

Doch war, wie wir vorhin schon berichteten, nur zu bald ein Umschlag eingetreten und nicht nur im Wetter, sondern auch in der allgemeinen Laune, allerdings nicht ohne triftige Gründe. Hatte doch der erschütternde Tod der armen Ellen nicht verfehlt, einen schwarzen Schatten auf das lustige Hoflager zu werfen, und war doch in Folge davon die junge Gräfin Leo Wieneck erschienen, die in ihrer schwarzen Trauergestalt und der dazu recht passenden Miene auch gerade nicht zur Erheiterung beitrug oder beizutragen in der Laune war.

Dann hatten Seine Majestät ein Schreiben der Königin erhalten, und in Folge davon eine ernste, schmerzlich bewegte Unterredung mit Hugo von Nellingen gehabt, der hierauf für den Abend und den folgenden Morgen um einen kurzen Urlaub gebeten, angeblich um Geschäfte halber nach der Residenz zu gehen, in Wirklichkeit aber, um, wie wir bereits wissen, Rosenthal in der Frühe jenes Morgens zu begegnen.

Daß der Flügeladjutant von diesem Ausfluge in keiner heiteren Stimmung zurückkehrte, wird man begreiflich finden, und ebenso die Erklärung Hugo von Nellingen's gegen Seine Majestät, daß er entschlossen sei, als ehrlicher Mann zu handeln und Fräulein von Nickols zu heirathen. Doch zeigte sich die königliche Laune bei dieser Erklärung so unwirsch, höchst ungnädig, daß der Flügeladjutant es nicht über sich vermochte, noch Weiteres hinzuzufügen, sondern

sich an den Generaladjutanten von Welker wandte, um diesem zu sagen, daß er entschlossen sei, um seinen Abschied als Flügeladjutant Seiner Majestät zu bitten.

Der alte Herr ging nach dieser Eröffnung kopfschüttelnd im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken um die kleine goldene Schnupftabaksdose zusammengelegt, und sagte endlich: »Begreiflich erscheint mir das von Ihnen nicht, denn Sie gehören zu jenen glücklichen Altersgenossen, die eine glänzende Zukunft vor sich haben; wie gesagt, ich begreife das nicht, aber ich bin überzeugt, daß Ihre Gründe äußerst ehrenvoll sind, wie ich es auch von Ihnen nicht anders erwarten kann, weil man doch um Geringes einen solchen angenehmen Dienst nicht verläßt.«

»Ich habe durchaus keinen Grund, Eurer Excellenz das Motiv meines Handelns zu verschweigen.«

»Und doch bitte ich Sie, mein verehrter, junger Freund,« erwiderte der alte General mit einiger Verlegenheit, »mich lieber darüber im Unklaren zu lassen, wogegen ich mich nicht weigern darf, Ihre für Seine Majestät sehr unangenehme Bitte Allerhöchstdemselben vorzutragen.«

Der junge Offizier verbeugte sich und verließ schweigend das Gemach, ja er hätte gern allsogleich auch das Schloß verlassen, was aber nicht ohne die hierzu nöthige Erlaubniß anging; doch hoffte er diese noch im Laufe des Tages zu erhalten und nicht mehr genöthigt zu sein, an der gewöhnlichen Abendunterhaltung Theil zu nehmen, die heute recht unbehaglich ausfallen mußte, denn Alles war während des ganzen Tages eines heftigen Sturmes wegen in die Schloßräume gebannt gewesen, der König hatte Niemand gesehen und war bei der sehr kurzen Tafel in so übler Laune erschienen, daß keiner der Herren, nicht einmal Schmetting, sich

erlauben mochte, von etwas Anderem zu reden, als von dem heftigen Sturme, der stoßweise wie rasend um das Schloß sauste.

»Hoffentlich sind wir heute Abend unter uns,« flüsterte Mittow unter der tiefen Verbeugung, welche er machte, als sich Seine Majestät zurückzog. Doch sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen, denn als sich gegen neun Uhr die Herren wie gewöhnlich in der großen Halle des Schlosses versammelten, fanden sie dort neben dem Oberstjägermeister schon den König am Kamine stehend, jede der respektvollen Verbeugungen mit einem mehr oder minder huldvollen Kopfnicken oder auch einem kurzen Worte erwiedernd.

»Mir scheint, es ist der üblen Laune ergangen wie dem Sturme, beide haben sich etwas gelegt,« meinte Schalken, als Seine Majestät gerade mit Nellingen einen Gang durch die Halle machte.

»Oder nur momentan eingeschlummert, um bei passender Gelegenheit wieder aufzuwachen,« murmelte Stoltenhoff hinüberblickend, »jedenfalls ist das Unwetter nicht vorüber, denn ich bemerke dort ein sehr fatales Zusammenziehen der Lippen, das mir wohlbekannt ist.«

»Was sagten Sie, Stoltenhoff?« rief der König, der plötzlich stehen blieb, hinüber.

»Wir sprachen vom Wetter, Majestät, wie das heute wohl begreiflich ist, und ich sagte: ›Der Sturm schein mir nur momentan eingeschlummert, um vielleicht später wieder heftiger loszubrechen.«

»Das glaube ich auch,« erwiderte der hohe Herr sichtbar zusammenschauernd, »und deßhalb halte ich es, anstatt hie und da herum zu stehen und in vereinzelter Gruppen zu plaudern, für besser, zusammen zu sitzen, selbst um

bei mangelnder Unterhaltung in die lodernden Flammen zu blicken.«

So wurde ein weiter Kreis gebildet um den Kamin, dessen Feuerraum so hoch war, daß ein Mann mit dem Hut auf dem Kopfe füglich dort ohne anzustoßen stehen konnte, und befand sich vollkommen damit das Klafter gespaltenes Eichenholz im Verhältniß, welches stets neben der Kaminecke aufgeschichtet lag.

Die erstere Bemerkung machte Stoltenhoff, worauf Schmetting beifügte: »Selbst auch der Freiherr von Reckenstein würde dort Platz haben und sein prachtvoller Bart, der alsdann wie brennend erschiene, von besonders schöner Wirkung sein.«

Er sagte das, indem er auf den König schielte, um sich an der mehr oder minder beifälligen Miene zu vergewissern, ob ein geneigtes Ohr für weitere Bemerkungen ähnlicher Art vorhanden sei, doch blickte der hohe Herr mit zusammengezogenen Augenbrauen düster in die Glut, ja er schien das eben Gesprochene nicht gehört zu haben, denn er warf plötzlich ohne jeden Übergang die Worte ein: »An einem solch' trüben und langweiligen Winterabende fehlt uns Rosenthal – wo ist er eigentlich – wo steckt er, warum benützt er nicht die ihm gewordene Einladung, um sich mit uns zu langweilen oder auch um uns zu amüsiren, denn das verstand doch Niemand so gut wie er?«

Hierauf blickte der König in die Höhe, um gleich darauf die direkte Frage zu stellen: »Wer weiß etwas Genaues von Rosenthal?« Doch zuckte er beinahe im selben Augenblick die Achsel und setzte in einem bitteren Tone hinzu: »Indeß möchte ich nur in dem Fall um eine Antwort gebeten haben,

wenn Jemand der Anwesenden dieselbe ohne Parteilichkeit zu geben vermag.«

»Eine solche werden Eure Majestät bei mir kaum voraussetzen,« sagte der Oberstjägermeister, worauf der König rasch erwiderte: »Gewiß nicht, lieber Graf Ferrner, und auch bei den übrigen Freunden im Ernste nicht, denn ich bin überzeugt, daß wir Alle dem gleichen Grundsatz huldigen, man soll von den Abwesenden und von Todten nichts Übles reden.«

»Wer weiß, ob Rosenthal in diesem Augenblick nicht beides ist,« entgegnete der Herr des Schlosses, indem er sich, vielleicht um seine Bewegung zu verbergen, an dem mächtigen Eichenklotz zu schaffen machte, welcher in dem Kaminraum flammte.

»Sie erschrecken mich, Graf Ferrner, hab' ich doch nichts von einem Unfall gehört, der ihn betroffen, oder von einer Krankheit, die ihn befallen.«

»Ich auch erst heute Mittag, Majestät, und fand noch keine Gelegenheit, darüber zu reden.«

»Was ist es denn eigentlich, Sie sehen, wie ich gespannt bin?«

»Doktor Flinder war heute da, erzählte mir nachträglich noch Einiges von jenem trauervollen Begräbniß und kam auch begreiflicherweise auf Rosenthal zu sprechen, der das Alles, wie ja auch uns bekannt ist, mit seiner eigenthümlichen Fassung ertragen, ja wieder in seine früheren phantastischen Ideen verfallen sei, sich gleichmüthig in sein Zimmer zurückgezogen habe, um sich, wie er sagte, vorzubereiten auf eine ernste Lebensperiode, der er mit Riesenschritten entgegengehe.«

»Ich kenne das, er hat uns Allen Ähnliches gesagt.«

»Es wird die vierhundertjährige Lebensperiode sein, worüber er in letzter Zeit viel geschwärmt,« sagte Stoltenhoff nicht ohne einen Anflug von Spott.

»Möglich,« erwiderte der Oberstjägermeister in trockenem Tone, »selbst Doktor Flinder nahm das wie eine gewöhnliche Phantasie Rosenthal's auf, kam aber heute hieher, um mir in seltsam aufgeregter Weise die Mittheilung zu machen, daß Rosenthal, obgleich gefaßt, heiter und unbekümmert erscheinend, auch ohne äußerliche Symptome einer ernstlichen Krankheit auf eine so rasche und unaufhaltsame Art dem Verfall entgegengehe, daß es ihn, der es als Arzt zu beurtheilen verstünde, mit Entsetzen erfülle.«

»Und mich gleichfalls!« rief der König sich hastig aufrichtend, »ich wollte, ich hätte Ihren Arzt sprechen können, ich wollte, er könnte mir sagen, was es mit diesem räthselhaften Menschen ist.«

»Wenn Eure Majestät meine Worte nicht übel deuten wollte,« sagte hier Hugo von Nellingen, ohne sich Mühe zu geben, jene herbe Bitterkeit, die ihn seit einigen Tagen begleitet, durch irgend Etwas weder in seinen Zügen, noch im Ton der Stimme zu verwischen, »so möchte ich mir die Bemerkung erlauben daß man es vielleicht doch hier mit einer neuen, ihm zu irgend einem Zweck dienlichen Komödie Rosenthal's zu thun hat.«

Der König schüttelte finster blickend den Kopf, doch nickten sowohl Stoltenhoff als Schalken und auch der Freiherr von Reckenstein dem jungen Ordonnanzoffizier verstohlen und aufmunternd zu, was aber in diesem Falle nicht nöthig war, denn Nellingen, der seine Brücke hinter sich abgebrochen hatte, fuhr mit eisiger Ruhe fort: »Ja, eine neue Komödie – ich möchte das Wort nicht zurücknehmen – wodurch

er sich auf's Neue interessant zu machen versteht wie damals, als ihn die Kugel Mittow's ziemlich hart getroffen und er den sterbenden Vampyr affektirte und sich wie in jener grausigen Sage so hinlegen ließ, daß ihm der Mondschein in das brechende Auge fiel.«

»Ich glaube nicht, Herr Baron von Nellingen,« meinte der Oberstjägermeister in mißbilligendem Tone, »daß man in solchem Augenblick daran denkt, Komödie zu spielen.«

»Er wohl, um der Rolle eines Vampyrs treu zu bleiben, die ihn bei manchen tollen Weibern mit einem schauerlich süßen Nimbus umgab. War es doch dasselbe Spiel, was er damals getrieben, wie ich Eurer Majestät früher berichtet, als ich mit meinen eigenen Augen sah, wie er in der Mitternachtsstunde in seinen schwarzen Mantel gehüllt aus der königlichen Gruft emporflatterte und an mir vorüberstrich.«

Der hohe Herr hatte mit zusammengelegten Händen finster in die Kaminglut geblickt und es schien ihn irgend Etwas mächtig zu ergreifen, ja zu durchschauern, denn er bewegte sich wie fröstelnd und durch seine Stimme klang ein leichtes Beben, als er jetzt sagte: »Wenn es wahr ist, was Sie mir damals mittheilten und jetzt wiederholen, daß er nämlich in jener traurigen Nacht empor aus der Gruft bei Ihnen vorüber geflattert sei, daß Sie ihm rasch nacheilten, um sich zu überzeugen, daß Rosenthal, den Sie in der Mitternachtsstunde soeben erst auf der Straße gesehen, schon seit längerer Zeit ruhig mit Bekannten am Spieltisch gesessen, so liegt darin doch etwas sehr Räthselhaftes, oder Ihre Augen müßten sich getäuscht haben, und es war wieder eine jener Vermuthungen, die uns so oft Unangenehmes bescheren.«

»Eure Majestät halten mir zu Gnaden,« erwiderte ruhig der junge Ordonnanzoffizier, »aber meine vortrefflichen Augen haben mich so wenig getäuscht, daß ich die Hand zum Schwur erheben könnte, es sei damals Rosenthal gewesen, ja, ich könnte schwören!«

Da war es gerade, als wolle der Sturm, der sich während einiger Zeit nur durch klagendes Geheul bemerklich gemacht, wenn er um die Ecken des Schlosses, oder durch die hohe Esse in den Kamin herabfuhr, daß Tausende von Funken aufwirbelten, sich auf seine Art in das Gespräch mischend oder den eben geleisteten Schwur in Empfang nehmend, um ihn heulend und sausend weiter zu befördern, denn er raste plötzlich wieder mit solcher Gewalt um das feste Schloß, daß es bei dem Kreischen der Windfahnen, bei dem Dröhnen der mächtigen Eichenladen, bei dem Klirren der Zugbrückketten gerade so war, als bebten die mächtigen Mauern bis in ihre Grundtiefen hinab. Zum Überfluß polterte ein eben losgewordener Stein durch den Kamin herab, schlug krachend gegen die Seitenwände und zerschmetterte unten den dicken brennenden Eichenklotz, so die Umhersitzenden mit einer Wolke von Feuer überschüttend.

Kein Wunder, daß Alle erschreckt emporsprangen und sich auch die Muthigsten wenigstens befremdet ansahen, ja als Schmetting scheu um sich her blickend bei der nun plötzlich wieder entstandenen Stille das lustig leichtfertige Wort nicht unterdrücken konnte: »Schluß des himmlischen Feuerwerks«, sagte er das durchaus nicht mit seiner gewöhnlichen Sicherheit in Ton und Stimme, wurde auch von den Übrigen wahrscheinlich nicht gehört, denn es geschah etwas Anderes, was nach dem eben Besprochenen und Vernommenen wohl Ursache genug war, um selbst Seine Majestät, nicht

minder die übrigen Herren, ja auch den sehr nervenstarken Hausherrn mit unverkennbarem Entsetzen nach der hohen Flügelthür des Saales blicken zu lassen, die sich weit geöffnet hatte und in welcher die Gestalt Rosenthal's erschien – sein Geist – seine Erscheinung – er selbst. Ja, er selbst im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, tadellos angezogen wie stets, wohl frisirt, die kohlschwarzen Favoris zierlich geordnet, an den Händen hell lilafarbene Handschuhe, ja er selbst, seine Gestalt, seine Bewegung, sein Gang, die sichere Haltung seines Kopfes, sein bleiches Gesicht, welches aber im gegenwärtigen Augenblicke auf seltsame Art etwas in's Grünliche spielte, oder wie von graugelbem, hart gewordenem Wachs erschien, während dagegen seine weit offenen Augen in einem fast unheimlichen Glanze leuchteten.

Dabei näherte er sich unbefangen, wie er stets zu thun pflegte, und war es seltsam, daß er dabei zuweilen leicht mit der rechten Hand unter sein Kinn fuhr, als wolle er dasselbe in die Höhe drücken.

Trotz all' dem Seltsamen, beinahe Schauerlichen, was dadurch in der Erscheinung Rosenthal's lag, ging ihm der König doch einen Schritt entgegen, ihn freundlich begrüßend, ja er erhob leicht seine Rechte, als habe er die Absicht, sie Jenem darzureichen, was aber verhindert wurde, da Herr von Rosenthal in diesem Augenblicke verschiedene sehr tiefe und förmliche Verbeugungen machte, zuerst gegen den hohen Herrn, hierauf gegen Graf Ferrner, der ihm mit unverkennbarer Aufregung näher trat, dann gegen die Übrigen, wobei er mit einer dumpfklingenden, beinahe tonlosen Stimme sagte: »Ich wollte nicht so gegen den Respekt verfehlen, um Eurer Majestät persönlich meinen tief empfundenen Dank zu sagen sowohl für die gnädige Einladung

hierher als für die freundliche Erinnerung, welche Eure Majestät eben in diesem Kreise für mich hatten.«

»Nun das freut mich, Rosenthal,« gab der hohe Herr, sich gewaltsam zu einem Lächeln zwingend, zur Antwort, »daß Sie wenigstens im Innern der Alte geblieben sind und uns die Lehre geben, daß man über die Abwesenden nichts reden soll.«

»Weder über die Abwesenden noch über die Todten, Majestät.«

»Ja, ja, so war es,« gab der hohe Herr unter einem leichten Schauer zur Antwort, »doch wollen wir Alles das vergessen und uns freuen, daß Sie da sind – Sie waren leidend, wie Ihr Arzt gesagt.«

Auf Rosenthal's starrem Gesicht zeigte sich Etwas, das beinahe wie ein Lächeln aussah, vielmehr aber noch wie ein schmerzliches Nervenzucken, als er sich verbeugend erwiderte: »Sehr leidend und bin es noch, ja so leidend, daß man es füglich mit einem andern kleinen Namen nennen könnte – doch ist jetzt alles Leid vorüber, denn was Eure Majestät hier noch von mir sehen,« fuhr er fort, indem er an sich niedersah, wobei sein Unterkiefer bedenklich herabfiel, »ist eigentlich gänzlich gehaltlos, eine Null, die man gewaltsam von der schönen, voranschreitenden Ziffer getrennt, und wollte deßhalb auch nicht verfehlen, mich beim Ende meinen würdigen Bekannten und Kollegen« – hier neigte er sich gegen einen Theil der Gesellschaft – »bestens zu empfehlen.«

»Vor dem Ende Ihres Aufenthaltes? – Sie reisen also?« – fragte der hohe Herr in beklommenem Tone, da ihn das seltsame Wesen Rosenthal's mehr und mehr ergriff und aufregte, worauf er merklich zusammenfuhr, als Jener tonlos

erwiederte: »Nein, Majestät, sondern am wirklichen Ende meines Lebens, an jenem Ende, dem Keiner von uns zu ent-rinnen vermag – Keiner –, wo wir Alle gleich unbedeutende Nullen sein werden und nur dann vielleicht zu irgend einer Geltung kommen, wenn wir unsern vorangegangenen gu-ten oder schlechten Thaten wieder angereicht werden – doch verzeihen Sie mir, hoher Herr, ich habe wahrlich nicht den peinlichen Weg hierher gemacht, um dergleichen allen ver-ehrten Herren gewiß sehr unwichtig Erscheinendes hier zu erörtern, sondern bin nur gekommen, weil ich es für mei-ne Schuldigkeit hielt, persönlich einen Wunsch geziemend vorzutragen.«

»So lassen Sie hören, lieber Rosenthal,« gab der hohe Herr laut zur Antwort, wobei er sich bemühte, seiner Stimme einen heitern Ausdruck zu geben, »Sie wissen, wie freund-lich ich Ihnen stets geneigt war, und daß ich wohl verspre-chen kann, Ihr Wunsch ist bewilligt, ehe Sie ihn ausspre-chen.«

»Ich danke Eurer Majestät für diese letzte Güte, und hoffe auch bei den verehrten Herren« – hier verbeugte er sich ge-gen die Übrigen – »eine gleiche freundliche Geneigtheit zu finden – – ich bin gekommen, Sie zu meinem Begräbniß einzuladen, welches übermorgen um die Mittagsstunde in Morfeld stattfinden soll, ich werde dort ruhen an der Seite einer theuren Person, die Ihnen Allen nicht unbekannt ist, und bin zum Dank für die mir erwiesene Gefälligkeit gerne bereit, Botschaften in's Jenseits zu übernehmen, ja im Rap-port mit Ihnen zu bleiben und selbst gelegentlich wieder zu erscheinen, sobald ich auf die richtige Art innig, wahr und aufrichtig gerufen werde.«

Man hatte ihn ruhig ausreden lassen unter Verschiedenartigem, aber gleich sichtbarem Eindruck seiner in einer kalten, schauererregenden Weise ausgesprochenen Worte, und während nur Nellingen eine Miene des Spottes annahm, blickten die Andern theils betreten, theils auffallend erschüttert, theils mit unverkennbarem Mitleiden in Rosenthal's bleiches, regungsloses Gesicht, ja Jeder ohne Ausnahme zuckte sichtbar zusammen, als er, sich hierauf langsam im Kreise wendend, Jedem seine trotz ihres Glanzes doch so todten Augen, zuwandte und dann, ohne ein Wort beizufügen, ohne ferner seine starren Blicke zur Seite zu wenden, der Thüre zuschritt, um hinter derselben zu verschwinden.

— — — — »Was war das eigentlich, meine Herren?« fragte der König sich im Kreise umschauend, — »habe ich denn geträumt, oder haben wir dieses Seltsame Alle mit wachen Sinnen erlebt — wohin wollen Sie, Graf Ferrner?«

»Wenigstens sehen, wo er — wo jene Erscheinung geblieben!« rief der Oberstjägermeister sich rasch der Thüre nähernd, doch hatte er dieselbe noch nicht erreicht, als der Haushofmeister, Herr Fackler, unter derselben mit allen Zeichen der Erregung auf seinem sonst so ruhigen Gesicht erschien.

»Haben Sie Herrn von Rosenthal gesehen?«

»Ja, gnädiger Herr, ich bin ihm sogar durch den Hof gefolgt bis zur Zugbrücke, dabei nach seinem Wagen spähend, um ihm beim Einsteigen behülflich zu sein. Nun, er glitt unaufhaltsam vor mir her wie ein Schatten, um auf der Zugbrücke in der völlig finsternen Nacht spurlos zu verschwinden.«

»Eure Majestät werden mir erlauben, in dieser seltsamen Angelegenheit einen Befehl zu geben.«

»Gewiß, lieber Graf Ferrner, und wir werden Ihnen Alle dankbar für jede Aufklärung sein.«

»So schicken Sie sogleich zwei vertraute Leute nach Morfeld zu Doktor Flinder,« befahl der Herr des Schlosses seinem Haushofmeister, »den Förster Kurt, der des Weges vollkommen kundig und ein zuverlässiger Mann ist, mit einem der Reitknechte. Der Förster soll persönlich mit Doktor Flinder reden und uns so bald als möglich Nachricht zurückbringen über das Befinden des Herrn von Rosenthal.«

Es war um die Mitternachtsstunde, als die Reiter zurückkehrten und der alte Förster Kurt gleich darauf in die Halle des Schlosses trat, wo sämtliche Herren in spärlicher und wenig gemüthlicher Unterhaltung noch immer an dem Kaminfeuer saßen, den Bericht erwartend, der aber trotz seiner Deutlichkeit die geheimnißvollen Schatten eher verdichtete als aufklärte.

»Herr Doktor Flinder,« so meldete der Förster, »läßt Eurer Excellenz seinen tiefsten Respekt vermelden und er würde selbst gekommen sein, wenn ihn nicht der Tod des Herrn von Rosenthal auf's Tiefste erschüttert hätte.

»Und wann ist er gestorben?« fragte der König sich hastig erhebend.

»Ganz genau vermochte der Herr Doktor es nicht anzugeben, da er leider in seinem Berufe abwesend war, nicht ahnend das so rasche Ende seines Kranken – jedenfalls sei aber Herr von Rosenthal, der sich in seinem Zimmer eingeschlossen gehabt, schon vor mehreren Stunden gestorben, ohne weder mündlich noch schriftlich den Versuch zu irgend einer Mittheilung gemacht zu haben. – – Herr von Rosenthal

lag auf seinem Bette im schwarzen Frack und weißer Halsbinde und neben ihm auf einem Tischchen stand ein halb geleertes Glas Wasser, sowie eine kleine leere Kapsel von Gold und Email. So habe ich ihn selbst gesehen,« schloß der Förster seinen Bericht, sich tief verbeugend.